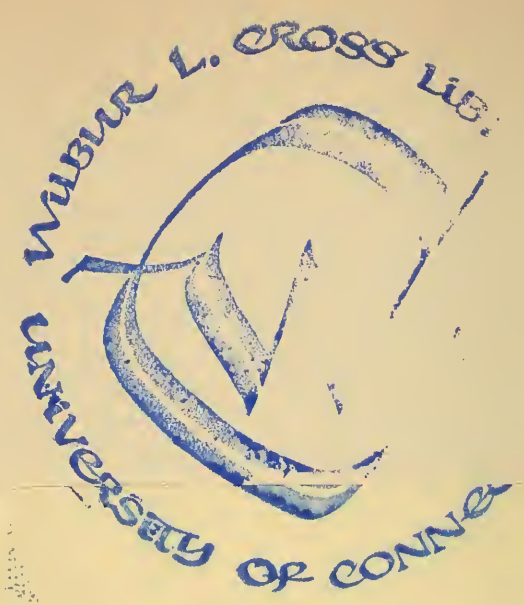
GREGOROVIUS



hbl, stx
DG427G82
Werke.
3 9153 00536775 2
DG/427/G82

GREGOROVIUS | WERKE

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Boston Library Consortium Member Libraries

http://www.archive.org/details/werke00greg

Das Parthenon in Athen.
Nach einem Gemälde von L. Dupré. Lithographie von C. Motte

Adolf

FERDINAND GREGOROVIUS

WERKE

MIT 120 ABBILDUNGEN AUF TAFELN

PAUL ARETZ VERLAG / G.M.B.H. / BERLIN

Copyright by Paul Aretz G. m. b. H., Berlin
Der Text dieser Ausgabe ist urheberrechtlich geschützt, auch nach Erlöschen der Schutzfrist für die Originalausgaben
Druck von Paul Schettlers Erben A. G., Köthen (Anhalt)

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Inhaltsverzeichnis V

Bilderverzeichnis VI

Vorwort XI

DIE GESCHICHTE DES RÖMISCHEN KAISERS HADRIAN UND SEINER ZEIT

Die Glanzzeit des antiken Roms 1

DIE GRABDENKMÄLER DER PÄPSTE 57

GESCHICHTE DER STADT ROM IM MITTELALTER

Die Kultur der Stadt Rom im X. Jahrhundert 139

Die Kultur der Stadt Rom im XIV. Jahrhundert 170

Die Kultur der Stadt Rom in der Renaissance 205

GESCHICHTE DER STADT ATHEN IM MITTELALTER

Die Kultur der Stadt Athen unter byzantinischer Herrschaft . . 261

WANDERJAHRE IN ITALIEN

Ravenna 335

Streifzug durch die Sabina und Umbrien 365

KORFU

Eine ionische Idylle 403

KORSIKA 458

KLEINE SCHRIFTEN ZUR GESCHICHTE DER KULTUR

Gumppenbergs Bericht vom „Sacco di Roma“ 486

Das antike und das moderne Rom 534

Die Villa Malta in Rom und ihre deutschen Erinnerungen . . 553

BILDERVERZEICHNIS

Seite

Das Parthenon in Athen. Nach einem Gemälde von L. Dupré. Lithographie von C. Motte . . . . . Titelbild

Theseustempel in Athen. Nach einem Gemälde von L. Dupré. Lithographie von Formentin XIV

Olympieion und Akropolis in Athen. Nach einem Gemälde von L. Dupré. Lithographie von C. Motte XV

Ansicht von Rom. Stahlstich XVI

Der Bogen des Janus Quadrifons in Rom XVI

Stadtplan des antiken Roms 1

Thermen des Claudius bei Rom 16

Kopf der Aphrodite Kallypigos. Neapel, Nationalmuseum 17

Statue des Hadrian. Olympia, Museum 20

Opfer an Apollo. Konstantinbogen, Rom 21

Der Leuchter aus dem Tempel in Jerusalem. Relief am Titusbogen, Rom 21

Büste des Hadrian. Rom, Vatikan 28

Liktoren und Senatoren. Relief. Rom, Vatikan 29

Das Hadrianstor in Athen 29

Junge Römerin. Rom, Thermenmuseum 32

Antinous, Relief. Rom, Vatikan 33

Antinous, Relief. Rom, Villa Albani 33

Olympieion in Athen 48

Neptuntempel in Rom, wahrscheinlich Hadrianeum 48

Antinous. Rom, Vatikan 49

Antinous. Rom, Lateran 49

Der Nil. Rom, Vatikan 56

Tauben-Mosaik aus der Villa Hadrians in Tivoli 56

Claudius und Messalina. Sardonyx-Cameo. Haag 56

Mosaik aus der Villa Hadrians in Tivoli 56

Vorhalle des Pantheons in Rom 57

Inneres des Pantheons. Nach einem Stich des 18. Jahrhunderts . . . 57

Das Grabmal Hadrians, jetzt Engelsburg 57

Tempel der Venus und Roma. Tivoli 57

Seite

Grabmal Papst Johanns XXIII. von Donatello. Florenz, Baptisterium 80

Papst Sixtus IV. und sein Bibliothekar Platina. Gemälde von Melozzo da Forli. Rom, Vatikan 81

Grabmal Papst Sixtus IV. von Pollajuolo. Rom, Peterskirche 96

Grabmal Papst Innocenz VIII. von Pollajuolo. Rom, Peterskirche . . 96

Papst Julius II. von Raffael (Ausschnitt). Florenz, Galleria Pitti . . 97

Papst Innocenz X. von Velasquez. Rom, Galleria Doria 112

Moses von Michel Angelo. Ausschnitt vom Juliergrab. Rom, S. Pietro in Vincoli 113

Papst Innocenz XI. Nach einem Stich von J. Gole 128

Grabmal Papst Benedikts XIV. von Pietro Braca. Rom, Peterskirche . 129

Grabmal Papst Clemens XII. von Giovanni Battisto Maini. Rom, S. Giovanni Laterano 129

Der Palatin in Rom. Rekonstruktion 144

Der Palatin. Gegenwärtiger Zustand 144

Das Septizonium. Nach einer Zeichnung von Marten von Heemskerck (16. Jahrh.) 145

Tempel der Fortuna virilis 145

Vesta-Tempel 145

Die Thermen des Claudius und S. Stefano Rotondo. Nach einem Stich von Montagù 160

Das Grabmal des Augustus. Nach einem Stich von Etienne du Pérac . 160

Die Trajanssäule i. J. 1603. Nach einer Zeichnung von Paul Brill . . 161

Piazza Colonna mit der Marc Aurel-Säule. Nach einem Stich von Montagù 161

Haus des Rienzo in Rom 164

S. Maria in Cosmedin 164

Benozzo Gozzoli, Ansicht von Rom auf dem Fresko: St. Augustinus reist von Rom nach Mailand 165

Michelino, Dante und sein Werk. Florenz, Dom 165

Thomas von Aquino. Nach einem Stich von Philippus Gallaeus . . . 172

Rom, St. Peter und der Vatikan am Anfang des 19. Jahrh. Nach einem Stich von Bartolomeo Pinelli 173

Der Vatikan. Nach einer Zeichnung von Marten von Heemskerck (16. Jahrh.) 173

Basilica di S. Paolo fuori le mura 176

S. Paolo, Kreuzgang 176

S. Paolo, Tabernakel 177

Seite

Basilica di S. Lorenzo fuori le mura 177

S. Giovanni in Laterano. Zeichnung von Marten von Heemskerck (16. Jahrh.) 192

Reste des Lateranischen Palastes mit Reiterstatue Marc Aurels. Zeichnung von Marten von Heemskerck (16. Jahrh.) 192

S. Maria Maggiore, Krönung Mariä. Mosaik von Turrita. Rom, Peterskirche 193

Giotto, Mosaik der Navicella. Rom, Peterskirche 193

Das Marcellus-Theater. Nach einem Stich von Etienne du Pérac . . . 196

Das Marcellus-Theater. Moderne Photographie 196

Das Forum im 16. Jahrhundert. Nach einer Zeichnung von Marten von Heemskerck 197

Das Forum im 18. Jahrhundert. Nach einem Stich von G. B. Piranesi . 197

Das Forum am Anfang des 19. Jahrhunderts. Nach einem Stich von Bartolomeo Pinelli 204

Grabmal der Cecilia Metella 205

Kapitolsplatz mit Senatorenpalast 205

Detail vom Nervatempel 208

Jacobus Sadoletus. Nach einem Stich von Philippus Gallaeus 209

Pietro Bembo. Nach einem Stich von Joos de Bosscher 209

Rafael, Ausschnitt aus einem Selbstbildnis. Florenz, Uffizien 224

Erasmus von Rotterdam. Nach einem Stich von Joos de Bosscher . . 225

Rafael, Papst Leo I. Rom, Vatikan 240

Rafael, Befreiung Petri aus dem Kerker. Rom, Vatikan 241

Rafael, Der Parnaß. Rom, Vatikan 241

Rafael, Galatea. Villa Farnesina 256

Rafael, Brand des Borgo. Rom, Vatikan 257

Ansicht von Rom 260

Giulio Romano, Krönung Karls des Großen. Rom, Vatikan 261

Die Akropolis in Athen. Nach einem Gemälde von L. Dupré. Lithographie von C. Motte 268

Die Akropolis. Nach einem Gemälde von L. Dupré. Lithographie von C. Motte 269

Das Parthenon. Nach einer Lithographie aus der Mitte des 19. Jahrh. 272

Die Propyläen. Nach einer Lithographie aus der Mitte des 19. Jahrh. . 273

Das Erechtheion auf der Akropolis 288

Seite

Das Erechtheion 289
Tempel der Athena Nike auf der Akropolis 304
Figur vom Erechtheion 305
Athena Farnese. Athen, Nationalmuseum 320
Athena Parthenos. Athen, Nationalmuseum 320
Thessalische Landschaft. Nach einem Gemälde von L. Dupré. Lithographie von C. Motte 320
Beschießung von Athen. Zeitgenössischer Stich 321
Grabmal der Galla Placidia in Ravenna 336
Grabmal des Theoderich in Ravenna 336
Kaiser Justinian mit Gefolge. Mosaik. Ravenna, S. Vitale 337
Kaiserin Theodora mit Gefolge. Mosaik. Ravenna, S. Vitale 337
S. Apollinare Nuovo. Ravenna 352
Inneres von S. Apollinare Nuovo. Ravenna 353
Inneres von S. Apollinare in Classe. Ravenna 353
Stadtplan von Terni 368
Stadtbrunnen von Nicolo Pisano. Perugia 368
Der Dom von Spoleto 369
Ponte delle Torri in Spoleto 369
Tor des Kaisers Augustus in Perugia 384
S. Bernardino in Perugia 384
Der Dom in Perugia 385
Palazzo Comunale in Perugia 385
Ansicht von Korfu. Nach einem alten Stich 416
Korfu im 16. Jahrhundert. Nach einem Stich von Girolamo Porro . . 417
Ansicht von Korfu. Nach einem Stich von A. Meyer 417
Venedig. Piazzetta. Nach einem Stich von Lodovico Pozoserato . . . 432
Bucintoro. Nach einem alten Stich 433
Ajaccio. Nach einer Lithographie von G. Engelmann 464
Korsika im 16. Jahrhundert. Nach einem Stich von Girolamo Porro . 465
Golf von Ajaccio. Nach einer Lithographie von G. Engelmann . . . 465
Hafen von Bastia. Nach einer Lithographie von G. Engelmann . . . 480
Corte. Nach einer Lithographie von G. Engelmann 481
Hafen von Macinaja. Nach einer Lithographie von G. Engelmann . . 481

VORWORT

Mit vorliegendem Werke hat sich der Verlag die Aufgabe gestellt, die bedeutendsten kulturhistorischen Schriften Gregorovius neu herauszugeben. Die zum Teil seit den ersten Auflagen nicht mehr gedruckten Aufsätze und Abhandlungen geben ein anschauliches Bild der großen abendländischen Kulturentwicklung seit der Zeit der klassischen Antike. Mag auch das Hauptwerk Gregorovius seine „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" sein und damit der Schwerpunkt seines Schaffens auf dem Gebiete der italienischen Geschichte und Kultur des Mittelalters liegen, so hat er dennoch auch mit seinem Werk über Kaiser Hadrian für die Erforschung der Antike Unvergängliches geleistet. Mit dem klaren Blicke des modernen Menschen hat er in seinen „Wanderjahren in Italien", in „Korfu" und „Korsika" Vergangenheit und Gegenwart richtig zu trennen vermocht, und so müssen gerade diese Schriften mit ihrer Unzahl persönlicher Erlebnisse und Schilderungen von Land und Leuten für den Leser von heute von Interesse sein. —

Diese Schriften veranschaulichen die Entwicklung der Kultur in dem Zeitraum von fast zwei Jahrtausenden, vom römischen Kaiser Hadrian bis zur neuen Einigung Italiens.

Den Höhepunkt des Glanzes Roms bildete die Regierung Trajans und Hadrians. Mit unnachahmlicher Ausdruckskraft zaubert uns Gregorovius das Bild Hadrians, des geistig hochbedeutenden Kaisers, vor Augen. Innerlich mehr Grieche als Römer, schien dieser Herrscher eine restlose Verschmelzung griechischer Feinnervigkeit mit der Robustheit und Klarheit im römischen Denken herbeiführen zu wollen. Aber schon ahnen wir in dieser überfeinerten Kultur eine Zeit, die die alten Idole verwirft und sich allein vor dem Stuhle Petri beugt. Dessen einzig dastehende Anziehungskraft weiß Gregorovius in seinen „Grabdenkmälern der Römischen Päpste" meisterhaft zu schildern. Der Titel der Schrift könnte irreführen: es ist nicht bloß eine Beschreibung der Papstgräber, sondern von diesen aus-

gehend, läßt Gregorovius die Geschichte des Papsttums von seinen Anfängen bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts an uns vorüberziehen.

Drei Kapitel aus der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter", die kulturgeschichtlich interessantesten, schildern Rom im 10., 14. und 16. Jahrhundert. Das Rom des 10. Jahrhunderts ist nur mehr ein Schatten seiner einstigen Größe; Parteihader und fortwährende Kriege haben die einstige Hauptstadt der Welt zum Spielball der Völker werden lassen, und weder geistige Kräfte sind am Werk, noch künstlerische Taten geschehen. Erst zu Anfang des 14. Jahrhunderts beginnt Rom aus seiner Lethargie zu erwachen, das Jubeljahr 1300 scheint eine neue Blüte in der Geschichte der „Ewigen Stadt" einzuleiten. Aber erst das 16. Jahrhundert, das Rom Julius II. und Leos X., bildet den Inbegriff dieses neuen Zeitalters, das wir als Renaissance zu bezeichnen gewohnt sind. Künstler wie Rafael und Michelangelo, Gelehrte und Schriftsteller ohne Zahl zieht der Hof dieser großen Renaissancepäpste an sich. Rom ist wieder wie vor anderthalb Jahrtausenden der geistige Mittelpunkt der Welt. Den unmittelbar darauffolgenden Sturz in Plünderung und Verwüstung schildert uns der aus den „Kleinen Schriften" entnommene Bericht Gumppenbergs über den „Sacco di Roma".

Die aus der „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter" gebrachten Anfangskapitel bilden ein geschlossenes Ganzes, das man eine Fortsetzung zur „Geschichte des Kaisers Hadrian" nennen könnte. Hier sind die furchtbaren Schicksale Athens geschildert, wie die Völkerwanderung über die Stadt hinwegbraust und die Byzantiner, die sich als die Erben Roms fühlen, die Stadt in immer tiefere Bedeutungslosigkeit sinken lassen.

„Ravenna", eine der schönsten Studien aus den „Wanderjahren in Italien", ist die Geschichte des byzantinischen Einflusses auf die schon in Umwandlung begriffene antike Kultur Italiens. — Der „Streifzug durch Sabina und Umbrien" führt uns wieder durch Gegenden, die erst im hohen Mittelalter selbständige Bedeutung erlangten. Zwischen Rom und Toskana liegend, haben sie das innerste Wesen beider Nachbarn gleich-

mäßig in sich aufgenommen, und noch heute bewahren sie den Charakter eines kulturellen Übergangsgebietes. Die Schilderung Spoletos, Ternis, Perugias führt uns den Geist mittelalterlicher italienischer Kleinstaaterei vor Augen, entstanden unter dem Eindruck der kommenden Einigung.

Ein Reisebericht von höchstem Werte ist „Korsika". Als Heimatland des „Großen Korsen", Napoleons, übte diese Insel stärkste Wirkung auf Gregorovius aus, der als Historiker im napoleonischen Zeitalter die Parallelen zur Antike suchen mußte. Diesen Aufenthalt auf der von moderner Zivilisation noch unberührten Insel, wo sich der Mensch der Natur näher fühlt als sonstwo, zählte Gregorovius zu den schönsten Zeiten seines Lebens.

Griechische Landschaft erlebte und schilderte er noch einmal in „Korfu", das vollständig wiedergegeben ist. Der Schauplatz der „Odyssee" war jahrhundertelang venezianischer Stützpunkt, nahm venezianische Kultur in sich auf, ohne sich von der jahrtausendalten Vergangenheit losreißen zu können. Griechenlands Befreiung von türkischer Herrschaft läßt den Autor für neues hellenisches Leben Hoffnung hegen.

Aus den „Kleinen Schriften zur Geschichte der Kultur" wurden die drei Aufsätze „Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma", „Der Umbau Roms" und „Die Villa Malta in Rom" ausgewählt. Gumppenbergs Bericht ist der sinngemäße Abschluß der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter". — „Der Umbau Roms" behandelt ein aktuelles Thema: das jahrhundertelange Niederreißen alter Bauwerke ließ das mittelalterliche Rom immer mehr verschwinden. Erst die Gegenwart schuf da Wandel und sucht manches Übel auszumerzen. Nicht ungehört verhallt Gregorovius Warnungsruf! — Den Abschluß bildet der Aufsatz „Die Villa Malta in Rom", ein gerade uns Deutschen an Erinnerungen reicher Ort. Kaum einer der großen Deutschen, die im 18. und 19. Jahrhundert nach Rom pilgerten, versäumte, die Schwelle dieses römischen Hauses zu überschreiten, aufzufassen vielleicht als ein Symbol tausendjähriger Geschichte und Schicksalsgemeinschaft Deutschlands und Italiens.

Durch diese Zusammenstellung der kulturgeschichtlich wertvollsten Schriften des großen deutschen Historikers ist ein geschlossenes Ganze entstanden. Keine zusammenhängende Darstellung des weltgeschichtlichen Geschehens, sondern Bilder des kulturellen Schaffens des Abendlandes in den Zeiten der Größe und des Verfalls.

Ein reiches Bildmaterial, darunter eine ganze Reihe unbekannter Illustrationen bilden eine unentbehrliche Ergänzung der Darstellung des großen Gelehrten.

Theseustempel in Athen. Nach einem Gemälde von L. Dupré. Lithographie von Formentin

Olympieion und Akropolis in Athen. Nach einem Gemälde von L. Dupré. Lithographie von C. Motte

GREGOROVIUS | WERKE

Ansicht von Rom. Stahlstich

Der Bogen des Janus Quadrifons in Rom

Stadtplan des antiken Roms

GESCHICHTE DES RÖMISCHEN KAISERS HADRIAN UND SEINER ZEIT

*

DIE GLANZZEIT DES ANTIKEN ROMS

DAS RÖMISCHE REICH

So gewaltig ist der Eindruck der Kulturfülle und Majestät des römischen Reiches in jenem Zeitraum gewesen, den man die glücklichste Epoche der Menschheit genannt hat, daß Römer und Griechen beredter als die Philosophen der späten Nachwelt seine Herrlichkeit gepriesen haben. Schon Plinius rief, sobald er an die Beschreibung Italiens kam, die begeisterten Worte aus: „Ich rede von einem Lande, das die Ernährerin und Mutter aller Länder ist, welches die Götter erwählt haben, um die getrennten Reiche zu vereinigen, die Sitten zu mildern, die Sprachen vieler roher Völker zu einer gemeinsamen zu verbinden, die Menschen Bildung und Geselligkeit zu lehren, kurz um das eine Vaterland aller Völker des Erdkreises zu werden."

Nicht minder enthusiastisch als der Römer Plinius hat der Grieche Aristides die Herrlichkeit des Reiches gefeiert. Seine Lobrede auf Rom ist eine pomphafte Stilübung höfischer Schmeichelei, aber sie spricht Tatsachen und Überzeugungen aus, die dem Zeitalter selbst angehören. „Die Besiegten", so sagte dieser gefeierte Redner zur Zeit Marc Aurels, „beneiden und hassen nicht die Siegerin Rom. Sie vergaßen bereits, daß sie einst selbständig gewesen sind, da sie sich im Genusse aller Güter des Friedens befinden und an allen Ehren ohne Unterschied teilhaben. Die Städte des Reiches strahlen von Anmut und Schönheit, und die ganze Erde ist wie ein Garten geschmückt. Nur Menschen, die außerhalb der römischen Herrschaft leben, sind beklagenswert, wenn es solche überhaupt gibt. Die Erde ist durch die Römer zur Heimat aller gemacht worden. Der Hellene wie der Barbar kann überall frei umhergehen wie von Vaterland zu Vaterland; nicht schrecken uns mehr die kilikischen Pässe, noch die Sandwüsten Arabiens, noch die Bar-

barenhorden, sondern zur Sicherheit genügt es, Römer zu sein. Die Römer haben den Spruch Homers tatsächlich wahrgemacht, daß die Erde allen gemeinsam ist. Sie haben den ganzen bewohnten Kosmos ausgemessen, die Flüsse überbrückt, die Berge zu Straßen abgegraben, die Wüsten durch Ortschaften bewohnbar gemacht und durch Sitte und Gesetz die Welt geregelt."

Noch ein halbes Jahrhundert nach Aristides konnte der Afrikaner Tertullian sich so über das römische Reich aussprechen: „Die Welt ist mit allem ausgerüstet, sie kultiviert sich täglich mehr, sie ist an Wissen reicher als in der Vorzeit. Alles ist zugänglich, alles bekannt, alles voll Geschäftigkeit. Einst furchtbare Einöden sind von schönen Landgütern bedeckt; Saatgefilde haben die Wälder, Herden die reißenden Tiere verdrängt. Getreide sprießt im Wüstensande, die Felsen werden bepflanzt, die Sümpfe trockengelegt. Es gibt so viel Städte als ehedem Häuser. Nicht starrende Inseln, nicht Klippen flößen mehr Schrecken ein; überall ist Wohnung, überall Volk, überall Staat, überall Leben." Das Menschengeschlecht, so sagt derselbe Kirchenvater, ist so zahlreich, daß es der Welt schon zur Last wird. Er fürchtet, wie ein Chinese, oder wie heute wir Deutsche, die Übervölkerung, für welche die Natur nicht mehr ausreiche, und deshalb betrachtet er Pest, Hungersnot, Kriege und Erdbeben als notwendige Mittel der Erleichterung.

Zur Zeit Hadrians erstreckte sich das Römerreich vom Atlantischen Ozean bis zum Euphrat, von Schottland bis an den Atlas und die Katarakte des Nils. Es umfaßte etwa 90 Millionen Menschen. Nicht seine Bevölkerungszahl, noch sein Umfang können es für uns staunenswert machen, denn die geographische Ausdehnung der russischen wie der britischen Herrschaft übertrifft die des Römerreichs. Nur eins erhebt es weit über alle antiken und modernen Staaten der Welt; daß es die edelsten Kulturvölker, die schönsten Länder und die ruhmvollsten Städte der Erde alle zusammen in sich begriffen hat und demnach die geschichtliche Summe des antiken Lebens selber gewesen ist. Um das Becken des Mittelmeers hatte sich die Geschichte der Völker in den mannigfachsten Staatenbildungen abgelagert. Sie alle schloß das zentrale Rom in ein Reich zusammen, und wenn die Römer aus unersättlichem Vergrößerungstriebe die Grenzen ihres Staates in immer größeren Ringen auch zu den Germanen, den Briten, Slawen und Arabern ausdehnten, so gewannen sie dadurch die vorgeschobenen Bollwerke, welche den Schatz jener alten Mittelmeerländer vor dem Einbruch der Barbaren schirmten.

Die Kultur des Reiches war das aufgesammelte Ergebnis alles dessen, was die antike Menschheit an Wissenschaften und Künsten, an politischen und sozialen Formen erzeugt hatte, und diese Schöpfungen gehörten wesentlich den drei großen Sprach- und Völkergruppen der geschichtlichen Welt an. Die Semiten freilich waren mit dem Falle ihrer Staaten in Asien und Afrika politisch untergegangen, aber aus dem Judentum hatte sich eine neue Religion erhoben, welche das Reich zu durchdringen und umzugestalten begann. Römer und Hellenen dagegen waren die gebietenden Völker der zivilisierten Welt, jene als die Herrscher und Gesetzgeber, diese durch ihre Bildungsmacht. Sie hatten das Reich auch geographisch in zwei Sprachgebiete so unter sich geteilt, daß der Orient griechisch, der Okzident römisch war. Zugleich waren beide Idiome vermittelnde Weltsprachen, die jeder Gebildete in Rom wie an der Themse, am Nil wie am Euphrat verstand.

Verwaltung, Heerwesen, Recht und Bildung setzten das Gefüge zusammen, in welchem der Organismus des Reiches ruhte, während es seiner politischen Einheit nur in der Zentralgewalt des Kaisers sich bewußt war. Denn trotz aller Gleichmäßigkeit der Regierung trennten Religionen und Sprachen, Landesart und Geschichte die Völker des Reiches voneinander. Der griechische Osten ließ sich nicht romanisieren wie die von Rom aufgesogenen Kelten, Dazier und Thraker des Westens. Die Scheidung des Orients und Okzidents blieb so tief geschichtlich und so naturgemäß, daß früher oder später das römische Reich in diese zwei Hälften zerfallen mußte. Auch zur Zeit Hadrians, wo der mächtig aufstrebende Hellenismus das geistige Übergewicht im Reiche besaß, regte sich die Reaktion des lateinischen Bewußtseins gegen das Griechentum. Es ist sehr bedeutungsvoll, was Florus, der Freund dieses Kaisers, ein Dichter aus dem ganz romanisierten Afrika, in einem Epigramm gesagt hat:

Flieh die überseeischen Sitten, sie sind tausendfacher Lug,
In der weiten Welt lebt niemand würd'ger als der Bürger Roms,
Drum ist lieber mir ein Cato als dreihundert Sokrates.

Während Altgriechenland zu einem antiquarischen Museum geworden war, von dessen Schätzen Pausanias bald nach Hadrian das Inventarium aufnahm, strömte aus dem hellenistischen Asien und Ägypten fortdauernd neuer Lebensgeist nach Rom und dem Abendlande. Die Kunst, die Literatur, die Philosophie, die neuen Religionen kamen von dort her. Aber der römische Staatsgedanke war noch immer machtvoll genug, nicht allein diese

Einflüsse zu beherrschen, sondern überhaupt zu verhüten, daß die westöstlichen Gegensätze der Welt feindlich auseinanderfielen. Dies ist eine der größten Tatsachen der Geschichte Roms gewesen. Denn das Reich selbst war so mechanisch zusammengesetzt, daß ihm Teile zugefügt oder genommen werden konnten, ohne sein Wesen merklich zu ändern. Es war ein Bundesstaat von vielerlei Völkern: es hat nie den Charakter einer modernen Monarchie gehabt, wie etwa England und Frankreich. Als ein antiker Organismus beruhte das Römerreich, die große Republik der zivilisierten Erde, auf der Besonderheit sich selbstverwaltender Städte und Gemeinden, auch nachdem ehemals freie Länder zu Provinzen oder Regierungsbezirken Roms geworden waren.

DIE PROVINZEN DES REICHES, IHRE VERWALTUNG, IHR VERHÄLTNIS ZUR ZENTRALGEWALT. IHRE FRIEDLICHE KULTURENTWICKLUNG. DIE SKLAVEREI

Das Verhältnis der von Rom eroberten Länder zur Zentralgewalt hatte Augustus im Jahre 27 v. Chr. geregelt, indem er alle Provinzen des Reiches, welche in den letzten Zeiten der Republik sieben konsularische oder kriegerische und acht friedliche, prätorische, umfaßt hatten, in kaiserliche und senatorische teilte. Diejenigen, welche keine Kriegsmacht erforderten, gab er dem Senat zur Verwaltung. Er selbst behielt alle anderen, worin es starker Besatzungen bedurfte, wie die Länder am Rhein, an der Donau und am Euphrat. Unter seinen Nachfolgern vermehrte sich die Zahl der Provinzen durch Eroberung oder durch Teilung größerer Landgebiete, so daß es zur Zeit der Thronbesteigung Hadrians deren 45 gab, von denen nur neun dem Senat gehörten.

Die Kriegsmacht der 30 Legionen, welche das Reich schützte, war an dessen Grenzen, nicht im Innern aufgestellt. In ganz Italien standen keine Truppen. Gallien hatte nur eine Garnison von 1200 Mann in Lyon (cohors I Flavia urbana); Ägypten deckten nur zwei, dann nur eine Legion. In keiner einzigen der fünfhundert Städte Asiens wurde ein Soldat gesehen. Die Seemacht Roms beschränkte sich auf die Flotten zu Ravenna und Misenum, im Pontus Euxinus, in der Nordsee, auf der Donau und dem Euphrat, und auf wenige andere Stationen. 350 000 Mann römischer Bürger und Hilfstruppen reichten aus, diesem ungeheuern Reich die Ruhe zu sichern, während heute Europa allein unter der Last von Millionen im Frieden bewaffneter

Krieger seufzen muß. Die geringe Stärke des Heeres gibt vielleicht dem römischen Reich das größte Recht auf Bewunderung, und sie erklärt auch die Fülle der öffentlichen Werke des Gemeinnutzens in ihm, den Wohlstand schön geschmückter Städte und die Blüte des allgemeinen Verkehrs.

Der Kaiser hatte also dem Senat die Militärmacht entzogen, während es schien, als habe er aus Großherzigkeit nichts für sich behalten als Lasten und Gefahren. In Wirklichkeit hatte er auch die „Provinzen des Senats und Volks" in seiner Gewalt, da alle Prokonsuln und Proprätoren unter seiner das ganze Reich umfassenden prokonsularischen Befugnis standen.

Die Statthalter für die Provinzen des Senats wurden aus dessen Mitte jährlich unter Konsularen und Prätoren gewählt. Sie führten im allgemeinen den Titel „Prokonsul". Im Range gingen sie den kaiserlichen Legaten voran. Sie hatten zehn oder zwölf Liktoren. Ein glänzender Hof umgab sie, dessen Erhaltung der Provinz zur Last fiel. Aber sie besaßen keine militärische Gewalt, also auch nicht das Jus gladii, doch hatten sie gegen Provinzialen das Urteil über Leben und Tod. Die letzten Reste jener Tyrannei, welche die Prokonsuln zur Zeit der Republik in den Provinzen ausübten, konnten unter den Kaisern wohl noch hier und da zutage treten, doch nicht mehr so furchtbare Folgen haben. Nichts aber gab der Monarchie ein stärkeres Ansehen, als die unleugbare Tatsache, daß die kaiserlichen Provinzen die am besten verwalteten und am wenigsten bedrückten waren.

Ihre Statthalter (legati Augusti pro praetore, legate praetorii) wurden vom Kaiser selbst gewählt, gewöhnlich aus Konsularen oder Exprätoren, sogar aus gewesenen Ädilen und Quästoren. Sie blieben nach seinem Gutdünken kürzere oder längere Zeit, meist drei und mehr Jahre auf ihrem Posten. Ihr Rang war geringer als jener der Prokonsuln; sie hatten nur fünf Liktoren; aber ihre Gewalt war größer, da sie sich sowohl über Provinzialen als römische Bürger ausdehnte. Sie besaßen die höchste Zivil- und Militärmacht in der Provinz. Sie sprachen in ihrer Residenz und in den Konventen oder Gerichtssprengeln Recht. Legaten oder Legionen und Legati juridici, welche der Kaiser ernannte, standen ihnen zur Seite. Da sie vom Kaiser überwacht wurden und seine Befehle auszuführen hatten, konnten sie in der Provinz nicht mehr als Despoten schalten. Gegen Erpressungen sollte auch die Besoldung schützen, die für die kaiserlichen bis zu 200 000, für die senatorischen Statthalter bis zu einer Million Sesterzien stieg.

Das Finanzwesen verwalteten Quästoren in den Provinzen

des Senats und Prokuratoren in denen des Kaisers, und dieser schickte solche auch in die Senatsprovinzen, wo sie unabhängig vom Prokonsul Abgaben erhoben, welche in den Fiskus flossen. Sie hatten nur nach Umständen Jurisdiktion und erhöhte Gewalt, doch regierten Judäa, Mauretanien, Thracien und andere kleinere Länder Prokuratoren, die auch die vollständige Landesverwaltung besaßen.

Die Finanzbeamten gehörten dem Ritterstande an, oder sie waren Freigelassene des Kaisers, die ein so einträgliches Amt nicht immer uneigennützig führten. Hadrian, der seinen Freigelassenen nichts einräumte, bestrafte schuldige Verwalter mit Strenge.

Die Provinzialsteuer bestand in dem Kopfgelde (tributum capitis), einer Abgabe von dem Vermögen, und im Grundzins (vectigal), von welchem jeder mit italischem Recht begabte Boden befreit war. Die Grundsteuer wurde meist in barem festgestellt, nachdem Augustus begonnen hatte, die Grundstücke zu vermessen. Hierzu kamen die verpachteten Zölle, Einfuhr- und Ausfuhrsteuern, Hafengefälle, Wege- und Brückengelder. Der ganze Staatshaushalt, die Ausgaben für das Militär, dessen Budget schon unter Augustus 90 Millionen Mark betrug, die Besoldung der Provinzialbeamten, die Getreidespenden, das Post- und Straßenwesen und die öffentlichen Bauten wurden von den Provinzen aufgebracht. So floß mehr Geld aus ihnen als in sie hinein, während die Masse römischer Beamten, die Versetzung der Eingeborenen als Soldaten in fremde Länder, die lateinische Sprache bei Gerichtsverhandlungen viel dazu beitrugen, Provinzen ohne eigene Kultur zu romanisieren.

Die Einkünfte der senatorischen Provinzen flossen gemäß der Anordnung des Augustus in das Ärarium, den Staatsschatz, die der cäsarischen in den Fiskus, den der Procurator a rationibus als Finanzminister verwaltete. Beide Kassen blieben lange Zeit nebeneinander bestehen. Noch Marc Aurel anerkannte das Recht des Senats, über das Ärarium zu verfügen, und selbst noch im 3. Jahrhundert haben Prokonsuln in den senatorischen Provinzen Tribute erhoben.

Indes lag es in der Natur des Prinzipats, daß er seine Macht auch in der finanziellen Sphäre des Senats allmählich zur Geltung brachte, so daß die Bedeutung des Äariums verschwand. Hadrian setzte eine neue Behörde, die Advocati fisci ein, welche in den Provinzen die Rechte der kaiserlichen Kasse vor den Gerichten vertraten. So beugte er dem Unterschleif und der unrechtmäßigen Aneignung von Staatsgut vor.

Es gab Länder, die der Kaiser für sich selbst beanspruchte und durch Prokuratoren verwalten ließ. So war Ägypten von Octavian nach seinem Siege über Antonius zu seinem Hausbesitz gemacht worden. Die Kaiser schickten dorthin ihre Vizekönige mit dem bescheidenen Titel praefectus, die den Prokuratoren kleiner Provinzen gleichstanden, wie die Alpes maritimae und Cottiae, Rhaetia und Noricum, und auch diese Länder waren kaiserlich.

Die tiefen Schatten, die das Römerreich über die von ihm umfaßten Völker warf, waren der Verlust ihrer politischen Selbständigkeit, welcher ihnen mit der Zeit auch die Kraft der Selbsterhaltung raubte, und die bureaukratische Maschinerie des Despotismus, die das nationale Leben vollends erstickte, während das Heil der unterworfenen Völker im Grunde von der zufälligen Gesinnung des Monarchen abhängig blieb. Das Ende war nach einem Jahrhundert des Glücks unter der Adoptivfamilie des Nerva die sich steigernde Satrapenwirtschaft, die Verarmung und der Verfall der Nationalgeister. Indes im 2. Jahrhundert waren diese Übel noch nicht so fühlbar, und den Untergang der Freiheit einst großer, aber schon erschöpfter Kulturländer konnte die Monarchie wenigstens durch deren Teilnahme an einer allgemeinen Wohlfahrt und gesetzlichen Ordnung entschädigen.

Die Bewegung des Verkehrs war so unbeschränkt, wie sie es seit dem Falle Roms nie mehr gewesen ist. Eine und dieselbe Münze hatte von den Säulen des Herkules bis zum Euphrat Geltung. Das große System der Kunststraßen umfaßte das ganze Reich und verband alle seine Provinzen miteinander. Die Reichspost (cursus vehicularius oder publicus) war schon von Augustus eingeführt worden. Sie diente freilich nur ausnahmsweise dem Privatverkehr, im allgemeinen nur den Staatszwecken und der Person des Kaisers. Dieser mißbrauchte oft sein Recht, so daß die Reichspost für Italien und die Provinzen eine drückende Last wurde. Man kann sie mit dem lästigen Fodrum der römischen Kaiser im Mittelalter vergleichen, wenn sie auf ihren Romfahrten Italien durchzogen und brandschatzten. Nerva befreite zuerst Italien, und Septimius Severus auch die Provinzen von der Verpflichtung, die Reichspost zu unterhalten. Aber auch von Hadrian wird berichtet, daß er sie auf den Fiskus übertrug, und zwar in allen Provinzen des Reiches. Kein Kaiser konnte so viel Veranlassung haben, diese Anstalt zweckmäßig einzurichten, als er, der große Reisende. Er setzte eine Oberpostdirektion in Rom ein unter dem Titel praefectus vehiculorum.

Die Verbindung zu Wasser war nicht weniger erleichtert. Von Ostia fuhr man in sieben Tagen nach Gibraltar, in zehn nach Alexandria. Der Welthandel stand nie in größerer Blüte. Die Stadt Rom allein bezeugt das; denn hier strömten die Produkte aller drei Weltteile auf den Markt, und „was nur die Jahreszeiten und Himmelsstriche, die Flüsse und Seen, die Künste der Hellenen und Barbaren hervorbrachten, das wurde aus jedem Lande und jedem Meere dorthin geführt". Der Orient entsandte seine Schätze, selbst die des entlegenen Indiens durch armenische Kaufleute an das Schwarze Meer, nach Dioscurias und an den Phasis. Handelsstädte wie Ephesus, Smyrna und Apamea vereinigten die Waren Babyloniens, Persiens, Indiens auf ihren Märkten. Aus den Häfen Arabiens und des Roten Meeres kamen sie auf dem Nil nach Alexandria. Myos Hormos entsandte jährlich Flotten nach Indien und Ceylon, und diese kehrten im Januar zurück.

Freilich verzichteten die Provinzen darauf, noch etwas durch sich selbst zu gelten. Ihr nationaler Zusammenhang war aufgelöst und künstlich in Gemeindewesen und Gerichtssprengel zersplittert. Ihre alten Bündnisse waren abgeschafft; denn überall, wo Rom Eroberungen gemacht hatte, beeilte sich der Senat, solche Konföderationen aufzuheben. Zwar besaßen die Provinzen das Recht, für gemeinsame Angelegenheiten Vereine von Städten zu bilden und sogar Abgeordnete zu einem Landtage zu versammeln, der unter dem Vorsitze des Oberpriesters jährlich in dem Hauptort zusammentrat (commune, concilium, oder κοινόν im Orient); wenn aber auch diese Provinzialparlamente über die Statthalter Beschwerden aufnehmen und sie durch Gesandte an den Kaiser bringen durften, so war es ihnen doch nicht erlaubt, über innere Verwaltungsangelegenheiten zu beraten. Ihr wesentlicher Zweck war, Bestimmungen zu treffen über gemeinsame Opfer und Festspiele. Denn der Mittelpunkt des provinzialen Lebens war jetzt der Altar des Genius Roms und des Augustus, oder der Tempel seiner vergötterten Nachfolger. Tarraco hatte zu allererst von Octavian die Ehre erbeten, ihm einen Altar zu errichten, und das Beispiel dieser niedrigen Schmeichelei ahmten andere Provinzen nach. Die Provinziallandtage im Reiche dienten daher im ganzen nur zur Befestigung des Gehorsams gegen das Kaisertum, das mit dem Nimbus der Religion umgeben wurde.

Für Länder, die der Freiheit nicht mehr fähig waren, ist trotzdem die römische Regierung segensreich gewesen. Sie schützte sie vor Bürgerkriegen, welche sie zerfleischt hatten, als sie noch in kleine Staatswesen voll Ehrgeiz und Eifersucht zer-

splittert waren. Zu seiner Zeit sagt Plutarch von Griechenland: „Jetzt herrscht hier voller Frieden und Ruhe; es gibt keine Kriegszüge, Exile und Revolutionen mehr, noch Tyrannenherrschaften, noch andere Übel der Hellenen." Er hätte freilich hinzusetzen können, daß es auch kein politisches und geistig schöpferisches Leben mehr in seinem Vaterlande gab. Denn die Republiken in Hellas sind wie die späteren Italiens in Künsten des Friedens groß gewesen gerade unter dem Waffenlärm des Krieges und dem Tumult der Revolutionen. Aber diese Blütezeit der kleinen Aristokratien und Demokratien war abgelaufen. An die Stelle der lokalen Leidenschaften war die Weltgeschichte, an die Stelle von Stadt und Stamm die Menschheit getreten. Plinius konnte die „unendliche Herrlichkeit des römischen Friedens" preisen, der die entferntesten Länder und ihre Produkte zu einem Gemeingut aller gemacht habe. Länder, die zur Zeit der Republik halb verödet waren, blühten im Frieden wieder auf, wie Spanien, Gallien und Afrika. Asien und Syrien erlebten ihre letzte glückliche Zeit. Ganze Landstriche Asiens wurden dem Nomadentum durch die Römer entrissen, und erst die Sarazenen haben dort die Barbarei des Beduinenwesens wieder zurückgebracht.

Das Glück der friedlichen Entwicklung der Provinzen unter einer gerechten Regierung ist daher nicht zu unterschätzen, und es bleibt wahr, was Aristides und nach ihm Gibbon gesagt haben, daß der Gehorsam der Welt gegen Rom ein freiwilliger geworden war. Nur unter den Barbaren an den Grenzen lebte noch der aus den alten Kulturstaaten verbannte Sinn der Freiheit. Mit einem Seufzer hat deshalb Tacitus auf die Germanen geblickt. Dem kosmopolitischen Organismus des Reiches sich einzufügen und aus ihm neue Quellen des Lebens zu ziehen, mußte das Bestreben auch der hochgebildetsten Völker sein, welche Rom mit Waffengewalt unterworfen hatte. Sie ergaben sich in ihr Los um so mehr, als das im ganzen weise Regierungsprinzip der Monarchie ihre heimische Religion und Verfassung achtete. Sie hatten jedem Widerstande gegen die römische Herrschaft entsagt, oder ihr Kampf mit dieser bestand nur in dem Bemühen, sich in allen politischen und bürgerlichen Rechten den Römern gleichzusetzen. Die Provinzen selbst des Abendlandes wetteiferten bereits mit Rom durch ihre Bildung und die Menge einheimischer Talente. Sie bereicherten die römische Literatur mit glänzenden Namen in jedem Zweige des Wissens, sogar in der Jurisprudenz. Spanien, Gallien, Afrika, Illyricum gaben mit der Zeit dem römischen Staat große Feldherren und auch Kaiser.

Rom zivilisierte den Westen und vollendete im Osten das Werk Alexanders des Großen.

Die Monarchie hob allmählich die rechtlichen Schranken zwischen den beherrschten Ländern und der herrschenden Stadt auf. Schon Mäcenas hatte Octavian geraten, den Provinzen gleiche Rechte und Gesetze zu geben und allen Bürgern gleiche Steuern aufzulegen. In der ersten Stunde der Monarchie war demnach als ihr Ziel die Gleichheit aller Nationen erkannt worden. Nicht nur Städten, sondern Ländern haben die Kaiser das latinische und römische Recht erteilt. Ganz Spanien hatte von Vespasian die Latinität erhalten; Hadrian gab sie der Provinz Narbonensis, und er schenkte dem ganzen oberen Pannonien das Bürgerrecht. Wenn er hier nur dem Beispiele seiner Vorgänger zu folgen schien, so hat doch kein Kaiser vor ihm im allgemeinen den Provinzialen die Erlangung einer gesetzlichen Stellung im Organismus des Reiches durch die Gleichberechtigung mit Rom so sehr erleichtert. Der Titel „Mehrer der Bürger" (Ampliator Civium) hätte schon ihm gebührt; er findet sich erst auf einer Medaille des Antonius. Die Erteilung der Zivität war freilich meist eine Finanzspekulation, indes die sozialen Verhältnisse nötigten dazu, und die Zeit war nahe, wo Caracalla auch die letzten rechtlichen Unterschiede im Reiche aufhob. Das große kosmopolitische Prinzip Roms würde ein wahrhaft erhabener Abschluß der antiken Geschichte zu nennen sein, wenn es ein wirklich humanes gewesen wäre und das Bürgerrecht mit dem Menschenrecht vereinigt hätte. Aber nur theoretisch ist dies von den Stoikern, von Seneca, Epiktet und Marc Aurel angedeutet worden. Die bürgerliche Gesellschaft und die ganze Ökonomie des Staates ruhte fortwährend auf der Sklaverei, dem unsittlichsten und verhängnisvollsten aller Institute des Altertums, und selbst die gepriesene Blüte der Industrie im Zeitalter der Antonine war wesentlich das Produkt der Sklaven. Der Begriff der freien Arbeit als der höchsten Betätigung des Willens und der Lebenskraft, wie der Quelle alles volkswirtschaftlichen Reichtums war noch von keinem Nationalökonomen entdeckt worden. Die Arbeit blieb im allgemeinen die erzwungene Tat der Sklaven.

Die Sklaverei war die einzige Grundlage für die Unabhängigkeit der regierenden Menschenklasse. Eine solche Summe von Kraft lag in ihr versammelt, daß ein Stillstand der Sklavenarbeit, wenn dieser in der modernen Weise der Vereinbarung hätte geschehen können, die Fortdauer der Gesellschaft unmöglich gemacht haben würde. Die Zahl dieser unseligen Menschen betrug

etwa ein Drittel der Bevölkerung der römischen Monarchie. In einem merkwürdigen Brief an den Senat sprach sich Tiberius über diese ungeheure Menge der Sklaven aus, welche er neben den Latifundien als den Verderb des Staates bezeichnete, und er nannte sie Nationen. Er zweifelte daran, diese furchtbaren Übel zu heilen. Glücklicherweise gab es doch Ursachen, welche die Sklaverei minderten. Eroberungskriege waren ihre Hauptquelle gewesen; als sie aufhörten, versiegte auch diese. Denn immer seltener geschah es, daß von Staats wegen Bevölkerungen von Städten als Kriegsbeute sub hasta oder corona verkauft wurden. Aber daß es doch noch geschehen konnte, hat das Schicksal der Juden nach dem Falle Bethers unter Hadrian gezeigt. Je mehr nun der Sklavenstand sich verringerte, desto besser gestaltete sich das Los der freien Landbauern und Arbeiter; die Kaiser bemühten sich um die Verbesserung ihres Schicksals.

Eine andere Ursache der Minderung der Sklaverei war die Freilassung. Schon seit den Bürgerkriegen hatte sie so zugenommen, daß die Furcht entstand, der römische Bürgerstand werde durch die Aufnahme so vieler ehemaliger Sklaven ganz verderben. Denn die wenigsten unter ihnen konnten tugendhafte Menschen sein; vielmehr mußte lange Verknechtung ihre Menschenwürde vernichtet haben. Die Freilassung selbst wurde in Rom zuletzt eine Art Luxus, denn jeder Große prahlte ebensosehr mit der Zahl von Sklaven, die er besaß, wie der Freigelassenen, die seinen Hof bildeten. Augustus hatte durch die Lex Aelia Sentia und Furia Caninia die Freilassung zu beschränken gesucht, und Tiberius gemäß der Lex Junia Norbana den ohne feierliche Form Losgesprochenen nur ein beschränktes latinisches Recht gestattet. Libertini aber füllten bald alle Stände der Gesellschaft an; sie bemächtigten sich des Hofes und seiner Verwaltung, und sie tyrannisierten als Günstlinge und Hausbeamte der Kaiser Rom und das Reich.

ITALIEN UND ROM

Italien stand anfangs in einem ebenso untergeordneten Verhältnis zu Rom, wie das der Provinzen ihm gegenüber ein weniger begünstigtes war. Erst nach den blutigsten Kriegen waren durch die Lex Julia und Plautia Papiria (in den Jahren 90 und 89 v. Chr.) die italischen Städte in den Bürgerverband Roms aufgenommen worden. Augustus hatte dem wirtschaftlichen Verfall und der Entvölkerung des Landes abzuhelfen ge-

sucht, indem er 28 Kolonien einrichtete und ganz Italien in elf Regionen einteilte. Der Grundcharakter Italiens blieb die freie Städteverfassung. Volk und Senat waren die politischen Bestandteile in seinen Munizipien und Kolonien. Das oberste Amt bekleidete ein Duumvir oder Quatuorvir gleich einem Konsul ein Jahr lang. Er hatte die Zivil- und Kriminaljustiz, doch konnte der Verurteilte an die Komitien und später, als sich seit Hadrian die Rechtslage der italienischen Städte änderte, an die kaiserlichen Beamten appellieren. Die Kaiser selbst nahmen bisweilen das Ehrenamt städtischer Magistrate an. So war Hadrian Demarch in Neapel, Quinquennalis in Hadria, Diktator, Ädil und Duumvir in Städten Latiums und Prätor in Etrurien.

Allmählich zehrte die Monarchie die Selbständigkeit des italienischen Gemeindewesens auf, welche das Gesetz Cäsars, die Lex Julia municipalis, gewährleistet hatte; der Kaiser bemächtigte sich des Einflusses auf die Gemeindeverwaltung. Hadrian veränderte sogar die ganze Stellung der Städte Italiens, indem er auch dieses bevorzugte Mutterland Roms den Provinzen gleichstellte; denn er teilte Italien in vier Distrikte und übergab in diesen die Rechtspflege, die den Kommunalmagistraten genommen wurde, vier Konsularen. Ausgenommen war nur der Distrikt, worin Rom lag; er blieb wie bisher unter der Gerichtsbarkeit des Prätor Urbanus. Marc Aurel machte aus den vier hadrianischen Distrikten mehrere und ersetzte die Konsularen durch Juridici von prätorischem Range. Dadurch wurde die städtische Jurisdiktion sehr beschränkt und endlich, wie in den Provinzen, den Statthaltern untergeordnet, ohne daß an der herkömmlichen Munizipalverfassung etwas Wesentliches geändert wurde. Kaiserliche Kuratoren beaufsichtigten schon seit Nerva die Gemeindekasse.

Auch die Stadt Rom erlitt ein ähnliches Schicksal, denn schon mit Augustus hörte ihr großes politisches Leben auf. Die Monarchie setzte an die Stelle der Rechte des Volkes die nur scheinbar zwischen Senat und Princeps geteilte, in Wahrheit im Alleinherrscher vereinigte Staatsgewalt. Der fortdauernde Ausstrom der Lebenskräfte Roms in die Welt hatte das Bürgertum der Hauptstadt erschöpft und der Zustrom der Provinzen ihr Volk erneuert. Es war römisch, weil es die Stadt bewohnte, aber als ein Auszug so vieler Nationen, Sprachen und Religionen stellte es das in einen Rahmen gefaßte Totalbild der Monarchie dar. Die Majestät der Stadt spiegelte sich noch in allen andern Städten des Reiches wider, und die ausgelebten Formen der republikanischen Vergangenheit waren noch die Stempel der Ge-

setzmäßigkeit, die sie der Welt aufdrückte. Wenn die Kaiser Städten im Reich das Bürgerrecht verliehen, wurden diese noch immer einer der Tribus Roms zugeteilt. Die Tribus, so schrieb Ammianus Marcellinus im 3. Jahrhundert, sind längst müßig, die Centurien sind schlafen gegangen und die Wahlkämpfe haben aufgehört; aber so weit die Erde reicht, wird Rom als Gebieterin und Herrin betrachtet und der Name des römischen Volkes verehrt.

Die Stadt Rom war noch als Kaisersitz das Zentrum aller das Reich regierenden Gewalten, der Sammelplatz und Markt aller Schöpfungen der gebildeten Menschheit. Ihre Einwohnerzahl hat wohl unter Hadrian und den Antoninen die höchste Ziffer erreicht, aber sie läßt sich nur annähernd auf 1½ Millionen angeben. Wenn man von dieser Summe die Peregrinen und die Sklaven abzieht, deren Masse mehr als den dritten Teil ausgemacht haben muß, so bleibt die römische Bürgerschaft mit ihren drei Klassen zurück, dem Stadtvolk, den Rittern und Senatoren. Da sich diese beiden Stände im Besitze der Staatsämter und auch der Landgüter befanden, und die bürgerlichen Erwerbsquellen durch die Sklavenarbeit geschmälert wurden, sank ein großer Teil des Stadtvolkes in den schmachvollen Zustand des auf Staatskosten gefütterten Proletariats herab. Schon Cäsar hatte die Zahl der Getreideempfänger auf 150 000 herabgesetzt, doch stieg sie noch höher.

Wie jeder andere Kaiser, hat auch Hadrian den römischen Pöbel mit Brot und Spielen beschwichtigt. Er ist freilich mit öffentlichen Lustbarkeiten nicht so verschwenderisch gewesen wie Caligula und Domitian oder wie der siegestrunkene Trajan, aber er hat doch bisweilen 100 und sogar 1000 wilde Tiere jagen lassen. Er warf bei Spielen die herkömmlichen Geschenke unter das Volk aus. Trajan zu Ehren ließ er, was übrigens sehr gewöhnlich war, Balsam und Krokus von den Stufen des Theaters fließen. Der Matidia und Plotina hielt er eine großartige Leichenfeier. Er liebte Schauspiele aller Art und Gladiatorengefechte. Nie verbannte er aus Rom einen Tierjäger oder einen Schauspieler, und wo gab es sonst eine bedeutende Stadt, in der er nicht Festspiele veranstaltete? Kein Kaiser hat deren so viele ins Leben gerufen oder erneuert. Seine Olympien bezeugen es. Mit dem Recht sie zu feiern hat er Städte in Griechenland und Asien begabt. Da diese Spiele mit dem Kultus seiner eigenen Göttlichkeit zusammenhingen, so sind sie zugleich die stärksten Zeugnisse der grenzenlosen Eitelkeit Hadrians. In Rom sind solche Olympien nicht gefeiert worden.

Das römische Volk behandelte Hadrian aus demselben Gesichtspunkt wie Trajan, und von diesem hat Fronto so geurteilt: „Ich halte es für eine weise Politik, daß der Fürst weder Schauspiele noch Zirkus und Arena vernachlässigte, weil er wohl wußte, daß die Römer besonders durch zwei Dinge, die Getreideausteilung und die Spiele, gekirrt werden; daß die Vernachlässigung des Wichtigen großen Schaden, des Frivolen größeren Haß bringt; daß die Menge hungriger ist nach Spielen als nach Brot, weil durch Congiarien nur der berechtigte Getreidepöbel, durch Schauspiele aber die ganze Masse zur Ruhe gebracht wird." Diese Ansicht erinnert an das Wort, das ein Pantomime dem Augustus sagte: „Wisse, Cäsar, daß es für dich sehr wichtig ist, wenn sich das Volk mit mir und mit Bathyllus beschäftigt." Es ist gezeigt worden, wie Hadrian das Heer durch ungewöhnliche Spenden, das Volk im ganzen durch den großen Schuldenerlaß zu gewinnen gesucht hat. Auch die milden Stiftungen des Nerva und Trajan für Knaben und Mädchen hat er erweitert, indem er befahl, daß jene bis zum 18., diese bis zum 14. Jahre verpflegt werden sollten.

Die Liberalitas, die auf Kaisermünzen prangt, ist nur zu oft die verlarvte Dienerin der Despotie gewesen und immer das Zeugnis einer zu ungleichen Verteilung der irdischen Güter. Aus dem Staate Platons würde sie zu allererst ausgewiesen worden sein. Indes, wenn auch die Mittel, welche die besten Kaiser Roms zur Tilgung des öffentlichen Elends anwendeten, dieses nicht heilen konnten, so bewiesen sie doch eine wachsende Humanität bei wachsender Erkenntnis, daß es die Pflicht des Regierers ist, die Leiden der Menschen zu mindern.

WISSENSCHAFT UND GELEHRTENTUM. DIE LATEINISCHE UND DIE GRIECHISCHE LITERATUR. GELEHRTE SCHULEN. ATHEN. SMYRNA. ALEXANDRIA. ROM.

Der Kaiserhof ist seit Augustus von großem Einfluß auf das wissenschaftliche Leben im Reich gewesen. Die Bildung der Zeit zu besitzen und sie als Mäzen zu fördern war für jeden römischen Monarchen ein dringendes Gebot. Keine Monarchie irgend in der Welt hat die Wissenschaft höher geachtet als die römische, und kein anderer Herrscherthron eine so lange Reihe von gebildeten Fürsten aufzuweisen. Aber die Hofgunst raubte doch der Wissenschaft die freie Entwicklung. Schon unter Augustus

und Tiberius wurde die Zensur ausgeübt; die Flavier vertrieben die Philosophen aus Rom als Feinde der Monarchie. Die Despotie des ersten Kaiserjahrhunderts machte die Literatur unfruchtbar, bis Nerva den Geistern die Freiheit wiedergab.

Mit Trajan kam der fürstliche Mäzenat und das vom Hof abhängige Gelehrtentum wieder in Blüte. Ganz besonders zog dies Hadrian groß. Er selbst hatte sich das gesamte Gebiet der ernsten und schönen Literatur wie der Kunst als Mann von Geist zu eigen gemacht. Spartian sagt von ihm: „Er war unter den Philosophen mit Epiktet und Heliodorus innig befreundet, und um nicht alle zu nennen, so umgab er sich mit Grammatikern, Rhetoren, Musikern, Geometern, mit Malern und Astrologen. Selbst Gelehrte, die in ihrem Fach untauglich erschienen, pflegte er mit Geschenken und Ehren zu entlassen." Diese Richtung dauerte auch unter den Antoninen fort. Wie damals ein Prinz erzogen wurde, lehrt das Beispiel des Verus; er hörte den Grammatiker Scaurus, dessen Vater der Lehrer Hadrians gewesen war, die Rhetoren Apollonius, Celer, Caninius, Herodes Atticus, die Philosophen Apollonius und Sextus, und für die griechischen Studien den Telephus, Hephästion und Harpokrates. Lehrer und ihre fürstlichen Schüler blieben sogar in einem Verhältnis, das die Schule fortzusetzen schien. Dies zeigt der Briefwechsel Frontos mit den Antoninen und die Art, wie Marc Aurel von seinen vielen Lehrern spricht.

Hadrian hat freilich seine Hofgelehrten oft zur Zielscheibe seiner Laune gemacht, welche zwischen Urbanität und Tyrannei zu schwanken pflegte; doch hat er überall das Wissen gefördert. Wenn die echte Wissenschaft nicht mehr zur Blüte kam, so war es nicht seine Schuld. Sein eigener Geschmack ist das Produkt der Zeit gewesen, und geistige Strömungen können auch von den mächtigsten Monarchen nicht beherrscht werden. Die Literatur, die niemals vorher ein so großes Gebiet besaß, als das römische Reich jener Zeit war, hätte bei vollkommener Lehr- und Denkfreiheit seit Nerva einen mächtigen Aufschwung nehmen können, wenn nicht die Schöpferkraft in ihr bereits erloschen gewesen wäre. Rhetorik und Grammatik herrschten im 2. Jahrhundert, das keinen klassischen Dichter noch großen Prosaschriftsteller mehr hervorbrachte. Die enzyklopädische Vielwisserei war das Wesen einer Zeit, in der sich das Römertum zum Weltbewußtsein erweitert hatte. In den Künsten brachte sie es zu einer Renaissance der Stilform ohne Ideengehalt, und in der Literatur zeigt sich eine nur philologische Rückkehr zum Altertum ohne Gedankenkraft. Diese Richtung ins Antiquarische war schon

lange bemerkbar und vielleicht nur Verirrung des Geschmacks überhaupt, und nicht, wie Niebuhr geglaubt hat, aus dem Bedürfnis entsprungen, die verarmende lateinische Sprache mit dem Wortschatz der ältesten Autoren zu bereichern. Schon Augustus war gegen die philologische Altertümelei aufgetreten, die er an Tiberius tadelte. Das Wohlgefallen Hadrians und der Antonine an dunklen und veralteten Sprachformen erscheint wie eine Rokokomode der Kaiserzeit überhaupt. Spartian sagt, daß Hadrian den Cato dem Virgil, den Cölius Antipater aus der Gracchenzeit dem Sallust vorgezogen habe. Und so soll er auch Platon mißachtet und Antimachus, den Vorläufer der alexandrinischen Kunstdichtung in der Zeit des Peloponnesischen Krieges, über Homer gestellt haben.

Während das Interesse an der römischen Literatur sank, nahm die griechische einen neuen Aufschwung, und Hellenen, nicht Lateiner, waren die besten Talente jener Epoche. Der Glanz einer neu aufblühenden Literatur voll schimmernder Pracht der Deklamation, die aus der Sophistenschule Smyrnas ihren Ausgang nahm, stellte die lateinische Sprache in Schatten. Sie hatte freilich das Abendland und auch Afrika mit erstaunlicher Schnelligkeit erobert, und sie behauptete auch im Orient als Sprache des Gesetzes und der Verwaltung das Vorrecht der herrschenden Nation; doch wich sie in der Literatur und selbst in der aristokratischen Gesellschaft der Übermacht des Hellenentums. Das Griechische stand als Kultursprache zum Lateinischen in demselben Verhältnis wie zur Zeit Friedrichs des Großen das Französische zum Deutschen, und dieses Sprachverhältnis war älter als die Monarchie. Schon Cato hatte den Albinus getadelt, weil er eine römische Geschichte griechisch schrieb. In griechischer Sprache schrieb auch Lucullus den Marsischen Krieg und Cicero die Geschichte seines Konsulats. Claudius verfaßte tyrrhenische und karthagische Geschichten griechisch, und Titus dichtete griechische Trauerspiele. Der Sophist Älianus aus Präneste, wie es scheint ein Zeitgenosse Hadrians, schrieb seine Werke „Allerlei Geschichten“ und „Über die Tiere“ griechisch und galt als vollkommener Grieche. Auch der Philosoph Favorinus, ein Gallier, studierte mit Leidenschaft die hellenische Literatur, und Gillius pries vor der lateinischen die griechische Sprache, wie schon früher Lucrez die Armut seiner Muttersprache beklagt hatte; ein Urteil, welches auch der jüngere Plinius in einem Briefe an Arrius Antonius bestätigt. Auch dieser Oheim des Antoninus Pius war ein vollendeter Hellenist. Hadrian selbst schrieb mit Vorliebe griechisch, und so nach ihm Marc

Thermen des Claudius bei Rom

Kopf der Aphrodite Kallypigos. Neapel, Nationalmuseum

Aurel. Dasselbe tat Fronto, während auch Sueton und Apulejus in beiden Sprachen Schriften verfaßten. Freilich hat das hadrianische Zeitalter auch unter den Griechen keine bahnbrechenden Genies mehr hervorgebracht, aber doch eine verfeinerte hellenische Weltbildung durch das ganze Reich ergossen.

In allen ansehnlichen Städten blühten Schulen in einer oder in der anderen Kultursprache oder in beiden zugleich. Während Rom der weltbürgerliche Mittelpunkt der Künste und Wissenschaften war, glänzten Smyrna, Alexandria und Athen als die Hauptsitze des Hellenismus. Seit Hadrian wurde Athen wieder eine gesuchte Universität der Philosophie und Redekunst. Ihre Hörsäle und Bibliotheken, die dieser Kaiser vermehrt hatte, zogen berühmte Lehrer und zahlreiche Studierende aus allen Provinzen an. Von dort strömten dann die Sophisten in die römischen Länder und gewannen Ehren und Reichtümer. In Athen war der erste öffentliche Lehrer der gefeierte Lollianus aus Ephesus. Der Sophist Hadrian, welcher den Lehrstuhl erst dort, dann später in Rom innehatte, erhielt von Marc Aurel freien Tisch auf Staatskosten, den Vorsitz bei feierlichen Gelegenheiten, Befreiung von Abgaben, Priesterstellen und andere Ehren. Theodot war der erste Lehrer der athenischen Jugend, der vom Kaiser 10 000 Drachmen Gehalt bezog.

Fast noch heller als Athen glänzte Smyrna, das Haupt der jonischen Sophistenschule. Ganz Jonien, so sagt Philostrat im Leben des Skopelianus, ist ein Museum der gelehrtesten Männer, aber unter den Städten nimmt Smyrna die erste Stelle ein, und sie gibt den Ton an, wie die Zither vor anderen Instrumenten. Dort lehrte Polemon und zog zahllose Zuhörer herbei. Auch andere Städte, wie Tarsus, Antiochia, Berytus und Karthago besaßen berühmte Lehranstalten, doch fällt ihre Blüte nach der Zeit Hadrians.

Alle Städte überstrahlte Alexandria, die Mutter der griechischen Gelehrsamkeit. Die Jugend vieler Länder des Reiches sammelte sich in ihren weltberühmten Gymnasien und jenen Bibliotheken, die einst Zenodotos, Kallimachos, Eratosthenes und Aristarchos geordnet hatten. Von diesen Büchersammlungen war die mit dem Museum verbundene im Brucheion, die großartige Stiftung des Ptolemäus Philadelphus, durch Feuer untergegangen, als Cäsar die ägyptische Flotte im Hafen vernichtete. Sodann hatte sie Kleopatra durch die pergamische ersetzt, welche ihr von Antonius geschenkt worden war. Eine zweite kleinere Bibliothek bestand im Serapeum.

Die alexandrinische Schule verbreitete einen so lange dauern-

den Glanz über die gebildete Welt, wie das nachher keine Universität mehr vermocht hat, weder das scholastische Paris, noch Bologna oder Padua. Um die Stiftungen der ersten Lagiden Ptolemäus, Philadelphus und Euergetes, die Bibliothek und das Museum, vereinigte sich, nachdem die Schöpferkraft des griechischen Genius längst erloschen war, die enzyklopädische Gelehrsamkeit und die Sophistik der Hellenen, und alle Disziplinen der philosophischen wie der exakten Wissenschaften fanden jahrhundertelang bis zum Aussterben der antiken Welt in Alexandria ihre wenn auch zeitweise unterbrochene Pflege. Dort wurden die Schätze der klassischen Literatur gesammelt und geordnet, die Handschriften verbessert und die Texte erklärt. Das Museum freilich, dessen prächtige Marmorhallen nebst dem Tempel der Musen im Umkreise der alten Königsburg lagen, war keine eigentliche Lehranstalt, sondern nur ein Lokal für Zusammenkünfte der Gelehrten, von denen viele Kost und Besoldung auf Staatskosten empfingen. Der Oberpriester Ägyptens, der als Präsident an der Spitze dieser akademischen Versorgungsanstalt stand, war vor der römischen Herrschaft von den Königen erwählt worden und wurde jetzt von den Kaisern ernannt. Zu dem alten Museum fügte der gelehrte Claudius eine neue Stiftung, das Claudium, hinzu; die Professoren aber wurden die Söldlinge der imperatorischen Eitelkeit.

Auch Hadrian bestätigt die Privilegien dieser ehrwürdigen Anstalt. Da es noch immer als die höchste Auszeichnung eines Gelehrten oder Dichters galt, ihr Mitglied zu sein, und die Ernennung dazu von der Gunst des Kaisers abhing, so konnte leicht mancher Mißbrauch damit getrieben werden. Aber Hadrian ist schwerlich der erste Kaiser gewesen, welcher die Stellen im Museum als Sinekuren auch an fremde, nicht dort lebende Männer gegeben hat, wie an den Sophisten Polemon von Smyrna und an Dionys von Milet. Selbst einen mittelmäßigen Dichter Pankrates machte er zum Mitgliede der Akademie. Er scheint ein Einheimischer gewesen zu sein, aber es mußte das Nationalgefühl der Ägypter tief verletzen, daß Hadrian zum Präsidenten des Museums und deshalb auch zum Oberpriester Ägyptens einen Römer ernannte, den Julius Vestinus, welcher sein Sekretär und auch Vorstand der Bibliotheken in Rom gewesen war.

Ein Geschichtschreiber der alexandrinischen Schule hat mit Unrecht den Verfall des Museums von dem zu häufigen Mißbrauch der Gunst Hadrians bei der Besetzung seiner Stellen hergeleitet, und auch die Pflege, die derselbe Kaiser den Lehranstalten in Rom und Athen, wie in anderen Städten zuteil

werden ließ, konnte kaum die Bedeutung des schon alternden Instituts mindern. Denn schon unter den Flaviern muß es sehr herabgekommen gewesen sein, denn sonst hätte nicht Dio Chrysostomus sagen können, daß diese Anstalt nur noch durch ihren Namen, nicht durch ihre Tätigkeit ein Museum sei. Die gelehrte Gesellschaft bestand übrigens bis auf Caracalla, den furchtbaren Verderber Alexandrias, der sie aufhob; sie wurde zwar wiederhergestellt, konnte aber ihre Bedeutung nicht mehr wiedergewinnen. Die berühmte Bibliothek ist dann mit dem prachtvollen Serapeion im Jahre 389 durch den Fanatismus der Christen zerstört worden.

Was Rom betrifft, so war diese Weltstadt damals der allgemeine Markt der Gelehrten und der Stapelplatz der schon ungeheuren Bücherwelt. Die römischen Bibliotheken mehrten sich seit Lucullus, dem Stifter der ersten öffentlichen Büchersammlung. Fortan konnte Rom in dieser Hinsicht mit Athen und Alexandria wetteifern. Sulla brachte die von ihm geraubte Bibliothek des Apellikon aus Athen nach Rom. Augustus gründete große Büchersammlungen im Tempel des Apollo Palatinus und in der Halle der Octavia. Tiberius schuf eine im Capitol, Vespasian eine andere im Tempel des Friedens, und sogar Domitian bereicherte die römischen Bibliotheken durch Abschriften, die er in Alexandria machen ließ. Endlich gründete Trajan die ulpische Bibliothek. Hadrian legte in seiner tiburtinischen Villa eine Büchersammlung zu seinem Privatgebrauche an; auch in Antium besaß er eine ähnliche. Eine dritte war mit seiner berühmten Lehranstalt, dem Athenäum, verbunden.

Rom konnte also den Gelehrten außer allen andern Vorteilen auch die reichsten Bücherschätze darbieten. Ein goldenes Zeitalter erblühte für sie unter den Flaviern, mit alleiniger Ausnahme der Philosophen, welche der durch die Freigeisterei der Zyniker beleidigte Vespasian und dann nochmals Domitian verbannt hatte. Sie kehrten massenhaft wieder. Rhetoren, Philosophen, Pädagogen strömten wie eine Völkerwanderung nach Rom, ihr Glück zu suchen. Mit einem Argonauten, der das Goldene Vließ holen gehe, hat der Athener Demonax den Philosophen Apollonius verglichen, als er von seinen Schülern begleitet aus Athen nach Rom sich einschiffte.

Schon Vespasian legte den Grund zu einer römischen Studienanstalt, an welcher er zuerst Lehrstühle für griechische und lateinische Rhetoren errichtete und aus dem Fiskus mit 5000 Talern in Gold besoldete. Dieses Institut hat Hadrian erweitert und Athenäum genannt. Er bestimmte es, wie dies schon der

Name vermuten läßt, zur besonderen Pflege der griechischen Literatur, ohne die römische davon auszuschließen. Der Lehrstuhl der Beredsamkeit wurde auch hier wie in Athen Thronos genannt. Das Athenäum besaß so geräumige Versammlungssäle, daß später daselbst der Senat bisweilen Sitzungen halten konnte. Rhetoren und Philosophen hielten hier Vorträge, und Dichter ließen sich im Wettkampfe hören. Diese Stiftung Hadrians dauerte noch in der Zeit des Symmachus fort; sie kann daher als die römische Universität seit dem 2. Jahrhundert betrachtet werden.

Die vielen Lehranstalten im Reich, welche der Kaiser, die Stadtgemeinden, selbst Privatpersonen errichteten und förderten, erzeugten eine Durchschnittssumme allgemeiner Bildung und einen zahlreichen Gelehrtenstand. Man drängte sich um so mehr zu diesem, als seit den Verordnungen Vespasians und Hadrians Rhetoren, Philosophen, Philologen, selbst Ärzte von den städtischen Lasten und Ämtern befreit waren. Wie groß das Bücherstudium geworden war, kann man aus Gellius ersehen, der seine Attischen Nächte um das Jahr 150 verfaßte. Er ist ganz das Abbild der Gelehrsamkeit seiner Zeit, und sein sonst durch Antiquitäten und Begriffserklärungen schätzbares Werk ist voll von den trivialsten Dingen. Wie er zu all dem Kram gekommen sei, erzählt er selbst: er kauft alte Bücher auf, wo er deren habhaft werden kann, und macht Auszüge daraus.

Die Gelehrten trieben sich auf den Straßen umher wie die Bettelmönche des Mittelalters, Deklamatoren und Redner ließen sich auf öffentlichen Plätzen hören, und Magister saßen vor den Buchläden, wo sie sich marktschreierisch erboten, diese oder jene Schrift zu erklären; denn Autorität und Antiquität beherrschten die geistlos gewordene Zeit. Man erläuterte mit großem Aufwande von Phrasen Stellen der Dichter oder Tatsachen der alten Geschichte; man erforschte ein ungewöhnliches Wort oder ein dunkles Tempus, wobei man mit der Ausbreitung des historischen und philologischen Wissens prunken konnte. Die Zugänglichkeit der Bildungsstoffe brachte Legionen von mittelmäßigen Köpfen in Bewegung, die sich durch Wissenschaft Geltung verschaffen wollten, und nicht jeder konnte ein Herodes Atticus oder Favorinus sein und wirklichen Nutzen von den Privilegien des Gelehrtenstandes ziehen. Nicht jeder konnte statt des Handwerks oder einer Kunst zu seinem Lebensberufe die Wissenschaft mit demselben Recht erwählen wie Lucian, welchem in seinem Jugendtraum diese Göttin erschien und die Reichtümer, die Ehrenstellen, den Rang und Ruhm vorspiegelte, die ihrer Jünger in der Welt warteten.

Statue des Hadrian. Olympia, Museum

Opfer an Apollo. Konstantinbogen, Rom
(ursprünglich an einem Jagdmonument Hadrians)

Der Leuchter aus dem Tempel in Jerusalem
Relief am Titusbogen, Rom

DIE KUNST BEI DEN RÖMERN. VERHÄLTNIS HADRIANS ZU IHR. DIE KUNSTTÄTIGKEIT IM REICH. GRIECHISCHE KÜNSTLER IN ROM. CHARAKTER DER HADRIANISCHEN KUNSTEPOCHE.

Durch nichts anderes hat die Zeit Hadrians einen so tiefen Eindruck in der Welt zurückgelassen als durch ihre erstaunliche Kunstproduktion. Ihre Fülle bezeugen Autoren und Inschriften, Ruinen und zahlreiche schöne Werke in den Museen Europas. Die damalige, noch freudig schaffende, wenn auch nicht mehr schöpferische Kunst erscheint wie eine letzte Renaissance des Altertums, und sie bietet durchaus die Parallele zu der neu erstehenden Literatur der Hellenen dar. Sie war kosmopolitisch; denn schon seit Alexander dem Großen besaß die Kunst der Griechen kein Vaterland mehr. Ihre Werke wurden Eigentum der Welt. Ihre Schulen dauerten zwar auch unter der Herrschaft der Römer in hellenischen Städten fort, doch Rom selbst war zum Mittelpunkt der künstlerischen Tätigkeit geworden. Die Monarchie, die Erbin der antiken Kunstwelt, verwaltete deren Schätze und teilte sie allen Völkern in Nachbildungen mit.

Hellenische Kunst war im Römerreich gleich der Literatur ein Luxusbedürfnis. Die Kaiser sprachen und schrieben griechisch, und sie wollten auch Kenner des Schönen sein. Freilich war im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft das Verhältnis der Römer zur Kunst noch so barbarisch, daß die schönen Werke der griechischen Plastik und Malerei massenhaft nach Rom entführt wurden. Noch Caligula und Nero haben die Plünderungen fortgesetzt, die Marcellus in Sizilien, Fabius Maximus in Tarent begonnen, und später Flaminius, Fulvius Nobilior, Metellus und Cornelius Scipio, Paulus Ämilius und Mummius über die hellenischen Länder ausgedehnt hatten. Das änderte sich mit den Flaviern; seit ihnen haben die Kaiser bis auf Konstantin keine Kunstwerke mehr aus Griechenland geraubt.

Die Cäsaren hatten den Glanz der Monarchie wesentlich in Rom selbst durch Prachtbauten und Kunstschätze zur Darstellung gebracht. Im Forum Trajans hatte die Stadt den Gipfel ihrer Schönheit erreicht, und gerade dieser große Kaiser rief eine neue Tätigkeit aller Künste hervor. Man darf ihn mit dem Papst Julius II. vergleichen, denn er hat zu künstlerischen Werken mächtige Impulse gegeben, aber zur Kunst schwerlich ein inneres Verhältnis gehabt. Sie war vielmehr für ihn die Dienerin der Monarchie, und ihre Größe und seine Triumphe hat sie verherrlicht. Selbst sein größter Prachtbau diente dazu, sein

eigenes Grabmal zu umschließen. Dagegen verhielt sich Hadrian zur Kunst wie der Mediceer Leo X. in der Zeit der Renaissance. Er hat sie leidenschaftlich geliebt, von einer geistigen Höhe angesehen und als die monumentale Vollendung der hellenisch-römischen Kultur begriffen. Dieses Verhältnis ist in seinem Wesen noch ausgesprochener als das andere zur Literatur; es ließ sich mit den Mitteln des Reiches auch leichter verwirklichen. Ein Schwelger auf allen Gebieten des Geistes, selbst künstlerisch begabt, suchte er den höchsten Genuß des Herrschers in Bauten und Kunstschöpfungen. Die Schönheit selbst hat Hadrian in der Gestalt des Antinous apotheosiert und sie den Künstlern zu einem Idealtypus dargeboten. Nur weil Antinous schön war, durfte er es wagen, ihn zu vergöttern, und unter seinen Zeitgenossen, die für den neuen Gott Propaganda gemacht haben, sind die Künstler nicht die letzten gewesen.

Die Renaissance der Antike erscheint als einer der stärksten Züge in der Geistesrichtung Hadrians; der Pol seiner Neigungen lag daher in Athen. Wenn er dort den olympischen Tempel vollendet und die Stadt des Perikles wieder zum Vorort Griechenlands macht, so sieht es so aus, als habe er den hellenischen Genius am Ilissos aufzuerwecken gehofft. Er täuschte sich darin. Der Unterschied zwischen seiner Zeit und jener späteren Renaissance der Italiener ist der zwischen jugendlichem Wachstum und Verfall*). Bei den Italienern war eine lange Barbarei voraufgegangen und endlich überwunden worden. Ihre Kunst bewegte sich in aufsteigender Linie; von Nicola Pisano bis zu Michelangelo, von Cimabue bis zu Rafael und weiter entfaltete sie sich in einer Fülle von glänzenden Geistern, deren Schöpferkraft eines der erstaunlichsten Phänomene des Kulturlebens ist. Nicht in der Plastik wie das Altertum, sondern in der Malerei fand die moderne Renaissance ihr fruchtbarstes Gebiet; sie nahm den Ausgang von der überirdisch verklärten Schönheit des Weibes im Madonnenideal, während die letzte heidnische Renaissance mit der Wiederholung des antiken Ideals der Mannesschönheit abschloß, im Dionysos-Antinous.

Hadrian hat alle Städte besucht und geehrt, in denen einst der Genius der Hellenen seine Werkstätte gehabt hatte, aber er vermochte keinen Phidias und Polignot mehr ins Leben zu rufen, noch die Formen des Altertums durch neue Ideale zu beseelen. Wenn es auch irrig ist, seine Epoche den besten Zeiten

*) Vgl. Georg Voigt, Florenz und die Kultur der Renaissance. RM. 2.35. Paul Aretz Verlag, Berlin.

Griechenlands anzureihen, so ist es doch wahr, daß die Kunst in ihr noch eine letzte Nachblüte gehabt hat. Sie war kurz genug, denn unter den Nachfolgern Hadrians ist die stoische Philosophie zur Herrschaft gekommen, und diese hat sich gegen die Schönheit gleichgültig verhalten. Winckelmann urteilte, daß Hadrian der Kunst nicht mehr aufhelfen konnte, da der Geist der Freiheit aus der Welt geschwunden und die Quellen zum erhabenen Denken und zum Ruhm versiegt waren. Nur in der geistreichen Benutzung klassischer Motive konnte jene Zeit der Universalität glänzen. Sie träumte vielleicht noch von der Sonne Griechenlands bestrahlt zu sein, aber dieses erborgte Licht war nur das Abendrot des Unterganges. Sie deshalb gering zu schätzen, wäre ungerecht, da auch unsere heutige plastische Kunst der hadrianischen ähnlich ist, weil auch sie in den höchsten idealen Gattungen kaum mehr naiv sein kann. Wenn Hadrian in seinem Bemühen, die Künste wieder zu beleben, gescheitert ist, so lag die Schuld am Unvermögen der Zeit. Er selbst glich darin dem Kaiser Julian, der eine Restauration der antiken Religion versuchte; aber er war glücklicher als dieser. Man darf sagen, daß er den Verfall der Kunst für ein halbes Jahrhundert aufgehalten, ja noch mehr, daß er als Kunstenthusiast auch der antiken Götterwelt diesen Dienst geleistet hat. Seine Verdienste um die Antike hat der Kaiser Julian nicht erkannt, als er in den „Cäsaren" sein Porträt zeichnete.

Zur Zeit Hadrians hatte die bildende Phantasie den Vorrat der schönen Formen längst erschöpft, aber sie war noch immer antik, und den gesamten antiken Bilderkreis verband noch die Religion mit dem Menschengemüt und seinen idealen Bedürfnissen. Künstler, die im zweiten Jahrhundert einen Apollo und Zeus, eine Diana und Venus bildeten, konnten noch an die Macht dieser Götter glauben, und daher der mythologischen Naturwahrheit näher kommen, als jeder Künstler christlicher Zeiten, der seine akademischen Machwerke mit irgendwelchem antiken Götternamen benennt. Ihr größtes Unglück war, daß sie zur Nachahmung verdammt waren, während der Wert ihrer Schöpfungen an den noch zahlreichen Meisterwerken der Blütezeit Griechenlands gemessen wurde. Ihre Mitwelt scheint sie wenig beachtet zu haben. Wir kennen die Namen vieler selbst mittelmäßiger Gelehrter, Dichter und Sophisten der Epoche Hadrians, aber nur ein paar Namen von Künstlern. Plinius hat den Verfall der Künste zu seiner Zeit beklagt, und Pausanias nirgend von Meistern seiner Gegenwart geredet. In seiner Schrift „Der Traum", wo sich die Bildhauerkunst und die Sophistik um ihn

streiten, hat auch Lucian davon Zeugnis abgelegt, daß die Künstler keine Achtung genossen. Sie waren nicht mehr original; ihre Kunst war Reproduktion.

Von dieser massenhaften Nachbildung der Antike geben die Museen Roms einen deutlichen Begriff, und vielleicht keines mehr als das Torlonias, dessen reicher Inhalt ein Auszug des römischen Vorstellungskreises zum Zweck plastischer Dekoration von Villen ist. Im ganzen aber trägt die Kunst im Zeitalter Hadrians doch den Stempel des Weltbewußtseins des Römerreichs, und schon ihre alles umfassende Tätigkeit blendet als bloßer Ausdruck nur gewöhnlicher Schönheitsbedürfnisse unsere Vorstellung. Unsere Weltstädte, welche die Volkszahl des kaiserlichen Rom erreichen oder überbieten, besitzen nicht so viel Schmuck öffentlicher Kunstwerke, als irgendein wohlhabendes Munizipium unter Hadrian besessen hat. Der Stolz unserer Glyptotheken sind die Brocken von der Überfülle des Altertums, namentlich der Kaiserzeit, während Kunstsinn und Kunstbedürfnis aus dem Bewußtsein der Volksmassen so völlig entschwunden sind, daß sie nur von den Höchstgebildeten empfunden und von wenigen Reichen befriedigt werden; und auch der Kunstluxus der am meisten Verschwenderischen unter solchen würde das Lächeln eines Hadrian oder Herodes Atticus erregt haben.

Die Triebe genialer Erfindung fehlten freilich in jener alternden Welt; sie war überreif, aber noch genußsüchtig genug, und sie ersetzte die Schöpferkraft immer noch durch ein wirkliches, nicht gemachtes Bedürfnis des Luxus und der Schönheit. Niemals ist dieses allgemeiner gewesen. Wir staunen die künstlerische Ausstattung Pompejis an, das nur eine kleine Landstadt gewesen war; wir müssen die Fülle des plastischen und malerischen Schmuckes dort unendlich gesteigert auf das ganze Reich übertragen, um zu begreifen, wie seine Städte in der Zeit Hadrians und der Antonine ausgesehen haben. Dieser Reichtum an schönen Werken setzt aber auch einen für uns kaum begreiflichen Wohlstand voraus und Legionen von Künstlern in großen und kleinen Genossenschaften.

Im ganzen sind die besten Künstler der Kaiserzeit Hellenen gewesen. Seit dem Falle Griechenlands wanderten Bildhauer und Maler, oftmals Sklaven und Freigelassene, nach Rom und dem Abendlande. Sie lehrten den barbarischen Sieger den Geschmack am Schönen und arbeiteten für ihn. Quintus Metellus errichtete aus der mazedonischen Beute dem Jupiter und der Juno Tempel, worin er die geraubten Werke des Praxiteles, Polyklet, Dionysos und Philiskos aufstellte, und zugleich ver-

zierten die Griechen Sauras und Batrachos diese Tempel mit Schmuck, während Pasiteles die Bildsäule des Jupiter in Elfenbein arbeitete. Durch diesen Meister entstand zur Zeit des Pompejus eine griechische Kunstschule in Rom; er war Lehrer des Stephanos, des Verfertigers der Epheben-Statue in der Villa Albani, und dieser bildete wiederum den Menelaos, dessen schöne Gruppe Elektra und Orestes in der Villa Ludovisi sogar für ein Originalwerk gehalten wird. Zenodorus, der Bildhauer des neronischen Kolosses, hat sich zu seiner Zeit nicht minder berühmt gemacht. Die Einwanderung griechischer Meister nach Rom muß lange fortgedauert haben, denn ehe Konstantin und seine Nachfolger die Kunstschätze der untergehenden Hellenenwelt am Bosporus vereinigten, war Rom das allgemeine Museum der bildenden Kunst. Dort konnten Künstler mühelos die Schöpfungen Griechenlands betrachten, und sie fanden deren mehr in Rom vereint als in Athen, namentlich in ausgezeichneten Kopien. Zugleich wurde ihrer Tätigkeit das weiteste Feld geöffnet, wie ein solches nie zuvor und nachher überhaupt den Künsten geboten worden ist. Die Entwürfe der Kaiser waren ihrer Weltherrschaft würdig, und die Bedürfnisse des Luxus überschwenglich. Architekten, Bildhauer und Maler feierten ihr goldenes Zeitalter; sie hatten vollauf zu tun in jeder künstlerischen Richtung, vom erhabenen Prachtbau des Tempels bis zum anmutigen Landhause herab, und von der Idealfigur eines Gottes bis zu dem Prunkgerät. Hellenen hatten im Dienst des großartigen Trajan gearbeitet, und die besten unter ihnen sind wohl die Lehrer des Dilettanten Hadrian gewesen. Wie viele Künstler mögen erst unter seiner Regierung aus Hellas nach Rom geströmt sein. Ein paar Namen griechischer Meister seiner Zeit sind uns erhalten; Aristeas und Papias aus Aphrodisias haben die zwei Zentauren im Kapitol verfertigt, und wahrscheinlich lebte mit ihnen gleichzeitig auch Zeno aus eben dieser Stadt Kariens. Er hat seinen Namen auf einer Herme in Braccio Nuovo und auf dem sogenannten Senator in der Villa Ludovisi verzeichnet. Es ist seltsam, daß von keiner einzigen der Antinousfiguren der Meister bekannt ist.

Die Künstler versorgten nicht nur die Hauptstadt des Reiches, sondern auch die Provinzen, namentlich des Westens, mit schönen Werken. Man kann daher Rom für den großen Markt ansehen, auf welchem Bildsäulen der Götter, Porträts bedeutender Menschen und Gegenstände des feineren Luxus fabrikmäßig erzeugt wurden. Schiffe brachten aus den entfernten Marmorbrüchen des Staates das Material nach Ostia und

weiter nach dem römischen Emporium. Die Reste dieser kaiserlichen Marmorlager geben einen Begriff von der Großartigkeit des plastischen Kunstbetriebes in Rom.

Im ganzen zeigt die hadrianische Kunstepoche infolge der gesteigerten Produktion eine Verfeinerung der Technik und eine glänzende Virtuosität, die ihr Merkmal ist. Die Schule ist akademisch und konventionell geworden; die höchste Zierlichkeit ist erreicht, aber der Funke des Genies in kalter Glätte erloschen. Zugleich ist jede Schranke des National- und Provinzialunterschiedes aufgehoben; denn der Stil hat Gebilden selbst der verschiedensten Kultuskreise eine so durchgehende Gleichförmigkeit aufgedrückt, daß ein in Britannien gefundenes Kunstwerk aussieht wie ein solches derselben Zeit, welches man in Rom oder in Ephesus entdeckt hat. Der Geschmack Roms schrieb die Mode für die Kopien in den Provinzen vor. Werke, welche in der Hauptstadt bewundert wurden, wollte man auch in Germanien und Gallien besitzen. Nicht minder hat sich die Freskomalerei als Zimmerverzierung von Rom aus durch das ganze Reich gleichförmig verbreitet.

BLÜTE DER KUNST UND IHRER INDUSTRIE. GERÄTE, GEMMEN, MEDAILLEN. KOSTBARE STEINARTEN. MALEREI. MARMORPORTRÄT. HISTORISCHES RELIEF

Auf dem Grunde des allgemeinen Schönheitsgefühls konnten die großen Entwürfe der Kaiser entstehen, und diese empfingen den Antrieb dazu ebensosehr vom Sinne ihrer Zeit, als sie ihn ihr gaben. Unberechenbare Summen hat Hadrian für seine Unternehmungen ausgegeben, und andere haben Städte und Bürger aus Patriotismus aufgewendet. Man tadelte zuletzt die Bauwut des Kaisers, wie man später Leo X. wegen derselben Leidenschaft getadelt hat. Marc Aurel rühmte seinen Adoptivvater Antoninus, weil er nicht bausüchtig gewesen sei. Die Baukunst aber hatte in ihrem Gefolge alle andern bildenden Künste, denn der architektonische Raum vereinigt sie.

Die profane Architektur überwog damals die heilige. Zwar wurden den Göttern, zumal den in Mode gekommenen Asiens, noch später neue Tempel errichtet, und noch Aurelian hat dem Sonnengott Prachtbauten aufgeführt, noch Konstantin Göttertempel gebaut; aber im allgemeinen war doch das Bedürfnis schon zur Zeit Hadrians befriedigt; denn die großen Heiligtümer

des griechisch-römischen Kultus standen fertig und zahlreich da, wie heute unsere Dome, denen wir nichts Gleiches hinzuzufügen haben. Man vollendete oder restaurierte mehr alte Tempel, als daß man neue erbaute. Dagegen errichteten Kaiser und Große in unbeschränkter Zahl Paläste und Villen, und Städte ihre Theater und Bäder, Gymnasien und Bibliotheken. Alle diese Räume wurden zu Museen der Kunst. Aus einer einzigen Villa Hadrians sind die Galerien Europas mit Bildwerken versehen worden.

Alle Kunst- und Industriezweige, die dem vornehmen Luxus dienten, blühten in reichster Fülle. Die Geräte jener Zeit tragen noch den Stempel der klassischen Schönheit. Aus der Villa Hadrians stammen die großen Marmor-Kandelaber im Vatikan, die trefflichsten dieser Gattung des Altertums; ferner reich verzierte große Marmorvasen und Schalen, wie jene von Rosso Antico mit den Schwänen an ihren vier Ecken, und die ägyptisierende Vase aus schwarzem Granit im Kapitol. Im Schutte des Tempels der Venus und Roma sind jene kolossalen Medusenmasken des Braccio Nuovo gefunden worden, die zum Beweise dienen, wie großartig schön die Alten die finstern dämonischen Mächte dargestellt haben.

Die Münzen und Medaillen aus der Zeit Hadrians (die großen kaiserlichen Medaglioni von Erz beginnen nach Winckelmann erst mit diesem Kaiser) sind von trefflichem Stil und durch einen erstaunlichen Reichtum der Phantasie in ihrer Symbolik ausgezeichnet, wie vor allen die ägyptischen. Die Medaillen sind kleine Kunstwerke, die das Auge erfreuen und die Einbildungskraft angenehm beschäftigen. Ihr bildlicher Inhalt ist freilich entweder aus antiken Motiven zusammengesetzt, oder geradezu nach griechischen Mustern kopiert, wie das herrliche Medaillon, das die geflügelte Viktoria auf einer Biga mit zwei die Lüfte durchbrausenden Pferden darstellt. Andere hadrianische Schaustücke zeigen Götterfiguren griechischen Stils, den thronenden Jupiter mit der Viktoria auf der Rechten, die Diana Lucifera, Apollo vor den Musen auf der Lyra spielend, den Asklepios, die Vesta, den Hermes mit dem Widder, die Cybele auf dem von vier Löwen gezogenen Wagen. Manche sind durchaus römisch, wie jene, welche Hadrian darstellt, aufrecht stehend zwischen fünf militärischen Feldzeichen, die er mit einer Handbewegung zu verehren scheint. Andere zeigen die römische Wölfin oder die Moneta Augusti, eine schöne Frauengestalt mit Waage und Füllhorn, oder die Felix Roma, die über Waffenrüstungen und neben einer Trophäe sitzt, während hinter ihr eine geflügelte

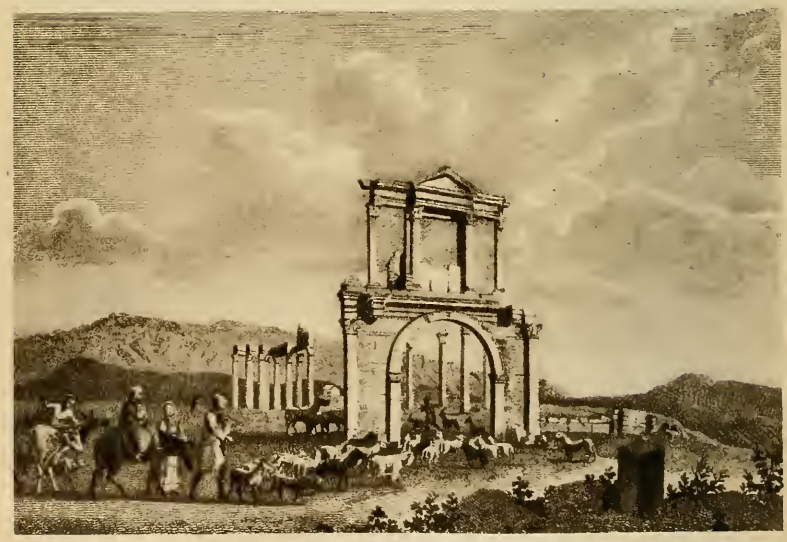
Viktoria einen Schild erhebt. Eine andere Medaille stellt den Senat und das Volk vor im Bilde eines Greises mit dem Zepter und eines Genius; zwischen beiden steht ein flammender Altar.

Kenner behaupten, daß die geschnittenen Steine aus der Zeit des Augustus, Werke des Dioskorides, den hadrianischen an Schönheit überlegen sind, da die glyphische Kunst schon unter Claudius von ihrer Höhe herabgesunken war. Doch zeugt die wundervolle Gemme des Claudius und seiner Familie schwerlich von solchem Verfall. Hadrian selbst sammelte mit Leidenschaft geschnittene Steine und kostbare Gefäße. Die kaiserliche Schatzkammer war daran so reich geworden, daß Marc Aurel damit die Kosten des Markomannenkrieges bestritt, nachdem die Versteigerung dieser Sammlungen auf dem Forum Trajanum zwei Monate gedauert hatte. Es haben sich schöne Cameen mit den Büsten Hadrians und auch des Antinous erhalten. Als besonders schön gilt der Smaragd, in welchen die Köpfe Hadrians und der Sabina geschnitten sind. Die Hauptfundgrube dieses Steins war am Djebel Zaborah in Ägypten.

Die Bergwerke dieses Landes und Numidiens lieferten das Material von farbigem Marmor und seltenen Steinen, mit denen die Häuser der Reichen geschmückt wurden. Griechenland hat solchen Marmorluxus nicht gekannt. Man sucht heute vergebens in Athen nach Resten davon, während die nicht zu erschöpfende Fülle von bunten Steinen aus der Kaiserzeit in Rom fortdauernd eine blühende Kunstindustrie ernährt. Die übertriebene Verwendung des genannten Materials bezeichnet freilich den Verfall des Geschmacks in das Barocke, doch ist sie schon älter als die hadrianische Zeit, wenn auch der Luxus farbiger Steinarten damals am größten gewesen sein mag. Denn aus hadrianischen Bauten stammen die meisten Bildwerke von seltenem oder kolossalem Stein. Den Porphyr verwendete man damals architektonisch, aber noch nicht zu Statuen, obwohl Bildsäulen aus diesem Material schon von Vitrasius Pollio dem Kaiser Claudius aus Ägypten gebracht worden waren. Plinius, der das erzählt, sagt, daß sie keinen Beifall und keine Nachahmer fanden, und nicht vor dem Kunstverfall des 3. Jahrhunderts ist Porphyr zu Statuen gebraucht worden. Doch wurden Bildsäulen aus Rosso Antico gearbeitet. Selbst bunten Alabaster verwendete man geschmacklos genug zu Büsten. Solche Büsten Hadrians und der Sabina befinden sich im Kapitol. Eine des Kaisers hat sogar das Antlitz von Alabaster, doch kann sie späteren Ursprungs sein. Es gibt in farbigem Marmor gemeißelte große Skarabäen, welche die Wiederbelebung dieser ägyptischen Kunst durch Hadrian be-

Büste des Hadrian. Rom, Vatikan

Liktoren und Senatoren. Relief. Rom, Lateran



Das Hadrianstor in Athen

weisen. Daß die Vorliebe für köstlichen Marmor wirklich dazu beigetragen hat, den Geschmack an Erzbildern abzuschwächen, ist immerhin wahrscheinlich. Während noch Pompeji und Herkulanum einen reichen Schatz von Bronzen geliefert haben, ist in der Villa Hadrians nichts Nennenswertes dieser Art gefunden worden. Die Museen Roms, welche wesentlich Reste von Kunstwerken der Kaiserzeit enthalten, sind überhaupt arm an schönem Erz.

Wie die dekorative Kunst des Marmorarbeiters, so war auch jene des Malers im ganzen Reiche in Tätigkeit. Ohne Zweifel hatte Hadrian seine Villa bei Tibur mit vielen Wandgemälden schmücken lassen, und diese haben auch Szenerien von Städten und Gegenden dargestellt, die er selbst auf seinen Reisen bewundert hatte; zumal wird die bei den Römern beliebte Nillandschaft nicht gefehlt haben. Da der Kaiser in seiner Villa auch das Tempeltal symbolisch nachbilden ließ, so scheint er einen lebhaften Sinn für landschaftliche Schönheit besessen zu haben. Jedoch keine Ausgrabung hat Reste von bedeutenden Malereien aus dem Tiburtinum an den Tag gebracht; nur einige schöne Mosaiken jener Villa haben sich erhalten. Der Vatikan bewahrt das große Maskenmosaik des Dionysos und Apollo mit vielerlei ländlichen Szenen, und ein anderes mit allegorischen Darstellungen des Nil; im Kapitol befindet sich das berühmte Taubenmosaik, die römische Nachbildung eines Werkes des Sosos von Pergamon.

Wir haben keine gründliche Ansicht davon, ob während der Kaiserzeit die dekorative Kunst des Bildhauers und Malers nur die antiken Muster wiederholt, oder auch eigenartiges geleistet hat. Es gab nur ein künstlerisches Gebiet, auf welchem die Römer von den Griechen nicht abhängig waren, nämlich das Porträt und die historische Darstellung in Relief. Die Kultur des Porträts entsprang bei den Römern aus dem Familiengeiste und dem geschichtlichen Sinn, und bei keinem andern Volk der Welt hat die Porträtkunst einem so allgemeinen Bedürfnis gedient. In der Kaiserzeit sind auch die Büsten der großen Hellenen massenhaft zum Schmuck von Palästen und Gärten angefertigt worden.

Das Porträt der Römer erhielt sich auf derselben achtungswerten Höhe bis in die Zeit der Severe. Die vor wenigen Jahren ausgegrabene Büste des Commodus Herkules im neuen Museum des Kapitols zeigt noch die gleiche technische Schule der Zeit Hadrians. Porträtfiguren und Büsten dieses Kaisers und seiner Gemahlin sind in allen Museen Europas häufig, denn kaum

wurden einem andern Fürsten von Städten, Körperschaften und Privatpersonen so viele Ehrenbilder gesetzt. Seine berühmtesten Büsten sind im Kapitol, im Vatikan und in Neapel, einige schöne im Louvre. Am meisten getreu scheint die ausgezeichnete Hadriansbüste im Treppenhause des Konservatorenpalastes zu sein; leider ist der Marmor durch einen Flecken am Kinn entstellt. Von den vielen Statuen des Kaisers in Athen hat sich nichts Nennenswertes erhalten.

Wie andere Kaiser ist auch Hadrian in Götterform abgebildet worden; so als Mars in einer Statue des Kapitols, und dort steht seine überlebensgroße Figur, die ihn opfernd darstellt. Bemerkenswert ist die als Hadrian erkannte Imperatorstatue im Museum des alten Serails zu Konstantinopel; der Kaiser ist gepanzert und in so kriegerischer Haltung, daß er seinen Fuß auf einen liegenden Gefangenen setzt.

Im allgemeinen ist die Produktion von Porträtfiguren in jener Zeit erstaunlich groß gewesen. Eine kaum übersehbare Masse von Inschriften, die heute der Geschichtsforschung als Urkunden dienen, gehört den Postamenten von Ehrenstatuen an. Der Kaiser selbst setzte sie zahlreich seinen Lieblingen. Mit Bildern des Antinous und des Älius Verus bedeckte er gleichsam die Welt; aber auch vielen andern, ihm minder teuern Personen, sowohl Toten als Lebenden, weihte er Statuen. Selbst dem Barbarenkönig Pharasmanes setzte er eine Reiterfigur im Tempel der Bellona. Dio bemerkt, daß er den Turbo und Similis mit öffentlichen Bildsäulen geehrt habe. Leider sind diese und die Bildnisse anderer Freunde und Staatsmänner Hadrians verlorengegangen oder für uns nicht mehr erkennbar, weil namenlos. Wen stellt der geistreiche Porträtkopf dar, welcher im Braccio nuovo nicht weit von der Bildsäule des Demosthenes die Betrachtung auf sich zieht? Ein junger Elegant Roms mit schön gepflegtem Bart und genial über die Stirn geworfenem Haar: dieser Kopf spiegelt die vornehme Welt der hadrianischen Zeit ab, und er ist zugleich ein Muster glänzender Behandlung des Porträts.

Auch das geschichtliche Relief der Römer hat etwas Eigenartiges. Es entsprach dem lateinischen Sinn für die Individualität. Große nationale Ereignisse, Kriege und Schlachten, Aufzüge und Triumphe konnten hier historisch porträtiert werden. Die Römer haben freilich keinen Phidias gefunden, der für sie einen Tempelfries mit den idealen Gestalten eines Festpompes verziert hätte; doch an den Triumphbogen und Ehrensäulen, die ihrem geschichtlichen Kultus eigen angehören, hat sich jene

Reliefkunst fortgebildet. Die Zeugnisse dieser Kunst in Rom sind für uns leider sehr trümmerhaft, auch stellen sie nur die kurze Blüte dieser historischen Plastik in einem halben Jahrhundert dar. Da die vielen Triumphbogen Domitians untergegangen sind, besitzen wir nur die Bruchstücke der altertümlichen Skulpturen des Claudiusbogens in der Villa Borghese, die idealen Reliefs des Titusbogens, die realistischen vom Triumphbogen Trajans und die seiner Säule, worin die römische Kunst der Entfaltung geschichtlicher Vorgänge in Bildergruppen wahrscheinlich ihren Höhepunkt erreicht hat. Sodann sind uns die Reste der an künstlerischem Wert schon viel geringeren Skulpturen des Bogens Marc Aurels und die Reliefs seiner Säule erhalten, endlich die Darstellungen auf den Bogen des Severus und Konstantin, und diese bekunden schon den Verfall der Kunst.

Hadrian war kein Kriegsfürst; er hat keine Siege zu verewigen gehabt. Wenn man ihn als Mars dargestellt hat, so galt diese Schmeichelei nur seiner Sorgfalt für das Heerwesen überhaupt. Nur von einer Reiterfigur Hadrians haben wir Kunde; sie war vor dem Zeustempel in der römischen Kolonie Jerusalem aufgestellt. Auch in Antinoe stand wohl am Triumphbogen ein Reiterbild Hadrians. Der historischen Plastik hat dieser Kaiser keinen Stoff dargeboten. Vielleicht aber beziehen sich auf ihn die zwei mit Reliefs versehenen Marmorschranken, die im Jahre 1872 auf dem römischen Forum ausgegraben worden sind. Sie zeigen auf der Innenseite die Kolossalfiguren der drei Opfertiere (Suovetaurilia), auf der anderen feierliche Staatshandlungen, hier die Verbrennung von Schuldregistern, dort eine Szene vor dem Kaiser, welche sich auf die Institute für arme Kinder zu beziehen scheint. Ihr Stil ist jenem der Zeit Trajans oder Hadrians gleich. Nichts hindert, in der ersten Szene ein Monument des großen Schuldenerlasses zu sehen, während auch die andere sehr gut die Erweiterung der Alimenta Italiae Trajans durch seinen Nachfolger vorstellen kann. Diese wohltätige Anstalt wurde öfters auf Medaillen und in Marmor symbolisiert, so auf den trajanischen Triumphbogen in Rom und in Benevent, und auf die Spenden des Antoninus an arme Mädchen (Puellae Faustinianae) bezieht sich ein Relief in der Villa Albani.

IDEALE SKULPTUR. IHR KOSMOPOLITISCHER CHARAKTER. WIEDERHOLUNG ANTIKER MEISTERWERKE. ÜBERSICHT DER IN DER VILLA HADRIANS GEFUNDENEN KUNSTWERKE. DIE ANTINOUSFIGUREN

Im Gebiet der idealen Skulptur zeigt die Kunst dieses Zeitalters einen durchaus kosmopolitischen Charakter. Sie wiederholt mit gleicher Virtuosität die Typen der Epochen Griechenlands, wie die Ägyptens. Der ganze antike Mythenschatz, auch die präzisierte Legende Syriens und die hieroglyphischen Geheimnisse vom Nil werden bildlich dargestellt. Wenn sich diese Symbole draußen in Athen und Smyrna, in Ephesus, Alexandria und Karthago noch lokalisieren, so sind sie in Rom weltbürgerlich. Es gibt eine Weltplastik, wie es eine Weltliteratur gibt. Der damalige Mensch steht auf einem Gipfel der Bildung, von dem er die Schöpfungen aller vergangenen Geschlechter übersieht. Die Göttermischung bringt auch eine Mischung der Stile mit sich, aber weil die Olympischen aus ihren Tempelzellen herabgestiegen sind, um auch zur Dekoration der Paläste zu dienen, so wird ihre fremdartige Erscheinungsform konventionell abgeschliffen, wie auch der barbarische Name des Gottes selbst ins Römische übertragen wird.

Die ägyptischen Götterbilder aus der Zeit Hadrians im vatikanischen Museum lassen sich sofort an der Glätte ihrer modernisierten Formen erkennen, die nicht mehr kultusgemäß sind. Man betrachtete damals manche Götter mit antiquarischem Interesse, etwa wie wir heute Bildwerke der Tibetaner und Mexikaner ansehen. Es gab Kunstliebhaber, die eine Pallas von archaistischem Tempelstil, eine ephesische Diana, oder eine Vesta, wie sie das Museum Torlonia besitzt, mit mehr Genuß betrachteten, als die Idealgestalten der Polykletischen Juno und der Athene des Phidias. Kunstforscher haben die Ansicht aufgestellt, daß in jenem Zeitalter die Vorstellungen aus dem bacchischen Mythenkreise am beliebtesten gewesen sind; sie schließen das aus den vielen Reliefs mit dionysischen Tänzen und Eroten auf Sarkophagen und Vasen, und aus manchen Werken hadrianischer Zeit, wie den Faunen im Vatikan, dem Satyr mit der Traube im Kapitol und den beiden Zentauren aus schwarzem Marmor. Doch kann all dies nur zufällig sein, während die Dionysosgestalt des Antinous von der Natur des schönen Jünglings selbst, als ihm entsprechend bestimmt wurde. Jene genannten Werke sind technisch vollendete Wiederholungen

Junge Römerin. Rom, Thermenmuseum

Rom, Vatikan

Antinous. Relief

Rom, Villa Albani

antiker Motive; sie stammen aus der tiburtinischen Villa. Der berühmte barberinische Faun in München hat dem Mausoleum Hadrians angehört. Es ist kein Wunder, daß aus der einen Villa des Kaisers mehr plastische Werke ausgegraben worden sind als aus Pompeji; aber es darf Staunen erregen, daß auch jenes Grabmal mit ähnlichem Reichtum ausgestattet war. Noch zur Zeit Belisars haben die dort belagerten Griechen den Sturm der Goten mit zerbrochenen Marmorbildnissen abgewehrt. Aus dem Schutte des Grabmals ist auch die Kolossalbüste Hadrians in der Sala Rotonda des Vatikan an den Tag gekommen. Vom Mausoleum stammt auch die Wanne aus weißem und schwarzem Granit im Kabinett des Laokoon. Ein Museum von Kunstwerken ist sicher auch der Tempel der Venus und Roma gewesen, aus dem die schon bemerkten Medusenmasken hergekommen sind.

Kein Kaiser hatte mehr Gelegenheit, antike Kunstwerke aus griechischen Städten zu erwerben, als Hadrian. Man darf annehmen, daß er manche an Ort und Stelle gekauft und andere auch als Geschenke erhalten hat. Gewaltsam hat er nichts an sich gebracht. Statt einen Obelisken aus Heliopolis in seine Villa zu entführen, hat er dort einen in Rom gearbeiteten aufgerichtet. Statt mit geraubten Meisterwerken, umgab er sich mit ihren Kopien.

Die Menge alter und neuer Kunstwerke, die Hadrian in den Räumen seiner Villa aufstellen ließ, muß so groß gewesen sein, daß sie dem Inhalt der vatikanischen Museen wahrscheinlich nicht nachstand. Könnten wir dieses künstlerische Pantheon noch vollständig überschen, so würde es uns einen sicheren Begriff von dem Vorstellungskreise nicht der damaligen Kunst, sondern der Kunstliebhaberei geben, deren glänzendster Vertreter der Kaiser selbst war. Und auch die bloße Zusammenstellung der in jener Villa gefundenen Werke reicht hin darzutun, daß Hadrian dort ein Museum von Kunstwerken jeder Epoche und Richtung vereinigt hatte. Es sind da hundert Stile und Formen sichtbar von der Marmorvase mit zierlichen Reliefs und den großen Kandelabern bis zum Torso der fliehenden Niobe (im Vatikan), einer Nachahmung der Iris des Phidias vom Parthenon, und zu den Göttergestalten des Zeus, der Hera, des Apollo und der Aphrodite. Da sind Statuen der Musen, Büsten und Hermen der Dichter und Philosophen, die eleganten Köpfe der Tragödie und Komödie, der Kopf des Aristophanes, das Relief der verlassenen Ariadne; Harpokrates und eine Reihe ägyptischer Götter, unter ihnen auch Antinous; Vestalinnen, Faunen, Satyre, Zentauren, das attische Fragment der Geburt

des Erichthonius, die Artemis von Ephesus, die sogenannte Flora (im Kapitol), die Nemesis, Psyche, Amazonen, der Jason oder Hermes (in München), Meleager, Adonis und der schlummernde Endymion (in Stockholm), der Diskobolos nach Myron (im Vatikan), Ajax mit der Leiche des Achill (Reste im Vatikan), der Antinous (im Kapitol) und anderes mehr.

Wenn der Fundort mancher Antiken es wenigstens wahrscheinlich macht, daß sie der hadrianischen Zeit angehören, so gibt es viele andere, die denselben Ursprung haben können, ohne daß er zu erweisen ist. Nichts würde uns hindern, die berühmte Figur des Nil im Vatikan gerade jener Epoche zuzuschreiben. Im Museum Torlonia erinnert eine Nilgestalt aus schwarzem Marmor mit dem Füllhorn, dem Palmzweige und der Sphinx an den Typus ägyptischer Münzen Hadrians. Werke wie das Relief Dädalus und Ikarus aus Rosso Antico in der Villa Albani, das Medearelief im Museum Torlonia, die Amazonen nach Polyklet im Kapitol und Vatikan, die Bogen spannenden Eroten, die Diskuswerfer, die Marsgestalten, die Nachbilder des Apollo Sauroktonus, die Venusfiguren nach Praxiteles, die ruhenden Satyrn, manche Niobide nach Skopas können so gut aus der Zeit Hadrians herstammen als aus jener früheren, wo die Kopien des Laokoon und des Apollo vom Belvedere entstanden sind. Freilich sind wir wenig aufgeklärt über den Unterschied der Kunst der römischen Kaiserzeit von jener der alexandrinischen, und nicht einmal vom Laokoon ist es gewiß, in welche der genannten Epochen er zu setzen sei.

Da die künstlerische Produktion in den zwei ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit keine inneren Merkmale der Originalität an sich trägt, sondern nur Wiederholung alter Ideale ist, so hat sie für uns auch kein bestimmt erkennbares Zeitgepräge. Sie bietet nur den hoch ausgebildeten Charakter der Technik einer noch vom feinsten Geschmack beseelten Schule dar. Die Anschauung der Formenwelt hat eine geistreiche Eleganz erreicht, welche aber bis zur Flachheit gedankenleer werden kann. Die theatralischen Frauenköpfe an der Sala Rotonda, die Zentauren und die Antinousreliefs können das beweisen. Die akademische Formenglätte erinnert fast an Canova und Thorwaldsen, aber wenn diese Meister der letzten Renaissance die Skulptur durch die Rückkehr zur Antike von der barocken Überladung befreit haben, so hat die hadrianische Zeit keine solche Umkehr zu nehmen gehabt. Sie ist vielmehr der letzte Ausgang der Antike selbst; ihr Schluß mußte die Verflüchtigung des Charaktervollen in die Äußerlichkeit sein. Hier geht die Bildnerkunst gleichen

Schritt mit der griechischen Sophistik; sie würde ebenfalls in einem leeren Prunk geendet haben, wenn sie, wie die Sophistenschule Smyrnas, Athens und Konstantinopels den Sieg des Christentums und die beginnende Barbarei noch bis zum sechsten Jahrhundert hätte überdauern können.

Ihre höchste Idealität hat die hadrianische Kunst in dem Typus des Antinous zu erreichen gesucht. Die tolle Laune des Kaisers, einen neuen Gott zu schaffen, wurde nur durch die seltene Schönheit seines Lieblings möglich und ausführbar. Wahrscheinlich haben alle Teilnehmer an jener Komödie gelacht, die Griechen über den Einfall des Kaisers, und dieser über die Welt, die ihn sich gefallen ließ; dann aber hat Hadrian die Wirkung, welche die Gestalt seines vergötterten Pagen auf die Kunst auszuüben begann, mit noch mehr Zufriedenheit betrachtet, als jene, die sein Kultus auf den Aberglauben übte. Die Bilder und Statuen, die er selbst als Dilettant verfertigte, hielten die Kritik der Künstler nicht aus, doch sein bithynischer Gott wurde von ihnen als Idealform anerkannt. Die Antinousgestalt kann sogar als das eigene Kunstprodukt Hadrians angesehen werden, denn ohne Zweifel hat er selbst sie den Künstlern vorgeschrieben. In zahllosen Bildsäulen, Reliefs und Gemmen ist er als Genius und Heros oder in einer bestimmten Göttererscheinung dargestellt.

Obwohl es nur ideale Vorstellungen des Antinous gibt, liegt ihnen allen doch das historische Porträt zugrunde. Er hat Persönlichkeit. Überall zeigt er das geneigte Antlitz voll melancholischer Schönheit, mit tiefliegenden Augen, sanft geschweiften Brauen und dem in die Stirne fallenden reichen Lockenhaar. Die vollen Lippen, die sehr breite Brust und die weichen Leibesformen atmen Sinnlichkeit, und doch ist diese durch einen Zug herber Trauer gemäßigt. Es ist die schöne Wirklichkeit einer griechisch-asiatischen Natur, nur leicht idealisiert. Weil wir das Schicksal des Antinous kennen, lesen wir es auch in diesem verdüsterten Angesicht, und nicht mit Unrecht, denn die Künstler waren sich des Opfertodes bewußt, dem der Jüngling sein Fortleben verdankte. Immer würde ein finsteres Geheimnis in den Antinouszügen den Betrachter anziehen, auch wenn er dieses Bildnis nicht zu benennen wüßte. Und doch sind diese Züge glatt und geistesleer und fast nur maskenhaft: ein junger Mensch steht vor uns, der nichts erlebt und nichts bedeutet hat.

Als die Antinousfiguren im Tiburtinum entdeckt wurden, erregten sie in der Kunstwelt des achtzehnten Jahrhunderts eine ähnliche Begeisterung, wie die berühmtesten Antiken am Beginne des sechzehnten. Man überschätzte ihren Wert. Mit Enthusiasmus

pries Winckelmann den Antinous der Villa Casali, und besonders das Basrelief der Villa Albani. Den kolossalen Antinouskopf von Mondragone, der in Frascati gefunden wurde und seit 1808 im Louvre steht, erklärte er für das Schönste, was uns nach dem vatikanischen Apollo und dem Laokoon aus dem Altertum übriggeblieben sei. Er übertrifft freilich an Schönheit die im Tiburtinum gefundene Kolossalbüste, die jetzt in der Sala rotonda des Vatikan steht und die andere auch von dorther stammende in der Villa Albani. Noch begeisterter würde sich der große Kunstforscher ausgesprochen haben, wenn er den Antinouskoloß gekannt hätte, der im Jahre 1793 zu Palestrina gefunden und von Pius VI. dem Herzog Braschi geschenkt wurde. Vor wenigen Jahren hat ihn Pius IX. aus dem lateranischen Museum in die Sala rotonda versetzt. Ohne Frage ist er die glänzendste Gestalt des Dionysos-Antinous. Er trägt den Efeukranz um das herabwallende Lockenhaar und auf dem Scheitel den Pinienapfel; das weite Obergewand, das ursprünglich wohl mit Gold und Elfenbein geziert war, ist auf der linken Schulter befestigt und läßt den rechten Arm, die Brust und den Unterleib zum Teil sehen. In der linken hoch erhobenen Hand hält der junge Gott den Thyrsusstab. Das dekorativ malerische Prinzip tritt an dieser bacchischen Figur sehr stark hervor, und Liebhaber einer strengeren Formenschönheit werden ihr den Antinous im Museum Neapels und den berühmteren im Kapitol vorziehen. Dieser, ein nackter Ephebe ohne Attribute, mit nach rechts gesenktem Haupte, in träumerischer Stellung, sieht einem Narcissus oder Hermes ähnlich. Die Statue ist eine der vollendetsten Gestalten der hadrianischen Nachblüte der Kunst, da der ehemals sogenannte Antinous im Belvedere, wie schon Winckelmann nachgewiesen hatte, ein Hermes aus der besten griechischen Epoche ist.

Auch in der berühmten Marmorgruppe von Ildefonso, die ehedem Schlaf und Tod oder Orestes und Pylades genannt wurde, hat man seit Visconti eine Vorstellung des Antinous, und zwar seine Todesweihe erkennen wollen. Man glaubt in ihr den bekränzten Jüngling zu sehen, der sich für den Kaiser dem Todesdämon darbietet; der Genius entzündet die Flamme des Altars und führt das Opfer sanft der Proserpina zu.

Daß die bisher genannten Antinousfiguren zu den vorzüglichsten der hadrianischen Zeit zu rechnen sind, ist sicher, weil sie meist aus den kaiserlichen Gebäuden selber stammen. Sie und andere Statuen oder Büsten stellen aber nur einen Bruchteil der plastischen Werke dar, die den Liebling Hadrians verherrlicht haben. Dio sagt ausdrücklich, daß der Kaiser ihm in

der ganzen bewohnten Welt Statuen und Bildwerke geweiht habe. Viele Antinousbüsten von durchaus schlechter Ausführung beweisen sogar, daß dieser Typus zu einer gewöhnlichen Dekoration gebraucht worden ist. Zahlreich müssen seine Bildsäulen in Ägypten und in griechischen Städten gewesen sein. In Athen ist im Dionysostheater eine nackte Ephebenfigur gefunden worden, welche man für Antinous hält; sie steht dort im Nationalmuseum, wie auch eine andere ägyptischen Stils, die in Marathon entdeckt worden ist, und vielleicht einer Villa des Herodes Atticus angehört hat. Im Jahre 1860 fand Lenormant in Eleusis eine Statue des Antinous aus thasischem Marmor. Er wurde dort als neuer Dionysos verehrt. Überhaupt sind es die jugendlichen Götter des Olymp, Hermes, Apollo und Dionysos, unter deren Erscheinungsform der vergötterte Jüngling vorgestellt wurde. An seinem Typus ist daher nichts original, als die Grundzüge seines Porträts. Schon deshalb hat der überschwenglichen Bewunderung Winckelmanns, welche schon Levetzow nicht teilte, die neuere Kritik ein fast zu geringschätziges Urteil entgegengesetzt. Selbst der gepriesenen Büste von Mondragone ist der höhere künstlerische Geist abgesprochen worden.

Indes die Antinousgestalt ist ein wirkliches Ideal jugendlicher Schönheit, das die Kunst aus dem Leben ihrer eigenen Zeit geschöpft hat. Da sich von anderen Bildwerken, die man der Epoche Hadrians zuschreibt, fast nur Porträts mit einiger Sicherheit als ihr zugehörig bezeichnen lassen, so sind die Antinousbilder die einzigen authentischen Zeugnisse von dem, was die hadrianische Zeit in der idealen Plastik hat leisten können. Wenn man nun nach der Auffassung echter Meisterwerke aus der Kunstblüte Griechenlands, wie der Parthenonskulpturen und des Hermes von Olympia, den Wert der Antinousfiguren auf ein bescheidenes Maß herabsetzen muß, so beweisen sie doch, daß die Zeit, welche sie schuf, noch immer im Besitze war nicht nur einer hohen Meisterschaft der Technik, sondern auch einer noch antiken Empfindung und Anschauung der Form. Zum mindesten wird der Antinoustypus als eine letzte künstlerische Tat des Altertums und der wenn auch matte Schluß der griechischen Idealkunst zu betrachten sein.

ARCHITEKTUR. GROSSARTIGER BÜRGERSINN DER STÄDTE. BAULUST HADRIANS. ANTINOE. STRASSE NACH BERENIKE. ANDERE BAUTEN IN ÄGYPTEN. DER TEMPEL IN KYZIKOS

Die größte Leidenschaft Hadrians war das Bauen. Er überbot darin vielleicht jeden bekannten Herrscher der Geschichte, und sein Baugebiet war das römische Reich. Noch mit mehr Recht als seinen Vorgänger Trajan hätte man ihn den „Erbauer der Welt" nennen können. Aber nicht der Kaiser allein, sondern Provinzen und Städte waren von derselben Leidenschaft ergriffen. In dieser friedlichen Epoche hatte sich der Kunstsinn der Städte hoch entwickelt, und der Patriotismus der Bürger suchte den Ruhm der Vergangenheit durch neue Monumente zu mehren. Besonders zeichneten sich die Städte des griechischen Asiens, die reichsten in jener Zeit, durch aufopfernde Vaterlandsliebe aus. Auch in Italien, Gallien und Spanien lebte ein ähnlicher, großartiger Bürgersinn; die Kommunen wetteiferten miteinander in der Errichtung privater und öffentlicher Bauten, wie einst die Republiken Griechenlands in ihrer besten Zeit oder wie später im Mittelalter die Städte Italiens.

Reiche Bürger statteten ihre Heimatsorte mit schönen Werken aus, oder sie machten ihnen Geschenke zu diesem Zweck. Erst seit Nerva und Trajan hatten die Städte das Recht erlangt, Erbschaften durch Fideikommiß anzunehmen, und dieses wichtige Recht verlieh ihnen unumschränkt ein Senatskonsult Hadrians. Daraus floß für sie eine neue Quelle öffentlicher Einnahmen, da es Ehrensache wurde, für patriotische Zwecke Summen testamentarisch auszusetzen. Inschriften und andere Zeugnisse liefern schon vor Hadrian zahlreiche Beweise sowohl von den Reichtümern als von dem für uns kaum noch begreiflichen Patriotismus in allen Provinzen des Reiches. Ein Konsul zur Zeit Trajans schenkte der Stadt Tarquinii mehr als drei Millionen Sesterzien zu Bauten, und sein Sohn vergrößerte diese Summe. Ein Bürger schenkte seiner Vaterstadt Laodikea zu gleichem Zweck 2000 Talente. In Neapel verwendeten zwei Brüder Stertinius ihr Vermögen zur Ausschmückung dieser Stadt, und in Massilia baute der Arzt Krinos die Stadtmauern auf seine Kosten. Eine Priesterin zu Calama in Numidien gab 400 000 Sesterzien zum Bau eines Theaters her, und Numidia Quadratilla baute in Casinum ein Amphitheater und einen Tempel. Privatpersonen errichteten die großen Säulenhallen in der Wunderstadt Palmyra, und griechische Sophisten bauten in

Smyrna, Pergamon, Kotyäum, Antiochia, Ephesus und andern Städten Portiken, Bäder und Theater. Ein einziger Sophist, Herodes Atticus, konnte sogar mit Hadrian wetteifern, indem er Athen und manche andere Stadt mit prachtvollen Werken schmückte.

Wo es große Unternehmungen galt, mußten die betreffenden Provinzen die Mittel aufbringen. Unter Trajan trugen die Kosten der großen Brücke über den Tagus zu Alcantara elf Städte Lusitaniens. Bisweilen beschwerten sich die Provinzen über die zu drückende Beisteuer zu öffentlichen Bauten, und diese durften nicht ohne kaiserliche Erlaubnis unternommen werden. Hadrian hatte Herodes Atticus zum Korrektor der Städte Asiens gemacht und ihm den Bau einer Wasserleitung in Troas erlaubt zum Kostenanschlage von 3 Millionen Denare; der kühne Sophist verbaute 7 Millionen, worauf sich die Provinz beklagte, daß ihre ganze Steuerkraft verschlungen werde. Aber die Liberalität des Kaisers war auch in solchen Fällen zur Beihilfe bereit; so lehrt eine Inschrift, daß Hadrian den größten Teil der Kosten zum Bau der Straße von Benevent nach Äclanum getragen hat. Dyrrhachium beschenkte er mit einer Wasserleitung, die später Alexander Severus herstellte. Für das Gymnasium in Smyrna gab er eine so große Summe her, daß dieses Werk dann durch Sammlung anderer Beiträge zustandekam. Gesellschaften bildeten sich, die Kapitalien zusammenlegten, und große Bauten wurden an Unternehmer in Konkurrenz ausgeboten.

Unermeßliche Impulse des Wetteifers in der Errichtung von Monumenten der Architektur gingen von Hadrian nach allen Provinzen des Reiches aus. Besäßen wir den vollständigen Katalog der Bauwerke, die er aus eigener Liberalität entstehen ließ, so würde uns ihre Menge märchenhaft erscheinen. Denn in allen Weltteilen, die er durchwanderte, hat er Tempel, Gymnasien, Wasserleitungen, Straßen als Denkmäler seiner Reisen zurückgelassen. Er führte stets Architekten und Ingenieure mit sich und ein Heer von Bauhandwerkern, welches militärisch eingeteilt war.

Zunächst waren es ganze Städte, die er zum Teil oder völlig neu erbaute. Mehrere nannten sich von ihm Älia, Äliopolis, Hadriana oder Hadrianopolis. Es gab deren in Thracien, in Bithynien und Lycien, in Mazedonien, in Illyrien, in der Kyrenaika, in Ägypten, in Pontus, Syrien, Paphlagonien und Karien. Spartian sagt: da er bei seinen Werken Titel nicht liebte, nannte er viele Städte Hadrianopolis, wie Karthago und einen Teil Athens.

Die Benennungen für diese beiden war nur vorübergehend, aber jahrhundertelang erhielt sich der Name Älia für Jerusalem.

Wunderlich sind bisweilen die Veranlassungen gewesen, die Hadrian zum Bau von Städten nahm. In Mysien gründete er Hadrianotherä, um seiner Jagdliebe dort ein Denkmal zu setzen, wo er einen Eber getötet hatte. Wir haben von dieser Stadt eine Antinousmünze, worauf sie als Wappen ein Eberhaupt führt.

Dem Antinous zu Ehren baute er Antinoopolis oder Antinoe, in der Heptanomis an der Stelle der kleinen Stadt des Gottes Besa auf der östlichen Seite des Nils. Ptolemäus erwähnt ihrer als der Metropolis eines eigenen Nomus Antinoitis, wozu sie also von Hadrian gemacht sein mußte. Ihr gegenüber lag Hermupolis. Antinoe war als eine wesentlich hellenische Stadt nicht im ägyptischen, sondern im griechischen Stil erbaut worden. Sie hatte die regelmäßige Form eines länglichen Vierecks, das eine Hauptstraße durchschnitt. Am Nordende derselben will man Ruinen des Mausoleums des Antinous erkennen, am Südende steht noch der Rest eines Prachttempels mit einem großen korinthischen Portikus. Säulenhallen zogen sich längs den Straßen hin, von denen drei die Stadt in ihrer Breite durchschnitten. Am Nilhafen erhob sich ein Triumphbogen mit drei Toren auf korinthischen Säulen, Reiterstatuen standen zu den Seiten. Der Aufwand von Säulen in Antinoopolis muß erstaunlich groß gewesen sein. Da, wo sich die Hauptstraßen kreuzten, erhoben sich Ehrensäulen, von denen später eine dem Alexander Severus und seiner Mutter geweiht wurde, wie die Inschrift des Piedestals besagt. Ruinen von Bädern, eines Zirkus und Gymnasiums liegen außerhalb der Stadt, die einen offenen und heiteren Charakter gehabt haben muß.

Hadrian zeichnete Antinoe auch dadurch aus, daß er ihr eine griechische Gemeindeverfassung verlieh. In ihr allein wird unter den griechischen Städten Ägyptens ein Senat bemerkt. Um ihr auch durch Handel und Verkehr eine Zukunft zu schaffen, ließ er eine mit Brunnen, Wachttürmen und Stationen versehene Straße nach Berenike bauen. Da Plinius die Straße von Koptos nach Berenike beschrieben hat, so scheint die neue hadrianische nach dem nächsten Hafen, etwa nach Myos Hormos geführt zu haben und dann längs des Roten Meeres nach Berenike fortgegangen zu sein.

Hadrian verschönerte selbst noch das an Monumenten reiche Alexandria. Alexandrinische Münzen zeigen einen Tempel mit den Gestalten des Serapis und des Kaisers und dem Worte Adrianon. Es gab also auch in Alexandria ein Hadrianeion, das

später in ein Gymnasium und dann in eine christliche Kirche verwandelt wurde. Man hat Kaiserkartuschen Hadrians auf Tempelresten zu Denderah, Esneh und Medinet Habu gefunden, woraus man schließen darf, daß er dort sogar im herkömmlichen ägyptischen Stil gebaut hat, wie vor ihm die Ptolemäer. Auch an den berühmten Porphyrbrüchen bei Djebel Dokham hat man in den Ruinen einer befestigten Stadt und eines nicht vollendeten Tempels griechische Inschriften aus der Zeit Hadrians gefunden.

Da sich der Kaiser die Gelegenheit zu Bauten meist auf seinen Reisen nahm, so darf man nur diesen folgen, um seine Denkmäler aufzusuchen. Wenn man Rom ausnimmt, so scheint er für die westlichen Provinzen des Reiches weniger getan zu haben als für die östlichen. Der Grund liegt vielleicht darin, daß der Orient durch seine herrlichen und berühmten Städte ihn mehr reizte, Monumente seiner Regierung dort zurückzulassen.

Eine große Menge von Tempeln baute er in Asien, und vielen gab er keine Bestimmung. Sie wurden deshalb noch in späteren Zeiten einfach Hadrianstempel genannt. Solche götterlose Tempel sind von dem eitlen Kaiser wohl für seinen eigenen Kultus ausersehen gewesen.

Zu ihnen gehörte auch der Tempel zu Kyzikos, der so prächtig war, daß er den sieben Wunderwerken beigezählt wurde. Erst Marc Aurel hat ihn im Jahre 167 seinem Vorgänger Hadrian geweiht und vielleicht auch vollendet. Seine Säulen, Monolithe, vier Ellen dick und fünfzig Ellen hoch, leuchteten von der Höhe über den Propontis gleich einem Pharus. Aristides hat den Tempel in seiner Einweihungsrede verherrlicht und ihn den schönsten genannt, den Menschen gesehen haben. Noch dauern seine Reste.

Mit Theatern, Bädern, Gymnasien und Wasserleitungen bereicherte Hadrian viele Städte in Griechenland und Asien. Jerusalem gründete er neu; Stratonikea, Nikäa und Nikomedia stellte er wieder her. Der Stadt Smyrna schenkte er an einem Tage eine Million; davon baute sie einen Getreidemarkt, ein Gymnasium, das an Schönheit alle andern Asiens übertraf, und ihm selbst einen Tempel auf dem Vorgebirge. In Ephesus baute er einen Tempel dem Genius Roms, der ja auch sein eigener war; in Alexandria Troas eine Wasserleitung, in Trapezunt einen Hafen.

BAUTEN HADRIANS IN ATHEN UND ANDERN STÄDTEN GRIECHENLANDS. BAUTEN DES HERODES ATTICUS

Für kein anderes Land hat Hadrian seine Vorliebe so glänzend betätigt als für Hellas, und hier ganz besonders für Athen. Es gibt kein stärkeres Zeugnis von der allgemeinen Liebe, welche diese Stadt genoß, als die Reihe fremder Herrscher, die sie noch lange nach dem Untergange ihrer Freiheit voll Pietät wie ein Götterbild verehrt und geschmückt haben. Antigonus und Demetrius, Ptolemäus Philadelphus, Attalus und Eumenes von Pergamon, Antiochus Epiphanes, Cäsar, Augustus und Agrippa, selbst der Judenkönig Herodes, alle beschenkten die Stadt des Solon und Perikles mit Wohltaten und zierten sie mit Prachtgebäuden. Noch unter Trajan setzten diese Reihe fürstlicher Mäzene in Athen die Nachkommen des Antiochus IV. fort, des letzten Königs von Kommagene. Ihr Familiengrab, das sogenannte Denkmal des Philopappos, krönt noch, zum Teil erhalten, den Gipfel des Museion-Hügels.

Der letzte Glanz Athens ist an den Namen Hadrians und der Antonine geknüpft. Jener baute dort so viel, als wollte er in Athen wohnen, und vielleicht würde er diese Stadt zu seiner Residenz gemacht haben, wenn die Pflichten gegen Rom ihm das erlaubt hätten. Er verschönerte und erneuerte sie. Er baute dort einen Tempel des Zeus Panhellenios und der Hera, ferner ein Pantheon, wohl nach dem Muster des römischen. An diesem Prachtbau rühmte Pausanias die 120 Säulen von phrygischem Marmor, aus dem auch die Wände an den Hallen bestanden. Er baute ferner ein schönes Gymnasium mit 100 Säulen aus lybischem Stein und eine Bibliothek. Diese muß ein besonders herrliches Bauwerk gewesen sein, mit vergoldetem Dach und reich geschmückt mit Statuen und Gemälden. So sah sie Pausanias.

Eine Inschrift im Pantheon enthielt den Katalog aller Bauten Hadrians in hellenischen und andern Städten; um so mehr ist der Verlust dieser Urkunde zu beklagen. Man sieht heute in der Nähe des Basars und des Tores der Agora eine korinthische Stoa aus grauem Marmor und hält sie für Reste des hadrianischen Gymnasiums. Dort haben wohl überhaupt jene genannten Tempel einen ganzen Bezirk gebildet, aber mit Gewißheit ist ihre Stelle nicht zu bestimmen. Im Panhellenion ist wahrscheinlich Hadrian im Bilde des Zeus zugleich mit der Juno Sabina dargestellt gewesen.

Der Akropolis, deren Tempel und Weihgeschenke die Felsenfläche in gedrängter Menge bedeckten, konnte Hadrian kaum noch etwas hinzufügen. Man glaubt, daß er die große Treppe aus weißem Marmor, die zu den Propyläen hinaufführte, neu eingerichtet hat. Man schreibt ihm auch einen Umbau des Dionysostheaters zu. Dies ist aus der Einteilung des Zuschauerraumes in dreizehn Abschnitte geschlossen worden, entsprechend den dreizehn Phylen der hadrianischen Zeit, ferner aus Inschriften und dem Umstande, daß im Theater auch eine Bildsäule des Antinous gefunden worden ist.

Das größte Werk Hadrians in Athen war der Tempel des olympischen Zeus. Den Bau dieses berühmten Heiligtums hatte Pisistratus begonnen, aber nach der Vertreibung seines Hauses blieb er unvollendet, und erst Antiochus Epiphanes gab dem römischen Architekten Cossutius den Auftrag, den in Vergessenheit geratenen Tempel auszubauen. Auch er blieb unvollendet. Doch konnte Livius von ihm sagen, daß er einer von denen in der Welt sei, deren Anlage der Größe des Gottes würdig erscheine. Das Olympieion ruhte lange Zeit. Es hatte das Schicksal mancher Dome des Mittelalters; denn auch die Absicht befreundeter Fürsten und Bundesgenossen Roms, den Tempel auf gemeinschaftliche Kosten auszubauen und dem Genius des Augustus zu weihen, wurde nicht durchgeführt. Hadrian fand den Tempel des Cossutius als ein Gebäude vor, das an den Fronten je 10 und an beiden Seiten je 20 korinthische Säulen in Doppelreihen hatte. Daß er den Tempel wirklich vollendete, bezeugen Spartian, Dio und Philostrat, der sagt, das Olympieion sei nach 560 Jahren (was von Pisistratus bis auf Hadrian zu gering gerechnet ist) endlich fertig geworden, Hadrian habe dieses große und mühsame Werk der Zeiten eingeweiht und der Sophist Polemon die Festrede gehalten.

Nach Pausanius hatte das Olympieion vier Stadien im Umkreis. Das Tempelgebäude war 173 Fuß breit und 359 Fuß lang und hatte einen Peristyl von 132 Säulen aus phrygischem Marmor, deren Durchmesser über der Basis 6½ Fuß, deren Höhe etwa 60 Fuß betrug. Im Tempel ließ Hadrian einen gold-elfenbeinernen Zeuskoloß aufstellen, welchem das olympische Meisterwerk des Phidias wahrscheinlich zum Vorbilde gedient hatte. Pausanias sah daselbst auch zwei Statuen Hadrians aus thasischem, zwei andere aus ägyptischem Marmor, und Erzbilder, ihm von den Kolonien errichtet, standen vor den Säulen. Überhaupt war der Peribolus von Statuen des Kaisers erfüllt, während die Stadt Athen ihm am Opisthodom einen Ehrenkoloß

aufgestellt hatte. So viele langweilige Wiederholungen einer und derselben Gestalt in denselben Räumen waren nur das klägliche Zeugnis des Knechtssinnes der Hellenen gegen den allmächtigen Kaiser, ihren politischen Gott. Mit Statuen des einen Hadrian hatte man außerdem die Theater, Hallen und Straßen Athens erfüllt, denn Privatpersonen, Priester, Phylen und Vereine wetteiferten miteinander, ihrem „Wohltäter" zu huldigen. Pausanias sah ihn in der Stoa Basileios neben Konon und Timotheus als Zeus Eleutherios aufgestellt. In der Burg hatten der Areopag, der Rat der Fünfhundert und der Demos ihm zum Dank für „alle Wohltaten" eine Ehrenbildsäule errichtet.

Weil im Tempel der Polias eine Erechtheusschlange verwahrt wurde, so wollte der Kaiser auf ähnliche Weise im Olympieion seinen Genius darstellen, und er ließ dort eine indische Schlange hineinsetzen — eine lächerliche Komödie, die keinen Schritt weit von der Gwykonschlange Alexanders entfernt war. In seiner unermeßlichen Eitelkeit scheute er sich nicht, sich als Mitgenosse des Zeus zu betrachten, denn ihm selbst war das Olympieion geweiht worden. Nur gingen denn doch weder sein Ehrgeiz, noch die gottlose Schmeichelei der Athener so weit, daß der Tempel einfach Hadrianeion genannt wurde. Ein gemeinschaftlicher Priester verrichtete in ihm den Dienst für die beiden Olympier, den Gott des Himmels und seinen kaiserlichen Affen.

Von der Pracht des Tempels ist jetzt nichts mehr übrig als die Fundamente und fünfzehn noch aufrecht stehende Säulen. Diese Kolosse wirken noch heute wie etwas durchaus Fremdartiges in Athen; sie scheinen eher nach Baalbek und Palmyra zu gehören, als in diese Musenstadt, wo trotz des ernsten dorischen Stils alles den Charakter des schönen Maßes und der Grazie getragen hat. Vielleicht gab es auch in dem damaligen Athen noch Menschen, die dem antiken Parthenon den Vorzug vor diesem riesigen Tempel gaben. In derselben Stunde, als der Sophist Palemon die Einweihungsrede des Olympieion hielt, betete vielleicht eine verachtete Christengemeinde in dem Hause ihres Bischofs an jenem Areopag, wo Paulus vor einigen 70 Jahren das Evangelium gepredigt hatte. Einige Jahrhunderte später haben die Christen Athens in dem verödeten Zeustempel dem Apostel Johannes eine Kapelle eingerichtet, und diese hat wahrscheinlich die Reste des Prachtbaues Hadrians vor dem gänzlichen Untergange bewahrt.

Das Olympieion bildete den Mittelpunkt der hadrianischen Neustadt Athen, die sich vom Ostabhange der Akropolis nach dem Ilissos hinzog, und ihr war wohl die dreizehnte Phyle Ha-

drianis zugeteilt. Der Kaiser scheute sich nicht, diese Neustadt Hadrianopolis zu nennen. Auf dem marmornen Ehrenbogen, der zu ihr und dem Tempelbezirk führte, liest man noch auf beiden Seiten nach Athen wie nach dem Olympieion hin folgende Trimeter: Dies ist Athen, die alte Stadt des Theseus; dies ist die Stadt des Hadrianus und nicht des Theseus. In den beiden Nischen des zweiten Stockwerkes des Eingangstores sind ohne Zweifel die Statuen des Theseus und Hadrian ausgestellt gewesen. Der Bogen ist fast ganz erhalten, und kein unbefangener Beschauer wird urteilen, daß dieses kleinliche Werk zur Größe des olympischen Tempels ein richtiges Verhältnis haben konnte. Die Hadrianstadt war übrigens nicht ummauert, vielmehr wurde die östliche Stadtmauer abgebrochen, als man die Neustadt anlegte. Ein Aquädukt versorgte sie und ihre Gartenanlagen mit Wasser, das von Kephisia herkam und am Lykabettos in einem mit jonischen Säulen geschmückten Kastell gesammelt war. Der Kaiser Antoninus Pius hat diese Wasserleitung im Jahre 140 vollendet.

Viele andere griechische Städte schmückte Hadrian mit öffentlichen Werken, die Pausanias in seiner Beschreibung der einzelnen Landschaften verzeichnet hat. Er baute in Korinth Bäder und einen Aquädukt, welcher das Wasser aus dem stymphalischen See in die Stadt führte; er ließ den Apollotempel zu Megara neu bauen, und die schmale, gefährliche Isthmusstraße nach dem Peloponnes, den Felsenweg des Skiron, durch riesige Unterbauten so erweitern, daß auf ihm Wagen einander ausweichen konnten. Im phokischen Abä errichtete er einen Tempel dem Apollo, eine Stoa zu Hyampolis. Im Tempel der Juno zu Argos stiftete er einen mit Edelsteinen geschmückten Pfau von Gold. Viel tat er des Antinous wegen für Mantinea. Er gab dieser Stadt ihren alten Namen wieder, denn dem mazedonischen König Antigonus, dem Vater des Perseus zu Ehren war sie Antigoneia genannt worden. Er erneuerte dort den Tempel des Poseidon Hippios, indem er den ursprünglichen Bau von Holz mit einem neuen umgeben ließ. Dem Antinous erbaute er in Mantinea einen prächtigen Tempel, welcher dessen Statuen und Gemälde enthielt. Dem Epaminondas weihte er eine Grabstele mit selbstverfaßter Inschrift. Auch Eleusis, wo er die Mysterienweihe genommen hatte, zierte er ohne Zweifel mit Bauten, und wahrscheinlich stammte die Idee zu den großartigen Propyläen des Heiligtums der Demeter dort von ihm her.

Es ist bezeichnend für diese kunstliebende Zeit, daß auch ein griechischer Privatmann mit Hadrian wetteifern konnte, nämlich

Herodes Atticus. Pausanias bemerkt, was dieser reiche Sophist für Athen und andere Städte getan hat. Es wollte wenig für ihn sagen, daß er im Tempel des isthmischen Poseidon vier vergoldete Pferde mit elfenbeinernen Hufen und zwei goldelfenbeinerne Tritonen, im Gymnasium zu Olympia zwei Bildsäulen der Demeter und Proserpina weihte. Er baute zu Athen dem Andenken an sein Weib Regilla zu Ehren ein prächtiges Odeum, dessen Reste römischen Stils noch erhalten sind. Er ließ das panathenaische Stadion über dem Ilissus mit penthelischem Marmor belegen. Zur Zeit des Pausanias war es noch ein Wunderwerk und hatte auch an Größe wenig seinesgleichen, denn Hadrian ließ darin einmal tausend Tiere jagen. Herodes baute auch zu Delphi ein Stadion aus Marmor, ein Theater in Korinth, Bäder in Thermopylä, eine Wasserleitung in Olympia, eine andere zu Canisium in Italien, und eine prachtvolle Villa Triopium bei Rom an der Via Appia, wo heute das Tal Caffarelli liegt. Kein Wunder, daß auch diesem großartigen Menschen alle attischen Phylen Ehrenstatuen geweiht haben.

BAUTEN HADRIANS IN ITALIEN. SEINE TIBURTINISCHE VILLA

Italien scheint Hadrian, abgesehen von Rom und seiner Villa bei Tibur, weniger ausgezeichnet zu haben als die hellenischen Länder. Vielleicht geschah es nur, weil er die meiste Zeit seiner Regierung auf Reisen zubrachte, oder weil die italienischen Städte für ihn keinen Reiz hatten. Auch fehlt es uns an Nachrichten, und auffallend sparsam sind hadrianische Inschriften in Italien. Doch hat ihn auch dieses Land als seinen Wiederhersteller gepriesen.

Zwei Kolonien scheint er besonders ausgezeichnet zu haben, Auximum (Osimo) und Mediolanum; die letzte legte sich den Namen Älia bei. Ehreninschriften auf Hadrian finden sich in Teano, Sorrent, Puteoli und in einem unbekannten Ort Forlanum. Die Kolonie Ostia rühmte von ihm, daß er sie mit aller Sorge und Liberalität erhalten und geehrt habe. Wahrscheinlich hat er das dortige Theater gebaut, dessen Reste für hadrianisch gelten. Inschriften verzeichnen die Herstellung von Wegen, so der Cassia von Chiusi bis Florenz, der Via Augusta an der Trebia, und der Straße von Suessa. Bei Lupia, dem alten Sybar und heutigen Lecce, baute er einen Hafen. Bei Gruttä am Adriatischen Meer stellte er den Tempel der Dea Cupra oder etrus-

kischen Juno wieder her. Nach der Angabe des Spartian hat er sogar den Fucinischen See trockengelegt. Einen solchen Plan hatte Cäsar gefaßt, aber ebensowenig ausgeführt als der Kaiser Claudius nach ihm; die Unternehmung Hadrians konnte nur eine Restauration des claudischen Emissars gewesen sein.

Von allem, was Hadrian in Italien geschaffen hat, ist die tiburtinische Villa sein großartigstes Denkmal gewesen, ohnegleichen in der Welt. Sie hat das goldene Haus des Nero verdunkelt. Die Trümmer dieses Sanssouci eines weltbeherrschenden Kunstenthusiasten bedecken jetzt noch einen Raum von zehn Millien Umfang, und sie gewähren den Anblick eines Irrgartens voll versunkener Kaiserpracht. Hadrian hat den Bau des Tiburtinum schon frühe begonnen und dann bis zu seinem Tode fortgesetzt.

Man darf zweifeln, ob die Stelle, die er dafür aussuchte, glücklich gewählt war. Die Römervillen in Tuskulum und Frascati und über der Anioschlucht bei Tibur waren alle freier und schöner gelegen als diese Hadrians; doch brauchte er eben für sie einen großen Raum. Sie lag auf einer sanften Erhebung tief unter Tibur, wo der Blick auf der einen Seite durch die nahen Berge beschränkt wird, auf der andern aber Rom und sein majestätisches Gefilde bis zum Meer umfaßt. Zwei Bäche durchzogen diese Landschaft, und der nahe Anio bot seine Wasserfülle. Von der lukanischen Brücke, in deren Nähe man den Haupteingang der Villa vermutet, erstreckten sich die wundervollen Anlagen stundenweit über Hügel und Täler fort. Die Villa hatte den Umfang einer Stadt, und sie besaß alles, was eine solche schön und festlich macht; denn nur das Gemeine und Alltägliche fehlte dort. Blumengärten, Springbrunnen, Gebüsche, Säulenhallen, tiefschattige Korridore und kühle Kuppelsäle, Bäder und Naumachien, Basiliken, Bibliotheken, Theater und Zirkus und Göttertempel, von kostbarem Marmor strahlend und mit Kunstwerken erfüllt, waren hier um das Kaiserschloß vereinigt.

Der große Hofstaat, die Aufseher und ihre Sklavenscharen, die Leibgarden, Schwärme von Künstlern, Sänger und Schauspieler, Hetären und vornehme Frauen, Tempelpriester, Gelehrte und Dichter, Freunde und Gäste Hadrians, kurz Tausende von Menschen bildeten die Bewohnerschaft der Villa, und dieses Volk von Höflingen, Müssiggängern und Knechten hatte keinen anderen Zweck, als diesen einen einzigen weltmüden Mann zu erheitern, seine Langweile mit dionysischen Festen zu maskieren und ihm vorzuspiegeln, daß jeder Tag hier ein olympischer Feiertag sei. Hadrian versenkte sich dort in die Erinnerung seines

odysseischen Wanderlebens, denn diese Villa, nach seinen eigenen Zeichnungen entworfen, war Abbild und Spiegel des Liebsten und Schönsten, was er in der Welt bewundert hatte. Einzelne Teile trugen Namen von Bauwerken Athens. Es gab dort das Lyzeum, die Akademie, das Prytaneum, die Pökile, selbst das vom Peneus durchflossene Tal Tempe, und sogar das Elysium und den Tartarus.

Ein Bezirk war den Wundern des Nils geweiht, und nach dem zaubervollen Lustort der Alexandriner Canopus genannt. Hier stand ein Nachbild des berühmten Serapistempels; auf einem Kanal konnte man zu ihm im Schiff gelangen. Was sich Hadrian nicht in Rom erlaubte, durfte er in seiner Villa tun, nämlich seinem Antinous einen Kultus weihen. Aus einem Tempel der Villa stammen wohl die schönsten Antinousfiguren. Ein Obelisk, nur neun Meter hoch, verherrlichte in Hieroglyphenschrift den „Osirianer Antinous, den wahrheitredenden, den verkörperten Sohn der Schönheit". Auf ihm war er vor dem Gotte Ammon Rha opfernd dargestellt. Wenn die Kaiserin Sabina noch die Aufrichtung des Obelisken erlebte, so mußte sie über die Inschrift erröten, welche versicherte, daß der Kaiser dieses Denkmal der Pietät zugleich mit seiner Gemahlin, der großen Königin und Herrscherin Ägyptens, die den Antinous geliebt, errichtet habe. Man darf glauben, daß der Kultus des Antinous den Einfluß Ägyptens auf die römische Kunst gesteigert hat. Man liebte es schon längst, in Villen und Häusern Fluß-, Tier- und Genreszenen jenes Landes zu besitzen. Die Wandmalereien Pompejis und viele Mosaiken, wie das berühmte von Palestrina und das im Museum Kircherianum befindliche beweisen das zur Genüge. Nun aber hatte Hadrian nach seiner Villa Ägypten gleichsam hinübergepflanzt. Sphinxe und Götterbilder aus schwarzem Marmor und rotem Granit bildeten dort die Umgebung des Gottes Antinous, der selbst in glänzendem weißen Marmor als Osiris dargestellt war. Hieroglyphenschrift bedeckte die Tempel ägyptischen Stils.

Auf den Wink des Kaisers konnten sich diese Haine, Täler und Säulenhöfe mit der Mythologie des Olymps beleben, Priesterprozessionen nach dem Canopus wallfahren, der Tartarus und das Elysium mit den Schatten Homers sich bevölkern, Bacchantenschwärme durch das Tempeltal schweifen, Chorgesänge des Euripides im griechischen Theater ertönen und Flotten in der Naumachie die Xerxesschlacht wiederholen. Aber war alles dies mehr als ein bettelhafter Schein im Vergleich zu der Fülle und Majestät der wirklichen Welt, welche Hadrian

Olympieion in Athen

Neptuntempel in Rom, wahrscheinlich Hadrianeum

Rom, Vatikan

Antinous

Rom, Lateran

durchwandert hatte? Der Kaiser würde am Ende alle diese prunkvollen Theaterkulissen hergegeben haben für einen Tropfen aus dem vollen Lebensstrom, für einen Augenblick an Bord des festlichen Nilschiffes, oder auf der Akropolis Athens, in Ilium, Smyrna und Damaskus, mitten unter dem Zujauchzen ihm huldigender Völker. Epiktet hätte die kaiserliche Spielerei mit einem Album von Weltwundern als Sentimentalität belächelt, und vielleicht ist die weltberühmte Villa Hadrians ein Zeugnis des in das Barocke verfallenen Geschmacks jener Zeit gewesen.

Ihr Umfang war zu groß, um ein Tusculum der Musen zu sein. Sie war auch nicht zu Zwecken romantischer Einsiedelei angelegt, oder die Ruhebedürfnisse eines Kaisers aus der kosmopolitischen Epoche Roms konnten sich nur in solcher Ausdehnung von Majestät und Pracht befriedigen. Hadrian hätte über das Portal seiner Villa schreiben können: magna domus parva quies. Wenn das Tiburtinum beweist, wie nachhaltig die Eindrücke namentlich der hellenischen Welt im Geiste des großen Reisenden fortgewirkt haben, so kann diese unglaublich verschwenderische Anlage nur aus seiner Bauwut erklärt werden. Lustschlösser sind die am wenigsten rühmlichen Bauten der Fürsten, denn sie dienen nur ihrem flüchtigen Vergnügen, aber einem Herrscher wie Hadrian, welcher die Städte seines Reiches mit so vielen öffentlichen Werken ausgestattet hatte, konnte man mehr als einem Ludwig XIV. verzeihen, wenn er einmal an sich selber dachte.

Wie oft er die Villa bewohnt hat, wissen wir nicht; sie war sein Lieblingssitz in seiner letzten Zeit, und dort hat er wohl seine Memoiren dem Phlegon diktiert. Er besaß auch andere schöne Landhäuser, in Präneste und Antium. In Bajä, nicht in der tiburtinischen Villa, ist er gestorben. Diese ist auch nach ihm, doch immer seltener von den Kaisern bewohnt worden, bis sie das Schicksal aller Lustschlösser erlitt. Konstantin hat sie ohne Zweifel zuerst geplündert, um Marmor und Kunstwerke daraus nach Byzanz zu entführen. Zur Zeit der Gotenkriege stand sie noch als eine verödete Wunderwelt da; in ihr lagerten zuerst die Kriegsvölker Belisars, dann des Totila. Alt-Tivoli hießen ihre Ruinen im Mittelalter. Ihre Säulen und Marmorsteine wurden verschleppt, ihre Bildwerke zu Kalk verbrannt. Doch viele andere verhüllte der bergende Schutt, während Olivenhaine und Vignen darüber gepflanzt wurden. Die Erinnerung, daß diese zaubervolle Trümmerwildnis einst das Lustschloß Hadrians gewesen war, dauerte fort. Lange bevor man dort Ausgrabungen machte, hat der geistvolle Papst Pius II.

diese Ruinen besucht und mit melancholischen Worten geschildert. Was er davon gesagt hat, darf man auch heute nur einfach wiederholen.

„Etwa drei Millien außerhalb Tivoli hatte sich der Kaiser Hadrian eine prächtige Villa gebaut, so groß wie eine Stadt. Noch sind dort hohe und weite Tempelgewölbe erhalten, und noch sieht man halb zerstörte Höfe und Gemächer, und Reste von gewaltigen Säulenhallen und von Fischteichen und Fontänen, die der Anio mit Wasser versorgte, um die Sommerglut zu kühlen. Alles hat die Zeit unförmlich gemacht. Efeu bedeckt jetzt die Mauern statt der Malereien und der goldgewirkten Tapeten. Brombeeren und Dornen wachsen auf den Sitzen der Männer in der Purpurtoga, und Schlangen hausen in den Schlafgemächern der Kaiserinnen. So fließt alles Irdische im Strom der Zeit dahin."

Unter Alexander VI. grub man zuerst nach Altertümern im Tiburtinum; man fand Statuen der Musen und der Mnemosyne. Im 16. Jahrhundert machte zuerst Piero Ligorio einen Plan der Villa, dann beschrieb sie Re, und seit 1735 wurden jene Ausgrabungen unternommen, die so zahlreiche Bildwerke an den Tag gebracht haben. Piranesi entwarf seinen großen Plan des Tiburtinum. Im Jahre 1871 ist die Villa Hadrians in den Besitz der italienischen Regierung übergegangen, und die Ausgrabungen werden fortgesetzt. Doch haben sie keinen großen Erfolg gehabt; denn alles Wesentliche ist im 18. Jahrhundert aufgedeckt worden. Man hat damals die Villa so ausgeräumt, daß von ihrer überschwenglichen Marmorfülle wenig Reste mehr sichtbar sind. Hier und da sieht man noch Fußböden in Mosaik; die am besten erhaltenen bestehen aus kleinen weißen Steinen mit Zeichnungen in Schwarz. Man hat den Umfang der bloßgelegten Musivböden allein auf 5000 Quadratmeter berechnet, während die erstaunliche Mannigfaltigkeit der dekorativen Motive an Säulen, Pilastern, Nischen und Wänden ein glänzendes Zeugnis für die Kunstentwicklung jener ist.

Der Umkreis der Villa bietet jetzt eine Masse teils riesiger, teils sehr kleinlicher Ruinen dar. Reste von Tempeln, die man willkürlich nach Apollo, Bacchus, Serapis, Pluto usw. benennt, von Basiliken, Bädern und Theatern sind durch den weiten Bezirk zerstreut.

Die Bestimmung einiger Gebäude ist noch kenntlich; die langen Reihen von Gewölben, die man cento camerelle nennt, bezeichnen das Quartier der Kaisergarden, welches wohl 3000 Mann umfassen konnte; die hohen Mauern eines großartigen

Portikus gelten für die Pökile. Der Canopus erscheint heute als ein grünes Tal, an dessen Ende verfallene Gewölbe als Reste des Serapistempels betrachtet werden können, und das Tal Tempe ist als eine tiefe Senkung erkennbar, welche die Berge Tivolis begrenzen. Von den Theatern hat das sogenannte griechische die Szene noch so wohlerhalten, daß es zur Zeit Winckelmanns, wo das Dionysostheater Athens noch verschüttet lag, den deutlichsten Begriff eines antiken Theaters überhaupt geben konnte.

Der ehemalige Zweck vieler anderer Gebäude und Ruinen ist dunkel, und vergebens bemüht sich die Vorstellung, die Glieder dieser Zauberwelt zu einem übersichtlichen System wieder zu vereinigen, dessen Mittelpunkt die Wohnung des Kaisers gewesen sein mag.

DIE STADT ROM ZUR ZEIT HADRIANS. RÖMISCHE BAUTEN DES KAISERS. VOLLENDUNG DES FORUM TRAJANUM. DER TEMPEL DER VENUS UND ROMA. DAS GRABMAL HADRIANS

Hadrian fand als Kaiser die Stadt Rom nicht nur in ihren wesentlichen Hauptcharakteren schon vollendet vor, sondern sie hatte auch fast schon den Umfang erreicht, den später Aurelian durch die von ihm aufgeführten Mauern für immer festgestellt hat. Die Flavier hatten das Kapitol glänzend erneuert; die palatinische Kaiserburg war von Domitian prachtvoll ausgebaut worden; das Forum Romanum hatte seinen monumentalen Abschluß erhalten, und von Augustus bis auf Trajan war auch das große System der neuen Kaiserfora vollendet worden. Auf den Trümmern des goldenen Hauses des Nero hatten Vespasian und Titus das Amphitheater und Thermen bis zum Esquilin hin gebaut, an welche sich die trajanischen auf den Carinen anschlossen. Der Zirkus Maximus war von Domitian neu gebaut und von Trajan vollendet worden; das Stadion Domitians, die heutige Navona, glänzte in seiner frischen Schönheit und reihte sich dem Pantheon und den Bädern Agrippas und Neros an. Die Zahl der Aquädukte war von Trajan vermehrt worden.

Mit der Baulust der Kaiser hatten die Großen und die Bürger gewetteifert. Paläste, Villen und Gartenanlagen bedeckten die Hügel und Täler Roms. Alle Künste hatten die wunderbare Stadt mit Schönheit geschmückt. Das Höchste, was die Baukunst der Römer in ihrer Verbindung mit den Formen Griechenlands und bei ihrer Neigung zum Prunk und zu kolossaler Größe

leisten konnte, war schon in den Bauten der Flavier und Trajans erreicht worden. Zur Zeit der Antonine konnte ein geistreicher Betrachter, wie der Grieche Aristides, urteilen, daß die gesamte Erde nichts Rom Gleiches hervorgebracht habe.

Die Erkenntnis, daß er die Werke seines Vorgängers Trajan in Rom nicht übertreffen könne, mußte hier die Schöpfungslust Hadrians mäßigen, und wenn es auch irrig ist zu glauben, daß er Rom nicht geliebt hat, so konnte ihn doch die lange Entfernung auf Reisen der Hauptstadt etwas entfremdet haben. Außerdem war die Zeit gekommen, wo Rom aufhörte, der alleinige Gegenstand des Ehrgeizes der Herrscher zu sein. So erklärt sich die Tatsache, daß der Baulustigste unter den Kaisern die Hauptstadt des Reiches nicht gerade mit vielen und außerordentlichen Denkmälern ausgestattet hat. Auffallend gering ist die Zahl der uns erhaltenen römischen Lokalinschriften, die sich auf hadrianische Bauten beziehen.

Immerhin sind es großartige Monumente, die er in Rom ausgeführt hat. Wenn man ihnen den Bau der ungeheuren Villa in Tibur zugesellt, so hat Hadrian eine nicht mindere Kunsttätigkeit in Rom hervorgerufen als Trajan. Zu manchen Bauwerken hat er selbst den Plan entworfen, und das hat kein Kaiser vor und nach ihm vermocht. Es ist sinnverwirrend, sich die Massen von Marmor vorzustellen, die damals auf den Emporien des Tiber ausgeschifft worden sind. Kein Kaiser hat so viel köstliche Steine verbraucht, von Paros, von Scirus, von Luna, den phrygischen Marmor aus den Brüchen von Sinnada (Pavonazetto), den numidischen (Giallo antico), die Porphyre und Granite aus der Thebais, den karistischen Marmor vom Berge Ocha. Diese letzte Marmorart (Cipollino) wurde gerade in der hadrianischen Zeit häufig verwendet. Die größte Zahl der im Emporium gefundenen und mit Marken bezeichneten Massen dieser Gattung gehört ihr an. Sogar die Namen der kaiserlichen Aufseher dieser Brüche, der Sklaven Cerealis und Hymenäus haben sich erhalten.

Wie jeder Kaiser, so hat auch Hadrian Monumente Roms hergestellt; dazu gehörten außer mehreren von Spartian nicht bezeichneten Tempeln die Septa, die Basilika des Neptun, das Forum des Augustus, das Pantheon, das zur Zeit Trajans von einem Blitz beschädigt worden war, und die mit ihm zusammenhängenden Thermen Agrippas. Wahrscheinlich hat er auch das Innere des Pantheon verschönert.

Die Reihe seiner Neubauten begann Hadrian mit der Vollendung des trajanischen Forums; hier weihte er zuerst das Templum Divi Trajani, das der Senat diesem Kaiser errichtet

hatte. Es war der einzige Tempel, auf den Hadrian seinen Namen setzte; dann baute er die westliche Seite des Forums aus und schloß sie mit einem Triumphbogen. Auf derselben Seite erhob sich hinter der Colonna Trajana ein Prachttempel mit Säulenhallen von Granit; diesen hat der Senat dem Kaiser Hadrian selbst errichtet. So war das System der Kaiserfora bis zum Anfange des Marsfeldes vorgeschoben worden, und deshalb hat Hadrian auch die dort nahe liegende Septa und die Basilika Neptuns wieder hergestellt. Die Antonine haben dann diese Bauten fortgesetzt, und ein neues Forum ist um die Säule Marc Aurels her errichtet worden.

Nach Spartian baute Hadrian auch den Tempel der Bona Dea. Der Biograph hat das griechische Gymnasium oder Athenäum übersehen, dessen Stelle unbekannt ist.

Das herrlichste Bauwerk Hadrians in Rom war der Doppeltempel der Venus und Roma an der Via sacra. Der Plan dazu war sein eigenes Werk. Der kaiserliche Dilettant wollte sich durch einen Monumentalbau ohnegleichen verewigen, und in der Tat ist dieser Tempel der größte und prächtigste der Stadt gewesen. Welcher Architekt ihn ausgeführt hat, ist unbekannt. Apollodorus ist es nicht gewesen, vielmehr hat eine Legende seinen Untergang gerade an jenes Bauwerk geknüpft. Dieser Syrer aus Damaskus war das größte Genie unter den Architekten des zweiten Jahrhunderts. Wir kennen nicht den ganzen Umfang seiner Schöpfungen, aber zu seiner Unsterblichkeit genügt die Tatsache, daß er für Trajan außer einem Odeum und Gymnasium das prachtvolle Forum und die Brücke über die Donau gebaut hatte. Ob Apollodor auch für Hadrian tätig war, ist zweifelhaft. Dio erzählt, daß ihm der Kaiser seinen Grundriß des Tempels der Venus und Roma vorgelegt und der Baumeister ihm manche Fehler nachgewiesen habe; namentlich habe er die Größe der beiden Götterstatuen getadelt, weil sie das Dach abheben würden, wenn sie von ihren Sitzen aufständen — ein sinnloser Vorwurf, der auch den Zeuskoloß des Phidias in Olympia hätte treffen müssen. Auf Befehl Hadrians soll dann Apollodor erst verbannt und endlich ums Leben gebracht worden sein. Aber nichts bestätigt diese Sage. Vielmehr hat Hadrian den großen Baumeister nicht nur zur Abfassung der Poliorketika aufgefordert, sondern ihm auch einen Koloß der Luna als Seitenstück zu jenem der Sonne aufgetragen. Es ist freilich möglich, daß Apollodor unter der Laune des Kaisers zu leiden hatte und zu großen Bauten nicht mehr verwendet wurde. Seine glänzende Tätigkeit schloß mit Trajan, und sein Ende ist unbekannt. Man

glaubt sein Bildnis auf dem Triumphbogen Konstantins zu sehen, wohin es versetzt wurde, als der Baumeister desselben einen Trajansbogen seiner Reliefs beraubte, um damit jenen zu schmücken. Es stellt einen Mann in griechischer Kleidung dar, welcher dem Kaiser Trajan eine Zeichnung überreicht.

Nach dem Plane Hadrians bestand der Prachtbau der Venus und Roma aus zwei gewaltigen, unter einem Dach vereinigten Tempeln; denn die halbrunden Nischen der beiden Zellen stießen mit ihren Rückseiten aneinander. Die Zellenräume waren von einem Tonnengewölbe bedeckt; bunter Marmor schmückte ihre inneren Wände, weißer von Paros die äußeren. Die Front des Romatempels war dem Kolosseum zugekehrt, die der Venus dem Forum, und zu jedem führten Marmortreppen empor; denn der gewaltige Bau erhob sich auf einer gemauerten Terrasse, die noch erhalten ist. Zehn korinthische Säulen standen vor jeder Front, und je 20 vor den Langseiten. Ein Pronaos erstreckte sich gegen das Forum hin, und der ganze Bau war noch mit einer äußeren Halle von Granitsäulen umschlossen. Bildwerke schmückten die Giebelfelder, Statuen und Nischen der Zellen, und Gemälde stellten wahrscheinlich die mythische Gründung Roms dar. In den beiden Tribunen waren hier die Kolossalfigur der siegreichen Venus, dort des Genius Roms aufgestellt, beide sitzend und in kriegerischer Haltung. Die Venus trug auf der Rechten eine Victoria, in der Linken eine Lanze, die Roma den Globus und die Lanze. Ein Dach von vergoldeten Erzziegeln deckte beide Tempel. Das Bauwerk war durch seine Verbindung griechischer und römischer Formen merkwürdig, denn es vereinigte die rechtwinklige Tempelanlage mit dem Gewölbebau in der großartigsten Weise. Hadrian ließ den Marmorkoloß des Nero, ein Werk des Zenodorus, an den Anfang der Via sacra zwischen diesem Tempel und dem Amphitheater versetzen, wo noch das Postament erhalten ist. Das schwierige Unternehmen führte der Ingenieur Decrianus mit Hilfe von 24 Elefanten aus. Spartian bemerkt dabei, daß die gigantische Statue der Sonne geweiht wurde, nachdem ihr das Antlitz des Nero genommen war. Wahrscheinlich hatte das schon Vespasian getan, als er den Koloß nach dem Brande des neronischen Hauses ausbessern ließ.

Hadrian hatte den Doppeltempel sowohl dem Genius der Stadt als der Stammutter des Cäsarenhauses geweiht, und das war eine wahrhaft römische Idee; sie stand wohl auch in Beziehung zur Feier des von ihm neu eingerichteten Geburtsfestes der Stadt Rom, die in seiner Zeit und vielleicht von ihm den

Namen aeterna empfing. Später wurde der Tempel überhaupt templum Urbis genannt. Er überstrahlte den kapitolischen Jupiter und den benachbarten Friedenstempel Vespasians, während selbst das flavische Amphitheater ihn nicht herabstimmen konnte.

Zu derselben Zeit, als dieser Prachtbau und die Villa bei Tibur entstanden, erinnerte sich Hadrian, daß er sterblich sei, und er ließ sich sein Grabmal bauen. Er wählte dafür die Gärten der Domitia an der Triumphalstraße, die über die triumphalische Brücke nach der Stadt führte. Diesem vatikanischen Gebiet wollte er eine neue Gestalt geben. Er legte dort sogar einen Zirkus an, welchen er wohl für die Festspiele zu Ehren seiner Göttlichkeit bestimmte. Die Goten unter Vitiges haben sich noch in diesem Zirkus verschanzt, und seine Reste hinter dem Mausoleum blieben noch lange im Mittelalter sichtbar. So glorreich wie Trajan im Postament seiner Ehrensäule in der Mitte der Stadt Rom konnte Hadrian nicht ruhen, aber er wollte sich ein Grabmal bauen, schöner als jenes des Augustus, dessen Gruftkammern schon überfüllt waren, bewunderungswürdiger als das Mausoleum von Halikarnaß, und an Festigkeit sollte es den Pyramidengräbern der Pharaonen nicht nachstehen. In Wahrheit hat der eitle Kaiser ein Denkmal geschaffen, dessen Trümmer mit ihrem mittelalterlichen Ausbau noch heute einer der architektonischen Hauptcharaktere Roms sind, trotz der Nähe des Vatikans. Er hat lange Jahre an diesen Bau verwendet, den er ohne Zweifel selbst entworfen hatte.

Das Mausoleum Hadrians, in mehreren Aufsätzen emporsteigend, mit Statuen geschmückt, von Marmorpracht strahlend, muß einen herrlichen Anblick gewährt haben. Doch ist kein Abbild seiner Wirklichkeit auf uns gekommen, und die nach spärlichen Beschreibungen, zumal des Procopius, von Labacco, Piranesi, Hirt, Canina und anderen versuchte Wiederherstellung ist zum Teil phantastisch. Der gigantische Bau ruhte auf einer mit Travertin bekleideten vierseitigen Basis von 15 Palm Höhe; sie ist noch im wesentlichen erhalten, wenn auch halb verschüttet. Auf den Ecken dieses Sockels sollen vier Pferde von vergoldetem Erz gestanden haben. Über dem Unterbau erhob sich ein Rundturm, mit Marmorplatten bekleidet, von einer korinthischen Säulenhalle umgeben. Offenbar diente ihm als Muster das Grabmal der Cäcilia Metella mit seinem Fries von Stierschädeln und dem Architrav, unter welchem die Schilde mit den Inschriften der Toten angebracht waren. In dieser Halle wie auf der Platte des Turmes, zu der eine Treppe emporführte, waren Werke

plastischer Kunst aufgestellt, Bildsäulen von Rossen und Männern, wie Procopius sagt, von bewunderungswürdiger Arbeit, und dort soll auch die Figur Hadrians auf einer Quadriga gestanden haben, ein Werk von ungeheurer Größe.

Vom Portal des Mausoleums, das eine eherne Tür (die berühmte porta aenea des Mittelalters) schloß, führte ein gewölbter Gang, ähnlich wie in den Pyramiden Ägyptens, in einer Windung zur kaiserlichen Gruftkammer empor, und diese nahm die Mitte des großen Rundturmes ein. Sie ist viereckig, aus starken Quadern gebaut, die einst mit köstlichem Marmor bekleidet gewesen sind. Vier große Nischen nahmen dort Sarkophage auf, und auf die Bänke daneben konnten Aschenurnen gestellt werden. Ein Porphyrsarg in der Mitte umschloß die Reste des Kaisers.

Über dem großen Rundbau scheint noch ein zweiter kleinerer in Tempelform mit Säulenhallen gestanden zu haben, und auch in ihm soll ein gewundener Gang zu einer zweiten Gruftkammer geführt haben. Welchen Abschluß die Kuppel dieses Tempels gehabt hat, ist unbekannt; die Meinung, daß sie mit dem großen Pinienapfel aus vergoldetem Metall gekrönt gewesen sei, der jetzt im Hofe des Belvedere steht, ist nicht begründet. Das ursprüngliche Portal des Grabmals ist heute vermauert. Es war der älischen Tiberbrücke zugekehrt, die der Kaiser nicht weit von der triumphalischen erbaute, und diese wurde damals wahrscheinlich abgetragen. Die neue Brücke, auf sieben Bogen von Travertin ruhend und reich mit Statuen geschmückt, wurde schon im Jahre 134 fertig. Die Vollendung des Grabmals aber hat Hadrian nicht mehr erlebt. Es ist sogar ungewiß, ob er seine Gemahlin Sabina und seinen Adoptivsohn Älius Cäsar dort bestattet hat; vielleicht tat dies erst sein Nachfolger, Antoninus Pius, der die Asche des Kaisers aus Puteoli holen und im Mausoleum beisetzen ließ. Eine Inschrift bezeugt, daß er das Grabmal seinen Adoptiveltern Hadrian und Sabina im Jahre 139 geweiht hat.

Das prachtvolle Mausoleum war der Schlußstein des Lebens und der Taten des Kaisers Hadrian. Es hat dann nach dem Untergange des Reiches in den finsteren Jahrhunderten des Papsttums als Kerker, Burg und Festung Roms eine tragische Geschichte gehabt, wovon in den Chroniken der ewigen Stadt im Mittelalter zu lesen ist.

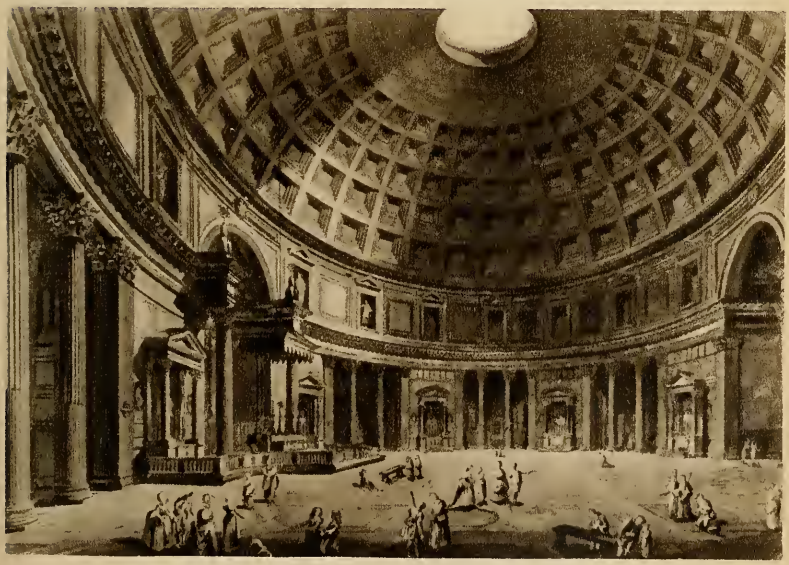
Der Nil. Rom, Vatikan

Tauben-Mosaik aus der Villa Hadrians in Tivoli

Claudius und Messalina. Sardonyx-Cameo. Haag

Mosaik aus der Villa Hadrians in Tivoli

Vorhalle des Pantheon in Rom



Inneres des Pantheons. Nach einem Stich des 18. Jahrhunderts

Das Grabmal Hadrians, jetzt Engelsburg

Tempel der Venus und Roma. Tivoli

DIE GRABDENKMÄLER DER PÄPSTE

*

I.

Der Leser dieser Schrift wird sich eine Via Appia des Papsttums zu denken haben, welche durch die Jahrhunderte bis auf unsere jüngste Zeit sich forterstreckt. Zu beiden Seiten wird er Denkmäler betrachten, wie jene der alten Römer auf der genannten Straße. Viele sind verschwunden; andere in Trümmern auf uns gekommen; viele stehen noch in ihrer vollen Wirkung da.

Hier aber kam mit der Zeit ein weit anderes monumentales Prinzip zur Geltung als bei den alten Römern. Bei diesen blieb es architektonisch, bei den Christen wurde es plastisch. Die römischen Kaiser bauten sich herrliche Mausoleen, in welche sie ihre Graburnen versenken ließen; die römischen Päpste wurden lange Zeit hindurch gleichfalls in Sarkophagen beigesetzt, die man mit Inschriften versah. Aber später, als die Kunst aus der Barbarei erwachte, stellte man sie auch im Abbild auf ihren Mausoleen dar. Sie selbst wollten in ihrer vollen Persönlichkeit sich verewigen und in marmorner Gegenwart auch nach dem Tode auf die Kirche fortwirken. Viele von ihnen wurden als dauernde Kräfte in den Kultus aufgenommen.

So haben wir diesem Grundsatz, die sichtbare Gestalt der Kirchenfürsten festzuhalten, ihnen selbst zur Verherrlichung, den Gläubigen zur Erbauung, die Reihe geschichtlicher Monumente zu verdanken, die uns erhalten worden sind. Im ganzen sind ihrer doch nicht viele. Denn von den 265 Päpsten, die nach dem durch Novaes und Artaud vervollständigten Katalog Wilhelms de Bury gezählt werden, gibt es in Rom kaum mehr als 60 Grabdenkmäler, in anderen Städten Italiens, in Perugia, Viterbo, Florenz und Neapel, in Arezzo, Pisa, Verona und Salerno, in Ferrara und Bologna, in Recanati und Aquila, und in Monte Cassino, deren kaum 20. Die avignonischen Päpste haben ihre Monumente in Frankreich; in Deutschland besitzt nur Bamberg die geschichtliche Merkwürdigkeit eines Papstgrabes.

In Rom selbst, wo die meisten Päpste ihre Gruft fanden, und wo im Sankt Peter allein ihrer mehr als 150 sollen bestattet liegen, ging eine große Anzahl von Grabmälern durch den Umbau der Kirchen, namentlich der alten Basiliken des Vatikan

und Lateran zugrunde, so daß von den ältesten Monumenten nichts, außer einigen in Büchern verzeichneten Inschriften auf uns gekommen ist. Erst mit dem vierzehnten Jahrhundert oder mit der Rückkehr der Päpste aus Avignon beginnen die Denkmäler in fast ununterbrochener Folge bis auf unsern Tag sich darzustellen. Nach zwei Seiten bieten sie dem Betrachter eine fortlaufende Geschichte dar, jene des Papsttums, dem sie angehören, und jene der Kunst, welche sie bildete.

Nach den Verzeichnissen der Papstgeschichte sind die ersten Bischöfe Roms in den vatikanischen Grüften bestattet worden, wo sich das legendäre Grab Sankt Peters befand. Dieser Gebrauch dauerte mit wenigen Ausnahmen bis zum Anfang des dritten Jahrhunderts fort; sodann begrub man die Bischöfe Roms in den Katakomben oder Friedhöfen vor den Toren der Stadt. Man zählt deren 26 an den Konsularstraßen. Als die heiligsten galten die Katakomben des Calixtus an der Via Appia, welche aus der Familiengruft des vornehmen Geschlechts der Caecilii entstanden waren. Seit 197 richteten dort Zephyrinus und Calixtus die Papstgruft ein. Man wechselte aber mit den Grabstätten; im 3., 4. und 5. Jahrhundert begrub man Bischöfe auch in den Katakomben der Priscilla, des Calepodius, des Praetextatus, der Balbina, Domitilla und anderswo. In den Katakomben der Priscilla wurde im Jahr 335 der Papst Silvester bestattet, zu dessen Zeit der Kaiser Constantin die christliche Religion zu der des Reichs gemacht hatte.

Nach der Mitte des fünften Jahrhunderts wählte man meist wieder den Sankt Peter, wo, wie man glaubte, der Gründer dieses Doms, der Kaiser Constantin, die Leiche des Apostelfürsten in einem bronzenen Sarkophag bestattet hatte. Der Vatikan galt seither als der heiligste Friedhof der Christenheit. Nicht nur Bischöfe, sondern auch römische Große, Konsuln und Präfekten, selbst Kaiser ließen sich im Portikus der Apostelkirche beisetzen. Honorius war der erste christliche Kaiser, der daselbst begraben wurde.

Dies Grabmal eines Cäsars, so bescheiden unter denen von Bischöfen und Privatpersonen in der Vorhalle einer christlichen Kirche aufgestellt, nicht weit entfernt von dem noch unversehrten prachtvollen Mausoleum des Kaisers Hadrian, bewies, wie entschieden der Sieg war, den das Christentum über die antike Religion errungen hatte.

Neben dem Sankt Peter lagen auch beide Frauen des Honorius bestattet, die Schwestern Maria und Thermantia, Töchter des Stilicho. Die Gruft der Kaiserin Maria wurde nach einem

Zeitraum von mehr als 1000 Jahren, am 4. Februar 1544, zufällig entdeckt, als man die Kapelle der heiligen Petronilla am Sankt Peter niederriß. Die Tochter Stilichos, deren kaiserliche Hochzeit Claudianus, der letzte Dichter des heidnischen Rom, besungen hatte, lag in einem Marmorsarge, mitten in einem gemauerten Gewölbe; ihre Reste waren in Gewänder und Schleier aus feinen Goldfäden gehüllt, und neben ihnen fand man Edelsteine, Perlen, Gemmen und vielerlei Geschmeide von der kunstvollsten Arbeit. Vielleicht war das ein Teil des Brautschmucks, welchen Claudian geschildert hat, und der der Kaiserin mit in das Grab gegeben worden. Als man dem Papst Paul III. diesen merkwürdigen Schatz überbrachte, war er über eine so unverhoffte Beisteuer zu seinem Bau am Sankt Peter hoch erfreut; er ließ die schönen Kunstwerke einschmelzen. Sie gaben 40 Pfund reinen Goldes. So nüchtern verständig und so armselig war jene Zeit; und doch nahm man jedes Knöchelchen eines vermeintlichen Märtyrers aus den Katakomben sorgsam auf, und legte jede Scherbe einer Blutflasche am geweihten Ort nieder.

Der zweite und auch letzte römische Kaiser, der im Paradies des Vatikan sein Grab fand, war der Neffe des Honorius, Valentinian III., Sohn der Prinzessin Placidia und Gemahl jener Eudoxia, die drei Monate nach seiner Ermordung vom Vandalenkönig Genserich nach Afrika gefangen hinweggeführt wurde. Wir werden in späteren Jahrhunderten in demselben Atrium die Gräber dreier angelsächsischer Könige und das Grabmal eines deutschen Kaisers finden.

So ruhten Bischöfe Roms seit der Mitte des fünften Jahrhunderts gemeinschaftlich mit Laien in jener Halle des Sankt Peter, welche deshalb auch der Portikus der Päpste genannt wurde. Viele von ihnen begrub man in den unterirdischen Grotten an der Seite des Apostels. Man errichtete ihnen darauf im Atrium der Kirche ein Denkmal. Denn in jenen Jahrhunderten trug man noch Scheu, Gräber im Innern der Basilika selbst aufzustellen. Der Heiligkeit des Tempels schien das nicht angemessen. Nur im Vorhof durften sich die Toten lagern. Daher geschah es, daß bis in das siebente Jahrhundert hinein das Atrium der alten Peterskirche mit päpstlichen Denkmälern sich füllte. Keins davon hat sich erhalten, aber wir können aus den Gräbern in den Katakomben schließen, daß sie aus einfachen Grabsteinen oder aus Sarkophagen mit Bildnerei bestanden; auch hatte sich das Prinzip persönlicher Darstellung noch nicht festgestellt. Inschriften in Prosa oder in Distichen verkündeten den Ruhm des Toten.

II.

Es gibt kein Denkmal eines Papstes aus dem fünften Jahrhundert, wo das römische Reich in Trümmer fiel. Die Bischöfe Roms besaßen damals keine andere als die priesterliche Gewalt, aber gerade der Untergang des Kaisertums und das wachsende Elend der von den Barbaren verwüsteten Provinzen Italiens diente dazu, ihr moralisches Ansehen zu steigern.

Der größte Papst jenes Jahrhunderts war Leo I. (440—461), der Gründer des Primats der römischen Bischöfe, der Erretter Roms als Gesandter an den schrecklichen Attila, der Beschützer der Stadt auch während der vandalischen Plünderung unter Genserich. Sein Grabmal stand zuerst in der Vorhalle des Sankt Peter. Man entfernte es von dort im Jahre 668, und errichtete dem gefeierten Papste ein Monument im Innern des Doms. So war Leo der Große der erste Papst, dem solche Ehre zuerkannt wurde. Das Grabmal ging unter. Der Leo I. von Clemens XI. im Jahre 1715 neu geweihte Altar steht im Sankt Peter in der Kapelle der Madonna Colonna, und über ihm befindet sich das berühmte Relief Algardis, welches den vor Leo und den Aposteln Petrus und Paulus zurückschreckenden Attila darstellt. Diese Legende hat auch Rafael in der Stanza di Eleodoro gemalt. Auch aus der Zeit, als die Goten unter Theoderich die Gebieter Roms und Italiens waren und dann in dem furchtbaren Vernichtungskriege mit dem byzantinischen Kaiser untergingen, gibt es kein Denkmal. Die Päpste dieser gotischen Periode wurden im Portikus des Sankt Peter begraben. Unter ihnen war auch der Römer Pelagius I. (555—560), der Zeitgenosse des Belisar und Narses. Die Inschrift seines Grabmals hat sich erhalten.

Grabschrift auf Pelagius I.

Möge den irdischen Leib dieses Grabmal immer umschließen,
Seiner Verdienste beraubt's nimmer den Heiligen hier.
Hoch am himmlischen Pol, vom Lichte des Äthers beseligt,
Lebt er, und dauert auch hier fort durch heilige Tat.
Auf zu erstehen gewiß im Gericht und rechts sich zu reihen,
Schwingt er, von Engeln geführt, schnell sich zum Himmel empor.
Möge die Kirche des Herren die Menge der Tugenden zählen,
Habe zu tragen sie Kraft künftig das Menschengeschlecht.
Apostolischen Glaubens ein Hort, ehrwürdige Dogmen
Hat er erklärt, die zuvor rühmliche Väter bestimmt;
Hat Schismatiker auch mit dem Wort aufrichtend geheilet,
Bis das gerührte Gemüt sicher den Glauben umschloß.
Göttlichen Amtes gemäß hat viele zu Priestern geweiht er,

Aber besudelt die Hand nimmer mit schnödem Gewinn.
Eilig zu retten in Not, Kriegssklaven ein williger Löser,
Hat sein eigenes Gut nie er dem Armen verwehrt.
Herrlicher Spender des Glücks, so drang zum Herzen das Leid ihm,
Daß ihm fremdes Geseufz eigener Seufzer erschien.
Hier ruhet der Papst Pelagius, welcher saß der Jahre vier,
Der Monden zehn, der Tage achtzehn, beigesetzt am vierten März.

Nun folgten Zeiten des Schreckens, da Rom, von den Kaisern im fernen Byzanz seinem Schicksal überlassen, durch die Langobarden bedrängt wurde und sich zu entvölkern und zu veröden begann. Die Päpste waren damals die einzigen Beschützer und Erhalter der Stadt. Niemals sind sie preiswürdiger gewesen als während jener finstern Jahrhunderte des Verfalls und Versinkens der alten Cäsarenstadt in Schutt und Barbarei.

Unter ihnen glänzt von unsterblichem Ruhm Gregor der Große (590—604), ein Römer aus dem alten Patriziergeschlecht der Anicier. In der Bedrängnis durch die Langobarden hat er Rom gerettet und erhalten und das Papsttum zur höchsten moralischen Macht des Abendlandes erhoben. Eine Kirche auf dem Cölius, wo er einst ein Kloster gestiftet hatte, trägt seinen Namen San Gregorio auf dem Clivus Scauri.

Er wurde im Atrium des Sankt Peter begraben, dann setzte man im Jahre 729 seine Reste im Innern der Basilika bei, wo ihm Gregor IV. einen Altar errichtete. Sein Grabmal ist untergegangen; auch sein Marmorbildnis in den Grotten des Vatikan rührt nicht vom alten Grabe her, sondern diente einst zur Verschönerung des Ziboriums Innocenz' VIII. Nur die von Beda und andern Schriftstellern aufbewahrte Grabschrift ist uns erhalten.

Grabschrift auf Gregor den Großen.

Nimm, o Erde, nun auf, was Staub vom Staub dir entliehn war,
Denn dem belebenden Gott gibst du's wieder zurück.
Zu den Gestirnen entschwingt sich der Geist, nicht schadet der Tod ihm,
Der zum anderen Sein selbst ihm ebnet den Pfad.
Allhier heget die Gruft des erhabenen Papstes Gebeine,
Aber in Werken zumal lebt, in unzähl'gen, er fort.
Sieghaft zwang er den Hunger mit Brot, mit dem Kleide den Frost auch,
Hinter dem Schilde der Schrift barg er die Seelen dem Feind.
Stets mit der Tat, was immer in Reden er lehrte besiegelnd,
Daß er ein Beispiel sei, sprach er mit mystischem Wort.
Anglia hat er bekehrt, mit erbarmender Liebe, zu Christus,
Neue Provinzen zum Reich Gottes erobernd gefügt.
Dies dein Trachten, o Priester, und dies dein Sorgen und Mühen,
Wie du der Herden Gewinn, reicheren bötest dem Herrn.

Konsul warest du Gottes, genieß nun deiner Triumphe,
Denn der unendlichen Müh' Taten nun sind sie belohnt.
Hier ruhet der Papst Gregorius I., welcher saß der
Jahre dreizehn, der Monden sechs, der Tage zehn.

Der Geist des Dichters dieser Verse aus dem Jahre 604 bewegte sich, wie man aus dem Schluß ersieht, noch in antiken Vorstellungen.

Die über Rom hereinbrechende Barbarei, da das Licht der Wissenschaft und Kunst erlosch, und die Stadt des Augustus und Trajan völlig zerfiel, setzte sich durch lange Zeiten nach Gregor I. fort. Nichts von ihren Denkmälern spricht hier mehr den Wanderer an, es sei denn hier und da eins jener düstern, seltsam ausdrucksvollen Mosaiken in einigen Kirchen.

Im siebenten und achten Jahrhundert strömten zahllose Pilger vom Westen und Norden nach Rom, um am Grabe der Apostel die Taufe zu empfangen. Könige Englands, wohin Gregor der Große die ersten Missionare geschickt hatte, brachten ihre Kronen und ihr langes Haupthaar dem heiligen Petrus dar, und sie empfingen auf den Stufen des Vatikan als ihren höchsten Lohn ein weißes Novizengewand. Es kamen Kadwall, der König der Westsachsen, Offa, König der Ostsachsen, und Conrad. Sie alle fanden ihre Gräber im Atrium der Basilika, neben denen der Päpste.

Wir sahen, daß man schon im siebenten Jahrhundert die Gräber besonders heiliger Päpste aus dem Portikus des Sankt Peter in das Innere der Basilika zu versetzen begann. Die religiöse Scheu der früheren Zeit war geschwunden, die Toten drangen in das Heiligtum ein, sie selbst wurden Gegenstand der religiösen Verehrung. Über den Resten gefeierter Päpste errichtete man Altäre; und diese erschienen dann so ehrwürdig, daß man Nachfolgern oft eine Stelle neben dem Altar irgendeines heilig gesprochenen Vorgängers gab.

Noch immer aber blieb während des siebenten, achten und neunten Jahrhunderts der Vorhof des Sankt Peters die allgemeine päpstliche Grabstätte. Alle römischen Päpste des siebenten Jahrhunderts wurden dort begraben, mit alleiniger Ausnahme des unglücklichen Martinus I. (649—653), der im Exil in der Krim gestorben war. Später brachte man seine Reste nach Rom und bestattete sie in der Basilika S. Martino ai Monti.

Einem Papst desselben Jahrhunderts, Bonifacius IV. (608 bis 615), gehört die Grabschrift an, welche sich mit andern Inschriften aus dem alten Sankt Peter in die vatikanischen Grotten gerettet hat. Aber sie stammt nicht aus seiner eigenen Zeit,

sondern wurde ihm von Gregor IV. gesetzt, dann von Bonifacius VIII. neu aufgestellt. Sie ist in leoninischen Versen geschrieben und höchst merkwürdig, weil sie sagt, daß Bonifacius IV. das Pantheon vom Kaiser Phokas zum Geschenk erhalten, von den Dämonen gereinigt und allen Heiligen geweiht habe.

Im siebenten Jahrhundert war Rom und das Papsttum durch den griechischen Kaiser geknechtet, dessen Exarch in Ravenna alle jene Provinzen Italiens regierte, welche die Langobarden nicht erobert hatten. Erst unter Gregor II. und III. (715—741) begann infolge des Bilderstreits die allmähliche Befreiung der Kirche von dem Joch der Byzantiner. Der dogmatische Kampf mit der griechischen Reichsgewalt wurde zu einer nationalen Revolution Italiens, aus welcher die Päpste endlich als Herren Roms und des Kirchenstaates hervorgingen. Sie riefen die Franken herbei; sie entsetzten bereitwillig die legitime Dynastie der Merowinger und anerkannten die Pipiniden auf deren Thron. Ihre Belohnung dafür war die Vernichtung des Langobardenreiches in Italien durch Pipin und Carl, die Zerstörung des Exarchats der Byzantiner und das Geschenk eines weltlichen Staats. Weder die Grabmäler jener beiden Gregore, welche den Kampf mit Byzanz begonnen hatten, noch die des Papstes Zacharias (741—752) und Stephans II. (752—757), der den Usurpator Pipin gesalbt und von ihm im Jahre 754 den Kirchenstaat urkundlich empfangen hatte, sind erhalten. Alle diese Päpste waren im Vatikan bestattet worden.

Neben dem Altar Leos I. im Innern des Doms wurde der berühmte Hadrian I. (772—795) begraben, der Freund Carls des Großen, der kluge Papst, welcher unter dem Schutz des mächtigen Frankenkönigs den neugewonnenen Kirchenstaat weise regierte und behauptete und auch ein Wohltäter und Wiederhersteller der Stadt Rom gewesen ist. Carl selbst setzte ihm die Grabschrift. Sie ist eins der merkwürdigsten Denkmäler des Papsttums, das Monument seiner Verbindung mit diesem großen Monarchen kurz vor der Erneuerung des Kaisertums. Diese Grabschrift steht heute in der Vorhalle des Sankt Peter eingemauert, auf einer schwarzen Marmortafel.

Grabschrift auf Hadrian I.

Romas Zierde, der Vater der Kirche, in Schriften unsterblich,
Hadrianus der Papst ruhet, der Selige, hier.
Gott war Leben, die Liebe Gesetz, und der Ruhm ihm Christus;
Apostolischer Hirt, immer zum Guten bereit:

Edeln Geschlechts, einst herrlichem Stamme der Ahnen entsprossen,
Adelte höher ihn noch heiliger Tugenden Zahl.
Immer im frommen Gemüt als Priester zu schmücken erwog er,
Immer an jeglichem Ort Gottes geheiligtes Haus.
Reich mit Geschenken erfüllt' er die Kirchen, die Völker mit Lehren
Heiliger Schrift, und er wies allen zum Himmel die Bahn.
Armen ein reichlicher Spender, es war wohltätiger niemand,
Für sein gläubiges Volk wacht' er im heil'gen Gebet.
Zierde der Stadt und der Welt, aus Lehren und Schätzen und Mauern
Türmte er Burgen empor, dir, du herrliches Rom.
Nimmer bezwang ihn der Tod, nein Christus selber bezwang ihn,
Der ihm zu besserem Sein öffnet das himmlische Tor.
Dieses Gedicht schrieb nieder ich Carl, den Vater beweinend,
Vater mir süßeste Lust, ewiger Kummer zugleich.
Sei du meiner gedenk, dir folg' ich im Geiste beständig,
Walte mit Christus fortan selig im himmlischen Reich.
Dich hat Klerus und Volk mit der herzlichsten Liebe umfangen,
Trefflicher Priester, du warst wahrlich die Liebe der Welt.
Würdigster, unsere Namen zugleich und die Titel verein' ich:
Hadrianus und Carl, König und Vater du selbst.
Der du liesest die Verse, o sag' dies fromme Gebet her:
Beide zu Gnaden, o Gott, nimm, du Erbarmender, auf.
Sanft nun schlummere, o Guter, im Grab dein irdischer Leib hier,
Froh mit den Heil'gen des Herrn wandle der selige Geist.
Wenn die letzte Posaune dereinst die tönende rufet,
Dann vor Gottes Gesicht steige mit Petrus empor.
Ich ja weiß es, des Richters erhabene Stimme vernimmst du:
Ins Paradies nun geh' deines Gebieters du ein.
Dann, o herrlichster Vater, gedenk', so bitt' ich, des Sohnes,
Sprich: mit dem Vater zugleich mag es gewinnen der Sohn.
Eile, o seliger Vater, zu Christi himmlischen Reichen,
Dort mit Gebeten herab steige, ein Helfer, dem Volk,
Immer so lange die Sonne vom feurigen Pole herabglänzt,
Wird in der Welt dein Ruhm, heiliger Vater, bestehn.
Hadrianus, der Papst seligen Andenkens, saß der Jahre
dreiundzwanzig, der Monate zehn, der Tage siebenzehn, gestorben am
25. Dezember.

III.

Die grenzenlose Herrschsucht der römischen Priester, welche seit dem achten Jahrhundert Italien als einen möglichen Kirchenstaat sich ausersahen, hatte gerade in der Zeit ihrer Verbindung mit Pipin das ungeheuerliche Machwerk „die Schenkung Constantins" erdichtet. Aber nicht dieser römische Kaiser, der aus Politik das Christentum zur Staatsreligion gemacht hatte, sondern Carl der Große ist, nächst Pipin, der wirkliche Gründer der weltlichen Gewalt der Päpste gewesen. Gegen ihn, nicht gegen Constantin hätte Dante seine berühmte Klage über die

Übel richten müssen, welche aus der Schenkung eines weltlichen Staats für die Kirche selbst entsprungen sind.

Im Jahre 800 wurde Carl durch den Papst Leo III. zum Kaiser der Römer gekrönt und so ein Nachfolger Constantins. Auch dieser große Abschnitt in der Geschichte der Menschheit, die Wiederherstellung des römischen Kaisertums, hat in Rom keine Monumente zurückgelassen. Kein Grabmal erinnert mehr an Leo III. Dieser Papst wurde später mit Leo I., II. und IV. gemeinsam in einer Gruft im Vatikan beigesetzt. Auch das berühmte Mosaikgemälde aus der Tribune eines Triklinium oder Speisesaals, welchen Leo III. im Lateran erbaut hatte, ist nur in jener Nachbildung auf uns gekommen, die man heute in einer freistehenden Nische an der Kapelle Sancta Sanctorum neben dem Lateran sieht. Es stellt Christus stehend unter den Aposteln dar, in übermenschlicher Figur; zu beiden Seiten dieser Mittelgruppe erblickt man hier wiederum Christus, welcher dem Apostel Petrus die Schlüssel, dem Kaiser Constantin das Banner überreicht; und dort sieht man Petrus von seinem Thron herab dem Papst Leo III. die Stola, dem Kaiser Carl das Banner übergeben. Die alte Inschrift sagt:

Beate Petrus Dona
Vita Leoni PPe Bicto
Ria Carulo Regi Dona.

Mehr Denkmäler blieben von Paschalis I. (817—824) übrig. Von ihm rühren drei Mosaiken her, in Santa Prassede, in Santa Cecilia und in Santa Maria in Domnica auf dem Cölius. Alle drei Kirchen baute dieser Papst neu auf, schmückte sie mit Mosaiken und ließ sich selbst darin darstellen. Seine Porträts (er trägt, in ganzer Figur, ein Gebäude in den Händen) stimmen in jedem Gemälde überein und geben daher ein unbezweifelt echtes Bild von ihm — eine Seltenheit unter den Bildnissen der älteren Päpste, welche, in ununterbrochener Folge von Petrus abwärts, die Friese in Sankt Paul vor den Mauern zieren und nicht minder willkürlich erfunden worden sind als die typischen Köpfe des Petrus und Paulus und so vieler Heiliger der Kirche.

Nun mehrten sich die Monumente in Sankt Peter, das Atrium war mit solchen reich besetzt; auch ins Innere hatten sie sich hineingezogen. Dort standen sie wohl ohne Regel an den Wänden der Schiffe, bis später Pius II. die zerstreuten Grabmäler an der rechten Seitenmauer der Basilika aufstellen ließ. Aber von allen jenen Denkmälern, welche dieselbe vor ihrem Umbau durch Julius II. enthielt, sind heute nur einige aus dem fünfzehnten

Jahrhundert erhalten. Die überstürzende Hast jenes Papstes schonte, als er die alte Kirche niederriß, auch die Papstgräber nicht. Nur von manchem retteten sich die Bruchstücke in die unterirdischen Grüfte des Sankt Peter; dort findet man noch Sarkophage und Inschriften des Mittelalters.

Die Sarkophage sind viereckige Kisten von Stein, oft ohne alle Skulptur auf den Seiten. Obenauf liegt die Gestalt des Papstes, in der strengen Haltung eines Toten, nicht eines Schlummernden, wie man später Grabfiguren darzustellen pflegte. Er trägt die Tiara auf dem Haupt, welches in Kissen ruht und ist mit der Stola und Planeta bekleidet; seine Hände, mit Handschuhen versehen, sind stets auf der Brust so gekreuzt, daß die Rechte über der Linken zu liegen kommt. Mitten auf dem Handschuh befindet sich ein Juwel von runder Form und am Finger der Ring. Die Sarkophage sind einfach und prunklos; den Zeiten entsprechend, wo die Kunst in Barbarei gesunken war und keine Sarkophage mehr von dem hohen Wert schaffen konnte, welcher den des Junius Bassus auszeichnet. Man wählte deshalb zur Bestattung der Päpste gern altchristliche Sarkophage mit Bildnerei. Man überwand sogar das Bedenken, wirklich antike, heidnische Urnen zu Grabkisten der Päpste zu benutzen, wozu man sich vielleicht schwerer entschloß als zur Verwandlung heidnischer Badesessel in bischöfliche Thronstühle.

Der Verlust dieser alten Denkmäler ist sehr zu beklagen. So haben wir deren keins aus dem neunten und zehnten Jahrhundert, der Periode des größten Verfalles Roms und Italiens, wo die Geschichte der Päpste uns durch den Charakter rohester Verwilderung erschreckt. Man erinnere sich an die Grafen von Tusculum, welche Rom tyrannisierten, an kühne Weiber, wie Marozia und Theodora, welche Päpste ein- und absetzten; ferner an die Zeit des Crescentius, wo die Engelsburg, Grabmal, Kerker und Festung zugleich, ihre dämonische Geschichte begann. Kein anderes Gebäude der Welt ist erfüllt von so vielen schrecklichen Erinnerungen, es sei denn der Vatikan selbst. Beide Monumente stehen, in fortdauerndem Wechselverkehr geschichtlicher Ereignisse, nachbarlich nebeneinander als Denkmäler der christlichen Jahrhunderte. Es war auch die Zeit der drei deutschen Ottonen, welche die Geschicke Italiens an unser Vaterland gefesselt haben.

Von ihr hat sich in Rom noch ein Denkmal erhalten, das Grab des Kaisers Otto II., welcher hier am 7. Dezember 983 gestorben war. Dem jugendlichen Herrscher ziemte ein Grab in der Stadt, die er zum Haupt seines Reichs und der Welt wieder

zu erheben gehofft hatte. Er wurde im Paradiese des Sankt Peter beigesetzt. Bis zum 20. Oktober 1609 lag dort seine Leiche unberührt. Als aber Paul V. das Atrium der alten Basilika zerstören ließ, um die neue Fassade zu errichten, wurde der kaiserliche Sarkophag aufgebrochen. Man fand den Schädel und die Gebeine Ottos von so zierlichem Bau, daß man daraus auf die Kleinheit der Gestalt dieses Kaisers schloß. Der Marmorsarg, in welchem er bestattet lag, hatte ehemals einem alten Römer gehört; Brustbilder eines Konsuls und seines Weibes schmückten ihn; sein Deckel, von herrlichem Porphyr, stammte, wie man wissen wollte, aus der Engelsburg, und zwar vom Sarkophag des Kaisers Hadrian selbst. Sarg und Deckel entzog man dem toten Kaiser. Jenen brachte man in den Hof des quirinalischen Palastes, um ihn für eine Fontäne zu verwenden, und diesen in den Sankt Peter, wo er jetzt zum Taufbecken dient. Auf diesen alten Porphyrstein fielen einst die Tränen der schönen Theophano, der Gemahlin Ottos, welche aus dem üppigen Byzanz in das damals noch kulturlose Deutschland versetzt worden war und ihren jungen Gemahl so bald in Rom bestattete.

Heute sieht man ein großes gemauertes und mit Stuck überzogenes Gewölbe in den Grotten des Vatikan, worunter die Reste dieses deutschen Kaisers bewahrt werden. An einer anderen Stelle der Grotten hat man ein Mosaikbild in die Wand eingefügt, welches Christus auf dem Thron zwischen Petrus und Paulus darstellt; es hatte ursprünglich das Grabmal Ottos im Sankt Peter geschmückt. Petrus hält hier nicht, wie gewöhnlich, zwei, sondern drei Schlüssel; eine seltene Vorstellung, welche die lösende und bindende Gewalt im Himmel, auf Erden und im Purgatorium bedeuten mag.

Nicht weit vom Grabe Ottos steht der Sarkophag des ersten Papstes von deutschem Stamm, Gregors V. Bruno (996—999), welchen Otto III. erhoben hatte. Er schloß das barbarische Mittelalter und begann schon die Zeit der Reformen Gregors VII. Ein glücklicher Zufall hat seinen Sarg und auch die Grabschrift bewahrt. Diese alten Charaktere im rohen Latein rufen uns nun die Geschichte jener Tage zurück. Für Deutschland glorreich, waren sie für Rom trauervoll genug. Am 29. April 998 fiel die Engelsburg in die Gewalt des jungen Kaisers, und mit ihr Crescentius, der Vorläufer des Arnold von Brescia und des Cola di Rienzo. Denn dieser kühne Römer aus einem erlauchten lateinischen Geschlecht war der erste in der langen Reihe von Patrioten, die es versuchten, ihre Vaterstadt von der Herrschaft des Papstes und des germanischen Kaisers zu befreien. Er

hatte Gregor V. verjagt, aber Otto III. führte seinen Schützling zurück: auf den Zinnen der eroberten Engelsburg wurde der unglückliche Freiheitsheld enthauptet, und seine Leiche von dort herabgestürzt.

Gregor V. starb jung, gleich den Ottonen, seinen Vettern, 27 oder 28 Jahre alt, nach dem zweiten Jahre und fünften Monat seines unruhigen Papsttums. Otto III., der ihn mit jugendlicher Schwärmerei geliebt hatte und von ihm zum Kaiser gekrönt worden war, ließ den Toten neben Gregor I. in einem Sarkophag von weißem Marmor beisetzen. Dieser enthält biblische Szenen in Relief von sehr roher Ausführung.

Grabschrift auf Gregor V.

Den hier hüllet die Erde, von Antlitz schön und von Augen,
War Gregorius einst Fünfter des Namens genannt:
Bruno hieß er zuvor, vom fürstlichen Stamme der Franken,
Welchen sich Otto erzeugt, Judith die Mutter gebar.
Deutscher von Sprache, in Vangias Stadt in der Schule gebildet,
Stieg er auf Petri Stuhl noch als Jüngling empor.
Zwei dort saß er der Jahre, dazu kaum acht noch der Monde,
Als im Februus man drei mal sechse gezählt.
Armen ein Reicher, verteilt' er Gewänder an jeglichem Sabbat
Sorgsam unter so viel zählten Apostel an Zahl.
Fränkisch verstand er zu reden, lateinisch und lingua volgare,
Dreifach also beredt hat er die Völker erbaut.
Ihm gab Otto der Dritte des Petrus Herde zu weiden,
Den die verschwisterte Hand selber zum Kaiser gesalbt.
Aber sobald er zerbrochen die Fessel des irdischen Leibes,
Hat Gleichlautendem ihn rechts er zur Seite gestellt.

Noch mit einem andern Papst ist das Leben Ottos III. eng verbunden gewesen, mit Sylvester II., dem ersten Franzosen, welcher den Stuhl Petri bestieg (999—1003). Dies war Gerbert, ein Benediktiner, erst Erzbischof von Reims, dann von Ravenna, der genialste Mann seiner Zeit, ein bewunderungswürdiger Mathematiker, Astrolog und Sophist. Nach dem Tode Gregors V. erhob ihn der Kaiser, von seinem Wissen und Genie bezaubert, auf den päpstlichen Thron. Reims, Ravenna, Rom sind die drei bischöflichen Sitze, die er nach und nach bestieg, und man erzählt, daß er auf dies dreifache R, den mystischen Buchstaben in seiner Lebensgeschichte, folgenden Vers gemacht habe:

Scandit ab R Gerbertus ad R, post Papa viget R.

Die Sage hat sich seiner Gestalt bemächtigt und aus ihr einen Zauberer oder das Vorbild des Faust gemacht, für einen Papst seltsam genug. Seine erstaunliche Wissenschaft in der Mathe-

matik und Mechanik (in Magdeburg zeigte man noch lange die astronomische Sonnenuhr, die er dort gearbeitet hatte) mußte seinem Zeitalter übermenschlich erscheinen, und in seiner ränkevollen Laufbahn, die ihn am Ende doch auf den päpstlichen Thron führte, glaubte man die helfende Hand des Teufels zu erblicken. Die bekannte Chronik des Martinus Polonus erzählt das in naivster Einfalt. Gerbert, so heißt es dort, von Ehrgeiz und Herrschsucht angetrieben, erlangte zuerst durch Bestechung das Erzbistum Reims, hierauf das in Ravenna und endlich, mit Hilfe des Teufels, das Papsttum, doch mit der Bedingung, daß er nach seinem Tode dem zu eigen werde, durch dessen Arglist er eine so hohe Würde erreicht hatte. Als Gerbert den Teufel fragte, wie lange er Papst sein werde, antwortete der Feind des Menschengeschlechts: wenn du nicht Jerusalem betrittst, wirst du lange leben. Nun geschah es, daß er im vierten Jahr, im ersten Monat und am zehnten Tag seines Pontifikats in der Basilika des Heiligen Kreuzes in Jerusalem zu Rom das Amt verrichtete; da erkannte er plötzlich sein Schicksal und seinen Tod; voll Reue gestand er seine Verirrung dem versammelten Volk und ermahnte alle, sich des Ehrgeizes und teuflischer Lüste zu entschlagen und einen guten und heiligen Wandel zu führen. Hierauf bat er die Anwesenden, nach seinem Tode seinen Leichnam zu zerstückeln, wie er das verdiente, auf einen zweirädrigen Karren zu legen und an dem Ort zu begraben, wohin die Pferde aus eigenem Antrieb ihn führen würden. Da sind auf den Wink der göttlichen Vorsehung, damit die Frevler wüßten, daß Gott ihnen noch einen Platz der Verzeihung aufbewahre, wenn sie einst im Leben Reue empfanden, die Pferde von selbst nach der lateranischen Basilika gegangen, und dort ist der Leichnam begraben worden. Derselbe Martinus schreibt: sowohl im Rasseln der Gebeine als im Feuchtwerden des Grabes habe man seitdem die Vorzeichen des Todes eines Papstes gesehen, und zwar untrügliche; das deute die Grabschrift selber an. Die Fabel vom Rasseln der Gebeine Sylvesters, sobald ein Papst sterben solle, ist durch das falsch verstandene erste Distichon seiner Grabschrift veranlaßt worden. Diese alte Inschrift liest man noch auf einem Stein in der lateranischen Basilika; aber Sylvesters Grab ist untergegangen.

Grabschrift auf Sylvester II.

Einst gibt hier dies Grab die versunkene Hülle Sylvesters
Unter ertönendem Schall wieder dem kommenden Herrn.
Ihn den Gefeierten schenkte der Welt die gelehrteste Jungfrau,
Roma die Herrin der Welt, sie die gegipfelte Stadt.

Erst hat Gerbert verdient auf fränkischem Stuhle zu sitzen,
Dort in der heimischen Stadt lenkend die Kirche von Reims;
Hat zu besteigen verdient den erhabenen Sitz in Ravennas
Fürstlicher Kirche, und so selber die Macht sich gemehrt.
Dann mit verändertem Namen ein Jahr drauf nahm er sich Roma,
Neu zum Priester gesetzt über die sämtliche Welt.
Welcher zu sehr ihn hegt' im freundlichen Geiste, der Kaiser
Otto der Dritte verlieh treu dem Begünstigten dies.
Beide sie zierten die Zeit hoch herrlich mit strahlender Weisheit,
Allwärts jauchzte die Welt, sanken die Frevler dahin.
Gleich wie der Träger der Schlüssel erwarb er den himmlischen Sitz auch,
Dreimal war er zuvor ihn zu vertreten bestellt.
Doch nachdem er dem Petrus im Amte gefolget, beschloß er
Nach fünfjährigem Lauf jetzo im Tode die Bahn.
Da, wie der Frieden entschwunden, erbangte die Welt, und die Kirche,
Die triumphierende auch, wankte der Ruhe beraubt.
Sergius hat aus frommem Gemüte, der Priester, die Gruft hier
Ihm nachfolgend geschmückt, Zeichen des liebenden Sinns.
Wer auch immer du sei'st, der zum Grab dein Auge du senkest,
Sprich: allmächtiger Gott, nimm ihn erbarmend empor.
Gestorben im Jahr der Fleischwerdung des Herrn 1003, in der ersten Indiktion, des Monats Mai am 12. Tage.

Sylvester, welchen Sergius IV., einer seiner Nachfolger, durch ein Denkmal geehrt hat, war nicht der erste im Lateran begrabene Papst. Denn seitdem Sergius III. (904—911) diese alte Basilika Constantins, die Haupt- und Mutterkirche Roms und der Christenheit, von welcher jeder Papst nach seiner Einweihung feierlich Besitz nimmt, umgebaut hatte, war es lange Zeit Gebrauch, die Päpste dort zu begraben, zuerst in der Vorhalle, dann auch im Innern. Im elften und zwölften Jahrhundert wurde der Lateran vorzugsweise dazu gewählt, vielleicht weil die Päpste überhaupt dort wohnten, und wahrscheinlicher, weil die Unruhen in dem wieder republikanisch gewordenen Rom sie größtenteils auf jene Kirche beschränkten. Denn der Sankt Peter befand sich in der Regel im Besitz des Gegenpapstes und der Gegenpartei.

Auch jene alten Grabmäler im Lateran sind untergegangen, mit ihnen die Monumente einer bedeutenden Periode Roms. Die schöne Basilika des Sergius verwüstete das Feuer im Jahre 1308; und kaum hatte sie Clemens V. erneuert, als sie 1360 wieder in Flammen aufging. Was nun jene Brände oder der Umbau durch Clemens verschont hatten, muß vollends durch die Erneuerung des Lateran unter Urban V. (1362—1370) den Untergang gefunden haben. Nur dürftige Bruchstücke alter Denkmäler sieht man heute im Klosterhof, andere hinter der Tribüne der Kirche, darunter die altertümlichen Bildsäulen der Apostel Petrus und

Paulus und die kniende Figur eines unbezeichneten Papstes, wohl Reste von irgendeinem Grabmal.

IV.

Nach Sylvester II. sank die römische Kirche nochmals in tiefe Zerrüttung und Anarchie: der heilige Stuhl wurde der Gegenstand blutiger Kämpfe der Parteien und von dem mächtigen Grafenhause der Tusculanen an sich gerissen. Es gab sogar eine Zeit, wo Rom drei Päpste hatte, die einander das Papsttum bestritten. Da war es wiederum ein deutscher König, welcher solchen Greueln ein Ende machte. Auf der Synode in Sutri setzte der kraftvolle Heinrich III. die gleichzeitigen Päpste ab, Gregor VI., Benedict IX. und Sylvester III. Er nahm als Diktator der Kirche das Recht der Papstwahl an sich, und nach seinem Willen hat er Päpste eingesetzt. Vier deutsche Bischöfe erhob er, einen nach dem andern, auf den heiligen Stuhl: Clemens II., Damasus II., Leo IX. und Victor II.

Clemens wurde am Weihnachtsfest 1046 als Papst gekrönt, an demselben Tage setzte er Heinrich und seiner Gemahlin Agnes in Rom die Kaiserkrone auf. Bald darauf starb er, am 9. Oktober 1047 bei Pesaro, wie man glaubte, an Gift. Seine Leiche wurde nach seinem Erzbistum Bamberg gebracht, wo man ihm ein Denkmal errichtete. Er ist der einzige in Deutschland bestattete Papst, weil Benedict V., der im Jahre 965 in Hamburg begraben worden war, später wieder nach Rom zurückgebracht wurde.

Damasus II. regierte nach Clemens nur dreiundzwanzig Tage, starb am 8. August in Palestrina und wurde in San Lorenzo vor den Mauern Roms bestattet.

Sein Nachfolger war Leo IX., Bruno aus dem Elsaß (1049 bis 1054), ein ausgezeichneter Mann, Freund des großen Hildebrand, den er zum Kardinal-Diakonus erhoben hatte, ein eifriger Reformator und während seines Pontifikats beständig auf Reisen, in Deutschland, Frankreich oder in Italien. Er war der erste Papst, welcher ein eignes Heer warb, er selbst führte es gegen Benevent, diese Stadt den Normannen zu entreißen, welche sich eben in Unteritalien festgesetzt hatten. In der Schlacht bei Civita (am 18. Juni 1053) nahmen die tapfern Söhne Tancreds den Papst selbst gefangen, aber sie warfen sich ihrem Gefangenen voll schlauer Demut zu Füßen, führten ihn mit allen Ehren nach Benevent, ließen sich hier von ihm Apulien zum

Lehn erteilen und wurden so Vasallen der römischen Kirche. Besiegt kehrte der Papst nach Rom doch als Sieger zurück; er starb bald darauf am 19. April 1054.

Man bestattete ihn im Vatikan neben dem Altar Gregors I. Im Jahre 1605 wurde sein Sarkophag aufgefunden und unter einem andern Altar, im Sankt Peter, beigesetzt.

Die alte Grabschrift sagte:

Roma, die Siegerin weint, nun Witwe, um Leo den Neunten,
Nie wohl tröstet sie mehr künftig ein Vater, gleich ihm.

Seine Nachfolger, der Deutsche Victor II. und der Lothringer Stephan IX., wurden in Florenz begraben. Der Tod Heinrichs III. hatte damals das deutsche Königtum geschwächt, denn sein Erbe war ein Kind, der unglückliche Heinrich IV. So gelang es dem Papsttum, welches die gebietende Hoheit Heinrichs III. der deutschen Krone dienstbar gemacht hatte, durch eine soziale und politisch-hierarchische Revolution sich von jenem Joch zu befreien und dann das Königtum selbst sich zu unterwerfen. Der geniale Kardinal Hildebrand war der Führer dieser Revolution. Ihre welterschütternden Kämpfe umfaßten die Regierungszeit mehrerer Päpste nach Stephan IX.

Schon dessen Nachfolger Nicolaus II. trat mit Kühnheit dem Königtum und seinen Rechten entgegen. Er erließ das berühmte Gesetz, welches die Papstwahl für immer dem Volk und Adel Roms, aber auch dem Kaiser entriß und dem Kollegium der Kardinäle übergab.

Nach Päpsten des Überganges und der Vorbereitung, die er als Werkzeuge zu dem einen großen Zweck gebraucht hatte, die Freiheit und Alleinherrschaft der Kirche zu erringen, bestieg der gewaltige Hildebrand als Gregor VII. den Heiligen Stuhl im Jahre 1073. Dem Papsttum unterwarf er die Geistlichkeit durch das Gebot des Zölibats, das Kaisertum bekämpfte er durch das Verbot der Investitur; das trotzige Volk der Römer schreckte er durch die Schwerter der Normannen, deren zusammengeraubte Herrschaft in Süditalien die römische Kirche anerkannte, in Lehnspflicht nahm und zu ihrer dienstbaren Stütze machte.

In dem erbitterten Kampf zwischen der Kirche und der Staatsgewalt stand eine heroische, bigotte Amazone neben Gregor VII., die große Gräfin Mathilde von Toscana. Solange sie lebte, schützte sie ihn und das Papsttum mit Schild und Speer, und sterbend ließ sie den Päpsten ihr reiches Erbe als neuen Bestandteil des Kirchenstaats zurück.

Mit kühner Hand warf Gregor VII. die Brandfackel in die Welt und entzündete sie zu wütendem Haß und Krieg. Er schleuderte furchtlos den Bannstrahl auf das höchste Haupt der Christenheit. Zu Kanossa hat er die Majestät des Kaisertums erbarmungslos in den Staub getreten.

Heinrich IV. ermannte sich nach dieser tiefen Schmach; er zog mit einem Heer nach Rom, eroberte den Sankt Peter, ließ sich dort vom Gegenpapst zum Kaiser krönen und belagerte seinen furchtbaren Feind in der Engelsburg. Aber Robert Guiscard entsetzte den Papst und führte ihn mit sich nach Salerno, nachdem er das unglückliche Rom mit Feuer und Schwert verwüstet hatte. Im Exil ist Gregor VII. gestorben, am 25. Mai 1085. Guiscard bestattete ihn im schönen Dom zu Salerno.

Das Grabmal ist untergegangen, auch die alte Grabschrift hat sich nicht erhalten. Im Jahre 1573 fand man die Reste des Papstes wieder auf, und man bestattete sie in einer Kapelle des Doms zu Salerno, welche ehedem der berühmte Johannes von Procida mit Malereien hatte schmücken lassen, als er, lange vor der sizilianischen Vesper, noch des Königs Manfred Rat war. Auf dem Altar über der Asche Gregors steht seine moderne Büste von nichtssagendem, weil erdichtetem Charakter, und ebenso nichtssagend ist die Grabschrift.

Die Gruft Gregors VII. in Salerno ist eine Stelle, welche einen Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit bezeichnet. Sie regt zu Betrachtungen an, die vielleicht denen verwandt sind, welche das Grab Napoleons im Invalidendom zu Paris erweckt. Beide gewalttätige Geister haben die Welt erschüttert und umgewälzt; das Wesen eines jeden von ihnen wurzelt in der maßlosen Kraft des Willens, die Welt ihrer Person zu unterwerfen. Nur steht hinter dem Ehrgeiz Gregors VII. doch ein höheres, allgemeines Prinzip, die Kirche. Aber das christliche Ideal der Kirche hat er verfälscht und an seine Stelle das Papsttum gesetzt. Von dieser gregorianischen Priesterherrschaft hat dann später die Reformation die Welt befreit.

Daß niemals ein Papst daran gedacht hat, die Asche des größten seiner Vorgänger aus Salerno nach Rom zu führen und hier im Sankt Peter in einem Mausoleum zu bestatten, muß mit Recht Verwunderung erregen. Wenigstens ist es nicht bekannt, daß Urban VIII., welchem ein solcher Gedanke besonders naheliegen konnte, ihn gehegt habe. Und doch hat er der Freundin Gregors VII., der Markgräfin Mathilde, im Sankt Peter ein Denkmal gesetzt. Er ließ 500 Jahre nach dem Tode dieser

Fürstin ihre Reste aus dem Kloster San Benedetto in Mantua heimlich nach Rom entführen und bestattete sie dann in einem von Bernini gearbeiteten prächtigen Monument. Die gefeierte Heldin ist über einem Sarkophag in schöner jungfräulicher Gestalt abgebildet. Sie hält in den Händen die Papstkrone und die Schlüssel Petri, als Genius der Hierarchie. Das Relief unter der Figur stellt die Szene in Kanossa dar. Und hier sei es bemerkt, daß auch die beiden andern weltlichen Schutzgeister der päpstlichen Herrschaft zur Zeit Urbans VIII. in Rom durch Monumente geehrt worden sind. Die Reiterfiguren Constantins (von Bernini) und Carls des Großen (von Cornacchini) stehen an beiden Enden der großen Vorhalle des Sankt Peter.

Aus Salerno führt uns der Nachfolger Gregors VII., Desiderius oder als Papst Victor III. (1086—1087), weiter fort in das weltberühmte Kloster der Benediktiner zu Monte Cassino. Denn dort war er Abt. Er liebte dies Kloster, die ehrwürdige Pflanzstätte der Wissenschaften im Abendlande, leidenschaftlicher als den päpstlichen Thron.

Vom fürstlichen Stamm der Langobarden in Benevent entsprossen, entsagte Desiderius der Welt, um sich in Einsamkeit den Studien zu widmen. Er wurde Benediktiner, wie sein Freund, der Dichter Alphanus, welcher dem Hause der langobardischen Fürsten Salernos angehörte. Diese schöne Stadt glänzte damals durch Wissenschaft und Dichtkunst, als noch das übrige Italien größtenteils im barbarischen Dunkel lag. Im Jahre 1077 vertrieb Robert Guiscard den letzten Herzog Salernos, Gisulph; drei Jahre später baute er dort dem Apostel Mathäus den schönen Dom, welchen Alphanus, der erste seiner Erzbischöfe, mit Mosaiken schmückte. In ihm bestattete dieser Freund des Desiderius seinen Schützling Gregor VII., und neben ihm wurde er selbst begraben, im Oktober 1085. Auch der Held Robert Guiscard, ihr beider Freund, war in demselben Jahr, am 17. Juli 1085, auf der Insel Kephalonia gestorben.

Damals nun war Desiderius (oder Dauferius mit seinem langobardischen Namen) schon lange Abt in Monte Cassino. Am 24. Mai 1086, nach einjähriger Vakanz des Heiligen Stuhls, zwangen ihn die Kardinäle, Papst zu sein. Aber schon am vierten Tag nach seiner Wahl entfloh er aus Rom nach Monte Cassino in seine studienvolle Einsamkeit. Man nötigte ihm von neuem die Papstkrone auf, in Kapua am 21. März 1087, worauf Victor III. am 9. Mai in Rom geweiht wurde. Doch wieder kehrte er nach Monte Cassino zurück; er erlaubte nicht, daß man dort an seiner Stelle einen andern Abt wählte. Ab und zu weilte er

als Papst in seinem geliebten Kloster, um das er, wie ein Vogel, den man aus dem Nest vertrieben, sehnsuchtsvoll zu kreisen schien. Dort starb er plötzlich am 16. September 1087. Im Kapitel des Konvents ließ er sich begraben. Dem schönen Kloster, in dessen Gärten einst Könige und Königssöhne in der Kutte den Spaten geführt haben, gebührt der Ruhm eines Papstes, der aus Sehnsucht nach dem Frieden seiner Zelle gestorben war. Die gelehrten Benediktiner dichteten ihm eine Grabschrift, im besten und saubersten Latein.

Grabschrift auf Victor III.

Willst du wissen wie groß ich gewesen und was und ein welcher,
Dann wohl machen's gewiß goldene Schriften dir kund.
Stamm sind Fürsten, die Heimat mir Benevent, und der Name
Desiderius mir, Monte Cassino der Schmuck.
Heimat, Mutter, Verwandte, die Braut, die nimmer berührte,
Floh ich verachtend, und hier nahm ich das mönchische Kleid.
Drauf ward Abt ich dahier, und die Zeit durch hab' ich getrachtet,
Ganz zu erneuen das Haus, wie du es jetzo bestaunst.
Aber zugleich in der römischen Stadt, der Gefeierte, ward ich,
Petrus, Presbyter auch deines geheiligten Doms.
Durch sechs Lustra, ein Jahr nur fehlte, versorgte das Amt ich,
Bis ich den päpstlichen Thron selber als Victor bestieg.
Vier dann flossen der Monden, und fünfzehn Tage dahin kaum,
Sieh und den Sechziger birgt dieses umwölbende Grab.
Eben entrückte dem Zeichen der Jungfrau fürder die Sonne,
Als Gott selber von hier, wirkliche Sonne, mich nahm.

V.

Die folgenden Päpste bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts wurden meist im Lateran bestattet. Ihre Grabmäler gingen im Brande der Basilika unter. Von Urban II. (1088—1099), welcher zu Clermont in Frankreich den ersten Kreuzzug gepredigt hatte, ist es zweifelhaft, ob er im Sankt Peter oder im Lateran begraben ward. Der unglückliche Paschalis II. (1099 bis 1118), welchen der Kaiser Heinrich V. gefangen nahm, um ihm den Verzicht auf die Investitur abzupressen, hat sein Grab im Lateran gehabt. Sein Nachfolger Gelasius II. (1118—1119) starb als Flüchtling im Kloster Cluny in Frankreich, wo man ihn bestattete. Auch die Monumente Calixts II. (1119—1124), welcher den Investiturstreit durch das Konkordat in Worms beschloß, Honorius II. (1124—1130) und Innocenz II. (1130 bis 1143) sucht man vergebens im Lateran. Vom Gegenpapst Anaclet vertrieben, war Innocenz II., ein Römer aus Trastevere, gleich

seinen Vorgängern nach Frankreich, dem Asyl der Päpste, geflohen und dann wieder nach Rom zurückgekehrt. Dort starb er am 24. September 1143, während das römische Volk sich mannhaft erhob und auf dem trümmervollen Kapitol die Republik wiederherstellte und eine Regierung von Senatoren einsetzte, den Papst auf das geistliche Amt beschränkend. Innocenz II. wurde im Lateran in dem porphyrnen Sarkophag des Kaisers Hadrian bestattet. Der lateranische Brand zerstörte dies Denkmal; die Trümmer der prachtvollen Urne warf man in den Hof, und die Reste des Papstes brachte man nach Santa Maria in Trastevere. Diese Basilika hatte Innocenz II. hergestellt und mit Mosaiken geschmückt. Pius IX. hat ihm dort ein neues Grabmal geweiht, einen einfachen Marmorsarg mit Namensinschrift.

Aus jener denkwürdigen Zeit des heißen Kampfes der Päpste mit der freien Republik Rom, als deren Staatsmann und Prophet der berühmte Arnold von Brescia tätig war, während die Hohenstaufendynastie zum Kaisertum gelangte, gibt es leider keine Denkmäler. Vier Päpste nach Innocenz, Cölestin II., Lucius II., Eugenius III. und Anastasius IV., in Kampf und Sturm, in Fluch und Exil regierend, wurden im Lateran begraben, Hadrian IV. aber (gest. 1159) fand sein Grab im Sankt Peter, und dort hat sich sein Sarkophag erhalten.

Er war der einzige Engländer, der den päpstlichen Thron bestiegen hat. Aus dem Staube emporgekommen, bettelte er in seiner Jugend um sein Brot, dann ward er Mönch und stieg durch Geist und Willenskraft in der Kirche empor. Dem ehemaligen Bettelknaben von Sankt Albans hat der große Hohenstaufe Barbarossa den Steigbügel gehalten, als er zur Krönung nach Rom kam. Hadrian setzte diesem berühmten Helden die Kaiserkrone auf und ließ an demselben Tage Arnold von Brescia als Ketzer verbrennen, nachdem ihn der Kaiser den Bedürfnissen seiner Politik geopfert hatte. Er starb in Anagni und ward in Rom begraben. In den Grotten des Vatikan steht noch sein Sarkophag von orientalischem Granit. Es war der Sarg eines alten Römers gewesen, wie die Stierschädel zeigen, die auf ihm abgebildet sind. Es stehen nur die Worte darauf: Hadrianus Papa IV.

Der lange Streit der Kirche mit der Staatsgewalt setzte sich unter den Hohenstaufen fort. Er begann mit Alexander III. (1159—1181), dem ruhmgekrönten Nachfolger Hadrians IV., dem erbitterten Feinde Friedrichs I. Barbarossa. Im Bunde mit der italienischen Demokratie mächtiger Städte ist dieser ge-

waltige Papst, nach einer stürmischen Regierung, siegreich aus dem Kampf hervorgegangen. Er starb am 30. August 1181 in Civita Castellana und wurde im Lateran beigesetzt. Dort hat ihm später Alexander VII. Chigi, sein Landsmann aus Siena, ein Ehrendenkmal im rechten Seitenschiff der Basilika errichtet: ein ungeheuerliches Werk aus der Zeit des Kunstverfalls und jenes berühmten Papstes ganz unwürdig. Sein Bildnis im Medaillon steht auf einem zylinderartigen Gestell von schwarzem Marmor, welches die lange Grabschrift enthält. Das bizarre Monument ist auf das kostbarste ausgestattet, da es je zwei Säulen von Alabaster auf einem Untersatz von gelbem Marmor umfassen. Würdiger und mit dem ganzen Stolz der triumphierenden Kirche ist Alexander III. in der Sala Regia des Vatikan verherrlicht worden. Dort stellt ihn ein Freskogemälde Vasaris in der großen Szene zu Venedig dar, wie er auf den Stufen der Basilika San Marco sitzt und seinen Fuß auf den Nacken des Kaisers Friedrich stellt, der eben dort mit den lombardischen Städten und der Kirche Frieden machte. So berichtet freilich nur eine dreiste Priesterlegende; sie läßt den Papst das übermütige Wort aussprechen: Ich werde auf die Schlange und den Basilisken treten und auf den Löwen und den Drachen. Der gedemütigte Kaiser soll hier ausgerufen haben: non tibi sed Petro, worauf der Papst entgegnete: et mihi et Petro. Das Märchen ist zugunsten päpstlicher Anmaßung gut erfunden. Dieselbe Szene sieht man in einem besseren Freskogemälde im Dogenpalast Venedigs von Federigo Zuccari gemalt.

Nach dem Tode Alexanders verjagten die Römer seinen Nachfolger Ubaldo Allucignoli, einen edeln Lucchesen, als Papst Lucius III. genannt (1181—1185). Er war vor seiner Erwählung Kardinalbischof von Ostia gewesen. Nachdem er im Exil zu Verona gestorben war, gab man ihm im Dom dieser Stadt ein Grab und setzte darauf folgende melancholische Inschrift:

Grabschrift auf Lucius III.

Lucius, Lucca gab die Geburt dir, es gab dir das Bistum Ostia, Rom dir den Thron, aber Verona den Tod.

Nein, eh' gab dir Verona das wirkliche Leben, Verbannung Rom, und die sorgliche Not Ostia, Lucca den Tod.

Auch Urban III. (1185—1187), ein Mailänder vom Haus Crivelli, in Verona erwählt, durfte nicht das freie Rom betreten; er starb zu Ferrara am 19. Oktober 1187. Im Dom jener Stadt steht sein Grabmal, ein prächtiger, auf vier Säulen ruhender Sarkophag.

Sein Nachfolger Gregor VIII. regierte kaum zwei Monate, starb in Pisa und ward dort im Dom begraben, wo der Brand im Jahre 1600 sein Grabmal vernichtet hat.

Wieder finden wir zwei Päpste im Lateran bestattet, Clemens III. und Cölestin III., doch ohne Mal. In Rom erinnert überhaupt kein Monument mehr an jenen wütenden Kampf der Päpste mit den Hohenstaufen, es sei denn die merkwürdige Bildsäule Carls von Anjou, welche die Römer diesem Eroberer Neapels auf dem Kapitol setzten, nachdem sie ihn zum Senator ernannt hatten. Denn der große Innocenz III. Conti (1198 bis 1216) hat kein Denkmal in Rom.

Dieser mächtigste aller Päpste hatte die Deutschen aus Italien verjagt, die Kaiserkrone dem Welfen Otto IV. gegeben und wieder genommen und den genialen Sohn Heinrichs VI., Friedrich II. aus Palermo, auf den Kaiserthron gerufen, um dann in ihm dem Papsttum den grimmigsten Feind zu erwecken. Vor ihm demütigte sich der stolze König Frankreichs, von ihm nahm sogar der König Englands sein Reich als Vasall schimpflich zu Lehn. Er rottete die Albigenser aus und führte die Inquisition ein. Unter ihm entstand auch das lateinische Kaisertum in Byzanz. In Perugia starb er am 16. Juli 1216, und hier ward er auch begraben. Eine Urne über einem Postament umschließt im dortigen Dom seine Asche, zusammen mit den Resten Urbans IV. und Martins IV.

Honorius III. Savelli, sein Nachfolger (1216—1229), liegt in Santa Maria Maggiore zu Rom am Altar der Krippe; er war ein trefflicher Mann, Sohn Amalricos vom edlen römischen Hause der Savelli, mit seinem Namen Cencius genannt. Erzogen in jener Kirche wurde er dort auch Kanonikus und darauf Kamerarius oder Kanzler unter Cölestin III. Er ist derselbe, welcher den berühmten Kodex verfaßt hat, der in der Vatikana unter dem Namen des Cencius Camerarius verwahrt wird, ein Werk von großer Wichtigkeit für die Geschichte Roms im Mittelalter. Als Papst bestätigte er den Orden der Dominikaner, am 20. Dezember 1216, und den der Franziskaner von neuem im Jahre 1223. Welche Zeiten!, die Albigenserkriege, das lateinische Kaisertum in Konstantinopel, und Friedrich der Zweite! Aber kein Denkmal spricht davon, wenn man nicht hier und da in den Kirchen Roms einen Leichenstein mit halbverwischter Inschrift aus jenen Tagen der Guelfen und Ghibellinen findet. So erinnert in den vatikanischen Grotten ein in die Wand gemauerter Stein, mitten unter den düstern Sarkophagen der Päpste, an die

Zeit der Troubadours und der Albigenser der Provence. Es steht darauf geschrieben:

Hier liegt Amalricus Graf von Montfort, Connetable von Frankreich. Oftmals kämpfte er gegen die Albigenser für den katholischen Glauben. Dann schiffte er gegen die Sarazenen nach Syrien hinüber, von welchen er im Kriege gefangen ward, und lange in Gefangenschaft gehalten, und endlich durch den Waffenstillstand befreit, starb er auf der Heimkehr bei Hydruntum, im Jahre des Herrn 1241.

Der Todfeind Friedrichs II., Gregor IX. Conti (1227—1241), wurde im Vatikan bestattet; und Innocenz IV. Fieschi Graf Lavagna (1243—1254), welcher den großen Hohenstaufen auf der Synode zu Lyon abzusetzen wagte, endlich auch seinen Tod erlebte, und so mit der erlöschenden Macht der Ghibellinen das alte deutsche Reich untergehen sah, liegt begraben in der Kathedrale San Gennaro zu Neapel. Dort hat ihm der Erzbischof Umberto von Montorio im Jahre 1318 ein prächtiges Grabmal errichten lassen. Der Papst ruht, mit dreifacher Krone geschmückt, auf dem Sarkophag, eine Gestalt mit mächtigem Haupt und festen, aber etwas plumpen Zügen. In mehreren Aufsätzen türmt sich das Grabmal auf, zierlich in Mosaik ausgelegt, und schließt in einem Halbbogen, worin die Jungfrau dargestellt ist, während sie der Papst und der Erzbischof kniend verehren. Eine noch wilden Haß gegen die Hohenstaufen atmende Inschrift verkündet den Ruhm des Führers der siegreichen Guelfen:

Grabschrift auf Innocenz IV.

Allhier ruhet der gütige Papst, wohl würdig des Himmels,
Lätus Fieschi, im Grab alter vergangener Zeit.
Redlichen Sinnes und fromm, in der Unschuld Schleier gehüllet,
Daß, weil trümmernd die Welt sündlich in Frevel versank,
Er obwalte der heiligen Stadt, zum Bessern sie leitend,
Hat im Konzilium er alte Gebote erneut.
Und es verging der häretische Wahn, austilgte er ganz ihn,
Nahm dann Städte in Pflicht, rechter Regierer des Amts.
Streckt' in den Staub auch Friedrich, die Christum bestreitende Schlange,
Genua jubelt des Sohns, also erglänzend am Ruhm.
Du auch jubelst das Lob o parthenopäische Stadt ihm,
Schön durch Reize genug, dankst du ihm manches Geschenk.
Also hat es betitelt der Metropolite Umbertus.

Eine andere Inschrift in Prosa lautet:

Innocenz' IV. dem Pontifex Maximus
Dem um die ganze christliche Republik wohl verdienten.
Welcher am Tage Sankt Johannis des Täufers,
im Jahre 1243 zum Papst ernannt,
Am heiligen Tage des Fürsten der Apostel gekrönt,
nachdem er zuerst die Kardinäle mit dem Purpurhut geschmückt,

Das von Conrad zerstörte Neapel dem Sankt Peter wiederherzustellen
gesorgt hatte,
nachdem er seinen Pontifikat durch unzählige andere große und fast
göttliche Taten überaus verherrlicht hatte,
im Jahr 1254
Am Tage der Heiligen Jungfrau Lucia seinen Tag beschloß.
Hannibal von Kapua Erzbischof von Neapel
hat zum Andenken des heiligen Mannes
Das durch Alter verblichene Epigramm wiederhergestellt.

Seit Innocenz IV. wurde Viterbo eine Zeitlang das Asyl und die Residenz der Päpste. Denn nachdem im Jahre 1257 der mannhafte Senator Brancaleone di Andalò Alexander IV. und die Kardinäle aus der Stadt vertrieben hatte, mußten sich die Päpste in Anagni, Perugia und Viterbo aufhalten. Im Dom Viterbos finden wir daher auch das Grab Alexanders IV. Conti (1254—1261) und das seines Nachfolgers Urbans IV. (1261 bis 1264) im Dom zu Perugia. Auch Clemens IV., der Zeitgenosse des Thomas von Aquino, liegt in Viterbo bestattet, wo er am 29. November 1268 gestorben war. Ein Franzose aus Languedoc, lange Zeit Sekretär Ludwigs IX., hatte er dem ehrgeizigen Carl von Anjou die Krone der Hohenstaufen in Sizilien angetragen, und sowohl den Fall Manfreds als Conradins erlebt. Er stand auf den Mauern Viterbos, als der letzte Hohenstaufe mit seinem Heer die Straße nach Rom hinunterzog, und prophezeite ihm den Untergang. Daß er seinen schmachvollen Tod nicht verhinderte, klagt ihn der Mitschuld an, auch wenn er mit Carl von Anjou nicht in ausdrücklichem Einverständnis dieses Mordes war.

VI.

Der Kampf der Päpste mit den Hohenstaufen war nun beendigt. Siegreich, doch tief erschüttert war das Papsttum aus ihm hervorgegangen; es hatte zu gleicher Zeit die Ketzerei der Albigenser überwunden. Aber indem ein in Frankreich geborener Papst einen französischen Prinzen zum Vollstrecker seiner Rache und zum Erben der schwäbischen Macht in Italien erhob, zog er das Papsttum und Italien selbst ins Verderben. Der Stuhl Petri wurde eine Beute der Franzosen, der Papst ihr Vasall, Italien der Zankapfel fremder Fürsten, und seither blieb dieses Land durch innere Zerspaltung und das Hereinziehen des Auslandes in beständiger Verwirrung. Diese Periode hat Clemens IV. eingeleitet.

Grabmal Papst Johanns XXIII. von Donatello. Florenz, Baptisterium

Papst Sixtus IV. und sein Bibliothekar Platina
Gemälde von Melozzo da Forli. Rom, Vatikan

Gehen wir nun schneller an den Gräbern aus der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts vorüber, im Dom zu Arezzo an dem Gregors X., unter welchem das Haus Habsburg den deutschen Thron bestieg, im Dom zu Viterbo an den Denkmälern Hadrians V. und Johannes XXI. Beide, ja auch ihr im Lateran begrabener Vorgänger Innocenz V., starben im Jahre 1276, flüchtige Erscheinungen, ohne Spur in der Menschheit.

Nicolaus III. Orsini (1277—1280) würde uns länger fesseln, bestände noch sein Grabmal im Sankt Peter; ein kraftvoller Kirchenfürst, der vor allem dadurch bedeutend ist, daß er mit dem fügsamen Rudolf von Habsburg dauernden Frieden schloß; er erhielt von ihm die Bestätigung der mathildischen Schenkungen, um welche einst der Krieg mit den Hohenstaufen sich entzündet hatte. Die Reichsgewalt verzichtete auf alle imperatorischen Rechte in Italien und anerkannte den Papst als den Verleiher des Kaisertums.

Auch bei Martin IV. (1281—1285) verweilen wir einen Augenblick. Er war Franzose und Kreatur Carls von Anjou; in seiner kurzen Regierung erlebte er die sizilianische Vesper, sah er den tief gedemütigten Carl sterben, zwei Monate, ehe er selber starb, und endlich die von ihm verfluchten Sizilianer ihre Freiheit und den fruchtlos verdammten Enkel Manfreds, Peter von Aragon, seinen neugewonnenen Thron in Palermo befestigen. Martin starb in Perugia am 29. März. Er ruht dort in derselben Urne neben Innocenz III.; die Repräsentanten großer Umwälzungen der Geschichte finden sich in diesem kleinen Raum vereinigt.

Noch vier Päpste bringt uns das schon zu Ende sich neigende große dreizehnte Jahrhundert.

Der erste von ihnen führt uns in die schöne Basilika Santa Maria in Aracoeli auf dem Kapitol. Dort steht das altertümliche Grabmal Honorius IV. Savelli (1285—1287); aber erst Paul III. hat die Reste dieses Papstes aus dem Vatikan in jene Kirche bringen und auch seine Bildsäule aus dem Sankt Peter auf das Grabmal setzen lassen. Denn die Kapelle, worin es sich befindet, hatten die Savelli dem heiligen Franciscus zu Ehren erbaut. Man sieht dort, in Aracoeli, zwei Denkmäler dieser Familie. In dem sehr merkwürdigen zur Linken, einem gotischen Werk des dreizehnten Jahrhunderts, wozu ein antiker Sarkophag benutzt wurde, liegt Lucas Savelli, der Vater jenes Papstes, und sein Bruder Pandolfo, einst berühmt als Senator der Stadt. Honorius selber ruht gegenüber im Grabe seiner Mutter Vana Aldobran-

desca, in einem Sarkophag aus weißem Marmor, dessen Vorderseite mit Mosaik auf Goldgrund bedeckt ist und die Wappenschilder der Savelli, springende rote Löwen und Adler im goldenen Felde, zeigt. Auf der Basis liest man: DÑA VANA DE SABELLIS. Dort also liegt die Gestalt des Papstes über dem Sarkophag in den Kissen hingestreckt. Dies Monument ist heute das älteste vollständige Grabmal eines Papstes in Rom, wenn wir nämlich einzelne Sarkophage oder Fragmente von Gräbern der alten Peterskirche, in den Grotten, ausnehmen.

Der Nachfolger des Honorius, Nicolaus IV. Masci (1288 bis 1292), hat ein schönes Denkmal in Santa Maria Maggiore. Aber es ist nicht das Werk des dreizehnten, sondern des sechzehnten Jahrhunderts und durch Sixtus V., da er noch Kardinal war, dem Andenken jenes Papstes errichtet. Es trägt daher durchaus den Charakter dieser späten Zeit. In einer Nische sitzt der Papst im Akt der Segenerteilung; neben ihm stehen die allegorischen Figuren der Gerechtigkeit und Religion, Vorstellungen, welche den früheren Jahrhunderten fremd waren. Dies Grabmal ist jedoch das edelste von allen Monumenten in jener Kirche, und die beste Arbeit des Leonardo von Sarzana. Nicolaus IV., Emporkömmling aus dem Staube, hatte an der mächtigen Familie Colonna eine Stütze gesucht und sie sehr begünstigt. Sein Freund, der Kardinal Jacob Colonna, trug mit zur Erneuerung der Mosaiken in der Tribune der Santa Maria Maggiore bei; man sieht deshalb die Gestalten beider dort abgebildet. Es war unter der Regierung Nicolaus IV., daß Ptolemais, die letzte Besitzung der Christen in Asien, in die Gewalt der Mohammedaner fiel. So schloß das Zeitalter der Kreuzzüge.

Der vorletzte Papst des dreizehnten Jahrhunderts, Cölestin V.! In der Stadt Aquila in den Abruzzen müssen wir im Kloster der Cölestiner sein Grab aufsuchen, und gern rufen wir uns dort das Lebensbild dieses Papstes zurück, welches eher der Dichtung als der Geschichte anzugehören scheint, und die Einfalt jenes seltsamen Jahrhunderts, aus welchem die romanische Sage und Malerei entsprang, auf das getreueste wiedergibt.

Mehr als zwei Jahre lang war nach dem Tode Nicolaus IV. der päpstliche Stuhl unbesetzt geblieben, weil die Kardinäle, in eine neapolitanisch-französische und römische Partei zerspalten, sich nicht hatten vereinigen können. Endlich schlug der Kardinalbischof von Ostia einen in der Wildnis Apuliens verschollenen Anachoreten zum Papst vor, und wie durch ein Wunder vereinigten sich sämtliche Stimmen in diesem Einsiedler. Es war Pietro, eines Bauern Sohn aus dem Kastell Molise in der Terra

di Lavoro, von zwölf Brüdern der elfte. Mit zwanzig Jahren war er Benediktiner geworden, dann nach dem Berg Murrone gewandert, wo er fünf Jahre als Einsiedler gelebt hatte. Er war hierauf auf das Gebirge Majella in Apulien gezogen, hatte andere Eremiten, die sich später Cölestiner nannten, um sich versammelt und lebte dort in der tiefen Einsamkeit, als eines Tages Erzbischöfe und Protonotare vor ihm erschienen, ihn kraft des Wahldekrets aufzufordern, vom Majella herab auf den päpstlichen Thron in Rom zu steigen. Pietro weigerte sich, dem Ruf zu folgen. Da aber kamen in seine Wildnis zwei Könige, Carl II. von Neapel und Andreas III. von Ungarn; sie warfen sich vor ihm auf die Knie und beschworen ihn, die Papstkrone anzunehmen und der christlichen Welt den Frieden wiederzugeben. Nun gab er nach, unter Seufzen und Tränen. Der Zug bewegte sich nach Aquila; das von allen Gegenden herbeigeströmte Volk sah den Papst dort einziehen, demütig auf einem Esel reitend, welchen zwei Könige noch demütiger am Zügel führten, gefolgt von den Würdenträgern der Kirche und der glänzenden Ritterschaft Neapels. Am 29. August 1294 wurde der Anachoret in der Kirche Santa Maria di Collemmaggio gekrönt. Er nannte sich Cölestin V.

Er ging nicht nach Rom, sondern nach Neapel, wohin er die Kardinäle berufen hatte, ein willenloses Werkzeug in den Händen Carls, eingeschüchtert und unglücklich, und immer mit den Gedanken nach seiner stillen Wildnis zurückverlangend. Man sagt, der ehrgeizige Kardinal Gaetani habe ihn des Nachts mit Posaunen und geisterhaften Stimmen erschreckt, als riefe ihm der Himmel zu, die Papstkrone, deren er nicht würdig sei, niederzulegen. Er dankte ab am 13. Dezember und entwich in die Wüste des Majella zurück. Kaum aber war jener Kardinal am 24. Dezember zum Papst ernannt worden, als er, aus Furcht vor einer Kirchenspaltung, dem Flüchtling Leute nachsandte, ihn festzunehmen. Dieser entfloh durch die Wälder Apuliens, bis er das Meer erreichte, sich in eine Barke warf und nach Dalmatien steuerte. Aber ein Sturm schleuderte das Boot auf den Strand zu Viesta in der Capitanata, wo die Behörde den Flüchtling festnahm. Man brachte ihn nach Anagni in des Papstes Bonifacius VIII. Palast und von hier in den Turm Fumone bei Ferentino. Dort lebte er, in einem engen Kerker, ein Greis von 81 Jahren, noch zehn Monate, bis er am 19. Mai 1296 starb. In Aquila liegt Cölestin, der Anachoret, begraben. Einige Jahre nach seinem Tode hat ihn Clemens V. zu Avignon unter die Heiligen versetzt. Wunderbare Zeiten! die aus alten Grabskulp-

turen und fast schon hieroglyphisch erscheinenden Inschriften mit so seltsamem Geist zu uns reden.

Da liegt auch vor uns in den Grotten des Vatikan, auf der Decke eines von der Zeit geschwärzten, schmucklosen Marmorsarges, die Gestalt jenes berühmten Bonifacius VIII. von Anagni. Er schließt das dreizehnte und öffnet das vierzehnte Jahrhundert, zugleich ist er ein Repräsentant der Danteschen Zeit. Der große Dichter stand als Gesandter der Florentiner vor ihm; und im ersten Jubeljahr Roms faßte Giovanni Villani den Plan zu seiner Chronik, dem größten Geschichtswerk Italiens. Es war im Jahre 1300, als Bonifacius diese Jubelfeier ausschrieb, und noch heute erinnert daran ein kostbares Denkmal, ein Gemälde Giottos, welches im rechten Schiff des Lateran unter Glas bewahrt wird. Es stellt Bonifacius dar, wie er, zwischen zwei Kardinälen stehend, das Jubeljahr verkündigt. Dieser Papst erkühnte sich, den Kampf zwischen der Kirche und dem Staat noch einmal aufzunehmen. Mit der Bulle Unam Sanctam, worin er die Herrschaft über alle Könige und Länder beanspruchte, forderte er sinnlos die schon gereiften Staatsgewalten heraus. Aber er fand an dem von ihm gebannten Könige Philipp dem Schönen von Frankreich einen Gegner, dem er endlich erlag. In seinem Palast zu Anagni von Franzosen und römischen Großen überfallen und mißhandelt, wurde er zwar durch die Bürger seiner Vaterstadt befreit und nach Rom zurückgeführt; doch hier, wo sich die Orsini seiner bemächtigt hatten, starb er als Gefangener im Vatikan, aus Schmerz und Wut über die erlittene Schmach, in einem Anfall von Raserei, am 11. Oktober 1303, nur 37 Tage nach jenem Überfall. Er war ein stolzer, anmaßender und hochfahrender Mann, aber auch hochgesinnt und majestätisch, der letzte Kirchenfürst, der das Papsttum im Sinne Gregors VII., Alexanders und Innocentius III. erfaßt hatte. Nach ihm schwang sich kein Papst mehr zu solchen Ideen auf.

Seine Leiche wurde mit großem Gefolge von Rittern und Edeln in den Sankt Peter gebracht und von Carl II., dem König Siziliens, begleitet. In einer Kapelle, die er selbst hatte erbauen und mit Mosaiken ausschmücken lassen, setzte man ihn bei; man errichtete ihm dort ein prächtiges Grabmal. Als wegen des Baues der neuen Basilika jene Kapelle zerstört wurde, fand man seine noch wohlerhaltene Leiche durch ein seltsames Spiel des Zufalls gerade an seinem Todestage, nach 302 Jahren. Der tote Papst war mit dem Pallium und der Planeta bekleidet, trug weiße, aus Perlen gestickte Handschuhe, einen Saphir am Finger von nur 30 Skudi Wert und eine kleine weiße Mitra von baum-

wollenem Stoff. Bonifacius VIII. muß ungewöhnlich groß gewesen sein, denn sein Körper maß 7 und ¾ Palm; nach der Meinung der Ärzte war er kahlköpfig und bartlos. Seine Grabkiste steht heute in den Grotten des Sankt Peter, und darüber kann man ihn in der Haltung eines Toten dargestellt sehen. Der Kopf ist schön, streng und edel in den Formen; er stimmt durchaus mit dem Porträt von Giottos Hand überein, welches ein bartloses Gesicht im schönsten Oval zeigt. Das Haupt bedeckt eine lange, zuckerhutähnliche Mitra, an welcher man zwei Kronen bemerkt. Denn dieser hochmütige Priester bediente sich zuerst der zwiefachen Krone, während alle ihm vorangegangenen Päpste nur eine einfach gekrönte Mitra getragen hatten. Dann fügte Urban V. noch eine dritte Krone hinzu.

Es gibt in den Grotten noch eine andere Bildsäule Bonifacius VIII. in halber Figur, die einst zu seinem Denkmal gehört hat. Sie stellt ihn vor, wie er die rechte Hand segnend emporhebt und in der Linken die Schlüssel Petri trägt. Keine Inschrift auf ihn ist uns erhalten worden.

VII.

Mit Bonifacius VIII. ging die mittelalterliche Macht und Herrlichkeit des Papsttums zu Ende. In ihm hatte die Kirche seit Gregor VII. die Alleinherrschaft in der Welt erlangt. Doch auf so schwindelnder Höhe konnte sie nicht dauernd stehen; sie selbst war durch das lange Ringen mit der Staatsgewalt unter den Hohenstaufen tief erschüttert worden. Zwar gelang es ihr noch, die Ketzerei zu überwinden, aber der von ihr geknechtete Weltgeist erlangte eine ungeahnte Kraft im Prinzip der Monarchie, welche zuerst in Frankreich siegreich dem Papsttum entgegentrat. Dieses selbst nahm seinen Sitz in jenem Lande und ward der französischen Krone dienstbar.

Alle ferneren Epochen zeigen, in anderer Erscheinungsweise, wesentlich denselben Gang der Dinge; denn nach dem Exil in Avignon wird der alte Kampf zwischen Cäsar und Papst wieder aufgenommen, doch innerlicher und deshalb gefährlicher. Die evangelische Ketzerei wird nicht mehr ausgerottet, sondern ausgestoßen und als Reformation abgetrennt. Der erhabenste Gedanke des Papsttums, jener der sittlichen Einheit des Menschengeschlechts, wird zerstört und auf die allgemeine Kultur übertragen. Aber ein neues System der Kirche und eine neue geistliche Herrschaft werden gestaltet, bis endlich die cäsarische

Staatspolitik das Papsttum niederwirft, es noch einmal in die vorübergehende Gewalt Frankreichs bringt und dann, in unsern Tagen, den nationalen Revolutionen überantwortet.

Wir werden sehen, daß die Geschichte der Päpste seit dem vierzehnten Jahrhundert ziemlich vollständig an Grabmälern sich darstellen läßt.

Schon der unmittelbare Nachfolger Bonifacius VIII., Benedict XI., ein Italiener aus Treviso, hat ein schönes Denkmal im Dom zu Perugia. Aber es fesselt uns nicht, weil dieser Papst von nur acht Monaten Dauer in der Weltgeschichte nicht bedeutend aufgetreten ist.

Nach ihm beginnt das avignonische Exil. Sechs Päpste füllen dasselbe aus, der siebente beschließt es. Indem sie uns aus Rom, dem Mittelpunkt der christlichen Welt, in einen Winkel Frankreichs entfernen und, selbst Franzosen, dem Papsttum einen französischen Charakter aufdrücken, entziehen auch sie sich der lebhafteren Teilnahme. Kein Monument bezeichnet in Rom ihre Geschichte bis auf Gregor XI.; denn sie alle fanden ihre Gruft in Frankreich selbst.

Clemens V. (1305—1314), der erste in dieser Reihe, durch die rechtlose Vernichtung des Templerordens allgemein bekannt, liegt in der kleinen Kirche Sainte Marie d'Uzès in der Provinz Narbonne begraben; Johann XXII. im Dom zu Avignon, wo sich sein schönes gotisches Monument erhalten hat, wie das seines Nachfolgers Benedict XII. Clemens VI. (1342—1352), ein gelehrter und geistvoller Mann, wurde zu Chaise Dieu bei Avignon bestattet, wo man die Überreste seines Grabmals sieht. Denn dieses und das prächtige Monument Clemens V. haben die Kalvinisten zerstört.

In der Karthause zu Villeneuve erhebt sich das große gotische Grabmal Innocenz VI. (1352—1362), im Kloster St. Victor zu Marseille endlich das prachtvolle Denkmal Urbans V. Urban war unter den genannten französischen Päpsten der einzige, welcher Rom gesehen hat. Denn bestürmt von den Bitten des von Tyrannen zerrissenen Italiens und durch die Auflösung des Kirchenstaats dringender gerufen, war er am 16. Oktober 1367 noch Rom gekommen, aber, durch die Öde der ganz verwilderten Stadt erschreckt, bald nach Viterbo und Monte Fiascone hinweggezogen und darauf im September 1370 nach dem sicheren Avignon heimgekehrt. In demselben Jahre starb er in Marseille. Sein und seines Vorgängers Andenken beleben die beiden größten Namen Roms im vierzehnten Jahrhundert:

Gil d'Albornoz und Cola di Rienzo, des großen Kardinals, welcher während der Abwesenheit der Päpste in Frankreich den zerfallenen Kirchenstaat den Tyrannen entrissen und dadurch die endliche Rückkehr des Papsttums nach Rom möglich gemacht hatte, und des genialen Volkstribuns, der die staunende Welt durch das Schauspiel der Wiederherstellung der römischen Republik entzückt und geblendet hatte.

Auf dem Forum in Rom steht an der Via Sacra die Kirche Santa Francesca Romana, welche ehemals Santa Maria Nuova hieß. Sie bewahrt das Denkmal des letzten avignonischen Papstes. Ein Sarkophag erhebt sich dort auf einem hohen marmornen Sockel, in einem von vier Alabastersäulen gebildeten Fronton. Im Durchbruch des Giebels sieht man ein Wappen, sechs Rosen und eine Binde. Die Grabfigur fehlt. Statt ihrer ist über dem Sarkophag ein großes Relief angebracht, welches den Einzug eines Papstes in Rom darstellt. Man sieht die ewige Stadt, über welcher aus Wolken der Stuhl Petri sich niederzulassen scheint, gleichsam von Engeln aus Avignon zurückgetragen. Auch schwebt ein Engel mit den Schlüsseln und der Tiara über ihr. Der Papst reitet unter einem Baldachin, den der Senator Roms und Priester tragen; die Straußwedelträger gehen ihm zu beiden Seiten, hinter ihm Hellebardierer, dann folgen Kardinäle auf phantastisch verzierten Rossen und viele Edelleute in Waffen. Aus dem Stadttor kommt dem Zuge die behelmte Roma entgegen, dahinter hervorströmendes Volk. Sie ist vorgestellt in der idealen, blühenden Gestalt der Minerva. Doch nein! so sah das Antlitz der damaligen Roma nicht aus, sondern, wenn der Künstler wahr sein wollte, hätte er sie abbilden müssen, wie sie der große Zeitgenosse jener Tage Petrarca beschrieb, als eine Witwe mit zerrissenem Gewand, mit bleichem verhärmten Angesicht, mit verwilderten Blicken und aufgelöstem Haar. Denn so erschien Rom wirklich dem letzten avignonischen Papts, Gregor XI., als er hier seinen melancholischen Einzug hielt. Am 12. Oktober 1376 hatte er sich in Marseille eingeschifft; nach schweren Stürmen auf der See war er in Corneto, sodann am 3. Januar 1377 in Ostia gelandet, von wo er den Tiber hinaufschiffend erst am 17. Januar in Rom einzog.

Seit so vielen Jahrhunderten Beherrscherin der Welt, durch die Geschicke der Menschheit geheiligt, war die ewige Stadt während der avignonischen Zeit sich selbst überlassen gebliehen; als glänzendes Meteor hatte sie die Republik des Cola di Rienzo aufsteigen und in den Trümmern des Kapitols schnell wieder versinken sehen. Bis zur Unkenntlichkeit war die Stadt der Cä-

saren und der Päpste zertrümmert, verrottet und entstellt. Gras wuchs im Herzen Roms, in manchen Kirchen weidete Vieh, elende Häuser standen zwischen Schutthaufen, am Tiber breitete sich über das ganze Marsfeld ein Sumpf aus. Auf nur 20 000 Seelen, wenn dies glaublich ist, war das Römervolk herabgeschmolzen, welches unter den Kaisern mehr als zwei Millionen gezählt hatte.

Die Rückkehr des Papstes aus Frankreich war daher ein Wendepunkt in der Geschichte Roms wie der Kirche. Aber Gregor XI. starb schon am Ende des März 1378, von den Römern aufrichtig verehrt und beweint, der letzte Franzose überhaupt, der auf dem Stuhle Petri saß. Man gab ihm das Grab in jener Kirche, denn von ihr hatte er den Titel als Kardinal geführt. Doch das Grabmal ist das Werk einer späteren Zeit; der römische Senat ließ es zum Andenken des großen Ereignisses durch den Bildhauer Pietro Oliveri im Jahre 1584 errichten und folgende Inschrift daraufsetzen:

Gregor dem Elften von Limoges, dem durch Humanität, Gelehrsamkeit, Frömmigkeit Bewunderungswürdigen; um Italien zu retten, das von Aufruhr krankte, verlegte er den päpstlichen Sitz, der seit lange nach Avignon hinüber gebracht worden war, angeweht von der heiligen Gottheit und vom Jubel der Menschen, nach siebzig Jahren glücklich wieder nach Rom zurück, im siebenten Jahr seines Pontifikats. Der Senat und das Volk von Rom, so großer Frömmigkeit und Wohltat eingedenk, mit Zustimmung Gregors XIII., nach der Erlösung der Welt, im Jahre 1584.

Johannes Petrus Draco
Cyriacus Matthaeus Konsuln
Jo. Baptista Albero
Thomas Bubalo de Cancellariis Prior.

VIII.

Gleich nach dem Tode Gregors XI. begann das große Schisma infolge der feindlichen Trennung des Kardinalkollegiums in eine französische und italienische Partei, welche sich alsbald auch auf Staaten und Völker ausdehnte. Die christliche Welt zerfiel in zwei Hälften, eine jede unter einem Papst, von denen jeder der allein rechtmäßige zu sein behauptete und einer den andern verfluchte und mit gewaffneter Gewalt bestritt.

Diese schrecklichen Zeiten hat Urban VI., ein Neapolitaner, eingeleitet, ein Papst, dessen rohes jähzorniges Wesen der Parteihaß bis zur Unmenschlichkeit verwilderte. Er starb im Jahre 1389. Man gab ihm ein Denkmal im Sankt Peter, welches unter-

ging; nur sein Sarkophag steht noch in den Grotten. Seine sonderbare Grabschrift ist uns erhalten:

Grabschrift auf Urban VI.

Hier umschließt den gerechten und weisen, erhabenen Monarchen,
Welchen Neapel erzeugt, Urban den Sechsten der Sarg.
Lehrern des Glaubens verlieh voll Eifer ein sicheres Versteck er,
Das war Edler dir stets Sistrum am Schlusse des Mahls.
Groß war wahrlich das Schisma, mit größerem Mute bestand er's,
Vor so gewaltigem Papst bebten die Käuflichen all.
Doch was hilft's, auf Erden mit sterblichem Lob ihn zu rühmen,
Seine Verdienste umstrahlt mächtig der himmlische Glanz.

Das Grabmal Urbans muß, so albern und barbarisch auch die Inschrift ist, prächtig gewesen sein, denn so stellen es Abbildungen, vor seiner Zerstörung durch den Bau der neuen Kirche, dar.

Auch die Denkmäler Bonifacius IX. Tomacelli (1389—1404) und Innocentius VII. Migliorati (1404—1406) enthielt die alte Sankt Peterskirche. Die Regierung dieser und der folgenden Päpste verwirrten das Schisma und die Reform-Konzile. Es war die Zeit des Hus und Hieronymus, wo die Elemente der nahen Reformation in Deutschland zu gären begannen, während in Italien die Demokratien unter die Herrschaft von Tyrannen und ihrer Familien sanken.

Im Dom zu Recanati liegt Gregorius XII. Angelo Correr, ein Venetianer (1406—1409); in der Kirche der Franziskaner zu Bologna dessen Nachfolger Alexander V., ein Kandiote (1409 bis 1410); im Baptisterium zu Florenz Johann XXIII. Baldassar Cossa, der ehrgeizige, gewissenlose Neapolitaner, welcher auf dem Konzil zu Konstanz abgesetzt wurde, nachdem er sich der Anklage durch die Flucht entzogen hatte. Drei Jahre lang wurde er vom Pfalzgrafen zu Heidelberg in Gewahrsam gehalten, bis er durch die Bitten des Cosmus von Medici befreit, oder durch große Geldsummen sich loskaufend, nach Florenz entwich und dort zum Erstaunen der Welt dem Papst Martin, seinem Nachfolger, sich zu Füßen warf. Dieser ernannte ihn zum Kardinal von Tusculum; aber Cossa ertrug seine Erniedrigung nur wenige Monate. Er starb in Florenz; dort ließ ihn Cosmus, wie man sagt Erbe großer Reichtümer des Expapstes, ein kostbares Monument errichten mit der Inschrift:

Des Baldassar Cossa Johannis XXIII., einstmals Papst, Leiche ist in diesem Grabmal bestattet.

Auch dieses Grab ist der Markstein einer bedeutungsvollen Epoche im Leben der Völker: das Monument der großen Kirchenspaltung und zugleich das letzte Grab eines Papstes außerhalb Roms.

Das lange Schisma beschloß endlich Martin V., der durch Übereinstimmung der Nationen am 12. November 1417 noch zu Konstanz erwählte Unionspapst, der glückliche Verkündiger der wiederhergestellten Einheit der Kirche. Mit ihm endeten auch die anarchischen Zustände der Stadt Rom, die sich aus ihrer Versunkenheit allmählich zu neuem Glanz erheben sollte. Martin war Römer, der erste Papst aus dem berühmten Ghibellinenhause der Colonna, und schon deshalb dem römischen Volke willkommen. Als er im September 1421 in Rom seinen Einzug hielt, fand auch er diese Stadt, wie sie vor ihm Gregor XI. gefunden hatte, in das tiefste Elend herabgesunken, durch Fehden der Adelsgeschlechter zertrümmert, die Straßen kaum wegbar, durch Türme der Barone gesperrt, die Kirchen verlassen oder eingestürzt, die Bevölkerung durch Armut und Blutrache verwildert. Martin gab der Stadt Frieden und Ordnung wieder, aber sie bezahlte die Wohltaten des Papstes durch den Verlust ihrer republikanischen Freiheit. Erst seit dieser Zeit unterwarfen sich die Päpste den Senatus Populusque Romanus auf dem altersgrauen Kapitol.

Auf dem Grabmal Martins V. steht geschrieben: Felicitas Temporum Suorum. Es dauert noch fort, vor dem Hauptaltar der lateranischen Basilika: eine bronzene Grabplatte, worauf der Papst im Flachrelief dargestellt ist. Der Meister dieses Werks war Antonio Filarete. Mit ihm begann die Renaissance der Künste in Rom.

IX.

Das fünfzehnte Jahrhundert ist überhaupt das der Renaissance, für das Papsttum selbst eine neue Epoche. Seine großen theologischen und theokratischen Aufgaben hatte es jetzt vollendet; die Welt hatte es mit dem System seiner hierarchischen Verwaltung und mit dem andern des kanonischen Rechts umspannt; das germanische Kaisertum hatte es überwältigt und zu einem päpstlichen Lehn gemacht, sich selbst zum Richtertribunal der Völker und Könige erhöht. Dann war es von diesen Gipfeln langsam herabgestiegen und erst durch die Auswanderung nach Avignon, dann durch die lange Kirchenspaltung in seinem An-

sehen geschwächt worden. Als es nun unter Martin V. seine Katholizität wieder herstellte, fand es sich in einer neuen Strömung des Weltgeistes. Die Menschheit reformierte sich durch die wiedererwachende Wissenschaft und Kunst des Heidentums; das Papsttum aber begriff die Gebote der Zeit. Wie in der Epoche der Kreuzzüge stellte es sich auch jetzt kühn an die Spitze der großen Bewegung; es übernahm den Mäzenat in der heidnischen Renaissance und behauptete ihn, bis die evangelische Renaissance, die Reformation, den Päpsten auch diese moralische Herrschaft entwand.

Die Reihe der Renaissance-Päpste begann Eugenius IV. Condulmer (1431—1447), ein Venetianer. Der Kampf mit dem Konzil in Basel, wo der Versuch gemacht wurde, die Autorität des Papstes den Kirchenversammlungen zu unterwerfen, füllte fast ganz seine unruhige Regierung aus. Schließlich ging Eugen doch als Sieger hervor. Die Römer verjagten ihn — es war die letzte Flucht eines Papstes bis auf Pius IX. Er entwich nach Florenz. Dorthin verlegte er das Konzil, dem Kaiser Sigismund trotzend, den er in Rom gekrönt hatte. Als Schutzflehenden in seiner Bedrängnis durch die Türken sah Eugen IV. auch den griechischen Kaiser Johann Paläologus zu seinen Füßen.

So rühmte es die ursprüngliche Inschrift auf dem später zerstörten Grabmal im Sankt Peter:

Grabschrift auf Eugen IV.

Allhier ruhet der vierte Eugenius, edelen Herzens,
Was im Leben er war, kündet sein strahlender Ruhm.
Ihm vor die heiligen Füße der Kaiser zweie sich warfen,
Einer gekommen vom West, aber der andere vom Ost;
Dieser damit er das Zeugnis lateinischen Glaubens empfange,
Jener damit sein Haupt kröne der goldene Reif.
Sieh, da folgten sogleich die Armenier griechischem Beispiel,
Und die Äthiopier auch schworen der Kirche von Rom;
Syrier drauf und Araber und Indias äußerste Völker;
Wohl war groß es, und noch größer die Seele des Papstes.
Denn aufs neue den Türken entgegen mit mächtiger Flotte
Strebt er, und siehe zugleich traf ihn der finstere Tod.
Nichtige Ehren der Welt hat er stets verachtet, gesagt oft:
Hier im zertretenen Staub gebt mir das niedrige Grab.
Doch nicht duldete dies sein stammesverwandter Franciscus,
Welchen mit purpurnem Hut einst der Verblichene geschmückt.
Nein, des Verdienstes gedenk, ließ hier er das herrliche bauen,
Was du staunend erblickst, dieses erhabene Werk.

Schon an dieser prahlerischen Inschrift erkennt man den veränderten Geist der Zeiten. Doch Eugens Grabmal im Sankt

Peter ging unter. Heute liest man in der kleinen Kirche San Salvatore in Lauro zu Rom folgende stolze Grabschrift auf eben jenen Papst:

Leben Venezia gabst du, und über die Stadt und die Erde
Herrschaft Rom, o so gib Gott ihm das himmlische Reich.
Dem Andenken Eugenius IV.
des besten und erhabensten Papstes.

„Im Frieden gewichtig, im Krieg für die Kirche Christi unverdrossen, geduldig in Kränkung, Freund der Geistlichen und gegen die gelehrten Männer freigebig, zügelte er und brach er den Trotz des Konzils zu Basel, welches die Macht des römischen Papsttums bedrohte, durch das in Florenz abgehaltene Konzil, wo Johannes Paläologus, der Kaiser Griechenlands, das Oberhaupt Roms anerkennend, sich und viele fremde, entlegene Völker ihm demütig zu Füßen legte."

Hier erinnert die Inschrift vorsichtig an jene dem Papst durch seine Vertreibung angetane Beschimpfung, und das Distichon redet von der Herrschaft über die Stadt. Denn Eugen, obwohl lange im Exil lebend, bändigte endlich doch die Römer durch die eiserne Kraft des Patriarchen Johannes Vitelleschi, jenes furchtbaren Kardinals, der neben den berühmten Zeitgenossen, den Condottieri Fortebraccio von Montone, Piccinino und Francesco Sforza seinen Ehrenplatz als Kriegsmann behauptet. Eugen IV., dem er Rom und das Patrimonium wieder erobert hatte, ließ ihn zum Dank, auf Anstiften der Florentiner, eines Tages auf der Engelsbrücke verräterisch niederhauen und dann in der Engelsburg sterben.

Jene Inschrift in San Salvatore in Lauro setzte dem Papst auf sein dort erneutes Grabmal die Kongregation der Canonici von San Giorgio in Alga zu Venedig, aus Dankbarkeit, weil er sie selbst gestiftet hatte. Das Monument ist noch ein Werk des fünfzehnten Jahrhunderts und eins der wenigen altertümlichen Denkmäler in toskanisch-römischem Stil. Eugen liegt auf einem weißen Marmorsarkophag ausgestreckt; über diesem erhebt sich ein von Pfeilern getragenes Gesims. Wie im spätern Mittelalter bei Grabmälern fast allgemein Gebrauch war, ist über der liegenden Gestalt die Jungfrau und ihr zu Seiten je ein Engel im Relief dargestellt. In den zierlich geschmückten Pfeilernischen stehen kleine Figuren von Heiligen. Die Skulptur ist hart und manieriert und steht weit unter anderen monumentalen Darstellungen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, woran Rom sehr reich ist.

Denn hier wetteiferten in der Zeit Eugens und seiner Nachfolger reiche Prälaten mit den Päpsten selbst in dem nichtigen Ehrgeiz, sich prachtvolle Grabmäler errichten zu lassen und schon in ihrem Leben die marmorne Unsterblichkeit sich zu sichern. Jene zahllosen Monumente von Bischöfen, Äbten und Kardinälen, welche die Klosterhöfe und Kirchen Roms erfüllen, rühren zum großen Teil aus jener Epoche her, als mit dem berühmten Bildhauer Mino von Fiesole ein neuer Aufschwung der Kunst begann, und Paolo Romano, Antonio Filarete, Pollajuolo und viele andere Künstler tätig waren.

Leider sind die besten Denkmäler dieses Zeitraums untergegangen, nämlich die Grabmäler Nicolaus V. und Pauls II. in der alten Sankt Peterskirche. An ihren Bruchstücken in den Grotten läßt sich noch ihr Umfang und ihre künstlerische Pracht erkennen.

Mit Nicolaus V. von Sarzana (1447—1455), dem liberalsten Förderer der Wissenschaften, bestieg der Humanismus des Jahrhunderts selbst den Heiligen Stuhl. Das Papsttum hatte zu seinem eigenen Vorteil jene Reformbestrebungen der Kirche, welche seit dem Konstanzer Konzil sich geltend machten, noch einmal zurückgedrängt, und von dieser Sorge befreit, gab es sich ganz den weltlichen Bedürfnissen der Zeit hin. Es begann sich mit Pomp und Macht zu umgeben. Die Musen und Götter des alten Olymp zogen in den Vatikan ein.

Das Papsttum verewigte sich durch staunenswürdige Denkmäler jeder Art so, wie sich einst die Kaiserherrschaft im alten Rom unsterblich gemacht hatte. Nicolaus, unter dessen Pontifikat Byzanz in die Gewalt der Türken fiel, war es, der die Schätze der klassischen Literatur von dort nach Rom hinüberrettete, der den griechischen Studien einen neuen Aufschwung gab, und Männer wie Poggio Bracciolini Filelfo, Gregor von Trapezunt, Nicola Perotto, Laurentius Valla, Theodor von Gaza und den Kardinal Bessarion um sich versammelte. Auch die Buchdruckerkunst kam im letzten Jahr seiner Regierung nach Rom, wo sie bei der edlen Familie Massimi gastliche Aufnahme fand.

Nicolaus V. war es auch, der die vatikanische Bibliothek gründete, indem er Agenten in alle Länder aussandte, Manuskripte aufzukaufen. Er faßte endlich den wahrhaft cäsarischen Plan, den vatikanischen Palast zu einer päpstlichen Stadt oder zu einem apostolischen Palatin zu erweitern, den Sankt Peter aber zum größten Tempel der Welt umzubauen, einen Plan, an dessen Ausführung sich erst nach fünfzig Jahren Julius II.

wagen konnte. Obwohl dieser Papst solche gigantische Ideen von Nicolaus V. geerbt hatte, besaß er doch keine Pietät für das Grabmal eines so verdienten Vorfahren. Er ließ es beim Niederreißen der alten Kirche verderben, und so haben sich davon nur Bruchstücke in die vatikanischen Grotten gerettet, Bildsäulen der Apostel Mathäus, Johannes und Jacobus, Figuren von Engeln und andre Fragmente.

Die Reste des unsterblichen Freundes der Musen, Nicolaus V., umschließt eine viereckige Urne von weißem Marmor, über welcher seine Gestalt ausgestreckt liegt. Seine Grabschrift, die letzte eines Papstes in Versen, dichtete sein Sekretär Mafeo Vegio.

Grabschrift auf Nicolaus V.

Nicolaus' des Fünften Gebein hier ruht es im Grabe,
Der Jahrhunderte dir, goldene, Roma, geschenkt.
Herrlich im Rat, viel herrlicher noch durch Tugenden glänzend,
Hat er die Weisen gepflegt, weiser als diese zumal.
Heilung gab er der Welt, da irrend sie krankt' an dem Schisma,
Sitten und Mauern der Stadt hat er, und Tempel erneut;
Gab dann seine Altäre Sienas seligem Bernhard,
Als er das heilige Jahr festlich mit Jubel beging.
Friedrichs Stirn des Vermählten, umschlang er mit goldener Ehre,
Gab durch festen Vertrag Ordnung italischem Land.
Viele der attischen Schriften erneut' er in römischer Sprache;
Streut ihm Weihrauch hier, opfernd dem heiligen Grab.

Es fehlte nicht viel, daß nach dem Tode Nicolaus' V. der gelehrteste aller Kardinäle, der Grieche Bessarion, die päpstliche Krone erhielt. Sie wurde indes auf das Haupt des Spaniers Calixtus III. gesetzt, des Oheims Alexander Borgias. Auch er hatte ein schönes Grabmal im Sankt Peter, wovon man noch Überreste in den Grotten sieht.

Glücklicher als seine Vorgänger war Pius II. Piccolomini (1458—1464), wenn es zum Glück der Toten beiträgt, in einem hochgetürmten Marmordenkmal oder in festem Erz der Nachwelt überliefert zu werden. Sein Grabmal, einst im alten Sankt Peter aufgestellt, wurde später nach Sant' Andrea della Valle hinübergebracht und ist vollkommen erhalten. Wir betrachten es mit nicht geringer Teilnahme, weil es einem der berühmtesten und durch seine geistreiche Persönlichkeit merkwürdigsten unter allen Päpsten angehört.

Aeneas Sylvius war der Sohn eines armen Edelmannes aus dem Hause Piccolomini in Siena, das durch ihn groß wurde. Seine glänzenden Talente als Poet, Höfling und Weltmann hatten

ihn, einen literarischen Abenteurer, früh beliebt und berühmt gemacht. Zuerst war er Sekretär des Gegenpapstes Felix V. und Gesandter des Kaisers Friedrich III. gewesen, der ihn feierlich als Dichter gekrönt hatte, und dessen Geschichte Aeneas schrieb. Auf dem Baseler Konzil hatte er die Rechte der Kirchenversammlungen gegen die Päpste beredt verteidigt, dann aber trat er selbst zur Partei Eugens IV. über und machte nun sein Glück als Sekretär dreier Päpste, bis ihn Calixtus III. zum Kardinal erhob. Diesem endlich auf den Stuhl Petri gefolgt, widerrief er seine Vergangenheit. Die leidenschaftlichste Sehnsucht seiner nur kurzen Regierung war der Krieg gegen die Türken; er selbst wollte sich an die Spitze eines Kreuzheeres stellen, und so starb er auch, die Waffen schon in der Hand, in kriegerischer Begeisterung, unter dem Lärm der in Ancona sich versammelnden Heerscharen.

Sein Grabmal ist ein architektonisches Ungeheuer von vier Stockwerken Höhe. Es nimmt nämlich in der Kirche Sant' Andrea della Valle den ganzen Raum zwischen zwei Pfeilern auf solche Weise ein, daß unter ihm noch ein Sängerchor Platz findet. Die vier Stockwerke sind von zwei Pfeilern begrenzt und durch Gesimse abgeteilt; ein Architrav schließt höchst bizarr das Ganze. Die Höhe des Grabmals macht es nicht möglich, die zahlreichen Reliefs zu erkennen, welche die Fächer ausfüllen. Die Gestalt des Papstes (er war klein von Körper und früh durch Ausschweifung und Studium gealtert) liegt in der mittelsten Abteilung auf dem Sarkophag ausgestreckt. Auch die Pilaster sind nach altertümlicher Art mit Figuren von Heiligen in den Nischen geschmückt.

Vasari bezeichnet als die Meister des Grabmals zwei Schüler des Paolo Romano, den Nicola della Guardia und den Pietro da Todi. Der Pedanterie dieses Monuments entspricht die lange Inschrift in Prosa, welche, wie es von jetzt ab Sitte wird, einen Lebensabriß des Papstes gibt:

> Pius II. Pont. Max., ein Toskaner, geboren in Siena, vom Geschlecht der Piccolomini, saß sechs Jahre. Kurz war sein Pontifikat, lang sein Ruhm. Zu Mantua hielt er ein christliches Glaubenskonzil. Er widerstand den Feinden des römischen Stuhls innerhalb und außerhalb Italiens. Catarina von Siena versetzte er unter die Heiligen Christi. Die pragmatische Sanktion in Frankreich schaffte er ab. Ferdinand von Aragon setzte er in das Königreich Sizilien diesseits der Meerenge wieder ein. Die Macht der Kirche vermehrte er. Die Alaungruben, die damals zuerst bei Tolfa entdeckt wurden, richtete er ein. Pfleger der Gerechtigkeit und der Religion, bewunderungswürdig als Redner. In den Krieg ziehend, welchen er den Türken erklärt hatte, starb er zu Ancona. Dort hatte

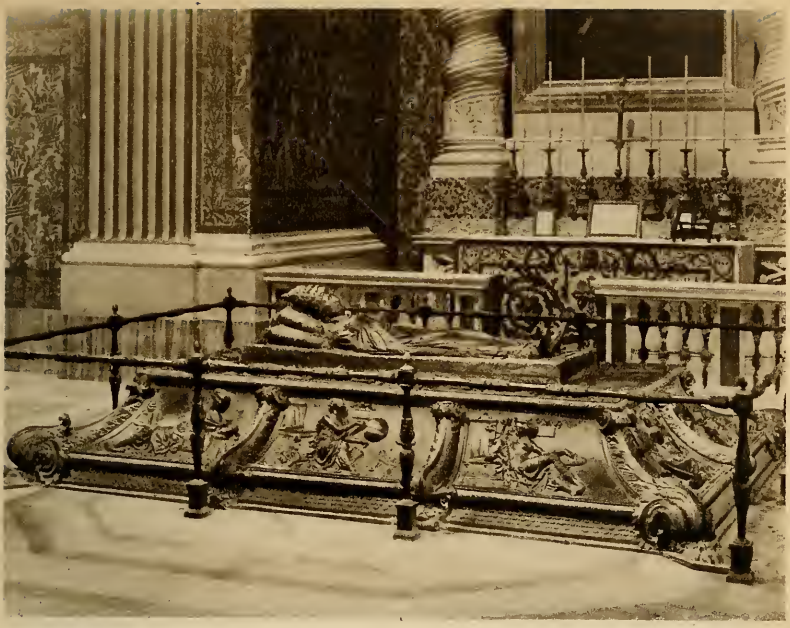
er die gerüstete Flotte und den Dogen der Venetianer samt seinem Senat zu Mitstreitern Christi. Auf das Geheiß der Väter ward er in die Stadt zurückgebracht und hier beigesetzt, wo er das Haupt des Apostels Andreas, zu ihm aus dem Peloponnes gebracht, hatte aufstellen lassen. Er lebte 58 Jahre 9 Monate 27 Tage.

Franciscus, Kardinal von Siena, setzte dies seinem hochseligen Oheim im Jahre 1464.

Das Denkmal Pauls II. Pietro Barbo, eines Venezianers, war noch um vieles schöner als jenes Nicolaus V., denn es war das eigenhändige Werk des Mino da Fiesole. Ein großes Bruchstück davon in Lünettenform, das jüngste Gericht darstellend, und viele Figuren von Heiligen und moralischen Tugenden zeigen, wie reich das Ganze ausgestattet gewesen war. Die Grabkiste ist von viereckiger Form und einfacher, als Paul II. selbst sie gewünscht hatte, denn den großen Porphyrsarkophag der Constantia, der heute im vatikanischen Museum aufgestellt ist, hatte er aus der Kapelle der Heiligen, neben Sant' Agnese vor dem nomentanischen Tor, nach seinem Palast San Marco bringen lassen, und in ihm wollte er bestattet sein.

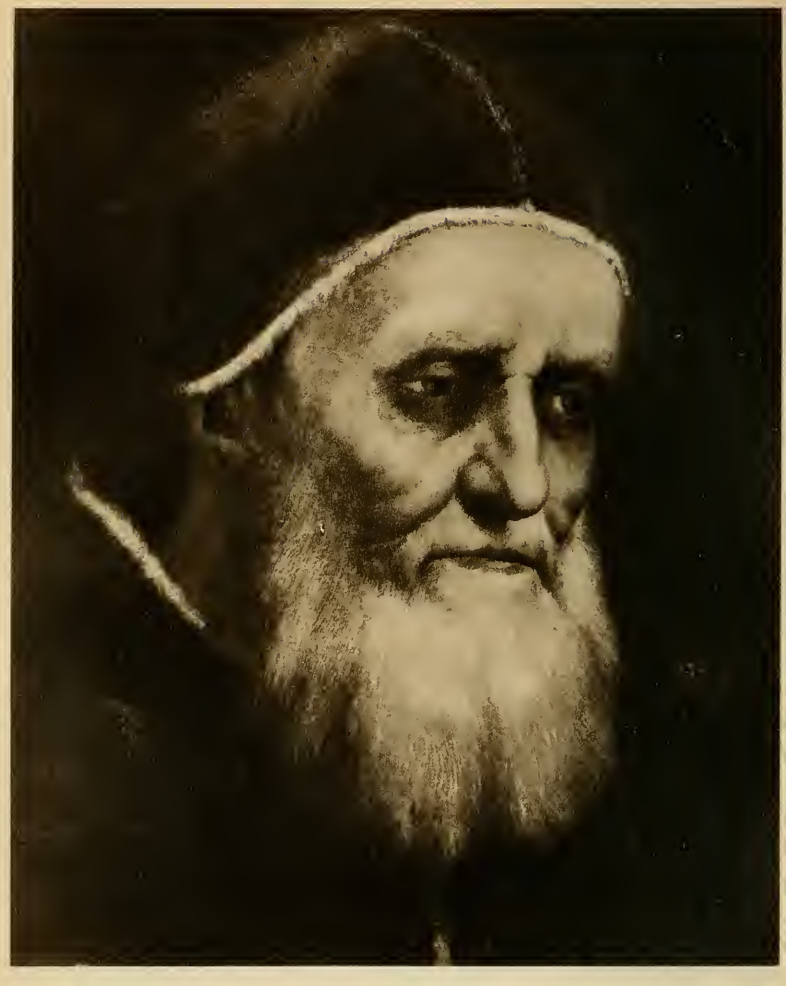
Die Inschrift rühmt, daß der Papst aus dem alten Geschlecht der Barbi, durch herrliche Gaben der Natur ausgezeichnet, seinem Oheim Eugen IV. nicht nachstand. Paul war von der venezianischen Familie Condulmer, welche in kurzer Zeit drei Päpste aus sich hervorgehen sah. Denn Angelo, der Vater Eugens IV., hatte unter seinen nächsten Verwandten diese Päpste: seinen Bruder Gregor XII. (1406—1409), seinen Sohn Eugenius IV. (1431—1447), seinen Neffen Paul II. (1464—1471). Pietro Barbo war schön von Gestalt. Als er aus dem Konklave als Papst hervorgegangen war, wollte er sich Formosus nennen; doch machten ihn die Kardinäle darauf aufmerksam, daß man in diesem Namen eine eitle Anspielung auf seine körperliche Schönheit finden werde. Man spottete über seine Eitelkeit, weil er nichts lieber tat, als in der Prozession sich zu zeigen, wo er über andere Menschen weit hervorragte; er schminkte sich wie ein eitles Weib, ehe er zu den heiligen Funktionen ging. Er verschwendete ungeheure Summen auf seinen persönlichen Schmuck. Aus aller Welt ließ er Saphire, Chrysoliten, Smaragden, Diamanten und Perlen herbeiholen, mit ihnen seine Mitra zu zieren, in welcher er sich dann dem Volk als der schönste unter den Päpsten darstellte.

Nicolaus V. hatte mit antiquarischer und gelehrter Leidenschaft Handschriften für die Bibliothek gesammelt, Paul II. dagegen sammelte mit gleichem Eifer antike Gemmen, Medaillen,



Grabmal Papst Sixtus IV. von Pollajuolo. Rom, Peterskirche

Grabmal Papst Innocenz VIII. von Pollajuolo. Rom, Peterskirche



Papst Julius II. von Raffael (Ausschnitt). Florenz, Galleria Pitti

Statuen und Kunstwerke jeder Art. Er zuerst legte in seinem Palast San Marco ein Kunstkabinett und ein Museum von Altertümern an.

In Rom erinnert noch manches an diesen üppigen Venezianer, vor allem jener großartige Palast und der Name der Hauptstraße Korso, wo er zuerst die Karnevalrennen einführte. Die Wissenschaften pflegte er nicht; er hat die römische Akademie, deren Haupt der berühmte Pomponius Lätus war, verfolgt und unterdrückt.

Sein Nachfolger Sixtus IV. della Rovere (1471—1484) eröffnet die Reihe der Päpste, welche nichts Geistliches mehr an sich haben, außer ihrer Priesterkleidung. Mit den schamlosesten Mitteln haben sie nur die Zwecke der weltlichen Herrschaft verfolgt. Das Papsttum verwandelte sich in eine Tyrannis; der Kirchenstaat wurde neu gegründet, die Kirche selbst sank immer tiefer in den Abgrund der Korruption. Durchaus wie andre weltliche Fürsten füllten jetzt die Päpste ihre Regierung mit ränkevollen Verschwörungen und Kriegen gegen ihre Nachbarstaaten aus. Es war die Zeit der Kämpfe um die italienische Hegemonie Venedigs, Mailands, der Republik Florenz, Neapels und ungezählter Fürstentümer untereinander, bei ewig wechselnder Politik, bei hundertfachen Bündnissen und Verschwörungen, in einem unentwirrbaren Labyrinth von arglistigen Händeln und Plänen, in deren Mitte der mit dem Winde segelnde Nachfolger Petri seine Fangnetze auswarf.

Wer kennt nicht die mörderische Verschwörung der Pazzi in Florenz, deren Anstifter Sixtus IV. gewesen ist. Derselbe Papst begründete auch das System des vatikanischen Nepotismus. Er zuerst stattete einen Neffen, Girolamo Riario, mit einem Fürstentum, mit Imola und Forli, aus. Seine politischen Ziele haben dann nach ihm die Borgia mit teuflischer Kunst weiter verfolgt.

Der Brudersohn Sixtus IV., der Papst Julius II., hat noch als Kardinal seinem schrecklichen Oheim das Grabmal errichtet. Es stand in der Chorkapelle der alten Peterskirche, heute liegt es in der Kapelle des heiligen Sakraments auf dem Fußboden. Es ist eine Grabplatte von Bronze, das Werk des Florentiners Antonio Pollajuolo, vom Jahre 1493. Die Seiten des Sockels enthalten allegorische Figuren; über dem Deckel selbst liegt die Gestalt des Papstes ausgestreckt, gleichfalls von Figuren im Relief umgeben. Weibliche Gestalten stellen die Arithmetik, Astrologie, Dialektik, Rhetorik und Grammatik, die Perspektive und Musik, die Geometrie, Philosophie und Theologie dar,

welche alle im Relief die Basis umgeben. Sixtus war freilich ein gelehrter Franziskaner, der Freund Bessarions, und der Reihe nach auf den sechs berühmtesten Universitäten Italiens Lehrer gewesen; insofern sind jene allegorischen Figuren für einen Professor passend, aber mit dem Begriff des Papstes haben sie nichts zu tun. Die halbnackten Gestalten von hagern und auffallend manierierten Formen erscheinen noch seltsamer durch die willkürliche Wahl ihrer Attribute. Denn was kann sonderbarer sein, als die Theologie in einem Weibe darzustellen, welches, wie die heidnische Diana, einen Köcher voll Pfeile auf der Schulter trägt, als sollte sie statt über Kirchenvätern und Dogmen zu sitzen, in die Wildnis auf ein Hirschjagen ausziehen. Die fremde Ideenverbindung des Künstlers ist ein Geheimnis; schon Winckelmann, der über das Verhältnis der Allegorie zur Kunst in so großem Irrtum befangen war und sich so viel mit der Erfindung neuer Allegorien beschäftigte, stand vor dieser Theologie mit dem Köcher ratlos. Am Grabmal Sixtus' IV. überrascht zum erstenmal nicht sowohl die Anwendung allegorischer Figuren, die für Gräber der Päpste unentbehrlich wurden, weil doch alles Wesen und Handeln dieser im Moralischen beruht, als vielmehr die Verbindung christlicher und heidnischer Vorstellungen. Die Figur des Papstes, mit ausdrucksvollem Kopf, stark vortretendem Kinn und Adlernase, ist das beste an diesem bizarren Kunstwerk, woran Pollajuolo zehn Jahre gearbeitet hat.

Derselbe Künstler machte auch das bronzene Grabmal Innocenz VIII. Cibò (1484—1492), eines Genuesen. Es steht im Sankt Peter, an einem Pfeiler in der Nähe der Chorkapelle, hoch über dem Boden erhoben. Auch dies Werk ist kleinlich und gekünstelt. Der Papst liegt über einem bronzenen Sarkophag, der auf Konsolen ruht. Über dem Grabmal ist er noch einmal lebend dargestellt, auf dem Thron sitzend, die rechte Hand zum Segen erhoben, während er in der Linken die heilige Lanzenspitze trägt, welche ihm der Sultan Bajazet zum Geschenk gemacht hatte. Zu beiden Seiten stehen in den Pfeilernischen theologische und moralische Tugenden, Glaube, Liebe und Hoffnung, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigkeit und Weisheit.

Die Inschrift nennt Innocenz den beständigen Wächter des Friedens in Italien und den Ruhm der zu seiner Zeit entdeckten neuen Welt.

Schön und sinnreich, oft erhaben und geistvoll waren die Epigramme auf den Gräbern der Päpste des Mittelalters; wie dürftig und nüchtern erscheinen dagegen die Grabschriften späterer Päpste, wie Pius II. und wie dieses Innocenz VIII.,

welcher doch an der Schwelle einer so großen Zeit starb. Dreißig Jahre vor seiner Erwählung war Konstantinopel in die Gewalt der Osmanen gefallen; aber was dort im Osten das Christentum verloren hatte, gewann es hier im Westen wieder. Er erlebte die Eroberung Granadas durch Ferdinand von Aragon. Damals erhob sich der spanisch-portugiesische Zweig des romanischen Völkerstammes zu einer religiösen Kraft, welche der Kirche neue Siege und neue Welten erwarb. Die schreckliche Inquisition hatte Ferdinand eingeführt, und nun sah Innocenz die Scheiterhaufen wieder lodern, wie einst sein Vorgänger, der dritte seines Namens, zur Zeit der Albigenserkriege. Später sollte aus dieser düstern Glaubensglut Spaniens der Orden Jesu hervorgehen, um die Reformation jenes deutschen Mönchs zu bekämpfen, welcher wenige Monate vor der Thronbesteigung eben dieses Innocenz VIII. geboren war. Welche Zeiten kündigten sich an, welche Kämpfe und Verluste, die er nicht ahnte! Er sah nur die welterobernden Siege des katholischen Glaubens. Schon hatte Bartolomeo Diaz das Kap der Guten Hoffnung entdeckt; die Wege nach Indien lagen offen. Der Papst aber durfte sich noch einmal als Herrn der Welt betrachten und Johann II. von Portugal mit allen entdeckten und noch zu entdeckenden Ländern Afrikas ein Geschenk machen. Da starb er, ein schwacher Mann ohne Geist und Willenskraft, am 26. Juli 1492. Nur acht Tage später segelte sein kühner Landsmann aus dem Hafen Palos in den Ozean hinaus, eine neue Welt aufzufinden.

X.

Alexander VI. Borgia (1492—1503)! Im Vorstellen der Menschen, welche es lieben, durch einen einzigen Namen ganze Epochen auszudrücken, ist der Name Borgia, zwiefach schrecklich durch den Vater und den Sohn, ein Symbol der Verworfenheit geworden, wie zur Kaiserzeit Roms jener des Tiberius. Er wirft in die Zeit eines hellen Lichtes, welches die Menschheit zu erleuchten begann, den allerschwärzesten Schatten auf das Papsttum und Italien. Columbus und Luther sind dazu die versöhnenden Gegensätze.

Der Papst Alexander VI. wird sich niemals von dem Urteil befreien lassen, daß auch er ein Repräsentant seiner Zeit gewesen ist, einer Zeit der mörderischen Selbstsucht und ruchlosen Lasterhaftigkeit, wo nichts heilig war, als die Zwecke des Egoismus, und nichts rühmlicher, als die Kunst, sie zu erreichen.

Das Schauspiel solcher Leidenschaften wird um so wirksamer, je kleiner ihr Schauplatz ist, aber auch dem Philosophen um so verächtlicher. Die Kämpfe des Julius Cäsar und Octavian um den Besitz der Welt sind erhaben durch ihre Ausdehnung und die Schicksale der Menschheit, die sie nach sich zogen; die Anstrengungen eines Cesar Borgia erscheinen uns heute belachenswert, wenn wir erwägen, welche Hölle von Verbrechen er in Bewegung setzte, um aus dem Gewinn von ein paar Städten Italiens ein kleines Königreich sich zusammenzuraffen. Sein Ende entsprach nicht seiner gräßlichen Laufbahn. Er fand einen ehrlichen Soldatentod im Dienst seines Schwagers, des Königs von Navarra.

Sein lasterhafter Vater soll an Gift gestorben sein, welches er einem Kardinal hatte einflößen wollen, wenn diese Nachricht mehr als eine Fabel ist. In seinem Leben war er von einem grenzenlosen Glück begünstigt. Die Natur hatte ihn mit majestätischer Schönheit wie mit scharfem Verstande begabt. Zum Verbrecher machte ihn nicht sowohl Herrschsucht, als Sinnlichkeit und Liebe zu seinen Bastardkindern. Seine Regierung brachte überall nur Verderben hervor: sie wurde zum Fluch Italiens, welches er den Franzosen wie den Spaniern preisgab, und zum Fluch der Kirche, die sein Papsttum geschändet hat. Die Strafe blieb nicht aus. Zwar die Stimme Savonarolas wurde in den Flammen des Scheiterhaufens erstickt, aber schon lebte Luther, und dessen große Tat hat kein Papst mehr zu verlöschen vermocht.

Mit welchen moralischen Tugenden wird man das Grabmal eines Alexander VI. ausgestattet haben? Wird auch hier die Theologie als Diana mit Köcher und Pfeilen auftreten, oder als Venus, oder gar als die Giftmischerin Locusta? Der Papst Borgia hat kein Denkmal, ja nicht einmal ein Grab. Julius II., sein zweiter Nachfolger und einst sein Feind, ließ die Reste Alexanders aus den vatikanischen Grotten in die Kirche San Giacomo degli Spagnuoli hinüberschaffen, und als diese später verfiel, brachte man sie nach Santa Maria di Monserrato, der andern Nationalkirche der Spanier in Rom. Dort liegen sie noch heute unbegraben in der Sakristei, in einem Kasten von Holz, zusammen mit denen Calixts III. Auf der Kiste liest man die Inschrift:

> Los guesos de dos Papas estàn en esta caseta, y son Calisto y Alexandro VI., y eran Españoles.

Auch der Sarkophag, welcher heute in den vatikanischen Grotten als der Alexanders gezeigt wird, gehört seinem Oheim

Calixtus III. an, dessen Figur über dem Deckel ausgestreckt liegt.

Der Nachfolger Borgias war ein Piccolomini, Pius III., Sohn einer Schwester des Aeneas Sylvius. Er regierte nur 26 Tage und starb im Jahre 1503. Man findet sein Denkmal in Sant' Andrea della Valle gegenüber dem seines Oheims; es ist in derselben Form und auch von dem gleichen Künstler gefertigt. Es war das letzte Grabmal, welches in der alten Peterskirche aufgestellt wurde, von wo man es nach Sant' Andrea hinüberbrachte. Denn der Nachfolger Pius' III. ließ die alte Basilika niederreißen, und dies war eben der kraftvolle Julius II.

Als Michel Angelo einst das Modell für die Bronzestatue Julius II. in Bologna gefertigt hatte, fragte ihn dieser, ob die heftig erhobene Hand Segen oder Fluch bedeute. Schnell antwortete der besonnene Künstler: sie will den Bolognesen lehren, verständig zu sein. Er fragte den Papst Julius, ob er ihm in die Linke ein Buch geben solle. Nein! entgegnete dieser, gib mir ein Schwert, denn ich bin kein Scholastikus! In der Hand eines Papstes, der als siebzigjähriger Greis durch die Bresche des von ihm eroberten Mirandola eindrang, konnte nicht das Evangelium passen.

Der Hirt, welcher Christi Schafe weiden sollte, warf den Stab fort und griff nach dem Schwert. Man hat diesen kühnen Papst vorzugsweise bewundert, weil er großartige Eigenschaften des Staatsmannes und Herrschers besaß und zu den ausgesprochensten Charakteren seiner an bedeutenden Männern reichen Zeit gehört. Betrachtet man ihn als Priester, so muß man freilich urteilen, daß auch er nur eine Karikatur seines heiligen Amts gewesen ist, ein Repräsentant der in Selbstsucht, Herrschsucht und profanste Weltlichkeit versunkenen Kirche. Als Kardinal in alle Laster seiner Zeit eingeweiht, war er zuerst der Feind Alexanders VI., dann eine Zeitlang aus Egoismus der Verbündete des Cesar Borgia und sogar der eifrigste Förderer des Zuges Carls VIII. nach Italien, welcher sein Vaterland in das Elend stürzte. Niemals hat er zu seinem Haß gegen die Borgia moralische Gründe gehabt; aus solchen Gesichtspunkten niemals die Weltverhältnisse angesehen. Es war die Politik allein, die ihn leitete. Die Franzosen hat er dann aus seinem Vaterlande wieder zu verjagen gesucht, aber um dies zu tun die Spanier hereingerufen. Bologna, Piacenza, Parma, Reggio und Urbino hat er zur Kirche hinzugebracht und den Kirchenstaat als Monarch neu gegründet. Dies war sein größter Ruhm in den Augen derer, welche glaubten, daß es zum Amt eines Papstes gehöre, Länder

zu erobern und zu beherrschen. Der julianische Kirchenstaat besteht heute nicht mehr; aber zum Glück für Julius II. dauern andere Titel seines Ruhmes fort; sie sind an die großen Werke der Renaissance geheftet, die ihm den Ursprung verdankten. Von der Unsterblichkeit Rafaels und Michel Angelos allein fristet heute Julius II. sein Fortleben. Rafael hat sein Bildnis gemalt. Man muß diesen Papst im Wandgemälde des Heliodor sehen, wie erhaben er da erscheint, auf dem Sessel in den Tempel getragen, die ernsten Blicke auf den niedergestürzten Räuber geheftet, so daß man nicht sagen kann, wer diesen panischen Schreck unter die Tempelschänder gebracht hat, der zornflammende himmlische Reiter oder der ruhig schweigende Papst. Die Allegorie bedeutet die Vertreibung der Feinde aus dem Kirchenstaat, und diese Vorstellung ist für Julius II. bezeichnend.

Man wird bemerken, daß seit Jahrhunderten kein Papst vor ihm einen Bart getragen hat. Ihm stand es wohl an, der erste zu sein, der das Zeichen männlicher Kraft anlegte. Sein Beispiel ahmten, wie man sagt, Franz I., Carl V. und ihre Hofleute nach, und obwohl die unmittelbaren Nachfolger Julius II. wieder bartlos erschienen, gab dieser Sitte doch Clemens VII. Dauer, als er nach der Plünderung Roms durch die Söldner Bourbons wie zum Zeichen des Grams sich den Bart wachsen ließ. Seitdem wird man auf den Denkmälern der folgenden Päpste bis in das achtzehnte Jahrhundert hinab diese bärtigen Papsthäupter sehen. Es sind nicht immer Apostelbärte, die doch patriarchalische Würde geben, sondern wir blicken mit Befremden in diese Angesichter heiliger Väter, die von den Sarkophagen martialisch heruntersehen, mit langen Schnauz- und Knebelbärten, wie Wallenstein und Tilly. Im Jahrhundert des Henri Quatre und des Dreißigjährigen Krieges sahen alle Päpste aus wie Feldhauptleute und Reitergenerale. Julius II. trug einen Patriarchen- oder Apostelbart.

Der ehrsüchtige Schöpfer des Papsttums im monarchischen Geist der Zeit wollte auch wie ein zweiter Augustus sich und seine Taten verherrlichen. Er nahm die Pläne Nicolaus V. auf. Rom sollte sein Monument werden. Für seinen Sinn fand er das Genie Bramantes und Rafaels, vor allen andern aber Michel Angelos. Der Sankt Peter, dessen Grundstein er legte, die Malereien der Sixtina, die Loggien des Bramante, die Stanzen des Rafael sind die unsterblichen Denkmäler Julius II.

Doch wir haben es nur mit seinem Grabmal zu tun. Dem großen Michel Angelo hatte er dies noch bei seinem Leben auf-

getragen. Der Plan entsprach dem weltlichen Ehrgeiz des Papstes, und daß er nicht nach der ersten Anlage ausgeführt wurde, ist ein Verlust für die Kunst. Man stelle sich vor, was ein solches Monument von Michel Angelos Hand werden konnte, da es auf 18 Fuß Höhe und 12 Fuß Breite berechnet war und mehr als 30 Statuen enthalten sollte, unter ihnen Moses, Petrus und Paulus, Rahel und Lea, die gefesselten Künste und Provinzen, ferner die Gestalten des Himmels und der Erde, welche nach einer wahrhaft titanischen Idee den Sarkophag eines Papstes tragen sollten.

Der Tod Julius II. im Jahre 1513 machte die Ausführung unmöglich; und erst nach langen Verhandlungen vermittelte Paul III. zwischen Michel Angelo und dem Herzog von Urbino, dem Erben des Papstes, einen Vergleich, wonach der ursprüngliche Plan auf die gegenwärtige Gestalt herabgesetzt wurde. Dieses Denkmal, durch die Figur des Moses weltberühmt, ist unter allen päpstlichen Grabmälern das erhabenste, weil es Michel Angelos Genie entsprang. Es steht in der Kirche San Pietro ad Vincula, von welcher Julius den Kardinalstitel geführt hatte. Alles was sonst von Figuren daran zusammengestellt ist, was trefflich oder mangelhaft ist, wie die zusammengeschrumpfte architektonische Komposition, wird von der Gestalt des Moses ganz außer Betrachtung gesetzt.

Dies höchste Meisterwerk der Plastik seit den Griechen erscheint wie die Verkörperung des Genies Michel Angelos selbst.

Die Figur sitzt in der Mittelnische, mit langem bis zum Nabel herabwallenden Bart; das gehörnte Antlitz mit tiefliegenden Augen, die unter den Brauen wie aus dem feurigen Busch entbrennen, ist von einer furchterregenden Majestät des Zorns, wie eines Wesens, das trunken ist von Feuer. Das Positive wie das Negative in diesem Moses ist gleich schrecklich. Wenn er aufstände, würde er, so scheint es, Gesetze aussprechen, die kein Menschensinn erfaßte, und sie würden eine Welt eher vernichten als erschaffen. Seine Stimme würde wie jene der homerischen Götter zu gewaltig tönen, als daß sie vom Menschenohr erfaßt zu werden vermöchte. Nur durch einen Schein von Schwermut, der von der Stirn über die Augen herabkommt, wird dies schreckliche Wesen etwas gemildert. Es ist dieselbe tiefe Schwermut, welche des Künstlers eigenes Gesicht bedeckt. Aber auch dieser Zug ist dort weniger rührend als furchtbar. Die Griechen würden den Anblick einer solchen Gestalt kaum ertragen und den Künstler getadelt haben, daß er nicht vermögend war, über das gigantische Gebilde einen Hauch ver-

söhnender Milde auszugießen. Es ist nun das Urbild ganz unnahbarer Erhabenheit. Die Figur würde in der Zelle eines kolossalen Tempels als Jupiter Ammon wohl gestanden haben; zu dem Grabmahl aber paßt sie so wenig, daß dieses selbst als Rahmen für sie allein zu dürftig erscheint.

Neben dem Moses stehen die Danteschen Figuren des tätigen und des beschaulichen Lebens, Lea und Rahel. Auch sie sind von Michel Angelo, und namentlich Rahel hat ganz und gar den robusten Charakter seiner Frauengestalten. Nach seinen Modellen sind die Statuen im obern Teil des Grabmals gefertigt, die Sibylla und der Prophet von seinem besten Schüler Rafael da Montelupo, doch ohne künstlerischen Wert: so daß der obere Teil vom untern grell absticht. Der Papst, auf dem kleinen Sarkophag liegend dargestellt, macht nun gar eine sehr bescheidene Figur. Er schwindet zu einem unwesentlichen Ornament seines eigenen Denkmals. Außerdem ist seine Stellung sonderbar; nicht wie auf anderen Papstgräbern ist er als Toter dargestellt, sondern er liegt wachend da, stützt sein bärtiges, mit der Tiara gekröntes Haupt auf die Hand und blickt auf den Moses hinab. Diese Figur ist von allen die schlechteste; der Künstler (Maso da Bosco) konnte sich entschuldigen, weil er durch die Mosesgestalt erdrückt wurde. Würdiger ist die Jungfrau (von Scherano da Settignano) mit dem Kinde, als abschließende Figur des Ganzen. So ist dies Grabmal oder Ehrendenkmal des berühmten Papstes (denn Julius liegt im Sankt Peter neben seinem Oheim Sixtus IV. bestattet) seiner nur durch die eine Hauptfigur würdig. Man wird übrigens, wenn man diesen Moses betrachtet, aus seinen kühnen Formen, aus seinem strömenden Bart und jenen über das Knie mächtig hingestürzten Falten des Gewandes die ganze Bildhauerei Roms im siebzehnten Jahrhundert, alle die päpstlichen Grabfiguren und andere Werke des übergenialen Bernini, Rusconi, Le Gros usw. gleichsam hervorschimmern sehen. Wie aus seinen Füßen scheint dieser ins unnatürlich Großartige verirrte bizarre Schwarm entsprungen zu sein.

XI.

Das Denkmal Leos X. Medici (1513—1521)! Dasselbe sollte zugleich ein Monument des goldenen Zeitalters Italiens sein, weil sich dieses an den Namen Medici und Leo knüpft, wie das horazische an Mäcenas und Augustus. Für das Grab Leos paßten weder Moses noch Lea und Rahel, gewiß aber der heidnische

Apoll und die Musen. Denn unter seinem Zauberstabe waren die Götter Griechenlands wieder erstanden; das ganz verweltlichte Papsttum, unter Alexander VI. tyrannisch, unter Julius II. königlich, war unter dem Sohne Lorenzos des Prächtigen sybaritisch geworden. Aus dieser losgebundenen Freiheit der Geister und ihrer üppigen Genußfähigkeit entfalteten sich, mitten im Verfall der Moral und Sittlichkeit, die Blüten aller Kunst. Die Nachwelt, welche die Laster jener Päpste verurteilt, darf wenigstens ihren heidnisch ästhetischen Neigungen dankbar sein, weil sie den Quell der Schönheit in die Menschheit ausgegossen haben, ohne welchen diese durch den nüchternen Geist der Reformation um die andre Hälfte der Kultur würde gebracht worden sein.

Johann Medici, am 11. Dezember 1475 in Florenz geboren, war von seinem Vater schon in der Wiege zum Papste bestimmt worden. Im siebenten Lebensjahre erhielt er die Tonsur, im dreizehnten den Kardinalshut. Mit achtunddreißig Jahren bestieg er als Leo X. den Heiligen Stuhl. Noch als Kardinallegat war er in der mörderischen Schlacht bei Ravenna gefangen worden. Auf demselben weißen Pferde, welches er dort geritten hatte, zog er in feierlicher Prozession durch Rom, als er vom Lateran Besitz nahm.

Bei seinem Krönungsritt zeigte sich der ganz heidnische Geist der Zeit in den Feierlichkeiten zu seinen Ehren. Die Stadt prangte von Triumphbogen, Altären, Teppichen und Blumengewinden, von Gemälden und Statuen, die man auf Straßen und Plätzen ausgestellt hatte. Leo X. schien in Athen einzuziehen. Am Ponte Sant Angelo trug ein Triumphbogen diese Inschrift:

Cypria hatte zuvor ihr Reich, und es hatte es Mars auch
Einst — doch jetzo regiert Pallas Athene die Welt.

So begrüßte man damals einen Papst, indem man ihn erinnerte, daß er zuerst der Venus, dann dem Mars gehuldigt habe, nun der Minerva huldige. Andere bezogen diese Inschrift, vielleicht richtiger, auf die Regierungen Alexanders VI., Julius II. und die beginnende Leos. Damit aber die Göttin Venus bei dieser päpstlichen Huldigung in keiner Weise leer ausgehe, hatte man neben jenem Triumphbogen ihre Statue aufgestellt und folgende Inschrift ihr beigegeben:

Mars war, Pallas besteht, ich Cypria dauere ewig.

Leo X. liebte, was heiter und sinnreich war, die Musik und Poesie, die bildenden Künste und die platonische Philosophie. Die Oper entstand damals; vor seinen Augen wurde auch die

erste italienische Tragödie, die Sophonisbe des Trissino, aufgeführt. Jene üppige Zeit, aus welcher auch der bezaubernde Ariost hervorging, erzeugte eine Fülle von Geistern, die, in ihrer Vereinigung sich ergänzend, in gleicher Weise nur selten auf einem Punkt des Menschenlebens sich versammelt haben. Wenn Rafael an den Hof Leos ging, dem er so ganz entsprach wie Michel Angelo Julius II. entsprochen hatte, zog er ein Gefolge von Künstlern hinter sich her, und im Vatikan empfing diese eine Schar von Dichtern und Gelehrten. Man sah dort Bembo, Sadoleto, Bibiena, Navagero, Tebaldeo, Accolti und so viele andere. Rafael hat sie fast alle gemalt. Durchwandert man seine Stanzen, wie erinnern sie an jene Herrschaft der Grazien und einer unbeschränkten Menschlichkeit! Was kann das Wesen des Papsttums unter Julius und Leo besser aussprechen als das Gemälde der Disputa im Vatikan, die Darstellung der Theologie und des Sakraments, welcher in naivster Gleichberechtigung gegenüberstehen, hier die Schule des heidnischen Athen, und dort der Parnaß mit dem violinspielenden Apoll und den horchenden Musen und Poeten?

Die Verbindung des Heidnischen und Christlichen in jener Zeit war grell und sonderbar. Erasmus verglich in einer öffentlichen Rede den Papst Julius mit Zeus, das Leiden Christi mit den Schicksalen des Sokrates und der Iphigenie. Ein ganz gewöhnlicher Gebrauch waren die Namen Jupiter für Gott, Äskulap für Christus, Diana für Maria usw. Selbst in die Kirchen und auf die Gräber zog sich diese Vermengung des Christentums und Heidentums.

Das Porträt Leos X., mehrmals von Rafael gemalt, ist der gerade Gegensatz zu jenem des männlichen Julius II. Sein Kopf ist auffallend groß, sein bartloses Antlitz von weibischer Weichlichkeit und Sinnlichkeit; das Auge klug und wohlwollend, der Mund wie für ein geistreiches und freundliches Wort geschaffen; die Hand, welche er gern mit Juwelen schmückte, sanft und sinnlich; der Ausdruck der Mienen ruhig selbstbewußt, ohne Anstrengung, milde und voll Güte. Leo genoß die Herrlichkeit seines Lebens mit hellenischer Lust; er starb auf die frohe Botschaft der Einahme Mailands durch seine kaiserlichen Verbündeten, noch in der Fülle der Lebenskraft, ehe er die schwere Niederlage des von ihm selbst profanisierten Papsttums durch die deutsche Reformation erlebte. Aber diese sah er schon drohend am Horizont emporsteigen. Der für die wichtigsten Aufgaben der Kirche abgestumpfte Geist dieses Epikuräers begriff freilich nicht, was die plötzliche Bewegung der Gemüter in Deutschland

bedeutete. Seine schwelgerische Pracht, zumal seine Baulust (in die Kasse des Sankt-Peter-Baues flossen auch die deutschen Ablaßgelder) war mit ein Hebel für die Reformation Luthers.

Im Chor der Santa Maria sopra Minerva steht das Denkmal Leos X. Selbst diese zufällige Verbindung der Namen Maria und Minerva, welche die geschichtliche Verschmelzung des Christentums und Heidentums in Rom in Erinnerung bringt, ist wie für diesen Papst ausgesucht. Aber das Monument entspricht weder seinem Wesen, noch seiner Zeit. Es ist von großem Umfange und enthält viele unbedeutende Skulpturen. Antonio da Sangallo hatte den Plan dazu entworfen und Baccio Bandinelli manches davon ausgeführt. Eine Fronte von vier korinthischen Säulen, die eine Attika mit Darstellungen im Relief tragen, umgibt die Nische, in welcher Leo auf einem Piedestal sitzt, in der Linken die Schlüssel, die Rechte zum Segen aufgehoben. Dieser Weise, die Grabfiguren der Päpste im Akt des Segnens darzustellen, werden wir fortan immer wieder begegnen. Sie scheint von byzantinischen Mosaiken hergenommen, welche Christus auf dem Thron segnend abzubilden pflegen. Seine Stellvertreter ebenso vorzustellen, war ein natürlicher Gedanke. Denn in diesem feierlichen Akt faßt sich die ganze Energie ihres geistigen Handelns zusammen, da alles Volk anbetend und empfangend auf die Knie stürzt. Man muß den Papst am Osterfest von der hohen Loggia des Sankt Peter den Segen erteilen sehen, wenn er, auf dem Thron erscheinend, die dreifache Krone auf dem Haupt, in das Gewölk der weißen Gewänder gehüllt, wie von der Himmelshöhe herab als ein überirdisches Wesen sichtbar wird, um einen wirklich großartigen Augenblick zu empfinden. Im gläubigen Mittelalter muß er überwältigend gewesen sein. Weil nun aber alle diese Papstgestalten in einer und derselben Weise vorgestellt werden, wird ihre Erscheinung monoton und ermüdend.

Die Figur Leos ist ein mittelmäßiges Werk des Rafaello da Montelupo, und nicht minder unbedeutend sind die Gestalten des Petrus und Paulus zu beiden Seiten in den Nischen.

Dem Denkmal des Papstes zu Füßen liegt der Grabstein Bembos, seines genialen Freundes.

Ein anderes Grabmal; ein anderer Papst, eine andere Zeit. Nach dem blumen- und tönereichen Karneval Leos X. eine hagere und stumme Quaresima.

Es hielt seinen Einzug Hadrian VI. Florent von Utrecht, ein frommer grämlicher Professor aus der finstern Stadt Löwen, ehedem Lehrer Carls V. Eines Schiffszimmermanns Sohn, war

er nicht wie Leo X. in der Schule des Reichtums, sondern in jener der Not gebildet. Man sah nun weder Künstler, noch Gelehrte mehr im Vatikan. Keine Musik, kein Sonett, kein platonischer Dialog ward mehr gehört, kein Pinsel gerührt, kein Meißelschlag geführt. Hadrian betete und arbeitete. Er sagte: ich will nicht die Priester mit den Kirchen, sondern die Kirchen mit den Priestern schmücken.

Wenn er ausging, umschwärmten ihn nicht Poeten, Künstler und Gelehrte, sondern Bettler und Krüppel; er segnete und beschenkte sie reichlich.

Diese Buße des sündhaften Rom dauerte nur ein Jahr, denn Hadrian starb schon am 14. September 1523. Den römischen Höflingen verhaßt und von ihren Satiren verhöhnt, weil er es unternommen hatte, im Angesicht der Reformation die Kurie von Mißbräuchen und Lastern zu reinigen, hatte er sich tief unglücklich gefühlt. Darum steht auf seinem Grabmal diese Klage:

Proh Dolor! Quantum Refert in Quae
Tempora Cujusque Virtus Incidat.

Ach! wie kommt es darauf an, in welche Zeit
auch des besten Mannes Tugend fällt!

Hadrian VI. war der letzte Deutsche und Ausländer überhaupt, der auf dem Stuhl Petri saß. Mehrere Deutsche hatten ihn eingenommen, und fast alle sich um die Kirchenverbesserung bemüht. In der Kirche der Deutschen, Santa Maria de Anima, steht auch Hadrians Grabmal. Wilhelm Enkefort, der einzige von ihm ernannte Kardinal, hat es dort im Presbyterium eingerichtet, wo es dem prächtigen Grabmal des Herzogs Carl Friedrich von Cleve gegenübersteht.

Dies Denkmal eines Papstes, welcher Kunst und Luxus verachtete und die Statuen der Griechen als Götzenbilder verabscheute, ist seltsamerweise kunstvoller als das Monument Leos X. Medici. Die Zeichnung dazu machte der geniale Baldassar Peruzzi, die Skulpturen sind von Michel Angelo Sanese und Tribolo; sie verdienen die höchste Anerkennung. Wie sonst bei Grabmälern, bildet auch hier die Architektur eine Fronte; aber die Weise, den Papst darzustellen, erinnert noch, seinem Charakter gemäß, an das Gefühl des Mittelalters. Er liegt auf dem schlichten Marmorsarg schlummernd aufgestützt. Sein Antlitz (Hadrian war sehr schön gewesen) ist tief eingesunken und kummervoll. Über ihm erscheint in der Lünette Maria mit dem Kinde zwischen Petrus und Paulus. In Nischen stehen die vier

Kardinaltugenden; die Mäßigkeit hält eine Kette, die Tapferkeit einen Eichenzweig, während ein Löwe ihr nebensteht; die Gerechtigkeit hat den Vogel Strauß zur Seite; den Spiegel und die Schlange trägt die Weisheit. Diese Figuren sind sehr sauber ausgeführt. Endlich stellt unter dem Sarkophag ein großes Relief den Einzug des Papstes in Rom dar. Er sitzt in Kardinalstracht zu Pferde, hinter ihm reiten Kardinäle und Mönche; der Senator der Stadt kniet huldigend vor ihm; aus dem Tor kommt ihm der Genius Roms entgegen, eine von seinen Vorgängern schön aufgeschmückte Cypria, vielleicht übelgelaunt dem harten Flamländer zu huldigen. Es zeigt sich auch hier das Eindringen heidnischer Ideen, da der Tiberstrom in der Ecke als Flußgott mit dem Füllhorn abgebildet ist; so konnte sich der fromme Pedant nicht davor schützen, daß ihm der Geist der Zeit das Heidentum doch an sein Grab heftete.

Und wieder bestieg der mediceische Zeitgeist den päpstlichen Stuhl mit Clemens VII. (1523—1534), dem Sohn jenes Julian, der durch die Verschwörung der Pazzi in Florenz das Leben verloren hatte. Aber andere Tage als Leo erlebte dessen Vetter; er war ebenso unglücklich, als jener glücklich gewesen war. Die Sündflut brach über das pfäffische Rom herein. Mit Hilfe Frankreichs wollte Clemens Italien von der Gewalt des Kaisers befreien, doch Carl V. zerriß mit schonungsloser Hand die Truggewebe dieses schwachen Medici, und nie hat ein Papst von einem Kaiser eine grausamere Züchtigung erlitten. Carl schickte sein Heer unter Bourbon und Frundsberg gegen Rom. Clemens sah (am 6. Mai 1527) aus seinem Zufluchtsort in der Engelsburg, wie einst Gregor VII., den Sturm auf die Stadt, welche die verweichlichten Römer wehrlos den wütenden Söldnern des Kaisers preisgaben; er sah die Plünderung Roms, eine schrecklichere, als Vandalen und Sarazenen ehemals hier verübt hatten, und die grenzenlose Verhöhnung des Papsttums durch jene lutheranischen Landsknechte, welche das Abbild des Papstes auf einem Esel nach dem Vatikan führten, und gefangene Kardinäle unter brutalen Mißhandlungen durch die Straßen schleppten.

Diese Katastrophe hatte der Autorität des Papstes politisch und moralisch einen Todesstoß versetzt; vor den Augen des Apostels Petrus war sein Ansehen geschändet und sein weltumfassendes Wesen vernichtet worden.

Der unglückliche Clemens saß sieben Monate lang im Kastell Sant Angelo, und nachdem er sich daraus befreit hatte, sollte er noch mehr Elend und Verluste erleben, denn er sah auch den Abfall Englands unter Heinrich VIII. vom römischen Glauben;

so starb er in Gram um die Kirche, die er in Trümmern zurückließ.

Sein Grabmal erhebt sich in derselben Santa Maria sopra Minerva, wo dasjenige Leos X. steht, und diesem gegenüber nach demselben Plan des Sangallo, und mit gleicher Mittelmäßigkeit ausgeführt. So sind hier Glück und Unglück, in fast unmittelbarer Folge, in den Gräbern zweier Blutsverwandten eines hochberühmten Hauses, wie die Kehrseiten des widerspruchsvollen Lebens aufgestellt. Die Teilnahme, welche das Geschick Clemens VII. erregt, mindert freilich die Erinnerung, daß dieser schwache, ungeschickte Schüler der Grundsätze des „Fürsten" Machiavellis es gewesen ist, der die herrliche Republik Florenz, seine eigene Vaterstadt, um ihre Freiheit betrogen und unter die Knechtschaft der Bastarde Medici gebracht hat.

Es sind nur wenige Schritte von einem Grabe zum andern. Mit Spannen mißt sie die Zeit, und Päpste regieren nicht lange, weil sie die Laufbahn ihres Ruhms in dem Lebensalter beginnen, wo sich der Mensch nach dem Gesetze der Natur zum Sterben anzuschicken pflegt. Darum ist die sinnvollste Zeremonie bei der Krönung eines Papstes diese: ihm naht ein Priester, in der einen Hand ein Rohr, worauf ein Büschel Werg gesteckt ist, in der anderen eine Kerze; indem er jenes mit dieser anzündet, spricht er die Worte: Sic transit gloria mundi. Ein anderer spricht: Sancte pater, non habebis annos Petri. Die legendäre Regierung des Apostels als erster Bischof von Rom betrug fünfundzwanzig, die Durchschnittszahl der päpstlichen Regierungen beträgt nur sieben Jahre.

Nichts beweist die Vergänglichkeit aller Größe mehr als diese dreifache Krone, die der Tod von Greisenhaupt zu Greisenhaupt flüchtig weiterträgt.

Wir stehen wieder vor einem Papstgrabe im Sankt Peter, dem schönen Monument Pauls III. Farnese (1534—1549), dem Meisterwerk des Guglielmo della Porta.

In einer Nische der Haupttribüne zur Linken des Altars aller heiligen Päpste sitzt über dem Sarkophag die bronzene Gestalt Pauls, eines würdevollen Greises mit bärtigem Antlitz, das er wie nachsinnend zu sich nieder neigt. Vor dem Sarkophag liegen die Klugheit und die Gerechtigkeit, eine alte und eine junge marmorne Frauengestalt; diese hält die Fasces, jene den Spiegel. Man erkennt in beiden als Vorbild die kraftvolle Art Michel Angelos; sie erinnern an die Figuren des Tages und der Nacht auf den Grabmälern der Medici in Florenz. Die Klugheit ist das Porträt der Mutter des Papstes, Johanna Gaetani von Sermoneta

aus dem Geschlecht Bonifacius VIII.; die Gerechtigkeit soll das Abbild der Schwester Pauls III. sein, der schönen Julia Farnese, der Geliebten Alexanders VI., welcher Paul selbst sein Emporkommen in der Kirche verdankte. Ursprünglich lagen beide Figuren nackt da, ehe sie Bernini mit den Blechhemden bekleidete, die nun alle Wirkung verderben. Die üppige Gestalt der jungen Gerechtigkeit mußte freilich Grund zum Anstoß geben.

Ehedem schmückten das Grabmal noch zwei andere jenen entsprechende Gestalten, die Milde und der Überfluß, die man heute in einem Saal des Palasts Farnese aufbewahrt. Das Denkmal war im Jahre 1562 in der alten Basilika errichtet worden und 1574 in der neuen Kirche an jenem Platz aufgestellt, wo heute die Figur der Veronica steht; erst 1629 kam es an seinen jetzigen Ort, und weil es in eine Nische eingefügt wurde, fanden jene beiden Sockelgestalten nicht mehr Platz.

Dies schönste Denkmal eines Papstes im Sankt Peter kostete 24 000 römische Skudi, welche aus der päpstlichen Kammer bezahlt wurden. Doch nicht immer war es die Staatskasse, die solchen Aufwand bestritt; denn selten entschließen sich die unmittelbaren Nachfolger eines Papstes, ihm das Denkmal zu errichten, weil es im Wesen des päpstlichen Wahlreichs liegt, daß der Nachfolger in der Regel von der Gegenpartei erwählt wird und Feind seines Vorgängers ist. Die päpstlichen Denkmäler wurden daher meist von Kardinälen gesetzt, welche der betreffende Papst ernannt hatte, oder von dessen Nepoten.

Paul III. war der erste Römer, welcher seit Martin V., also seit 103 Jahren, die Papstwürde erlangte; ein Schüler des Pomponius Lätus, gelehrt und klassisch gebildet, heiter und witzig im Gespräch. Sein grenzenloser Ehrgeiz und Nepotismus erinnerten an die schlimmsten Zeiten der Borgia, in welche seine ausschweifende Jugend gefallen war. Seinem natürlichen Sohn Pierluigi, einem moralischen Ungeheuer ohne die Talente des Cesar Borgia, verlieh er Parma, das er zu einem Herzogtum erhob, und er achtete kaum auf die Schandtaten seines Bastards, welche so groß waren, daß sie noch heute das Gefühl empören. Seinem Enkel Ottavio gewann er die Hand Margaretas, der natürlichen Tochter Carls V., der späteren Regentin der Niederlande. An diese Ehe erinnert heute noch der Palast Madama und die Villa Madama, welche beide an Margareta kamen, nachdem Paul die Güter der Medici in Rom widerrechtlich eingezogen hatte. An den Papst selbst erinnert der herrlichste Palast Roms, den er noch als Kardinal erbauen ließ, und auch die berühmte Farnesina, die er im Jahre 1586 erstand, erhält das Andenken

einer Familie lebendig, welche in der Geschichte Italiens, Spaniens und der Niederlande so bedeutend aufgetreten, und auch mit der Geschichte der Kunst so innig verbunden ist, wie die Familie Medici. Wie eifrig Paul III. den Bau des Sankt Peter durch Michel Angelo gefördert hat, der unter seiner Regierung auch das jüngste Gericht vollendete, ist bekannt genug.

Der glänzende Kirchenfürst starb im höchsten Genuß seiner Herrlichkeit, geliebt vom Volk, und mit dem befriedigten Ehrgeiz, Stifter eines Fürstenhauses geworden zu sein, aber seine Nepoten machten ihm Kummer genug; Pierluigi sah er durch Meuchelmord fallen und Ottavio sich gegen ihn empören. Das brachte den einundachtzigjährigen Greis ins Grab.

Mit Paul III. ging die klassische Periode der Päpste zu Ende. Was schon unter seiner Regierung an dunklen Mächten im Schoß der Zeit gereift war und nun bald Papsttum und Kirche von Grund aus umgestalten sollte, das alles sah er werden, duldete, begriff es kaum und blieb ihm fremd. Schon waren neue Orden entstanden; denn Gaetano da Thiene und Johann Peter Caraffa hatten im Jahre 1514 die Theatiner gestiftet; Ignazius Loyola hatte seine Jesuitenkompanie errichtet, und schon 1543 war sie bestätigt worden. Der Zelot Caraffa und Alvarez von Toledo, beide Dominikaner, hatten Paul III. die Bulle vom 20. Juli 1542 abgerungen, welche die Inquisition einführte; im Jahre 1543 war auch die Zensur ins Leben getreten. Vor der Santa Maria sopra Minerva, dem schönen Ruheort Leos X. und Bembos, die einst gelächelt hatten, wenn man in geistreicher Laune das Christentum, Gott und die Unsterblichkeit der Seele leugnete, sollten nun bald Juden und Ketzer auf Scheiterhaufen verbrannt werden. Sieht deshalb Paul Farnese, der Schüler des Pomponius, der mit attischer Weisheit genährte, lebensfreudige Papst, so nachdenklich aus mit seinem schönen niedergebeugten Haupt, wie ihn Guglielmo della Porta dargestellt hat?

Wir kommen nun auf zwei Lücken in der Reihe der päpstlichen Monumente, denn Julius III. del Monte, welcher fünf Jahre lang Papst war, und Marcellus II. Cervini, der nur zweiundzwanzig Tage die Last der dreifachen Krone trug, haben keine Denkmäler. Ihre unbedeutende Regierung war eine Pause zwischen der alten und neuen Zeit, eine Stille vor dem Gewittersturm.

Papst Innocenz X. von Velasquez. Rom, Galleria Doria

Moses von Michel Angelo. Ausschnitt vom Juliergrab. Rom, S. Pietro in Vincoli

XII.

In jener Kapelle der Dominikanerkirche Santa Maria sopra Minerva, welche der Kardinal Olivieri Caraffa dem heiligen Thomas von Aquino erbaut und Filippo Lippi mit Malereien geschmückt hat, finden wir das Grabmal eines Papstes, der unser ganzes Interesse in Anspruch nimmt. Über einem Sarkophag von gelbem Marmor sitzt seine Gestalt in ein reiches Gewand gehüllt, die Rechte zum Segen oder zum Fluch erhoben, in der Linken die Schlüssel Petri. Das Angesicht ist hager und eingesunken, von scharfen und ehernen Zügen, ein echtes Dominikanergesicht. Ein dünner Bart umschattet es. Die Augen liegen tief in den Höhlen; die Furchen auf Stirn und Wangen und um den entschlossenen, gebieterischen Mund sind nicht sowohl die Linien des Greisenalters als die Spuren eines Gemüts voll wilden Ungestüms und glühenden Eifers einer zum Herrschen geborenen fanatischen Seele.

Sie durchdrang mit der Glut ihres Willens Dinge wie Menschen; von ihr ging eine Atmosphäre aus, welche alles in Leidenschaft oder in Furcht versetzte. Selbst der schreckliche Alba, der doch vor niemand bebte, gestand, nachdem er in Rom vor diesen Papst getreten war, daß er nie das Angesicht eines andern Menschen so gefürchtet habe als dieses Greises. Dies Antlitz, welches dort in Marmor auf uns herabblickt, ist das Pauls IV. vom neapolitanischen Geschlecht der Caraffa.

Er war es, welcher der katholischen Kirche jene Energie einflößte, mit der sie der Reformation nicht allein widerstehen, sondern auch im Herzen der reformierten Länder wieder erobernd auftreten konnte. Er durchströmte sie mit dem Hauch einer Begeisterung, die nur im dreizehnten Jahrhundert, in der Zeit des Dominicus und Franciscus ihresgleichen gehabt hat. Die Inquisition, die Marterkammern, die Autos da Fé, die Zensur sind seine Werke gewesen; von ihm entlehnte der Orden Jesu Nahrung und Förderung; an ihn zuerst hatten sich Loyola und Xaver angeschlossen, Menschen, die von demselben düstern Feuer des Schlachtenmuts erfüllt waren, wie die Spanier Cortez und Pizarro auf einem andern Gebiet heroischer Tatkraft.

Das Papsttum hatte seine alleinherrschende Macht in der geistigen Welt durch den großen Riß verloren, den die Reformation durch die Menschheit zog. Es war zu einem Teil des Ganzen herabgesetzt worden, so gut wie die protestantische Kirche. Auf diesem Punkt sich erblickend, zog es sich innerlich zusammen, stieß alles Feindliche von sich aus, verkündigte das

Martialgesetz in seinem Lager, befestigte sich in einer neuen Disziplin, und dann brach es hervor, zum Angriff gerüstet, mit neu erfundenen Waffen, mit neu erdachter Schlachtordnung und mit neu entworfenem Plan.

Was auch der Orden Jesu gewesen sein mag, er wird immer ein merkwürdiges Erzeugnis des menschlichen Geistes bleiben, und zunächst deshalb, weil er zuerst den Begriff der Gesellschaft in der großartigsten Weise aufgestellt hat, einer Gesellschaft, die von einem ganz bestimmten, sehr einfachen Prinzip durchdrungen, doch auf das Weltganze sich bezog und alle menschlichen Fähigkeiten und Richtungen in den Kreis ihrer Berechnung aufnahm. Diese allgemeine Natur und Beziehungskraft machte den Orden so groß, Allgegenwart und doch Heimlichkeit ihn so furchtbar. Man stellte ihm später den Freimaurerbund entgegen und nahm auch hier den Bezug auf die Menschheit, aber es fehlte der Mittelpunkt in diesem großen Umkreise, das bestimmt wirkende Prinzip, darum blieb er ideell und nur ein humanitäres Weltbürgergefühl.

So begann mit Paul IV. eine kampfbegierige Leidenschaft in der Kirche hervorzutreten; diese selbst bekleidete sich wieder, siegestrunken, mit einem strahlenden Gewande. Aller Glanz, mit welchem Julius und Leo die weltliche Erscheinung ihrer Herrschaft geschmückt hatten, wurde jetzt an das Geistliche gewendet. Die Pracht des Kultus galt nicht dem Herrscher, sondern der Kirche selbst und ihren Triumphen.

Seither verwandelte sich Rom in die Stadt Sixtus V., wo selbst das Altertum, unter Leo X. Sieger über den christlichen Geist, noch einmal unterjocht wurde, wo sich auf die Obelisken Ägyptens das Kreuz und auf die Säulen Trajans und Marc Aurels die Apostel Petrus und Paulus niederließen.

Auch Paul IV. baute, nicht Säulenhallen und Loggien und Bildergalerien, sondern einen Zwinger mit Mauern und Toren, und darein sperrte er seinen Greuel, die Juden. Der Ghetto ist sein architektonisches Denkmal. Als er im fünften Jahr seines Pontifikats, im dreiundachtzigsten seines Lebens (1559) gestorben war, erhob sich wuterfüllt das römische Volk, es plünderte den Palast der Inquisition, versuchte das Dominikanerkloster der Minerva in Brand zu stecken und zerschlug die Statuen des verhaßten Papstes. Man sah damals einen Hebräer der Bildsäule Pauls IV. auf dem Kapitol den gelben Schandhut über die Tiara ziehen, welchen Paul den Juden als unehrliches Abzeichen zu tragen befohlen hatte.

Die Inschrift auf dem Grabmal sagt:

Jesus Christus, der Hoffnung und dem Leben der Gläubigen. Paul dem Vierten Caraffa, dem Pontifex Maximus, dem durch Beredsamkeit, Gelehrsamkeit, Weisheit Einzigen, durch Unschuld, Freigebigkeit und Seelengröße Herrlichen, dem unerbittlichen Strafrichter der Frevel, dem eifrigsten Vorkämpfer des katholischen Glaubens setzte dies Denkmal der Dankbarkeit und der Frömmigkeit Pius V. Er lebte 83 Jahre, 1 Monat, 20 Tage und starb 1559, am 14. August, im fünften Jahr seines Pontifikats.

Pirro Ligorio hatte dies Grabmal entworfen, Giacomo und Tommaso Casignola fertigten die Grabgestalt; künstlerisch ist es ohne Wert.

Eine einfache Gedächtnistafel am Hochaltar der Kirche Santa Maria degli Angeli ist das Denkmal Pius IV. Gian Angelo Medici, eines Mailänders (1559—1565). Er war ein Mann von weltlichen Gesinnungen und von lebensfroher Natur.

Man erzählt einen heiteren Vorfall aus seinem Leben, ehe er noch gewählt war. Einst in den Tagen Pauls IV. saßen befreundete Kardinäle bei einem Gastmahl beisammen; ein schöner Knabe improvisierte zur Lyra; da winkte ihm scherzend der Kardinal Alessandro Farnese, reichte ihm einen Kranz und befahl ihm, denjenigen Kardinal damit zu krönen, von dem er glaube, daß er einst Papst sein werde. Ohne Zögern setzte er Angelo Medici den Kranz auf; der lyraspielende Knabe trug einst den Kardinalspurpur, es war Silvio Antoniano.

Aber auch unter Pius IV. nahm die kirchliche Erneuerung ihren Fortgang, war doch ein heiliger Mann wie Carlo Borromeo der Nepot dieses Papstes. Tragisch endeten die frevelhaften Nepoten Pauls IV., die Caraffa. Pius schonte weder ihren Rang, noch das Andenken seines Vorgängers. Das Schicksal des Herzogs von Palliano, der seine eigene Gemahlin mit römischer Seelenruhe hatte hinrichten lassen, erschreckte den Adel Roms; im Kastell Sant Angelo wurde er selbst hingerichtet, und der Kardinal Carlo Caraffa teilte sein Schicksal. Seit dieser Zeit änderte sich die Stellung der Nepoten. Sie erhielten keine Fürstentümer mehr; sie stifteten nur reiche und angesehene Familien, welche mit ihren Villen und Palästen Rom verschönert haben.

Das tridentinische Konzil ging unter Pius IV. zu Ende; in allen ihren Richtungen war die Kirche neu geordnet.

Wir müssen jetzt nach Santa Maria Maggiore hinübergehen, wo wir seit Nicolaus IV. kein Denkmal eines Papstes gesehen haben.

Hier befinden sich zur Rechten und zur Linken zwei große kuppelförmige Kapellen von griechischer Kreuzform, welche einander ganz ähnlich sehen: in beiden ein sinnverwirrender Luxus an Malereien, an korinthischen Säulen mit vergoldeten Knäufen, an Inkrustierung köstlicher Steine jeder Art, welche Boden und Wände bedecken. In jeder Kapelle nehmen zwei große gleichartige Grabmäler die beiden Seitenwände ein; in jeder sitzt auf dem einen der Papst in segnender Haltung und kniet ihm gegenüber betend der andere.

Diese Monumente überschwellen die Wände wie ein ausgespannter Prachtteppich; sie dienen zugleich als Dekoration, indem ihre Skulpturen, ihre Säulen von Verde antico, ihre Friese und Giebel in die Architektur der Kapelle selbst eingreifen. Alles Innerliche und Geistliche, alles naive Gefühl, wodurch die Grabmäler des Mittelalters sich auszeichnen, ist hier spurlos untergegangen. Es blieb nichts als die leere, schauprangende Herrlichkeit des Kultus und der jesuitische Pomp zurück, mit welchem sich jetzt die katholische Kirche im selbstbewußten Gegensatz zum Protestantismus umhüllte. Dies seelenlose Wesen kann man nirgends besser erkennen als in den Denkmälern jener Kapellen.

Sixtus V. erbaute die eine, welche del Presepio genannt wird. Dort sitzt auf dem Monument die Figur eines Papstes, den Nimbus der Heiligkeit um das Haupt. Es ist Pius V. Ghislieri (1566—1572), der Vollender der kirchlichen Restauration, welche der fanatische Caraffa begonnen hatte. Dieser Papst sah die blutigen Religionskriege in Frankreich und den Niederlanden entstehen; er erlebte den Sieg bei Lepanto, und bald nach seinem Tode geschah die Ermordung der Hugenotten in der Bartholomäusnacht, welche mit heißen Dankgebeten zu Gott in Rom gefeiert wurde. Als sanfte Strahlenglorie, oder vielleicht als blutiger Widerschein, umglänzen jene Schrecknisse und Siege des Glaubens das Haupt des frommen Dominikaners, den man oftmals barhaupt und barfüßig in Prozessionen einhergehen sah.

Sein prunkhaftes Grabmal stimmt nicht zu seinem asketischen Handeln, aber es gilt auch nicht seiner Person, sondern den Triumphen der katholischen Kirche über Ketzer und Ungläubige. Vier Säulen stehen zu den Seiten des Monuments und tragen ein Gebälk; in der Mittelnische sitzt die Papstgestalt. Je ein Relief zur Seite stellt eine Begebenheit aus seinem Leben dar. Im oberen Abschnitt folgen wieder zwei Reliefs; das fünfte, welches die Krönung des Papstes vorstellt, schließt das Ganze

ab. Außerdem stehen in Nischen die Figuren des Petrus Martyr und des heiligen Dominicus.

Die Gestalt Pius V., eines hagern Mönchs von schattenhafter Erscheinung, sitzt segnend über dem Sarkophag, auf dessen Vorderseite er noch einmal im vergoldeten Bronzerelief liegend abgebildet ist. Sie ist das Werk Leonardos von Sarzana, dem die Bildsäule Nicolaus IV. besser geglückt war. Die Reliefs sind von mehreren Künstlern ausgeführt, einige von den Flamländern Nicolaus von Arras und Egidius; in allen herrscht das malerische Prinzip, Perspektive, Verkürzung und völliges Heraustreten der Figuren vor. Sie beweisen, daß die Bildhauerei im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts immer tiefer zur Sklavin der Malerei herabsank und zum Mechanismus eines handwerksmäßigen Reliefstils ausartete. Nur die historische Vorstellung dieser Skulpturen ist anziehend, weil sie an bedeutende Tatsachen erinnern.

Eins jener Reliefs stellt die Schlacht bei Lepanto dar; die Inschrift rühmt, daß Marcantonio Colonna päpstlicher Flottenführer war, daß 30 000 Türken getötet, 10 000 gefangen wurden, daß 90 Dreiruderer in den Grund gebohrt, 180 erbeutet und 15 000 Christensklaven befreit wurden. Wie sehr haben sich die Zeiten gewandelt! Damals, als Tasso sein großes türkenfeindliches Gedicht schrieb, als die Moslem jene schwere Niederlage erlitten, ahnte niemand, daß einst eine Zeit kommen werde, wo der katholischen Kirche viel daran liegt, eben diese Türken gerettet und im Besitz Konstantinopels erhalten zu sehen. Diese Zeit ist gekommen. Die alte Madonna in der Marienkirche del Popolo zu Rom ist die Todfeindin ihrer Schwester in Kiew, die sich einst aus der Sophienmoschee nach Rußland geflüchtet hatte.

Wer im Palast Colonna zu Rom war, erinnert sich eines großen Gemäldes im dortigen Empfangsaal, unter den Ahnenbildern des berühmten Geschlechts; es stellt die Seeschlacht bei Lepanto in einem wohlgeordneten Plan Glied für Glied dar. Der Papst hatte dieselbe Schlacht auch in der Aula Regia des Vatikan abbilden lassen.

In einem andern Relief sieht man Pius V. jenem berühmten Colonna das Banner überreichen; in einem dritten dem Sforza Herzog von Santa Fiora den Kommandostab in die Hände geben. Sforza war Anführer der Truppen, welche der Papst dem Könige Carl IX. von Frankreich gegen die Hugenotten zu Hilfe sandte. Auch eine Schlacht aus dem Krieg mit den Protestanten ist dargestellt.

Die Inschrift rühmt, daß Pius die Ketzer besiegt, Frankreich wieder hergestellt und die Trophäen des Sieges in der Basilika des Lateran aufgehangen habe. Man erkennt aus allen diesen Vorstellungen, daß die Kirche nun als ecclesia militans und triumphans zur Erscheinung kam.

XIII.

Der Nachfolger Pius des Fünften war Gregor XIII. Ugo Buoncompagni, ein gelehrter Jurist aus einem edlen Hause Bolognas. Er regierte von 1572—1585. Der Geist, welcher ihn beseelte, spicht aus den vielen Anstalten, die er zur Verbreitung des katholischen Glaubens errichtet hat. Er stiftete 23 Kollegien, unter ihnen in Rom das Germanicum, Britanicum und Romanum, die Collegia Neophytorum, Graecorum und Maronitarum; die übrigen stiftete er in manchen andern Ländern. Weil sein Familienwappen einen geflügelten Drachen führt, benutzte man dies Sinnbild geschickt für seine Gedächtnismünzen, in Erinnerung an die Mythe des Triptolemos: ein Drache zieht einen Wagen voll Säcke, aus denen Getreideähren hervorsehen; die Inschrift lautet: semina desertis terris.

Unsterblich macht Gregor die Einführung des neuen Kalenders, eine Tat, welche der Weltstadt Rom würdig war. Das denkwürdige Ereignis ist in einem Relief seines Grabmals dargestellt, wo der Papst dem Astronomen den Kalender überreicht, während ein Globus zur Seite steht.

Dies Monument wurde Gregor XIII. durch den Kardinal Buoncompagni erst im Jahre 1723 im Sankt Peter aufgerichtet. Es ist das Werk des talentvollen Camillo Rusconi, nicht frei von malerischem Effekt, doch nicht ohne Gefälligkeit. Der Marmorsarkophag steht auf einem Sockel; die Weisheit in Gestalt der Minerva mit Helm und Schild schlägt eine Decke vom Sarg zurück, um jenes von uns bemerkte Relief zu enthüllen, während auf der anderen Seite der Glaube mit der Bibel und einer Tafel steht, worauf man liest: novi opera ejus et fidem. Der Papst sitzt über dem Sarkophag segnend, eine machtvoll würdige Greisengestalt. Vierundachtzig Jahre hatte Gregor XIII. erreicht.

Nun das Grabmal Sixtus V. Peretti. Wenn noch irgendeins den Betrachter zum Stillstehen zwingt, so ist es wohl dieses des ungewöhnlichen Mannes, welcher als Knabe Vieh hütete, als Greis über Fürsten und Völker gebot, und Rom mit so vielen

Werken erfüllte, daß sein Name dort hundertfach wie ein Echo dem Wanderer entgegenschallt*).

Wir staunen noch über das rätselhafte Glück, welches einen Napoleon auf den Kaiserthron erhob; aber wenn in der Geschichte der weltlichen Herrscher so wunderbare Schicksale ungesetzlicher Zufall sind, sind sie in der Geschichte der Päpste nicht auffallend, denn sie entsprechen dem Wesen des Christentums, welches nicht die Person, sondern den Geist berufen soll.

Felix Peretti hütete seines Vaters Schweine in Montalto; am spärlichen Licht der Madonnenlampe studierte der Jüngling. Seltenen Menschen dehnt sich ein Tropfen des Wissens zum Meer aus, und der flüchtige Schein eines vereinzelten Gedankens, der den Gewöhnlichen in der Armut läßt, faßt sie als himmlische Erleuchtung.

Als Franziskaner begeisterte er Rom durch seine Fastenpredigten in der Kirche Santi Apostoli. Er wurde Bischof in Fermo, dann Kardinal in Rom, wo er ohne Aufwand lebte. Er besaß einen Weinberg am Wall des Servius Tullius; dort stand noch bis auf unsere Tage, ehe auf jenen stillen trümmervollen Wildnissen des Esquilin die neuen, häßlichen Straßen erbaut wurden, in einem Kreise von finstern Zypressen die kolossale Figur der Minerva, als einsames Sinnbild des vergangenen Rom. Das Wappen auf ihrem Fußgestell, ein Löwe, der in den Krallen drei Birnen trägt, zeigte, daß es von Felix Peretti aufgerichtet worden war. Dies Wappen und die Steineiche des Hauses della Rovere sieht man häufiger in Rom als andere Familienschilder älterer Päpste.

Papst wurde Felix im Jahre 1585. Nur fünf Jahre saß er auf dem Stuhl Petri, und diese kurze Zeit reichte für den baulustigsten aller Kirchenfürsten hin, Rom zu erneuern. Was Julius und Leo in der klassischen Periode des Papsttums gewesen waren, wurde er in der Zeit der politisch-kirchlichen Restauration. Er faßte sie mit seinem großen, prosaischen Verstand zusammen, schloß sie ab und machte Rom zu ihrem Monument.

Sein Grabmal in jener Kapelle der Santa Maria Maggiore, worin Pius V. bestattet liegt, erinnert vielfach an das, was Sixtus gewesen ist, ein lateinischer Charakter wie Marius, so rauh und willensstark, so abstoßend, so gewaltsam und unerbittlich, niemals vom sanften Hauch der Grazie berührt, aber voll von

*) Vgl. das im Verlag Paul Aretz, Berlin erschienene Werk über Sixtus V.: Alexander v. Hübner, „Der eiserne Papst." In Ganzleinen RM. 2.85.

kühnen Entwürfen, ein geborener Monarch. Unter den fünf Reliefs seines Denkmals, deren Stil denen am Monument Pius V. ganz ähnlich ist, weil sie derselben Zeit angehören, fällt das zur Rechten der Papstfigur ganz besonders auf. Im Vordergrund sieht man die Gestalten des Friedens und Kriegs, im Mittelraum und im Hintergrunde Kampfszenen und Männer, welche abgeschlagene Köpfe auf gut türkisch bei den Schöpfen in der Hand halten. Auf altchristlichen Sarkophagen sieht man den jugendlichen Heiland, die Apostel Petrus und Paulus, anmutsvolle Engelgestalten, die Jungfrau und heilige Märtyrer oder Patriarchen, auf mittelchristlichen Grabmälern allegorische Tugenden; das Relief aber dieses Papstgrabes hier stellt in brutaler Lebenswirklichkeit blutige Köpfe von Banditen dar, welche der Henker bei den Haaren schwingt, und die der Papst selbst als Trophäe seines Lebens über dem Grab sich aufzupflanzen nicht verschmäht hat. So grell ist der Unterschied der Zeiten und ihrer künstlerischen Empfindungen.

Jenes Relief erinnert an die schonungslose Strenge, womit Sixtus die Banditen ausgerottet hat. Seit Gregor XIII. machten sie Rom und die Campagna unsicher; selbst Edelleute wie Alfonso Piccolomini und Roberto Malatesta spielten unter ihnen eine hervorragende Rolle. Das Banditenwesen war zum Teil die Folge der Einziehung vieler Baronien und der Beschränkung lehnsherrlicher Rechte.

Andere Reliefs beziehen sich auf politische Ereignisse, wie die Beilegung des Streits zwischen Österreich und Sigismund von Polen, oder auf Heiligsprechungen und fromme Stiftungen. Allen dient irgendeine Architektur, welche diesem Papst ihren Ursprung verdankte, zum Hintergrund. Man sieht den Obelisk des Sankt Petersplatzes, welchen Sixtus V. durch seinen Baumeister Fontana hatte aufrichten lassen, die Kuppel des Doms, die unter seiner Regierung vollendet wurde, die Wasserleitung Acqua Felice, die seinen Namen trägt und unter allen seinen Stiftungen die wohltätigste war. Und schon um ihretwillen hat er es verdient, daß ihm das dankbar römische Volk eine eherne Statue auf dem Kapitol errichtete. Es wäre zu viel, wollte man alles nennen, was er in Rom geschaffen hat. Seine Bauten hatten stets einen praktischen Charakter, oder sie dienten der Verherrlichung des Glaubens; die ideale Kunst begriff sein nur auf das Wirkliche gerichteter Sinn nicht. Den Laokoon und Apollo wollte er aus dem Vatikan entfernen, und nachdem er mit rücksichtslosem Vandalismus das Septizonium des Severus vernichtet hatte, wurde er nur mit Mühe von der Zertrümmerung

des Kolosseum und der Zerstörung des Grabmals der Cäcilia Metella abgehalten.

So wich der feine Geist Leos X. und Julius II., der mit menschlicher Teilnahme das Altertum durchdrungen und belebt hatte, immer mehr einer nüchternen Prosa, die nur die Bedürfnisse der Gegenwart achtete.

Sixtus der Glückliche, als Papst und Monarch des Kirchenstaats geachtet und gefürchtet, starb, neunundsechzig Jahre alt, am 27. August 1590. Seine kniende Grabstatue, mit zusammengelegten Händen, ein tüchtiges Werk des Vasoldo, zeigt eine häßliche, kräftige und gedrungene Barbarengestalt. Der Kopf ist plump und groß, die Nase dick, der Bau des Gesichts fest und massiv; hinter dieser breiten Stirn lag ein breiter Verstand und ein Wille von Erz. Seine Augen waren lebhaft und klein, seine Augenbrauen dicht und schwarz, sein Bart lang und weiß. Man bemerkt wohl heute unter den Franziskanern in Ara Coeli irgendeinen robusten Mann, der ihm ähnlich sieht.

XIV.

Von drei Nachfolgern Sixtus V. regierte Urban VII. Giambattista Castagna nur zwölf Tage, Gregor XIV. Sfondrato nur zehn Monate, Innocenz IX. Fachinetti nur sechzig Tage. Alt und schwach stiegen sie auf den Thron, um gleich zu sterben. Urban hat in der Santa Maria sopra Minerva ein großes Denkmal. Es ist von Ambrogio Buonvicino in der hergebrachten Weise ausgeführt. Ein ganz einfaches Grab ohne Skulpturen im Sankt Peter erinnert an den zweiten Papst, und der dritte schläft so ruhig wie die andern auch ohne jedes Monument.

Aber Clemens VIII. Ippolito Aldobrandini (1592—1605), ein Florentiner, ein rechtsgelehrter und kräftiger Herr, führt uns wieder in die zweite Kapelle der Santa Maria Maggiore, welche Paul V. Borghese mit überschwenglicher Marmorpracht erbaut hat. Dort stehen die Grabmäler dieser beiden Päpste, jenen in der Kapelle Sixtus V. vollkommen entsprechend angeordnet. Die Gestalt Clemens VIII., eines Mannes mit schönem, kräftigem Kopf und männlichem Bart, sitzt in der Nische in segnender Haltung. Die Reliefs deuten auf seine Taten, namentlich auf den zwischen Frankreich und Spanien abgeschlossenen Frieden und auf die Besitzergreifung Ferraras, welches schöne Herzogtum er dem Erben Alfonsos II., Don Cesar, entrissen hatte. Auch war Clemens VIII. der Erbauer des Palazzo Nuovo des Vatikans.

Diesem Grabmal gegenüber steht das andre Pauls V. Camillo Borghese (1605—1621), eines Römers. Wie Sixtus V. ist er kniend dargestellt, eine wahrhaft herkulische Gestalt mit mächtigem Haupt, in dessen dickem Nacken Stolz, Gewalttätigkeit und Sinnlichkeit zusammengedrängt scheinen. Er ist der erste Papst, welcher seinen Bart auf Kavalierweise trägt, wie Heinrich IV. Den Dreißigjährigen Krieg hat er noch bis zur Schlacht am Weißen Berg erlebt. Diesem runden, gedrungenen und kraftstrotzenden Angesicht entspricht der heftig hochfahrende Sinn Pauls, welcher vom Gefühl seiner Herrschermajestät erfüllt war. Wer kennt nicht seinen Streit mit Venedig und die Aufgabe, die darin sein überlegener Gegner Paolo Sarpi mit unerschütterlichem Mut durchgeführt hat? Die Reliefs auf dem Denkmal stellen dar den Empfang der Gesandten von Kongo und Japan, den Bau der Festung Ferrara, die Sendung von Hilfstruppen an den Kaiser Rudolf II. nach Ungarn, die Heiligsprechung der Francesca Romana und des Carlo Borromeo.

Unter Paul V. wurde das größte Monument des Papsttums vollendet, der Dom Sankt Peter, welchen Julius II. begonnen hatte. Auf dem Fries der Fassade prangt als Titel der Unsterblichkeit in großen Lettern der Name Borghese. Der Sankt Peter ist die riesige Festung der katholischen Religion, welche die Päpste der Reformation entgegenstellten. Es war auch ihre letzte Kraftanstrengung, die Krone und der Schluß der katholisch-römischen Herrlichkeit. Denn tiefer und tiefer sank seither das Papsttum zur Ohnmacht herab. Der Dreißigjährige Krieg besiegelte unter Blutströmen die Fortdauer der reformatorischen Kulturidee. Der Schwerpunkt der Geschichte Europas ward für immer von Rom hinweg in die Länder jenseits der Alpen verlegt.

Paul V. lebt noch in seiner Nepotenfamilie fort, welche später mit den Bonaparte sich verschwägerte. Sein Neffe, der Kardinal Scipio Borghese, baute die herrliche Villa vor der Porta del Popolo und erwarb den großen Palast in der Stadt. Keine Sammlung von Kunstschätzen, so viele deren päpstliche Nepotenfamilien seit dem sechzehnten Jahrhundert zu fortdauerndem Glanz ihres Namens anhäuften, kommt den borghesischen Sammlungen gleich. Paläste, Villen, Reichtümer und Titel erbten jetzt die Nepoten statt der Fürstenkronen; und Rom bevölkerte sich mit einem neuen Adel, der im Vatikan seinen Ursprung hatte.

Wir übergingen ein Grabmal. Es ist jenes Leos XI. Medici, welcher nach Clemens VIII. zur Regierung kam und nur sechsundzwanzig Tage lang die Tiara trug. Es steht im Sankt Peter;

unter Blumen ist darauf das Motto geschrieben: Sic Florui. Dies Monument, konventionell wie alle jener Zeit, ist doch eins der besseren Werke und von Algardis Hand. Die beiden Tugenden zu den Seiten des Sarkophags, die Weisheit als Minerva und der Überfluß, welcher aus dem Füllhorn Gold und Geschmeide schüttet, haben einen guten Ausdruck und übertreffen ähnliche Gestalten auf andern Denkmälern.

Unsere Totenstraße führt uns weiter in eine Kirche, die wir bisher nicht betreten konnten, weil sie erst der Zeit, von welcher wir eben reden, den Ursprung verdankt. Es ist die Jesuitenkirche Sant' Ignazio, die mit dem Collegio Romano zusammenhängt, ein großer Luxusbau des siebzehnten Jahrhunderts und zugleich ein merkwürdiges Zeugnis jesuitischer Talente; denn nicht allein sind viele Skulpturen und Malereien in ihr von Jesuiten ausgeführt, sondern auch der Bauplan selbst rührt zum Teil von einem Mitglied dieses Ordens her. Dort steht in einer Kapelle neben der Tribüne das Grabmal Gregors XV. Ludovisi (1621—1623), eines Bolognesen, des eifrigen Förderers des Jesuitismus. Er sprach die Helden dieses Ordens Loyola und Xaver heilig und stiftete die größte Anstalt der Welt, die Propaganda. Sein Denkmal, von Le Gros entworfen und auch größtenteils ausgeführt, stellt sowohl die Überladung des Geschmacks im siebzehnten Jahrhundert, als den Prunk des reichen Jesuitenordens grell zur Schau.

Der Papst sitzt über dem Sarkophag in einer Nische, angetan mit prächtigen, flatternden und schwellenden Gewändern, unter einem reichen Thronhimmel, zu dessen Seiten Draperien von buntem Alabaster mit goldenen Fransen herabfallen. Aus ihren Falten schweben Genien hervor, ruhmredig aus Posaunen zu prahlen.

Dem Sarkophag Gregors XV. zu Füßen steht auch der seines einst allmächtigen Neffen, des Kardinals Ludovico Ludovisi. Er war es, der jene Kirche Sant Ignazio baute und die herrliche, durch ihre Kunstschätze bekannte Villa Ludovisi anlegte. Seinen Namen trägt nun für immer der schönste Marmorkopf der Göttin Juno, der uns aus dem Altertum erhalten ist.

Wir haben seit dem sechzehnten Jahrhundert schon an mancher Stelle den Verfall der Kunst wahrgenommen und die Steigerung des grandiosen Stils Michel Angelos zur völligen Unnatur, endlich die durchgehend malerische Behandlung der Skulpturen hier und da kennen gelernt. Diese falsche Richtung der Kunst fand in Bernini ihr Genie. Er beherrschte die Armut seiner Zeit mehr als Rafael und Michel Angelo den Reichtum

der ihrigen beherrschen konnten. Jenes Jahrhundert, welches in allen Richtungen geistiger Tätigkeit schwülstig, geziert und prunkend war und die Menschengestalt selbst zu einem ekelhaften Zerrbild entstellte, gab wiederum dem Sinn Berninis die Richtung. In einer anderen Periode hätte dies bewunderungswürdige Talent als Stern erster Größe leuchten können; durch den Fluch seiner Zeit mußte es grenzenlos ausarten. Man begreift sein Jahrhundert aus seinen Werken.

XV.

Wir stehen zum erstenmal vor einem Werke von Berninis Hand, dem Grabmal Urbans VIII. Barberini (1623—1644). Das Leben des Künstlers zog sich durch die Regierungen von neun Päpsten hin, aber Urban VIII. entsprach er so ganz, wie Rafael Leo X. und Michel Angelo Julius II. entsprochen hatte. Alles was Urban baute, geschah durch ihn, der Tritonenbrunnen auf der Piazza Barberini, der große Familienpalast selbst, der Brunnen auf Piazza di Spagna, die Bauten an der Engelsburg und an den Mauern Roms und die kolossale Konfession im Sankt Peter. Denn auch dieser Papst baute mit großer Leidenschaft, besonders Festungswerke; solche hielt er für notwendig, seine Herrschaft über Rom und den Kirchenstaat zu sichern.

Ganz ein Mann dieser Welt, wollte er lieber König als Priester sein. Dem Kirchenstaat Julius II., welchen seine Vorgänger vergrößert hatten, gab er selbst die letzte Abrundung durch die Besitznahme des Herzogtums Urbino, wo das Fürstenhaus Rovere erloschen war.

Die Asche der berühmten Gräfin Mathilde von Toscana ließ er nach Rom bringen. Er bestattete sie im Sankt Peter in einem Mausoleum, welches Bernini ausgeführt hat. Auf dem Sarkophag ließ er die Szene von Kanossa abbilden. So demonstrierte er gegen den Kaiser Ferdinand II. und das Doppelhaus Habsburg.

Sein Haß gegen Spanien-Österreich, dem er in der höchsten Gefahr der Kirche und des Reichs während des Dreißigjährigen Kriegs die geistliche und weltliche Unterstützung schroff versagte, trieb ihn dazu, in dieser Weise den Protestanten die Siege zu erleichtern. Er freute sich offen der Triumphe Gustav Adolfs; er verglich den Schwedenkönig mit Alexander dem Großen; er klagte um seinen frühen Heldentod. So sah man damals den Papst aus Grund der weltlichen Bedürfnisse des Kirchenstaats, dessen Unabhängigkeit das übermächtige Haus

Habsburg bedrohte, mit seiner geistlichen Pflicht und den dringendsten Forderungen der katholischen Kirche im offenen Widerspruch. Später freilich zwangen ihn die Verhältnisse, sich wieder an Österreich-Spanien anzuschließen.

Urban VIII. war ein humaner, hochgebildeter und geistreicher Mann; aber weder seine klassische Gelehrsamkeit noch die dichterische Gabe der Musen hat ihm den Flecken erspart, der sein Andenken dauernd verdunkelt: es ist die Verurteilung des größten Genies seiner Zeit, Galilei, durch die Inquisition. Aus verletzter Eitelkeit hat er diese Sentenz und den Meineid des unglücklichen Astronomen geschehen lassen, ja eigentlich veranlaßt. Urban stiftete eine der letzten großen Nepotenfamilien, die noch aus jenem Jahrhundert in Rom fortdauern. Sein junger Neffe Don Taddeo vermählte sich mit einer Tochter des Hauses Colonna und erwarb dessen alten Familiensitz Palestrina. Der Kardinalnepot Francesco sammelte die Bibliothek und die Gemäldegalerie, welche noch den Palast Barberini zieren.

Urban VIII. war von starkem Körperbau und einer eisernen Gesundheit; er regierte 21 und lebte 76 Jahre.

Sein Grabmal steht jenem Pauls III. in der Tribüne des Sankt Peter gegenüber und ist wie dieses von Erz. Zu seiten des schwarzen Marmorsarkophags stehen die Gerechtigkeit mit Fackel und Schwert und die Karitas mit dem Kinde, würdelose, unerträglich affektierte Figuren. Ein goldenes, geflügeltes Gerippe, mehr Lachen als Grauen erregend, sitzt über dem Sarg und scheint die Namenszüge des Papstes in das Buch der Toten einzutragen. Urban selbst thront auf einem Postament, segnend, ein schöner, vollbärtiger Mann, in ein wüstes Gewand verhüllt, dessen Falten er auf den Knien zusammenhäuft; solche üppige Weise des Gewandwurfs war in jener Periode üblich. Das barberinische Wappen (es führt Bienen) schließt die Architektur des Ganzen. Die Familienwappen der Päpste fehlen selten auf ihren Monumenten und nehmen dort gewöhnlich die oberste Spitze ein.

Der folgende Papst Innocenz X. Pamfili (1644—1655) ist weniger durch seine Taten, als durch seinen Nepotismus und die Kabalen merkwürdig, die seine Verwandten unter- und gegeneinander in Bewegung setzten. Die berüchtigte Donna Olympia Maldachini, seine Schwägerin, beherrschte den alten schwachen und wohlwollenden Mann. Er hatte sich durch diese gierige Nepotenwirtschaft allgemein verhaßt gemacht. Obgleich auch ihm der römische Senat auf dem Kapitol eine Statue setzte (er

war außerordentlich häßlich), galt diese Auszeichnung doch nur seinem Bau der Mauern Trasteveres und der Vollendung des zweiten Palastes des Kapitols. Er liebte den großen Platz Navona; in der dort befindlichen Kirche Sant Agnese, die er neben seinem Familienpalast erbaute und vor welcher er den schönen Brunnen durch Bernini errichten ließ, liegt er auch begraben. Man sieht daselbst seine Halbfigur über der Eingangstür sehr sinnlos aufgestellt. Der Sohn der Donna Olympia, Don Camillo, war es, welcher den prächtigen Palast Pamfili auf dem Korso errichtete und die große Villa vor der Porta San Pancrazio anlegte. Wenn man diese Herrlichkeiten des Nepotenglücks betrachtet, darf man sich nicht wundern, daß der Kirchenstaat verarmte.

Innocenz X., der an seine unersättliche Familie so viel gewendet hatte, sollte noch im Tode den gerechten Dank dafür ernten. Was gleichzeitige Berichte davon erzählen, ist zu merkwürdig, als daß es hier übergangen werden könnte: „Nach den drei Tagen", so berichtete ein Journal, „während welchen die Leiche des Papstes im Sankt Peter ausgestellt war, fand sich niemand, der es auf sich nahm, sie bestatten zu lassen. Man sandte zu Donna Olympia, daß sie Sarg und Kissen machen lasse; diese aber antwortete, sie sei eine arme Witwe. Von den andern Verwandten und Nepoten rührte sich keiner; man brachte also die Leiche in ein Gemach, wo die Maurer ihr Material aufbewahrten. Aus Erbarmen steckte ihr einer ein brennendes Talglicht zu Häupten auf, und weil ein andrer sagte, daß im Zimmer viele Mäuse seien, welche den Toten anfressen könnten, fand sich jemand, der aus seinem Beutel Geld hergab für einen Wächter. Nachdem noch ein Tag verstrichen war, erbarmte sich der Maggiordomo Monsignor Scotti und ließ ihm einen Sarg von Pappelholz machen, und Monsignor Segni, Kanonikus am Sankt Peter, der sein Majordomus gewesen und dann weggejagt worden war, vergalt ihm Böses mit Gutem und bezahlte fünf Taler, um ihn bestatten zu lassen."

Man sieht, daß es selbst dem Papst nicht besser ergeht als den gewöhnlichsten Menschen; nur ist das gemeine Los der Undankbarkeit auf so großer Höhe der Stellung noch ergreifender oder empörender.

Wir werden von jetzt ab unsere Schritte beschleunigen; denn nur noch wenige Denksteine können uns reizen in einer Zeit, wo das Papsttum seine weltgeschichtliche Macht schon verloren hatte.

Hier ist ein zweites Grabmal von Bernini, das Alexanders VII. Chigi aus Siena (1655—1667), auf dessen Befehl der unermüd-

liche Künstler die prächtige Scala Regia im Vatikan und die großartigen Kolonnaden des Sankt Petersplatzes erbaute, womit er dem ganzen Denkmal der Herrlichkeit des Papsttums die Vollendung gab. Bernini errichtete ihm in seinem höchsten Greisenalter auch das Grabmal im Sankt Peter; und in ihm hat der barocke Stil das Äußerste von Unnatur erreicht, in welche die Bildhauerei überhaupt verfallen konnte. Über der zur Sakristei führenden Tür schwebt ein vergoldetes abscheuliches Gerippe mit weit hingestrecktem Stundenglase aus einer Draperie von Alabaster hervor. An dem übermäßig großen Piedestal steht eine ekelhafte Wahrheit, mit dem Fuß eine Erdkugel zerdrückend, und eine affektierte Karitas. Der Papst (er war klein und graziös von Gestalt und einst ein beredter und witziger Mann) kniet auf einem Kissen mit gefalteten Händen. Hinter ihm tauchen aus der Nische, worein sie versunken sind, noch die Köpfe zweier Tugenden auf.

Wir gehen schneller vorüber an dem Monument Clemens IX. Rospigliosi (1667—1669), welches in der Santa Maria Maggiore jenem Nicolaus IV. gegenübersteht und von Berninis Schüler Ercole Ferrata ausgeführt ist; an dem Clemens X. Altieri (1670—1676) im Sankt Peter, von de Rossi; an dem Grabmal Innocenz XI. Odescalchi (1676—1689), von Stephan Monnot, nach der Zeichnung Marattas, auf welchem ein mittelmäßiges Relief allein Aufmerksamkeit erregt, da es den Entsatz Wiens darstellt.

Überreich ist das bronzene Grabmal Alexanders VIII. Ottoboni (1689—1691) im Sankt Peter, von Giuseppe Berlosi und Angelo de Rossi. Marmor, Alabaster und Gold sind daran im Übermaß verschwendet, denn die Kostbarkeit des Materials muß nun den Mangel an innerem Kunstwert ersetzen. Der Kopf Alexanders ist schön und männlich, ein vollbärtiges Antlitz, der besten Zeit des Papsttums würdig. Er war ein gelehrter Venezianer.

Das in üppige Prosa zerflossene siebzehnte Jahrhundert schließt endlich der Neapolitaner Antonio Pignatelli, Innocenz XII. Auch sein Grabmal steht im Sankt Peter, von Filippo Valle in berninischer Manier gearbeitet. Es zeigt das letzte Papstantlitz mit einem Kavalierbart. Denn jene Knebelbärte des wallensteinischen Jahrhunderts, jene martialischen Gesichter der heiligen Väter verschwinden nun.

Glatte Antlitze läßt das achtzehnte Jahrhundert sehen und kündigt schon mit diesem nicht schlechthin zufälligen Symbol ein neues Zeitalter an, das der Sentimentalität, der Humanität und der Revolution; wo die Menschen aussehen wie Werthers Leiden oder wie der Landprediger von Wakefield, wie Voltaire, Rousseau und Diderot, wie Robespierre, Washington und Friedrich der Große. Dieses Jahrhundert begann wie ein bleichsüchtiges Mädchen und endigte als geharnischte Minerva. Aus seinem von der Philosophie durchdrungenen Leben entsprangen die erstaunlichsten Erscheinungen des Friedens und des Kriegs, Heroen und Gesetzgeber, Weise und Dichter, Musiker und Bildhauer, hohe und herrliche Menschen. Diese Zeit war ein Dithyrambus auf die nach Licht und Freiheit ringende Menschheit. Es war ihre zweite, philosophische Renaissance.

Aber wie mächtige Geister auch in allen Sphären menschlicher Tatkraft jenes große Zeitalter in der Welt erweckte, im Papsttum schuf es deren keine mehr. Zwei Jahrhunderte hatten dieses glänzen lassen, das dreizehnte, welches ihm am günstigsten gewesen ist, und das sechzehnte, welches mit der einen Hand ihm so viel gegeben, als es ihm mit der anderen genommen hat. In beiden Epochen rang es machtvoll mit dem deutschen Geist; aber das achtzehnte Säkulum war für dasselbe das ungünstigste; es nahm den Kranz vom Haupte der Religion und setzte ihn auf das Haupt der Philosophie. In ihm stellt sich das Papsttum nur leidend dar; es war die Periode seiner Passion.

Clemens XI. Albani (1700—1721) eröffnet unter den Päpsten dies Jahrhundert, ein Mann reich an Regierungsjahren, aber an Taten arm. In der Kapelle des Chors im Sankt Peter liegt er unter einer Marmorplatte mit einfacher Inschrift begraben. Der Name seiner Familie ruft schon die neue Zeit Winckelmanns ins Bewußtsein.

Auch der im Sankt Peter bestattete Innocenz XIII. Conti (1721—1724) hat kein Denkmal; doch Benedict XIII. ein sehr barockes in Santa Maria sopra Minerva, ein Werk des Pietro Bracci. Von der hergebrachten Vorstellung weicht es nur darin ab, daß der Papst, ein kahlhäuptiger Greis mit den fanatischen Zügen eines Mönchs, im brünstigen Gebet dargestellt ist, als hätte er sich mitten in der Predigt auf die Knie geworfen. Benedict war der Sohn des Ferdinand Orsini, Herzogs von Gravina; auf sein Erstgeburtsrecht verzichtend, wurde er Dominikaner,

Papst Innocenz XI. Nach einem Stich von J. Gole

Grabmal Papst Benedikts XIV. von Pietro Braca. Rom, Peterskirche

Grabmal Papst Clemens XII. von Giovanni Battisto Maini.
Rom, S. Giovanni Laterano

und mit edler Leidenschaft bemühte er sich, die Kirche zur alten Sittenstrenge zurückzuführen. Er regierte von 1724—1730.

Sein Nachfolger Clemens XII. Corsini (1730—1740) ist der letzte Papst, der im Lateran bestattet ward. Denn dort hatte er eine der prächtigsten Kapellen Roms erbaut, zu Ehren seines Vorfahren, des heiligen Andreas Corsini, und für sich und seine Familie zur Ruhestätte. Sein Mausoleum wetteifert an Reichtum der Ausstattung mit den glänzendsten Denkmälern der Päpste; als Sarkophag dient ihm eine römische Badewanne aus der Zeit Agrippas, welche er von der Halle des Pantheon hergenommen hatte. Sie ist vom köstlichsten Porphyr und den edelsten Formen. Über ihr steht die kolossale Statue des Papstes von Erz, mit vergoldeten Gewändern und vergoldeter Tiara, zwischen zwei Tugenden, blendend, doch von nicht schlechtem Ausdruck.

Zu einer ganz theatralischen Wirkung steigerte sich die Kunst im Grabmonument des gelehrten Benedict XIV. Lambertini (1740—1758), einem Werk des Pietro Bracci, im Sankt Peter. Dort steht über einer Tür die große Marmorfigur des Papstes aufrecht, was eine ungewöhnliche, durchaus neue Auffassungsweise ist. Er streckt die rechte Hand mit so affektierter Bewegung der ganzen Gestalt aus, daß man in ihm nicht einen segnenden Papst, sondern einen selbstgefälligen Schauspieler zu sehen glaubt, der eine Glanzpartie deklamiert. Und dies ist die letzte Papstgestalt aus der Zeit des Kunstmanierismus.

Denn das Grabmal seines Nachfolgers Clemens XIII. Rezzonico von Venedig (1758—1769) ist schon ein Werk Canovas. Der berühmte Künstler enthüllte es im Sankt Peter am 4. April 1795 unter dem Zulauf Roms und gewann den Sieg über die Anhänger der berninischen Richtung. Er selbst belauschte damals, als Abate verkleidet, die Urteile der Betrachter und konnte zufrieden sein. Die Rückkehr der bildenden Kunst zu den klassischen Mustern und Formen feierte hier den ersten Triumph. Canovas erste öffentliche Arbeit in Rom war freilich das Denkmal Clemens XIV. gewesen, welches er schon früher enthüllt hatte, aber in ihm hatte er sich noch nicht ganz von der Unnatur befreit.

Das Grabmal Clemens XIII. besteht aus einem hohen Untersatz von Marmor, in welchem eine altdorische Tür gleichsam zur Gruft hineinführt. Auf seinen Stufen liegen die beiden berühmten marmornen Löwen. An dem schmucklosen Sarkophag steht links die Religion mit dem Kreuz, eine zu starr und massiv gehaltene Figur; rechts lehnt der Genius des Todes mit um-

gekehrter Fackel, eine zwar graziöse, aber sentimentale Gestalt, die von Manier nicht frei ist. Am Kopf dieses Genius, welchen Canova selbst für eines seiner schönsten Werke hielt, erkennt man den Einfluß des Studiums der Antike auf den Künstler, zumal des Apollo vom Belvedere. Den Papst stellte er kniend dar, die Hände zum Gebet gefaltet; ein inniges Gefühl hat er in dem bedeutenden Antlitz glücklich ausgedrückt. Sieht man dies Grabmal neben denen des siebzehnten Jahrhunderts im Sankt Peter, so erhöht sich sein künstlerischer Wert; es scheint von jenen durch eine Kluft langer Zeiten getrennt zu sein.

Auch geschichtliche Erinnerungen haften am Grabe Clemens XIII. Unter seiner Regierung wurde der Orden Jesu endlich vor das Tribunal Europas gefordert. So tief hatte die philosophische Aufklärung, das Kind der Reformation, und der Weltbürgersinn den großen Bau Caraffas erschüttert. Man sah, daß Theorie und Meinung, wenn sie zum Element der Geister werden, auch die stärksten Ordnungen der Welt niederreißen. Am 3. Februar 1769 sollte das heilige Konsistorium das Urteil des Prozesses fällen, der unentschloßne Papst aber die schärfste Waffe des Katholizismus vor dem Gebote des Zeitgeistes strecken. Er starb plötzlich, am Abend vor diesem verhängnisvollen Tage, ein Greis von 75 Jahren.

Was er nicht zu vollenden gewagt hatte, tat sein Nachfolger Clemens XIV. Ganganelli (1769—1774), ein sehr edler Mann von mehr Eleganz als Kraft des Geistes. Mit ihm schien die Humanitätsphilosophie des achtzehnten Jahrhunderts den Stuhl Petri bestiegen zu haben. Wir sahen auf diesem heroische und platonische Päpste, wir finden jetzt auf ihm auch einen Philanthropen im Sinn jener Zeit.

Im Jahre 1773 hob er den Orden Jesu auf. Man sagt, es war dies so gut, als hätte er Gift genommen. Bald darauf veränderte sich seine Gestalt, er klagte über Schmerzen in den Eingeweiden, er verging wie ein Schatten. Ich gehe, so sagte er, in die Ewigkeit ein, und ich weiß warum. Am 22. September 1774 starb er, 69 Jahre alt. Sein Leichnam wurde gleich schwarz und zerfiel so schnell, daß er nicht einmal zum Fußkuß ausgestellt werden konnte. Und doch hatte er eine Konstitution gehabt, die ein Jahrhundert versprach.

Sein Grabmal steht in der Kirche der Santi Apostoli.

Hier streift Canova noch an die Manier seiner Vorgänger, denn obwohl er schon einen edleren Geschmack und reinere Natur entfaltet, erscheint er doch in ihm zu sehr als Anfänger. Am Sarkophag lehnt die Mäßigkeit und sitzt die Milde in Trauer,

gut gehaltene, doch nüchterne Figuren. Der Papst sitzt auch hier segnend da, in reiche Gewänder gehüllt, welche natürlicher gefaltet, aber dennoch nicht einfach genug sind. Freilich gibt es für die Kunst keinen mißlicheren Vorwurf als die Figur eines Papstes; denn während die Bildhauerei auf die nackte Menschengestalt gewiesen ist, soll hier eine solche gebildet werden, zu deren Charakter es gehört, in viele Gewänder gehüllt zu sein. Bernini und seine Schüler trieben daher mit der Papstgewandung das waghalsigste Spiel, indem sie die Falten wild umherschleuderten, oder auf den Knien der Figur, wie eines Wolkensammlers Zeus, zusammenrafften.

Auch von der hergebrachten Weise, die rechte Hand des Papstes zum Segen zu erheben, wich Canova schon dahin ab, daß er sie bei Clemens nach Herrscherart ausstreckte. Vielleicht entlehnte er diese Bewegung von der Reiterstatue Marc Aurels auf dem Kapitol; sie erscheint aber viel zu angestrengt und zu diktatorisch, als daß sie dem Wesen Ganganellis entsprechen sollte. Denn blicken wir diesem Papst in das wohlwollende Antlitz, so erinnern wir uns, welch ein Mann er gewesen ist — ein Joseph II. unter den Päpsten, und wie dieser oder alle, welche die Menschheit durch Gesetze der Humanität zu reformieren streben, eine tragische Gestalt.

Aber noch unglücklicher als Clemens XIV. war sein Nachfolger Pius VI. Braschi. In seine Regierung fiel die furchtbare Katastrophe der französischen Revolution. Wenn ihre Vorgängerin, die deutsche Reformation, die Hälfte Europas dem Papsttum entrissen hatte, so brach diese die Ketten der Nationen und rief sie auf, in der Freiheit, Unabhängigkeit und Einheit ein neues Leben zu suchen. Die Herrschaft des Papsttums aber war nur unter einer Voraussetzung möglich, daß Italien, innerlich zerstückelt und zerfallen, von fremden Mächten geknechtet blieb.

Pius VI. regierte 24½ Jahre (1775—1799), viel Wechsel der Dinge erlebend, vieles erduldend. Er hat kein Grab im Sankt Peter. Seine Leiche ruht in den Grüften des Vatikan, sein Herz in Valence, wo ihm Napoleon ein Denkmal errichten ließ. Nur seine Bildsäule (von Canova) kniet auf dem Fußboden der Konfession und wird dort knien, solange der Dom Sankt Peters dauert. Dort blickt man über die ewigen Lampen hinweg in die Tiefe, auf die umdunkelte Gestalt dieses unglücklichen Greises. Wer weiß nicht, wie Pius VI. in jenen Tagen der französisch-römischen Republik, im Jahre 1798, gewaltsam aus dem Vatikan geführt wurde, wie man ihn von Ort zu Ort ins Exil schleppte und wie er in der Fremde starb. Wer heute die Prachtsäle des

Museum Pio-Clementinum durchwandert, denkt unter diesem endlosen Reichtum antiker Gebilde kaum noch an die tragischen Schicksale der beiden Päpste, welche sie dort der Menschheit zur Freude aufgestellt haben.

So endete das achtzehnte Jahrhundert des Papsttums mit dem Exil.

XVII.

Noch zwei Dezennien fehlen heute an der Vollendung des Zeitgepräges des neunzehnten Säkulums, des großen Jahrhunderts der Maschine und des Dampfes, der Industrie und Wissenschaft, des Unglaubens und des Pessimismus, der Völkerbefreiung und des militärischen Cäsarentums, des jüdischen Wuchers und der Besteuerung, des massenhaften Kapitals und des massenhaften Elends.

Ärmer an Genie, reicher an Ereignis, ärmer an großen Menschen, reicher an Stoffen der Kultur als das achtzehnte ist doch das neunzehnte Jahrhundert durch seine wunderbaren Erfindungen eine der wichtigsten Epochen der Menschheit. Sie haben den Puls des Weltlebens fieberhaft beschleunigt. Die Welt ward Eigentum des Gedankens, der den Raum und die Zeit bezwungen hat.

In seiner ersten Hälfte war unser Jahrhundert marklos und kraftlos. Dann erhob sich der erstarkte Geist Europas aus der Lethargie der Reaktion, und seit 1848 genügte die Arbeit dreier Dezennien, um das Angesicht der politischen Welt zu ändern. Fragen, die das achtzehnte Jahrhundert aufgeworfen, hat das neunzehnte schon zum Teil gelöst. Es hat das Bild einer höheren Persönlichkeit und Menschlichkeit aufgestellt, hundertfache Ketten zerbrochen, die Zunft, die Leibeigenschaft, die Sklaverei abgeschafft. Bisher verschlossene Weltteile sind durchforscht und eröffnet worden und in das System der allgemeinen Kultur hineingezogen. Prozesse langer Zeiten sind entschieden: Deutschland und Italien stellten ihre Unabhängigkeit und Einheit her und Frankreich die Republik. Das Reich der Türken in Byzanz löst sich auf; der Kirchenstaat in Rom ging unter, und dem verlassenen Papsttum ist die Wahl gestellt, entweder wie jene unterzugehen oder die veraltete Kirche durch die Freiheit des Wissens und Denkens zu erneuern. Was einst für die Kirche die Aufgabe des Glaubens gewesen war, die Menschheit in der christlichen Republik zu vereinigen, das ist jetzt die Aufgabe der

Kultur überhaupt. Aber die losgebundenen, fieberhaft erregten Massen bedrohen den alten Rechtsstaat, das alte Christentum und die humanistische Kultur mit einer Völkerwanderung sozialistischer Ideen, deren Revolutionsstürme das zwanzigste Jahrhundert sehen und durchkämpfen wird, ehe der europäische Völkerbund errichtet wird, zu welchem der Geist des neunzehnten Jahrhunderts schon die Wege gebahnt hat.

Von dem schweren Fall durch die französische Umwälzung richtete sich das duldende Papsttum unter Pius VII. Chiaramonti (1800—1823) wieder auf. Dieser Papst schloß das Konkordat mit Napoleon Bonaparte. Er krönte den Usurpator zum Kaiser. Indem er selbst nur als Mittel der Politik gebraucht wurde, setzte er in demselben Augenblick, wo er den Cäsar Frankreichs salbte, ihn doch von dem Gipfel ab, den er als Genius der neuen Zeit erstiegen hatte. Er stieß ihn rächend in die Gewöhnlichkeit zurück. Dies war die letzte weltgeschichtliche, bloß negative Tat des Papsttums.

Auch Pius VII. duldete viel mit einer seines Vorgängers würdigen Standhaftigkeit; auch er wurde ins Exil geschleppt und sein Staat vernichtet. Aber er kehrte zurück und stellte die Verluste der Kirche wieder her. Mit der Bulle vom 7. August 1814 setzte er selbst die Jesuiten in ihre Rechte wieder ein; er erneuerte sogar die Inquisition. Doch wie auch er und seine Nachfolger die politische Restauration ausbeuteten, es war mit Napoleon jener alte Gedanke der Ghibellinen wieder in die Welt getreten, daß der Papst nur ein Bischof und Geistlicher sei; die italienische Nation selbst hat dann dieses Prinzip geschichtlich durchgeführt.

Pius VII. starb 81 Jahre alt im Quirinal, nach einer so selten langen Regierung, daß ihr nur zwei Jahre fehlten, um jene des Petrus zu erreichen. Thorwaldsen errichtete ihm das Grabmal im Sankt Peter. Es ist ein Werk von großer Feinheit, Grazie und Einfachheit; und wie es die neue Epoche der Kunst ausspricht, zeigt es auch den modernen Charakter des Papsttums, in welchem das Geistliche und Lehrende doch wieder hervortritt. Aller Pomp der Erscheinung ist verschwunden, aber auch alle Kraft und weltherrliche Majestät. So überladen und schwülstig immer die Monumente des siebzehnten Jahrhunderts sind, so hatten doch selbst damals die Künstler noch einen höheren Begriff vom Papsttum als Canova oder gar Thorwaldsen ihn haben konnte. Man möchte das Grabmal Pius VII. fast zu protestantisch finden. Will man nun gar die Geschichte des Papsttums in den entschiedensten Kontrasten sehen, so trete man von Julius II., vom Mo-

ses des Michel Angelo oder auch nur von der Gestalt Pauls III. vor das Werk Thorwaldsens und sehe hier Pius VII., den in sich hineinprüfenden, gefaßten Greis auf dem Marmorsessel sitzen, die Hand sanft und lehrend erhoben. Er sitzt so auf dem Unterbau mit altdorischer Grabtüre, auf dessen Stufen die Kraft und der Glaube stehen, Gestalten von der seelenvollsten Empfindung. In der Nische sitzen zu beiden Seiten zwei beflügelte Genien und ziehen den Charakter des Ganzen noch mehr ins Schwache hinab; sie sind allzu kleinlich gedacht. Überhaupt fügt sich dieses Grabmal nicht gut in die großen Verhältnisse des Sankt Peter, und wenn es an natürlicher Einfachheit des Stils Canovas Grabmal für Clemens XIII. übertrifft, so muß es ihm doch an kräftiger Wirkung weit nachstehen.

Wir aber sind am Ende unserer Wanderung durch die Unterwelt des Papsttums. Denn nur noch drei Denkmäler haben wir zu betrachten. Für Leo XII. Genga (1823—1829) hat der Bildhauer Fabris ein Denkmal gearbeitet, indem er den Papst stehend, in ganzer, nur zu moderner Figur über einer Tür aufstellte. Für Pius VIII. Castiglione (er regierte nur ein Jahr) hat Tenerani ein Monument gemacht: über der zur Sakristei führenden Tür steht die Marmorgestalt des kniend betenden Papstes, während der Heiland zwischen den beiden Apostelfürsten hinter ihm auf dem Throne sitzt — das Ganze ist kalt und seelenlos. Dem Nachfolger Pius VIII., Gregor XVI. Capellari (1831—1846), haben die einst von ihm erwählten Kardinäle ein großes Denkmal geweiht, ein Werk Amicis, das im Jahre 1855 im Sankt Peter aufgestellt worden ist. In der Architektur schließt es sich an Canovas Muster an. Der Papst sitzt, den Segen erteilend, auf dem Stuhl in mäßiger Erscheinung.

XVIII.

Über einer Tür neben neben der Kapelle des Chors im Sankt Peter ist in der Wand ein einfacher Sarg aus weißem Marmor eingemauert. Jedem lebenden Papst ruft er das schreckliche Memento mori zu: denn er erwartet ihn, unfehlbar, wie das Verhängnis. Ist ein Papst gestorben, so öffnet sich der weiße Sarg, ihn aufzunehmen und so lange zu bewahren, bis der tote Nachfolger ihn verdrängt oder bis er in das fertig gewordene Grabmal gelegt werden kann. Heute steht auf dem Sarkophag in frisch glänzenden großen Lettern geschrieben

Pius IX.

Wenn abendlicher Dämmerschein den erhabenen Dom mit Schatten füllt, dann möchte man sich einbilden, der weiße Sarkophag dort oben schwebe in der Luft, wie der Sarg Mohammeds in Medina. Für unsere Betrachtung ist er der letzte Markstein einer langen Epoche des Papsttums, die nun für immer abgelaufen ist.

Der Tote in diesem Sarg war der Mann der Erfüllung des großen Verhängnisses, ein Gegenstand für Sprüche der Sibyllen und Propheten. Mit ihm endete die weltliche Herrschaft der Päpste, die seit ihrer Entstehung die Römer, die Italiener, die deutschen Kaiser, die Reformatoren, Denker und Patrioten verurteilt, verwünscht und fruchtlos bekämpft hatten.

Was alle Päpste vor ihm mit Aufbietung aller Mittel verhindert hatten, die Unabhängigkeit und Einheit Italiens, das sah Pius IX. sich vollziehen. Rom ward die Hauptstadt der italienischen Monarchie. Das Diadem des Fürsten fiel vom Haupt Pius IX., aber vom Throne stürzend, krönte er sich selbst mit dem Glorienschein göttlicher Unfehlbarkeit. Von einem knechtischen Senat oder Konzil ließ er sich, als König untergehend, zum Despoten der Kirche ausrufen. So bezeichnet er auch in ihr eine Katastrophe. Auch das geistliche Papsttum hat er aus Ehrgeiz und Trotz unausbleiblichen Revolutionen überliefert.

Sein denkwürdiges Leben war so sehr von Widersprüchen erfüllt, daß man seine Geschichte ganz in Epigrammen schreiben könnte.

Wie Titus war er in seinem Beginn die Hoffnung und Wonne des Menschengeschlechts — dann ein umgestürztes und verlassenes Idol.

Als ein Zauberlehrling beschwor er die Geister der Revolution — dann vergebens die Könige Europas, ihn von jenen zu befreien.

Er rief die Freiheit — doch nur kurze Zeit vermochte er ihren Anblick zu ertragen — dann schauderte er vor ihr zurück wie vor einem Medusenhaupt.

Er träumte von der Befreiung Italiens und der Beglückung des Menschengeschlechts wie Cola di Rienzo — dann erwachte er als Flüchtling in den Armen eines rohen Despoten.

Er war auf den Thron gestiegen unter dem Jubel seines Volkes — dann konnte er diesen Thron nur stützen durch die Waffen fremder Regierungen.

Was er als italienischer Fürst gesegnet hatte, das mußte er als Priester verfluchen.

Er bevölkerte den Himmel mit Heiligen und Italien mit Märtyrern.

Als ein Moses trat er vor die Welt, die von ihm ein neues Glück erwartete — und er brachte ihr vom Sinai herab als Gesetzestafeln sinnlose mönchische Dogmen und den Syllabus.

Warum finden sich im Leben eines Menschen voll Geist und Herz und auch voll Vaterlandsliebe so viele und noch mehr Widersprüche? Die Antwort ist nicht schwer.

In Pius IX. erfüllten sich die Zeiten des politischen Papsttums, darum kamen gerade in ihm die zwei Seelen, welche die Brust jedes Papstes bewohnt haben, in heftigen Widerstreit: die des Fürsten und des Priesters.

Er starb als freiwilliger Gefangener im Vatikan, wo er sich sieben lange Jahre verschlossen hielt, während im Quirinal sein Gegner ruhig auf dem Throne saß, von der Welt beglückwünscht und von den Italienern umjubelt, wie er selbst es eben dort gewesen war. Neue Herrscher und Reiche hat er entstehen und fallen, Freunde und Feinde ins Grab steigen sehen. In der wunderbaren Dauer seines Papsttums hat er allein alle seine Vorgänger, die Jahre Petri, endlich sich selbst überlebt.

Es war im Anfange des Jahres 1878, eine ewig denkwürdige Zeit. Der Tod lud die Menschheit auf seine erhabendste Szene, die große Weltbühne Rom, zu einem Schauspiel von solcher Majestät, daß es in der Geschichte niemals vergessen werden kann. Er hatte einen nach dem andern auf die Bahre niedergestreckt: im Quirinal den ersten König Italiens, im Vatikan den letzten weltlichen Papst. Es war eine jener feierlichen Pausen im Lärm des Völkerkampfes, wo der Kriegsgott Mars einen Augenblick lang auf einem Grabe auszuruhen scheint. Er sitzt dort, die ermüdete Hand mit dem Schwert am Knie gestützt, und blickt so gedankenvoll vor sich hin in die Welt, welche eine unerbittliche Notwendigkeit zu ewigem Haß und Streit verdammt. So haben die Alten den Gott Mars abgebildet:

a guisa di leon quando si posa.

Im Pantheon des Agrippa bestatteten die Italiener ihren ersten König, am 17. Januar. Wenn es nun für Pius IX. eine Genugtuung sein konnte, den Usurpator seines Throns tot im Quirinal zu wissen, so ist ihm diese zuteil geworden. Aber unähnlich jenem Innocenz IV., welcher einst über den Tod seines großen Feindes Friedrich II. in maßlosem Jubel ausgebrochen war, bewahrte Pius IX. ein würdevolles priesterliches Schweigen. Er starb nur 29 Tage nach Victor Emanuel.

Am 9. Februar wurde seine Leiche in der Kapelle des Sakraments im Sankt Peter zum Fußkuß ausgestellt. Der Zufall fügte es, daß sie dort dem Pfeiler gegenüber lag, in dessen Nische die Statue der großen Gräfin Mathilde steht. Am 9. Februar 1878 sah Mathilde von Toscana zu ihren Füßen den letzten Beherrscher jenes Kirchenstaates, welchen sie einst so mutvoll verteidigt und mit so reichen Gütern ausgestattet hatte.

Am 13. Februar wurde Pius IX. unter ergreifenden Feierlichkeiten zu jenem weißen Sarkophag emporgehoben und in ihm vermauert.

Die katholische Welt wird ihn, so glaubt man, heilig sprechen und sicherlich ihm ein Grabmal im Sankt Peter errichten. Welche Aufgabe für einen Künstler, das Grab Pius IX! Der letzte Denkstein des politischen Papsttums, der gerade Gegensatz zum Denkmal jenes Julius II., dessen kleine Größe als Neubegründer der weltlichen Papstgewalt einem Michel Angelo so großartige Entwürfe abgenötigt hatte.

Und nun die Grabschrift für Pius IX! Sein tragischer Tod erweckte weder die Ode eines Manzoni, noch das Epigramm eines Bembo. Es verstummte selbst der geschwätzige Pasquino, der doch seit dem fünfzehnten Jahrhundert seine Verse an das Grab eines jeden Papstes geheftet hat.

Was wird einst Klio auf das Monument Pius IX. schreiben? Etwa die Zahl menschlicher Tugenden und Eitelkeiten, die ihm angehört haben? Sie wären zu trivial für diesen Priamus des Papsttums, der mit mehr Recht als jener melancholische Kaiser Roms sterbend hätte sagen können:

omnia fui, et nil expedit.

Welches Geschlecht, so darf am Schluß gefragt werden, wird die Zeit und das Grabmal sehen, worin man den letzten der Päpste bestatten wird? Eine müßige aber doch verzeihliche Frage, weil das menschliche Denken, wie es gern die Wege der Geschichte zurückgeht, so auch in die Zukunft vorauseilt. Das Papsttum, so hat der berühmteste Geschichtsschreiber unserer Zeit gesagt, wird noch dauern, wenn einst ein Reisender von Neu-Seeland auf einem zertrümmerten Bogen der Londonbrücke steht, um dort die Ruinen der Kirche Sankt Paul zu betrachten.

Das Papsttum, so sagt eine alte Prophezeiung aus dem zwölften Jahrhundert, wird bestehen bis zum Falle Roms; und indem wir die päpstlichen Regierungen berechnen, die dort geweissagt werden, finden wir, daß dieser Fall nahe bevorsteht. Dies sind

die letzten Zeichen dieser Prophezeiung, denen wir die entsprechenden Namen der Päpste beifügen wollen:

„Reisender Apostolicus . . . Pius VI.
Raubadler . . . Pius VII.
Hund und Schlange . . . Leo XII.
Religiöser Mann . . . Pius VIII.
Aus den Bädern Etruriens . . . Gregor XVI.
Kreuz vom Kreuze . . . Pius IX.
Licht im Himmel . . . Leo XIII.
Brennendes Feuer . . .
Verödete Religion . . .
Unzaghafter Glaube . . .
Angelischer Hirt . . .
Hirt und Schiffer . . .
Blume der Blumen . . .
Vom halben Monde . . .
Von der Sonnenarbeit . . .
Ruhm der Olive . . .

„In der letzten Verfolgung der heiligen römischen Kirche wird sitzen der Römer Petrus (der Zweite), welcher die Schafe in vielen Plagen weiden wird, nach deren Ende wird die Siebenhügelstadt zerstört werden und der schreckliche Richter wird sein Volk richten. Amen."

Man schreibt die Prophezeiung gewöhnlich dem Sankt Malachia, einem Erzbischof von Armagh in Irland zu († 1148). Andere behaupten, daß sie zur Zeit des Konklave im Jahre 1590 gemacht worden sei. Sie beginnt mit Cölestin II. Indem sie die Reihe der Päpste fortführt, ergibt sich für Pius VI. Peregrinus apostolicus, was man auf seine Reise nach Wien und sein Exil gedeutet hat; für Pius IX. Crux de Cruce, Kreuz vom Kreuze (Savoyens). Als Leo XIII. zum Papste erwählt wurde, bemerkte man, daß das Wappen seiner Familie einen Stern enthält, so daß auch er der Prophezeiung zu entsprechen schien.

Der Mönch Beda sagte vor tausend Jahren:

„Wenn das Colosseum fällt, wird Rom fallen, wenn Rom fällt, wird auch die Welt fallen."

Hätte er den Dom des Sankt Peter gesehen, so würde er wohl gerufen haben:

„Wenn der Sankt Peter fällt, wird Rom fallen, wenn Rom fällt, wird auch die Welt fallen."

Das Kolosseum, der Sankt Peter, Rom, die Welt, sie alle werden einmal untergehen.

GESCHICHTE DER STADT ROM IM MITTELALTER

*

DIE KULTUR DER STADT ROM IM X. JAHRHUNDERT

DIE BARBAREI DES 10. JAHRHUNDERTS. ABERGLAUBEN. UNBILDUNG DES RÖMISCHEN KLERUS. INVEKTIVE DER GALLISCHEN BISCHÖFE. MERKWÜRDIGE ENTGEGNUNG. VERFALL DER KLÖSTER UND SCHULEN IN ROM. DIE GRAMMATIK. SPUREN VON THEATRALISCHEN AUFFÜHRUNGEN. DIE VULGÄRSPRACHE. VÖLLIGER MANGEL LITERARISCHER TALENTE IN ROM.

Kaum zu einer anderen Zeit konnte die Barbarei in Rom gleich groß sein; da ihre Ursachen klar sind, dürfen wir über ihre Wirkungen nicht erstaunen. Im Zeitalter der Borgia und Medici verschleierte eine äußerliche klassische Bildung die sittliche Verderbnis; die Laster der Kirche wurden mit rafaelischen Teppichen zugedeckt, aber dem 10. Jahrhundert war jeder schöne Schein fremd. Das Porträt Johanns XII. würde von dem seines spätern Nachfolgers Alexanders VI. so grundverschieden sein, wie es das 10. Jahrhundert von dem 15. gewesen ist. In der Epoche Carls wurde das nach dem Wiederbesitz der antiken Bildung ringende Abendland von einem Schimmer der Wissenschaft und Kunst erhellt; man dichtete, malte und baute, man studierte und schrieb emsig alte Werke ab. Als das karolinische Reich zerfiel, die Sarazenen, Normannen und Ungarn in die Länder einbrachen, das Papsttum sich in eine römische Baronie verwandelte, machte die abendländische Welt einen Rückschritt in die Barbarei.

Die Unbildung des Klerus, welche in ganz Italien bemerklich war, mußte am meisten an der römischen Geistlichkeit auffallen. Zu Reims erklärten die Bischöfe Galliens: „In Rom gibt es gegenwärtig fast niemand, der die Wissenschaften gelernt hat, ohne welche doch, wie geschrieben steht, kaum jemand zum Pförtner befähigt sein soll. Nun mag im Vergleich zum römischen Bischof

Unwissenheit bei andern Priestern einigermaßen erträglich sein, aber beim Bischofe Roms kann sie nicht geduldet werden, da er über Glauben, Lebenswandel und Disziplin der Geistlichkeit, und kurz über die allgemeine katholische Kirche zu richten hat." Das Papsttum verteidigte sich gegen diese Angriffe durch den apostolischen Legaten Leo, den Abt von S. Bonifaz, wörtlich folgendermaßen: „Die Stellvertreter Petri und seine Schüler wollen zu ihren Magistern weder Plato noch Virgil, noch Terenz, noch das übliche Philosophenvieh haben, welches sich im stolzen Fluge wie die Vögel in die Luft erhebt, wie die Fische des Meeres in die Tiefe taucht, und wie die Schafe Schritt vor Schritt die Erde abgrast. Und deshalb sagt ihr, diejenigen, welche mit solchen Poesien nicht gemästet sind, dürften nicht einmal den Rang eines Pförtners bekleiden? Ich sage euch aber, diese Behauptung ist eine Lüge. Denn Petrus wußte von dergleichen nichts, und doch wurde er zum Pförtner des Himmels bestellt, weil der Herr selbst zu ihm sprach: ich werde dir die Schlüssel des himmlischen Reiches geben. Daher sind seine Stellvertreter und Schüler in den apostolischen und evangelischen Lehren unterrichtet; sie schmücken sich aber nicht mit dem Prunk der Rede, sondern mit dem Sinn und Verstande des Worts. Es steht geschrieben: die Einfältigen der Welt erwählet Gott, um die Mächtigen zu beschämen. Und vom Weltbeginn an hat Gott nicht die Philosophen und Redner, sondern die Illiteraten und Ungebildeten erwählt." Dies war das dreiste Selbstbekenntnis der päpstlichen Kurie im 10. Jahrhundert; offen gestand die römische Kirche ihre Unwissenheit in den humanen Wissenschaften, ja ihre Verachtung der Philosophie; sie verleugnete S. Paul, den gelehrten Doktor der Welt, aber sie zeigte, daß der ungelehrte Fischer Petrus die Schlüssel des Himmels besitze, und die gebildeten Bischöfe Galliens und Deutschlands legten am Ende ihre Waffen vor dem Felsen Petri nieder.

Mit den Klöstern, in denen eine Zeitlang die Benediktiner die Wissenschaft gepflegt hatten, verfielen auch die Schulen. Selbst jene Sängerschule am Lateran, welche seit Gregor dem Großen als die geistliche Universität der Stadt betrachtet werden konnte, mußte tief herabgekommen sein, obwohl sie fortbestand. Die Bibliotheken vermoderten, die Mönche hatten sich zerstreut oder arbeiteten nicht mehr; gab es unter ihnen Literaten, so erschwerte das Fehlen des Papiers das Kopieren. Seitdem Ägypten, das alte Vaterland des Papyrus, in die Gewalt der Araber gefallen war, wurde jener Mangel des Schreibstoffes in ganz Italien fühlbar; Muratori leitet davon zum Teil die geistige Bar-

barei des 10. Jahrhunderts ab. Die Herstellung von Kodizes wurde unerschwinglich teuer; man benutzte daher in ganz Italien Handschriften von Pergament, aus denen man die ursprüngliche Schrift austilgte, um sie von neuem zu beschreiben, und diesen Palimpsesten haben wir häufiger den Verlust als den Wiedergewinn manches alten Autors zu verdanken. Der unwissende Mönch vertilgte die Bücher des Livius, Cicero oder Aristoteles, und schrieb nun auf den Blättern, von denen die Weisheit des Altertums ausgelöscht war, Antiphonarien oder Heiligengeschichten auf. So verwandelten sich auch die Kodizes der Alten, wie ihre Tempel; die Göttin, welche ein prachtvolles Säulenhaus bewohnt hatte, machte, nachdem das Heidentum in ihm ausgelöscht worden war, einem Märtyrer Platz, und die göttlichen Ideen des Platon mußten vom Pergament herunter, um einem Meßkanon Raum zu geben. In Rom jedoch hören wir nichts von Bibliotheken oder von Kopisten zu jener Zeit, wo man in Deutschland und Frankreich mit unsäglicher Mühe Bücher sammelte.

Die Geistlichkeit beschränkte ihr Wissen auf das Verständnis des Symbolum, des Evangelium und der Episteln, wenn sie diese überhaupt zu lesen und zu erklären verstand. Mathematik, Astronomie und Physik gaben kein Lebenszeichen von sich. Die klassische Bildung war zum dürftigen Begriff der „Grammatik" zusammengeschrumpft. Ein Zeitalter, dessen Schriften nichts sind als eine fortgesetzte Mißhandlung der Grammatik, und dessen Vulgärsprache aus der Auflösung der Gesetze der lateinischen Sprache entstand, bedurfte freilich jener Wissenschaft in hohem Grade. Sie wurde selbst damals noch in Rom gelehrt, denn wir begegnen bisweilen dem Titel „Grammatikus", welchen Leo VIII. getragen hatte. Die Unsicherheit aller Zustände, Faktionskriege und Umwälzungen ließen keine literarischen Anstalten gedeihen, wenn man überhaupt an ihre Pflege dachte. Dagegen ist die Fortdauer einer römischen Rechtsschule nicht zu bezweifeln, zumal in jener Periode, wo die lex Romana neuen Glanz erhielt und der römische Richter unter feierlichem Zeremoniell das Rechtsbuch Justinians empfing, um Rom, Trastevere und den Erdkreis danach zu richten. Freilich beschreibt die Graphia diese und andere Förmlichkeiten des ottonischen Hofes mit Genauigkeit; sie redet von vielerlei Hofbeamten, aber sie nennt weder Doktoren des Rechts, noch Scholasten und Grammatiker. Als eines Prunks, der bei Hof nicht fehlen dürfe, erwähnt sie des Theaters.

Die theatralische Lust, einst so vorherrschend in Rom, begann im karolinischen Zeitalter durch die christlichen Feste auf-

zuleben. Die von der Kirche als Werke des Teufels verdammten szenischen Spiele hatten sich in allen Ländern erhalten. Terenz war überall bekannt, wo das klassische Altertum gepflegt wurde, und Roswita von Gandersheim schrieb ihre lateinischen Dramen oder Moralitäten ausdrücklich, um den heidnischen Terenz aus den Händen der Nonnen zu verbannen. Noch heute bewahrt die Vatikana einen Kodex des Terenz, der dem 9. Säkulum angehört; seine dem klassischen Stil nachgeahmten Miniaturen stellen Szenen aus den Komödien des Dichters dar; aber sein Verfasser Hrodgarius deutet auf das Frankenland, wo jenes Werk entstanden sein mochte. Es ist eine Tatsache, daß im 10. Jahrhundert in Norditalien Schauspiele aufgeführt wurden. Die Schauspieler hießen damals, wo so viele griechische Ausdrücke in Gebrauch kamen, Thymelici, so daß die Thymele der Bühne des Sophokles zu einer Zeit, als man die Tragiker selbst nicht mehr kannte, ihren Namen den Komödianten lieh. Atto von Vercelli beschwerte sich über die Teilnahme der Geistlichen an theatralischen Szenen; er ermahnte sie, sich vom Tische zu erheben, sobald die Thymelici eintraten; er lehrt also, daß, wie bei alten Gastmählern, noch immer Mimen die Gäste unterhielten, daß man bei Hochzeiten Schauspiele aufführte, daß es überhaupt solche gab, und sie zumal in der Oster-Oktave gegeben wurden. Die Passionsstücke und andere biblische Vorstellungen wurden schon im 9. Jahrhundert in allen Ländern während der Osterwoche gespielt, aber außerdem gab es auch profane Schauspiele bei festlichen Gelegenheiten. Wenn sie nun in Oberitalien nachgewiesen werden können, werden sie auch in Rom nicht gefehlt haben. Wir zweifeln freilich, daß Komödien des Terenz und Plautus dort rezitiert wurden, und die Nähe der Heiligen würde ihre Aufführung selbst als höfischen Luxus im Palast Ottos III. vielleicht verhindert haben. Von Spielen im Amphitheater oder von Tierjagden hören wir nichts; der Gladiatoren und Venatoren erinnerte man sich nur als Antiquität, aber ohne Frage gab es Mimen, Sänger, Tänzer und Schauspieler. Es läßt sich denken, daß sie nicht allein in Kirchen und Palästen auftraten, sondern sich bisweilen noch im Kolosseum oder in einer Theaterruine produzierten, wie sie es heute in der Arena zu Verona oder im Mausoleum des Augustus in Rom tun. Die Graphia hat dem theatralischen Vergnügen zwei Paragraphen gewidmet, die einzigen Bemerkungen über das Schauspiel in Rom seit Cassiodor. Poeten, Komöden, Tragöden, Szene und Orchestra, Histrionen, Saltatoren und Gladiatoren werden genannt, und der damals wirklich gebrauchte Ausdruck „Thymelici“ zeigt, daß wenigstens

einiges, was die Graphia berichtet, mehr als antiquarische Erinnerung war. Wir werden nicht zu kühnes behaupten, wenn wir sagen, daß an den Höfen Hugos, Marozias und Alberichs mythologische Szenen vorgestellt wurden, und wenn Johann XII. in humoristischer Laune der Venus und dem Apollo Heil zutrank, so mochte seine Phantasie erhitzt worden sein, nachdem er bei einem Freudenfest im Lateran Schauspieler diese heidnischen Figuren hatte darstellen sehen.

Die Römer blieben, was die klassische Literatur betrifft, immer in dem Vorteil, daß sie ihr antikes Eigentum war, und ihre eigene Vulgärsprache ihnen das Verständnis erleichterte. Wenn die Kenntnis der Alten in Frankreich, zumal in Deutschland, der schwer erworbene Gewinn ausschließlicher Gelehrsamkeit blieb, an welcher das Volk keinen Anteil nehmen konnte, so kostete es die Römer des 10. Jahrhunderts noch keine zu große Anstrengung, die Sprache der Vorfahren zu verstehen, wenn auch der Sinn schwierig geworden war. Schriften und Urkunden jenes Zeitalters zeigen freilich, daß die Vulgärsprache einen großen Schritt weiter zur Ausbildung des Italienischen gemacht hatte, und zum erstenmal finden wir der lingua volgare selbst als einer wirklichen Sprache neben dem Latein erwähnt. Die Grabschrift Gregors V. rühmt, daß er die Völker in drei Sprachen zu erbauen verstand, im Deutschen, Lateinischen und im Vulgär. Die Vulgärsprache wurde auch von den Gebildeten gesprochen, und Johann XII. scheint sich als ein römischer Optimat nur im Italienischen gut ausgedrückt zu haben. Das Lateinische verschwand aus dem Gebrauch, außer daß es die Sprache des Kultus, der Literatur und Rechtsverhandlung blieb, und die wenigen Schriftsteller dieser Epoche kämpften mühsam gegen das Vulgär, welches ihre Feder beirrte, da es dem Lateinischen so nahe stand. Eben deshalb war den Italienern das Verständnis der alten Schriftsteller leicht. Horaz, Virgil und Statius wurden nicht mehr im Forum des Trajan rezitiert, aber die Grammatiker erklärten sie in ihren, wenn auch kümmerlichen Schulen.

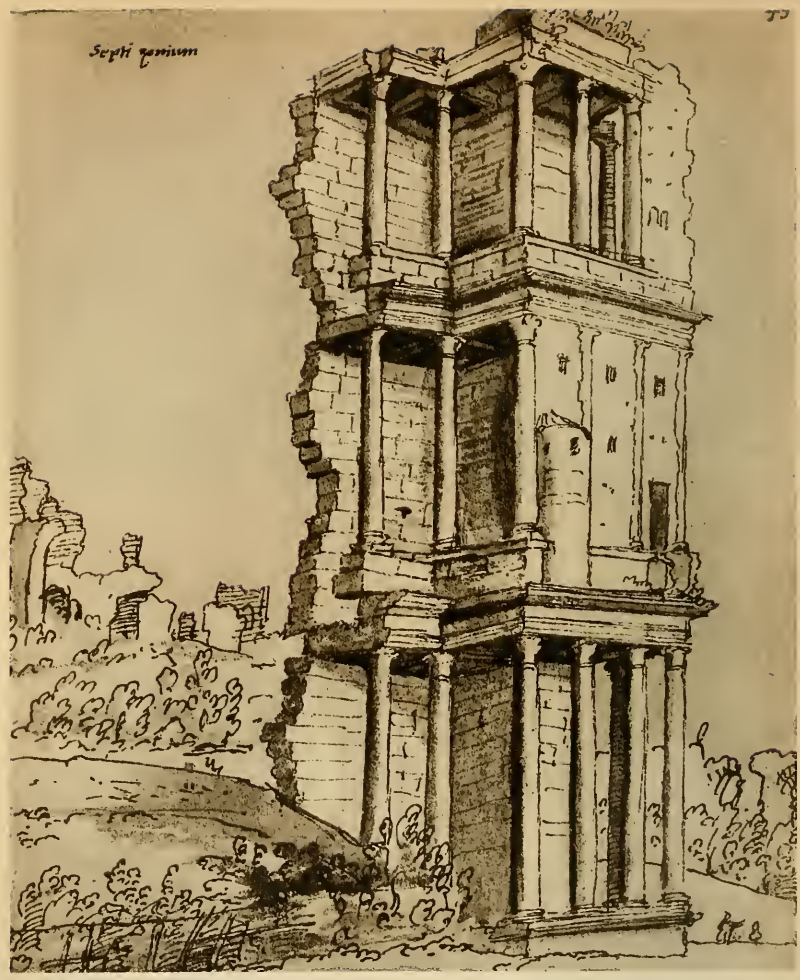
Seit dem Aufleben der Wissenschaften unter den Karolingern war die Kenntnis der alten Dichter eine Bedingung der literarischen Bildung, und ihre auch in Italien gestifteten Schulen unterstützten sie. Am Ende des 10. Jahrhunderts machte sogar ein sonderbarer Fall in Ravenna großes Aufsehen, welcher bewies, wie eifrig einzelne diese Wissenschaft betrieben. Der Scholastikus Vilgard hatte sich so sehr in Virgil, Horaz und Juvenal verliebt, daß ihm diese Dichter im Traum erschienen und ihm die Unsterblichkeit versprachen; er bekannte daher öffentlich, daß

ihre Lehren die Kraft von Glaubensartikeln besäßen, weshalb er als Heide vor das geistliche Tribunal zitiert wurde. In Deutschland war man in solche elegante Studien sehr vertieft. Otto I. sprach zwar kaum lateinisch, aber sein Sohn und Enkel waren Kenner der alten Literatur; sein Bruder, der Erzbischof Bruno, ein sächsischer Mäzen, erneuerte sogar die Palastschule Carls und sammelte selbst griechische Grammatiker um sich her. Unter den Frauen Roms erscheint uns nur eine, Imiza, als gebildete Matrone, weil wir einige Schreiben Gerberts an sie finden; die vornehmsten Frauen jedoch waren literae nesciae, schreibensunkundig, während in Deutschland Hedwig von Schwaben mit dem Mönch Ekhard den Virgil und Horaz las. Junge Mädchen von Adel wurden in den Nonnenschulen zu Gandersheim und Quedlinburg durch die ihnen unverständlichen Klassiker gequält, und während die Geschichte und Geographie ihres Vaterlandes ihnen unbekannt blieb, waren sie aus dem Virgil mit den fabelhafteten Gegenden Italiens vertraut. Die deutsche Nonne Roswita schrieb lateinische Epen und Dramen, und Adelheid wie Theophano konnten sich in klassischer Bildung mit der langobardischen Fürstin Adelberga vergleichen. So zog Rom aus der Heimatlichkeit der klassischen Sprache keinen Gewinn, sondern die römische Gesellschaft blieb hinter der Bildung Deutschlands und Frankreichs zurück. Während Otto III. das Reich des Philosophen Marc Aurel herzustellen sich vornahm, glaubten die Römer, daß die Reiterstatue dieses Kaisers einen Bauer vorstelle, der einst einen König bei seiner Notdurft überrascht und gefangen habe. Jedoch Fabeln mögen immer das Vorrecht des unwissenden Volkes sein; aber eine rechtmäßige Anklage gegen die Unkultur Roms hat die Literaturgeschichte zu erheben, indem sie nachweist, daß während des ganzen 10. Jahrhunderts unter den Römern kein literarisches Talent gesehen ward.

In der Lombardei glänzten Fremdlinge, wie Ratherius von Verona, ein umherschweifender Lütticher, der seine Bildung der Klosterschule von Laubes verdankte, oder Langobarden wie Atto von Vercelli, wie der Panegyrist Berengars, und wie Liudprand von Cremona. Sie alle zeigen eine pedantische Schulgelehrsamkeit, und ihre Prosa wie Poesie ist mit Fragmenten aus den Klassikern geschmückt, die sich darin völlig so ausnehmen, wie die Reste von antiken Friesen und Säulen, welche man in Kirchen und Paläste des Mittelalters einfügte. Denselben Charakter entdeckten wir schon in Johann Diaconus, dem Lebensbeschreiber Gregors, und finden wir auch in einigen römischen Schriftstellern des 10. Jahrhunderts. Das gleiche Wesen

Der Palatin in Rom. Rekonstruktion

Der Palatin. Gegenwärtiger Zustand



Das Septizonium. Nach einer Zeichnung von Marten von Heemskerck (16. Jahrh.)

Tempel der Fortuna virilis

Vesta-Tempel

ist bei Otto III. sichtbar, welcher Fragmente des Römerreichs, Titel, Gewänder, Ideen in seinen mittelalterlichen Staat begierig aufnahm, wo sie als völlig klassische Flickwerke erscheinen. Das Gewand, welches jene Zeit trug, war ein roher Stoff, den einige antike Borten und Figuren verzierten. Die Sucht, ein barbarisches Zeitalter mit solchen Erinnerungen zu adeln, war allgemein. Seit Carl zitierte man mit Leidenschaft Phrasen aus Virgil oder Statius, und die Kunst, Verse zu machen, war zur Zeit des Lobredners Berengars so gewöhnlich, daß er im Eingange seines Poems sich entschuldigt es zu schreiben, da doch niemand jetzt nach Gedichten frage, denn selbst auf dem Lande mache man Verse, so gut wie in den Städten. In Rom indes wurden nur Leichensteine, Kirchentüren oder Tribünen nach wie vor mit Distichen bedeckt; wir fanden darunter entsetzlich barbarische und wenige erträgliche, wie namentlich die Grabschriften sind, die sich auf die Crescentier beziehen. Das Bestreben nach blumenreicher Fülle ist darin überall sichtbar, und der Gedankengehalt schwer und mystisch dunkel wie die Zeit. Die Verfasser solcher Verse waren damals wahrscheinlich eher Laien oder Grammatiker als Geistliche.

LANGSAME RÜCKKEHR DER WISSENSCHAFTEN. GREGOR V. DAS GENIE SYLVESTERS II. EIN FREMDLING IN ROM. BOETIUS. DIE ITALIENISCHE GESCHICHTSCHREIBUNG IM 10. JAHRHUNDERT. BENEDICT VOM SORACTE. DER LIBELL VON DER IMPERATORISCHEN GEWALT IN DER STADT ROM. DIE KATALOGE DER PÄPSTE. DIE VITA S. ADALBERTS.

Das Licht der menschlichen Bildung kann indes niemals mehr verlöscht werden. Weder der Sturz des römischen Reiches, noch die Verwüstung durch wandernde Barbaren, noch die erste fromme Wut des Christentums haben das heilige Feuer Griechenlands je auszutilgen vermocht. Die Wissenschaft scheint bisweilen in geheimen Kanälen unter der Oberfläche der Geschichte fortzuströmen, bis sie dann unvermutet irgendwo zutage kommt und scheinbar in springender Weise eine Folge von Geistern entzündet. Als die Kulturarbeit Carls wieder in Barbarei untergegangen schien, wurden plötzlich Deutschland und England Mittelpunkte eines neuen Lebens der Wissenschaft, und von Frankreich ging die Reform des Klosterwesens aus.

Odo von Cluny selbst war nicht bloß ein Heiliger, wie Ro-

muald, sondern ein gelehrter Mann, der zu Reims Philosophie, Grammatik, Musik und Poetik studiert hatte. Als er die römischen Klöster reformierte, mußte er auch um die Erneuerung der kirchlichen Wissenschaft bemüht sein; denn Studium und Schule sind Klosterpflichten, die sich mit der Ordenszucht wieder herstellen. Wir kennen zwar keine Dekrete der Päpste jener Epoche in betreff der Kloster- und Pfarrschulen, wie sie Ratherius und Atto im Lombardischen erließen, aber wir setzen sie bei den besseren Päpsten zur Zeit Alberichs voraus. Die Wissenschaften kehrten langsam in die römischen Klöster zurück; wir sahen sogar deren eins auf dem Aventin als Sammelpunkt frommer Mönche sich hervortun. Diese Schwärmer mit dem Zunamen der „Einfältige" oder der „Schweigende" widersprachen freilich jener dreisten Apologie ihres Abtes Leo Simplex von dem göttlichen Rechte Roms auf die Unwissenheit keineswegs durch eigene Gelehrsamkeit, indes sie wirkten fördernd auf die ernstere Beschäftigung der Mönche ein.

Die abschreckende Finsternis Roms wurde schon im letzten Drittel des 10. Jahrhunderts gebrochen. Die Reihe der Päpste desselben beschlossen endlich ein Deutscher und ein Franzose, indem sie nach langer Zeit den Lateran von der Barbarei reinigten. Wenn der gebildete Gregor V. länger und ruhiger regiert hätte, so würde er seine Reformen auch auf die wissenschaftliche Kultur gerichtet haben, und noch mehr gilt dies von Sylvester II. — Gerbert in Rom ist wie eine einsame Fackel in tiefer Nacht. Das Jahrhundert der größten Unwissenheit schloß überraschend genug ein glänzendes Genie, und das XI. Säkulum eröffnete derselbe Sylvester wie ein Prophet, indem er die Kreuzzüge voraussah. Rom hat freilich nur die Ehre, ihm einige unruhige Jahre zum Ort für seine Studien gedient zu haben, die hier kein Echo fanden. Wenn die Römer ihren greisen Papst betrachteten, wie er auf einem Turm des Lateran, seinem Spekulum, die Sterne beschaute, wie er in seinem Gemach, von Pergamenten umgeben, geometrische Figuren zog, mit eigener Hand eine Sonnenuhr entwarf, oder an einem mit Pferdeleder bezogenen astronomischen Globus studierte, so mochten sie vielleicht schon damals glauben, daß er mit dem Teufel im Bunde stehe. Ein zweiter Ptolemäus schien die Tiara zu tragen, und die Figur Sylvesters II. bezeichnet schon eine andere Periode des Mittelalters, die scholastische.

Das Verständnis der griechischen Philosophie wurde diesem Papst — und dies konnte Rom zur Ehre gereichen — durch einen der letzten alten Römer, durch Boetius, vermittelt. Seine

Übersetzungen und Kommentare von Schriften des Aristoteles und Platon, wie seine Versionen der Mathematiker Archimedes, Euklides, Nikomachus hielten den Ruhm dieses Senators aufrecht. Im 10. Jahrhundert glänzte er als Stern erster Größe; man las ihn so eifrig wie Terenz oder Virgil. Das Modell seines Trostbuches erkennt man sogar in den Schriften Liudprands, der gleich ihm gerne Metra in seine Prosa mischt. Alfred der Große übersetzte dasselbe ins Angelsächsische, noch später kommentierte es Thomas von Aquino. Gerbert selbst vereinigte in sich, wie Boetius, eine Menge von Talenten und Wissenschaften; er ehrte seinen Meister durch ein Lobgedicht, und es ist merkwürdig zu wissen, daß die Aufforderung dazu von Otto III. kam. Derselbe Kaiser, welcher die Leiche des Bartholomäus von Benevent entführte, und Reliquien Adalberts in seiner Basilika niederlegte, errichtete dem Philosophen Boetius ein marmornes Denkmal zu Pavia, wofür eben Gerbert jene sehr guten Verse geschrieben zu haben scheint.

Die italienische Geschichtschreibung brachte damals noch einige Produkte hervor; in Norditalien schrieb Liudprand seine Bücher, die nicht ohne Leben und Geist sind. Venedig erzeugte seine älteste Chronik, das schätzbare Werk des Diakonus Johannes, Ministers des Pier Orseolo II.; in Kampanien entstand die Fortsetzung der Geschichte des Paul Diaconus, welche man die Chronik des Anonymus von Salerno nennt. Auch in und bei Rom wurden historische Schriften verfaßt. Eine eigentliche Chronik schrieb in der ottonischen Zeit Benedict vom Kloster S. Andreas in Flumine unter dem Soracte. Der unwissende Mönch wollte eine Weltchronik anlegen, deren ersten Teil er aus verschiedenen Büchern zusammentrug, wie des Anastasius, Beda, Paul Diaconus, Eginhard und einiger Chronisten Deutschlands und Italiens. Für die ihm naheliegende Zeit benutzte er außer der Fortsetzung des Liber Pontificalis alles, was ihm berichtet wurde, denn nur von wenigen Ereignissen war er selbst Augenzeuge. Seine Angaben sind auch da, wo er als Zeitgenosse schreibt, nur von zweifelhaftem Wert, und sicherlich oft aus unreinen Quellen geschöpft. Die Chronik Benedicts bezeichnet übrigens als ein höchst barbarisches Machwerk den äußersten Grad des Verfalls, zu welchem die Sprache Ciceros herabsinken konnte. Hätte er so italienisch geschrieben wie er selber sprach, so würde sein Buch ein wichtiges Denkmal der damaligen Lingua volgare geworden sein. Aber er wollte lateinisch schreiben und brachte deshalb ein Absurdum zustande. Seine Chronik kann daher dem Sprachforscher für die Geschichte der Ent-

stehung des Italienischen weniger dienen als andere Schriften, namentlich als Urkunden jener Zeit. Die lateinische Sprache in dieser Chronik, und etwa auch in jener des Andreas von Bergamo, erinnert an die rohen kirchlichen Ornamentalskulpturen des 10. und 11. Jahrhunderts, in denen jedes Blatt und jede Figur den natürlichen Umriß abgeworfen hat.

Benedict benutzte den Traktat eines kaiserlich gesinnten Zeitgenossen „Von der Imperatorischen Gewalt in der Stadt Rom". Diese merkwürdige Schrift verherrlicht das Imperium der Karolinger, stellt ihre Kaisergewalt über Rom dar und beklagt deren Verfall durch die Krönung Carls des Kahlen. Der Verfasser ist voll von Irrtümern, wo er von den Zuständen der Stadt vor Carl dem Großen redet, und auch sonst erregt er manchen Zweifel. Seine abgerissene Darstellung ist barbarisch, die Sprache jedoch lesbar; er war schwerlich Römer, eher ein Langobarde, welcher vielleicht im kaiserlichen Kloster Farfa, oder auf dem Soracte schrieb, ehe die Reichsgewalt durch Otto I. erneuert wurde. Wenn nun diese Schrift in Farfa entstand, so war sie wohl die einzige, welche dies so arg zerrüttete Kloster im 10. Jahrhundert aufzuweisen hatte; und erst nach der Wiederherstellung der Ordnung werden wir dort im 11. die literarische Bemühung des Abts Hugo und die große Tätigkeit des Gregorius von Catina preisen können.

In Rom selbst wurde das unschätzbare Buch der Päpste, welches mit dem Leben Stephans V. abgebrochen war, im 10. Jahrhundert fortgesetzt, und zwar in der Form kurzer Tafeln, die man Kataloge nennt. Da nicht einmal mehr von Bauten und Weihgeschenken zu erzählen war, so verzeichnen sie nur kurz Namen, Abstammung, Regierungszeit der Päpste, mit Hinzufügung ärmlicher Berichte von einzelnen Ereignissen. Nichts zeigt so klar die Barbarei Roms im 10. Jahrhundert als diese Fortsetzung des berühmten Liber Pontificalis, welcher in seine ersten Anfänge zurücksinkt.

Bald nach dem Tode Adalberts schrieb im Kloster S. Bonifazio auf Ottos Wunsch ein Mönch die Geschichte dieses Heiligen; man hält den Abt Johannes Cannaparius, einen Römer, für den Verfasser des kleinen Buchs; und so ist das bedeutendste literarische Werk Roms im 10. Jahrhundert die Lebensgeschichte eines slavischen Apostels. Die Schrift ist für die Kenntnis jener Zeit brauchbar, da ihr Verfasser mit den Hauptpersonen bekannt war. Auch er zeigt sich von den Ideen Ottos III. über die Größe Roms erfüllt. In seiner Begeisterung verstieg er sich bisweilen, wie Johann Diaconus im Leben Gregors, zu einem kühnen Fluge;

er besaß freilich nicht die Kenntnisse jenes Mannes, aber seine nicht schlechte Sprache, obwohl manchmal durch biblischen Schwulst entstellt, erhebt sich weit über den Phrasenreichtum des heiligen Bruno von Querfurt, der dieselbe Lebensgeschichte Adalberts im Jahre 1004 erweitert hat.

DIE STADTBESCHREIBUNGEN. DER ANONYMUS VON EINSIEDELN. TÄTIGKEIT DER SAGE UND LEGENDE IN ROM. DIE KLINGENDEN STATUEN AUF DEM KAPITOL. DIE SAGE VOM BAU DES PANTHEON. DIE GRAPHIA DER GOLDENEN STADT ROM. DIE MEMORIA JULII CÄSARIS.

Mehr Aufmerksamkeit als alle jene Schriften erweckt eine literarische Gattung, welche ursprünglich das lokale Erzeugnis Roms war und es blieb, obwohl auch das Ausland sich an ihr beteiligte. Wir meinen die Notizbücher über die Monumente, die heiligen Stätten, und die große Vergangenheit der Stadt. Wenn die Pilger in die ewige Roma kamen, dienten ihnen ihre Landsleute in den Fremdenschulen als Führer durch diese rätselhafte Wunderwelt, wo auch manche Schöpfung des Christentums bereits zur Antiquität geworden war. Aber sie fanden auch Notizbücher als kurze Wegweiser vor. Einige Pilger, Franken oder Deutsche, bei denen seit Alcuin das Studium des römischen Altertums erwacht war, fingen an, Rom mit dem Auge des Antiquars und Historikers zu betrachten; sie machten Aufzeichnungen von den Sehenswürdigkeiten der Stadt, welche sie dann in ihre nordische Heimat hinübernahmen. Solche Beschreibungen waren die Vorläufer der heutigen Guiden von Rom, und wie hier Fremde aller Nationen mit diesen dicken Büchern umhergehen, so sah man im Mittelalter Pilger mit jenen dürftigen Notizen auf einigen Blättern von Pergament die Stadt durchwandern.

Ihr doppelter Charakter gab diesen Schriften das Gepräge, denn sowohl das antike, als das christliche Rom mußte in ihnen behandelt werden. Für jenes boten die Grundlage dar die Notitia und das Kuriosum, für dieses die Verzeichnisse der Stationen, der Zömeterien und Basiliken, welche man zum Gebrauch der Pilger entwarf. Man fügte dazu Legenden von Heiligen oder von Kirchen, Sagen, die das heidnische Rom mit dem Christentum in Beziehung brachten, und sogar Notizen über den Hof des Papstes und des Kaisers. So entstanden nach und nach die Graphien und Mirabilien der Stadt Rom.

Die Literatur der Stadtbeschreibung, welche heute zu dem Umfange einer Bibliothek angewachsen ist, haben wir mit den offiziellen Regionenlisten beginnen sehen und diese für das 5. Jahrhundert benutzt. Während voller vier Jahrhunderte begegneten wir sodann keiner Schrift dieser Natur, und erst im Zeitalter Carls des Großen begannen mit dem Aufschwunge Roms und der klassischen Wissenschaft neue Verzeichnisse solcher Art. Man verfaßte Angaben über die römischen Kirchhöfe und Kirchen; man sammelte ferner Inschriften, deren Sylloge mit dem Namen des Anonymus von Einsiedeln bezeichnet worden ist. Mabillon fand sie in diesem Kloster und gab sie zuerst heraus. Die Abfassung dieser berühmten Schrift fällt ins Ende des 8. oder in den Anfang des 9. Jahrhunderts, ehe die Leo-Stadt erbaut worden war. Auf ein paar Blättern vermerkte der Schreiber in zwei Spalten die Namen der Monumente, ohne diese zu beschreiben, wie sie rechts und links an den Wegen der Stadt bis zu den Toren sichtbar waren; bei dieser Arbeit diente ihm offenbar ein Stadtplan. Er fügte Inschriften hinzu, die er von Denkmälern und Kirchen abschrieb. Damit beginnt die Wissenschaft der Epigraphik, und diese erste kleine Sammlung antiker Inschriften, das Werk eines gebildeten nordischen Wanderers, blieb bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts die einzige, von der wir Kunde haben. Die alten Regionare beschäftigten sich nur mit dem heidnischen Rom, aber der Anonymus verzeichnete antike und christliche Gebäude, und so stellt er das Wesen der Stadt zu Carls des Großen Zeit in einem topographischen Umriß dar. Als ein Gelehrter gibt er den Monumenten noch die Begriffe der Notitia; er verschmäht es sogar, Colisäus statt Amphitheatrum zu sagen, aber er bezeichnete doch einige Ruinen mit dem volkstümlichen „Palatium“, obwohl sie keine Paläste waren. So nennt er in den Inschriften den Titusbogen „VII. Lucernarum“, wie ihn das Volk von dem Abbilde des siebenarmigen Leuchters benannte. Er bemerkte noch die meisten Thermen, deren Reste damals noch groß waren; das Forum Romanum und Trajani führen bei ihm noch ihren Namen, aber er schweigt von den übrigen; er sah noch den Zirkus Flaminius und Maximus und das Theater des Pompejus; er verzeichnete noch am Kapitol die Inschrift der Reiterstatue Constantins und bemerkte selbst den Umbilicus Romä. Er ging noch durch die Säulenhallen der Via Lata; er sah die Wasserleitung der Virgo und des Claudius, das Nymphäum Alexanders, das Septizonium mit seinem unverdorbenen Namen; er schrieb die antiken Namen von Toren und Wegen auf und entnahm einem alten offiziellen

Verzeichnis die Zahl aller Türme, Zinnen, Ausgangspforten und Schießscharten der wiederhergestellten Mauern Aurelians. Keine Spur von Fabeln ist bei ihm zu bemerken, vielmehr zeigt uns dies trockene Register einen kundigen Scholasten, welchem die Notitia sehr wohl bekannt war. Außer ihr lagen ihm offizielle Angaben zugrunde, welche wahrscheinlich der Papst Hadrian oder Leo III. hatte aufsetzen lassen. Man entwarf vielleicht schon Stadtpläne oder topographische Karten, auf denen die Hauptstraßen und die wesentlichsten Bauwerke bezeichnet sein mochten; wenigstens läßt sich ohne solche Arbeiten nicht gut begreifen, wie jene kostbaren Tische mit den Abbildern Roms und Konstantinopels gefertigt werden konnten, welche Carl der Große wahrscheinlich vom Papst und von der Kaiserin Irene zum Geschenk erhalten hatte. Ohne solche amtliche Urkunden konnte man überhaupt Rom weder kennen lernen noch beschreiben.

Die Sage, welche sich an Denkmäler zu heften beginnt, sobald sie veröden, hatte die Wunder der Stadt schon längst mit ihren Gespinsten umwoben und viele Geschichten und Namen beim Volk in Gebrauch gebracht. Je weiter sich die Römer vom Altertum entfernten, desto geschäftiger war sie, die heidnischen Monumente zu verschleiern, während die Legende mit den christlichen Kirchen das gleiche tat. Denn beide Musen des Volks sind Zwillingsschwestern, und die Doppelnatur der Stadt brachte oft ihre wunderlichste Vermischung hervor. Um das Jahr 1000 mußten sich schon viele römische Lokalsagen festgestellt haben, wir scheuten uns deshalb nicht, die Sage von den marmornen Pferden und vom Caballus Marc Aurels als dieser Epoche angehörig zu betrachten. Eine andere Fabel mag zeigen, daß im 10. Jahrhundert und wohl schon früher sich manche Sage gebildet hatte, die wir in den späteren Mirabilien finden. Der Anonymus von Salerno, welcher um 980 schrieb, erzählt, daß die alten Römer 70 eherne Statuen zu Ehren aller Völker auf dem Kapitol errichtet hatten. Eine jede trug auf ihrer Brust den Namen desjenigen Volks, welches sie vorstellte, eine jede war mit einem Glöckchen am Halse versehen, und Tag und Nacht hielten die Priester daselbst der Reihe nach Wache. Wenn nun eine Provinz des Reiches rebellierte, so bewegte sich die Statue derselben, das Glöckchen läutete, die Priester aber machten dem Kaiser davon Anzeige. Der Chronist erzählt jedoch, daß diese Statuen vor Zeiten nach Konstantinopel gebracht worden seien, daß Alexander, der Sohn des Kaisers Basilius und Bruder Leos des Weisen, ihnen seidene Kleider angezogen habe, um sie zu verehren, worauf ihm S. Petrus nachts erschien und zornig zu-

rief: „Ich bin der Fürst der Römer!“ Am Morgen darauf sei der Kaiser selbst gestorben.

Die Verbindung einer Lokalsage Roms mit der byzantinischen Zeitgeschichte ist merkwürdig; aber diese Fabel erscheint von Byzanz abgelöst in einer römischen Stadtbeschreibung wieder und gibt eine Erklärung vom Bau des Pantheon. Sie erzählt folgendes: Zur Zeit, als Agrippa, Präfekt des römischen Reiches, Schwaben, Sachsen und andere westliche Völker unterwarf, läutete bei seiner Rückkehr das Glöckchen der Statue Persiens, die im Tempel des Jupiter und der Moneta auf dem Kapitole stand. Die Senatoren übertrugen hierauf Agrippa den persischen Krieg, er aber erbat sich eine Frist von drei Tagen. Als er in der letzten Nacht eingeschlafen war, erschien ihm eine Frau und sprach: Agrippa, was gibt's, du bist in großen Sorgen. Er antwortete: ja, Herrin! Sie sagte: sei getrost! versprich mir einen Tempel zu bauen, wie ich ihn dir bezeichnen werde, und ich will dir verkündigen, ob du siegen wirst. Sie zeigte ihm in einer Vision die Gestalt des Tempels, und er fragte sie: Herrin, wer bist du? Sie antwortete: ich bin Cybele, die Mutter der Götter; opfere dem Meergott Neptun und er wird dir helfen. Diesen Tempel laß ihm und mir zu Ehren weihen, weil wir mit dir sein werden und du siegen wirst. Agrippa erzählte alles dem Senat, und mit einer großen Flotte und fünf Legionen zog er aus und besiegte alle Perser und brachte sie unter den Tribut der Römer zurück. Als er hierauf heimgekehrt war, erbaute er den Tempel, ließ ihn der Göttermutter, dem Neptun und allen Dämonen weihen und legte ihm den Namen Pantheon bei. Zu Ehren dieser Cybele machte er eine vergoldete Statue, die er auf dem Gipfel des Tempels über der Öffnung aufstellte, und er bekleidete denselben mit einem wunderbaren Dach von vergoldetem Erz. An der Spitze des Tempels aber standen zwei Stiere von gleichem Metall.

Dies ist die Erzählung des merkwürdigen Buches „Graphia aureae urbis Romae“, welches in der Reihe dieser Literatur für uns auf die Notizen von Einsiedeln folgt. Im Zeitalter der Ottonen, vielleicht schon Alberichs, wird eine neue Stadtbeschreibung entstanden sein, die sich, entsprechend der Verweltlichung Roms, nur mit den heidnischen Monumenten beschäftigte, während es zum Gebrauch der Pilger Notizbücher über die Stationen und die Kirchhöfe gab. Ein Scholast, der die Alten kannte, verzeichnete die städtischen Denkmäler und fügte ihnen volktümliche Sagen bei. Die Regioneneinteilung der Notitia benutzte er nicht mehr. Wenn der Anonymus von Einsiedeln die alten Namen bei-

behielt, gab jener Scholast ihnen hier und da die volkstümlichen. Die Begriffe Palatium, Templum, Theatrum, Zirkus verloren bei ihm die strenge Unterscheidung; denn das Volk nannte damals alle großen Tempelruinen und Fora „Palatium", die Thermen und Zirkus aber in der Regel „Theatrum". Eine solche Stadtbeschreibung nun, welche die alte Notitia und das Kuriosum ersetzte oder erweiterte, war vielleicht schon vor dem 10. Jahrhundert verfaßt. Benedict vom Soracte kannte sie bestimmt, denn er entnahm die Zählung der Türme und Kastelle Roms aus einer Stadtbeschreibung, welche die erste Gestalt der Graphia gewesen sein muß. Unter diesem Titel war aber eine Stadtbeschreibung im 13. Jahrhundert berühmt und von dem Mailänder Galvaneus Flamma als ein „sehr authentisches" Buch angeführt. Lange in der Bibliothek Laurentiana als ein Kodex des 13. oder 14. Säkulum bekannt, doch nicht benutzt, wurde sie erst im Jahre 1850 im Druck herausgegeben. Sie erfuhr verschiedene Bearbeitungen, bis sie die Form annahm, wie sie die Florentiner Handschrift zeigt. Die beiden äußersten kenntlichen Zeitgrenzen ihrer Abfassung sind die Epoche der Ottonen und die Mitte des 12. Säkulum, denn es wird das Grabmal des Papstes Anastasius IV. erwähnt, der im Jahre 1154 starb. Auf die Zeit Ottos II. oder III. lassen sich jene ihr angehängten Paragraphen über das Hofzeremoniell und die Ernennung des Patrizius, Judex und römischen Bürgers zurückführen, und der Titel entspricht der Umschrift „Aurea Roma" auf kaiserlichen Siegeln schon in Ottos III. Zeit.

Es liegt in der Natur solcher Bücher, daß sie zu Zusätzen einladen, daher enthält die Graphia Teile aus verschiedener Zeit. Sie beginnt mit der Sage, daß Noah nicht weit von Rom eine Stadt seines Namens gründete, daß sein Sohn Janus, Japhet und Camese auf dem Palatin die Stadt Janikulum, in Trastevere aber den Palast Janikulum bauten. Janus wohnte auf dem Palatin und baute darauf mit Nemroth oder Saturn, welchen sein Sohn Jupiter entmannt hatte, die Stadt Saturnia auf dem Kapitol. Dann gründete der König Italus mit den Syrakusern am Fluß Albula oder Tibris die Stadt gleichen Namens, andere Könige Hemiles, Tiberis, Evander, Coriba, Glaucus, Aeneas, Aventinus bauten andere Städte, bis endlich 433 Jahre nach Trojas Fall Romulus am 17. April sie alle ummauerte und Rom nannte, und nicht nur alle Italier, sondern fast alle Edelleute aus der ganzen Welt mit Weib und Kind sie zu bewohnen kamen. Die Verbindung des alttestamentlichen Noah mit der Gründung Roms ist ein Beweis für die Kombinationsfähigkeit der Sage, aber wir

würden vergebens die Zeit ihrer Entstehung festzustellen suchen. Später im 13. und 14. Jahrhundert wurden die Fabeln von der Urgeschichte Roms in vielen Büchern ausgesponnen, und es entstanden der Liber Imperialis, das Romuleon, die Fiorità d'Italia, die Historia Trojana et Romana. Diese Sagen blühten besonders auf, als die Gemeindefreiheit Italiens begann und sich jede Stadt mit einer uralten Genealogie zu schmücken begehrte.

Unter den Sagen der Graphia ist sicherlich eine der frühesten die von der Bestattung des Julius Cäsar. Das Volk erzählte sich, daß seine Asche in der goldenen Kugel auf der Spitze des vatikanischen Obelisken beigesetzt sei; dieser von keinem Plünderer erreichte Globus sei mit köstlichen Edelsteinen besetzt und trage die schöne Inschrift:

Cäsar, du warst so groß wie die Welt einst;
Aber nun birgt dich ein winziges Grab.

Man habe Cäsar in jener Höhe bestattet, damit selbst noch dem Toten die Welt untertan bleibe, wie sie es dem Lebenden gewesen war. Der Obelisk wurde deshalb Memoria oder Sepulcrum Caesaris genannt, wie man auch das Grabmal Hadrians Memoria nannte, und dieser Ausdruck ist für Rom bezeichnend, wo ja alles Memorie oder Erinnerung war. Der Obelisk findet sich so in einer Bulle Leos IX. vom Jahre 1053 bemerkt, wo er zugleich Agulia genannt wird, denn so nennt die italienische Sprache noch heute die Obelisken. Aus Agulia aber konnte schon längst Julia im Munde des Volkes geworden sein, und dieser Name dann die Veranlassung zu jener Sage vom großen Julius Cäsar werden, so daß hier aus einem Wort eine Mythe entstand, um so mehr, als man auf dem Postament des Obelisken die Inschrift Divo Caesari las.

Unter den Lokalsagen, welche die Graphia oder die Mirabilien bringen, gibt es kaum eine, selbst nicht jene von der Sibylla und Octavian, die nicht schon vor dem Jahre 1000 entstanden sein konnte, aber wir ziehen es vor, solche Sagen da einzuflechten, wo uns die passendste Gelegenheit dazu geboten wird.

DIE REGIONEN DER STADT IM 10. JAHRHUNDERT. DIE STRASSEN. DAMALIGE BAUART. BESCHREIBUNG EINES PALASTES. GROSSE ANZAHL GROSSER RUINEN. PLÜNDERUNG ROMS DURCH DIE RÖMER.

Wir wollen nicht aus jenen Fabelbüchern, sondern aus Urkunden eine Graphia Roms im 10. Jahrhundert zusammenstellen;

sie wird freilich so regellos werden, wie die Mirabilien es sind, weil wir keinen Führer durch das Labyrinth der Stadt haben. Wir versuchten diese Schilderung nach Regionen zu entwerfen, doch die Urkunden boten sie uns nicht vollständig dar. Es ist merkwürdig, daß eine bürgerliche Regioneneinteilung fortdauernd sichtbar bleibt, während die sieben geistlichen Bezirke unserem Blick verschwinden; sie stimmte nicht mehr mit der Augustischen überein und mußte in verschiedenen Epochen sich verändert haben. Schon im 10. und 11. Jahrhundert zählte die eigentliche Stadt Rom zwölf Regionen; Trastevere bildete wahrscheinlich die dreizehnte. Sie wurden mit Zahlen bezeichnet, hatten aber auch ihre eigenen Namen. Jede Region stand unter einem Kapitän oder Vorsteher, und diese zwölf oder dreizehn Führer der städtischen Bannerschaften begegneten uns bereits im Jahre 966 als mächtige Häupter des römischen Volks unter dem fraglichen Namen Decarcones.

Von den zwölf Regionen jener Epoche vermögen wir die Lage der X. und XI. nicht zu bestimmen.

Die I. begriff den Aventin und erstreckte sich über Marmorata und Ripa Graeca zum Fluß; von den dortigen antiken Kornspeichern hieß sie auch jetzt noch Horrea.

Die II. Region umfaßte den Cölius und einen Teil des Palatin bis zum Aventin. Es werden in ihr aufgeführt die IV Coronati, die Forma Claudia, Zirkus Maximus, Septizonium, Porta Metrovia oder Metrobi, vor welcher sumpfige Strecken, die prata Decii oder Decenniae, lagen.

Die III. Region findet sich bezeichnet durch Porta Maggiore, Santa Croce, die Claudia, welche zwei Regionen durchschnitt, die Merulana, das Kloster S. Vito und S. Lucia Renati, S. Pastor und den Arcus Pietatis. Sie umfaßte also Gegenden, die der V. Augustischen Esquiliae angehörten.

Die IV. zeigt sich einmal durch den Campus S. Agathae bestimmt; sie grenzte vielleicht an S. Agatha in Suburra in Region VII und umfaßte Quirinal und Viminal.

In der V. Region lag ein Teil des Marsfeldes, und darin das Mausoleum des August, die Colonna Antonina, die Via Lata, S. Silvestro in Capite, die Posterula S. Agathae am Tiber, und wohl auch der Pincius und das Tor S. Valentin (del Popolo). Dieses Gebiet gehörte ehemals teils zur Region IX Zirkus Flaminius, teils zu Region VII Via Lata.

Die VI. Region wird bezeichnet durch die Kirche S. Maria in Sinikeo in dem heutigen Viertel Trevi.

In der VII. lagen S. Agatha super Suburram, die Trajanssäule und der daran grenzende Campus Kaloleonis.

Die VIII. Region hieß im 10. Säkulum Sub Capitolio, wie sie in den Katalogen der Päpste mehrmals genannt wird; es hatte demnach das alte Forum Romanum seine Zahl behalten.

Die IX. war der Bezirk, wo S. Eustachio, die Navona, das Pantheon, die Alexanderthermen, S. Lorenzo in Lucina liegen. Sie umfaßte das eigentliche Marsfeld, also die alte Region IX Zirkus Flaminius, aus welcher zwei Bezirke entstanden waren. Ein Zufall hat gerade für diese Region des 10. Jahrhunderts die meisten Urkunden erhalten; sie nennen uns sehr häufig einen Ort ad Scorticlarios, oder in Scorticlam, der dem ganzen Gebiet den Namen gab. Er bezeichnet das Gerberquartier, welches heute am Fluß in der Regola liegt, aber damals bei den Alexanderthermen am Tiber sich befand.

Die X. und XI. Region sind uns nirgends in Dokumenten jener Zeit begegnet; aber die XII. taucht aus einem Diplom mit dem antiken Namen Piscina Publica auf, der sich also nicht verändert hatte.

Die alte XIII. (Aventinus) erscheint im Mittelalter aufgegangen in die Region I, welche den Aventin umfaßte. Dagegen wird Trastevere noch im 11. Jahrhundert als XIV. Region wie im Altertum bezeichnet.

Wie die Namen Via Lata, Caput Africä und Suburra sich erhalten hatten, mußten auch andere antike Straßen in Rom noch gekannt sein; indes die meisten wurden schon von Kirchen, einige nach hervorragenden Monumenten benannt, wie wir das vom Kolosseum, Marcellustheater und den Marmorkolossen sahen. Oft findet sich in Urkunden für größere Verkehrsstraßen in Rom der Ausdruck Via publica oder communis, und schon im 10. Jahrhundert gab es eine Via Pontificalis, die durch das Marsfeld zum S. Peter führte. Diese regellosen Straßen der Stadt, von denen einige noch antik, andere zwischen Schutt und Ruinen neu entstanden waren, müssen einen finstern und bizarren Anblick gewährt haben. Ihre Verworrenheit und Enge, wie das wüste Aussehen der Wohnungen würden uns abgestoßen, aber die malerische Bauart uns überrascht haben. Wie oft noch heute hatte jedes römische Haus eine freie Steintreppe; Türen und Fenster hatten römische Bogenform; die Gesimse waren mit scharfen Ziegelkanten markiert; die Dächer häufig mit Schindeln gedeckt; die Mauern aus gebranntem Stein und wohl nicht übertüncht. Die Häuser hatten in der Regel einen Söller, woher wir so oft dem Ausdruck casa solorata begegnen. Vorhallen, die man in ganz

Italien mit dem deutschen Wort Laubia nannte, auf Pfeilern oder antiken Säulen ruhend, waren allgemein und erhielten sich lange in Rom. Man muß heute Trastevere oder das Viertel Pigna und Parione durchwandern, um die letzten Reste jener mittelalterlichen Bauart zu sehen. Wir haben keine authentische Schilderung eines vornehmen römischen Wohnhauses jener Zeit; eine auf den Palast der Herzoge von Spoleto bezogene Beschreibung weist auf das Altertum zurück. Es werden darin 12 Teile unterschieden und erklärt: das Proaulium und Salutatorium; das Konsistorium, wo man sich vor den Speisen versammelt und die Hände wäscht; der Trichorus oder Speisesaal; der Zetas Hyemalis, ein gewärmtes Wintergemach; der Zetas Estivalis, ein gekühlter Sommerraum; das Epikastorium (wohl Epidikasterium), ein Geschäftsaal; daneben Triklinien von je drei Lagerplätzen; Thermen; ein Gymnasium oder Spielplatz; die Küche; das Kolumbum, woraus Wasser in die Küche floß; der Hippodrom und Arcus deambulatorii, Säulengänge, womit auch die Schatzkammer verbunden ist.

Einige der antiken Paläste, welche den edeln Geschlechtern Cethegus, Maximus, Gracchus, Anicius gehört hatten, konnten sich noch im 10. Jahrhundert erhalten haben, wenn auch durch Verfall und Verwandlung unkenntlich geworden. Denn warum sollte nicht eins jener aus unverwüstlichen Quadern errichteten Privathäuser fortgedauert haben wie ein Tempel oder ein Triumphbogen? Andere burgartige Paläste waren neu entstanden, und wohl immer auf den Fundamenten antiker Gebäude. Wenn es uns vergönnt wäre, die Paläste der Marozia auf dem Aventin, Alberichs bei S. Apostoli, die Wohnungen der Baruncii, der Cencii und der Crescentier in der Nähe des Pantheon, oder die Kaiserburg Ottos III. zu sehen, so würden wir Gebäude aus Ziegelmauern vor uns haben, so wunderlich mit alten Konsolen und Friesen verziert und von Bogenfenstern mit ihren kleinen Säulen durchbrochen, wie es noch die Bauweise an der sogenannten Casa di Crescenzio zeigt, dem ältesten Privatgebäude aus dem Mittelalter, welches heute in Rom bekannt ist. Antike Denkmäler liehen den schönsten Schmuck zu Kirchen und Palästen her, und wenn wir noch heute in den ältesten Stadtbezirken über die vielen Säulen korinthischen und jonischen Stils uns wundern, die als Wandpfeiler in die elendesten Häuser eingemauert sind, so mag man sich vorstellen, wie im 10. Jahrhundert fast alle größeren Häuser der Stadt mit Resten des Altertums versehen waren. Der Palast Alberichs mochte manche antike Mosaikböden, Vasen und Gefäße, doch kaum eine Statue

aufweisen; sicher sah man in ihm mit goldenem Bildwerk überzogene lectuli oder Ruhelager, die mit Seidenbrokat des Orients bedeckt waren, wie solche Ratherius in den bischöflichen Wohnungen gefunden hat. Die Ausstattung dieser Zimmer mit schwerfälligen Geräten in Goldschnitzerei, mit Sesseln, die noch an das Antike streiften, mit bronzenen Kandelabern, mit Schreinen, worin keine Bücher standen, aber kostbare goldene Becher (Scyphi), oder silberne Krateren, oder Trinkmuscheln (Conchae), kann man sich aus Musiven und Miniaturen jener Zeit herstellen, wo die Luxusmode wesentlich von Byzanz die phantastische Form, die arabeskenartige Buntheit und die musivische Verzierung entlehnte.

Die Menge der alten Bauwerke war damals noch sehr groß. Die meisten Triumphbogen, Portiken, Theater, Thermen und Tempel standen noch als herrliche Ruinen da und zeigten dem lebenden Geschlecht auf jedem Schritt die Größe der Vergangenheit, die Kleinheit der Gegenwart. Und nur aus diesem das ganze Mittelalter hindurch die Stadt beherrschenden antiken Charakter erklären sich viele geschichtliche Erscheinungen. Seit Totila hatte kein Feind Rom beschädigt; aber kein Kaiser noch Papst schützte die Monumente mehr. Schon Carl der Große hatte Säulen und Skulpturen aus Rom nach Aachen geführt, und die Päpste, welche die größten Denkmäler zuerst als Eigentum des Staates betrachteten, hatten bald weder Sinn noch Zeit oder Macht, sich um ihr Dasein zu bemühen. Die Plünderung der Stadt wurde den Römern freigegeben: die Priester schleppten Säulen und Marmor in ihre Kirchen, Adel und Klerus führten Türme auf antiken Prachtmonumenten auf, die Bürger richteten in Thermen und Zirkus ihre Schmieden, Hanfstrickereien und Spinnereien ein. Wenn der Tiberfischer an den Brücken oder der Fleischer am Theater des Marcellus oder der Bäcker seine Ware feilbot, lag sie auf Marmorplatten, die einst vielleicht den Herren der Welt, dem Cäsar, Marc Anton, Augustus und so vielen Konsuln und Senatoren im Theater oder Zirkus zum Sitze gedient hatten. Die Sarkophage von Helden standen als Wasserzuber, Waschkufen, Schweinetröge umher, wie noch am heutigen Tag; der Tisch des Schusters oder Schneiders mochte nicht minder der Cippus eines erlauchten Römers oder eine Platte von Alabaster sein, auf der einst die edeln Matronen Roms ihren Schmuck ausgebreitet hatten. Wenn die Stadt im 10. Jahrhundert schon wenig bronzene Bildsäulen mehr besaß, so muß doch die Menge der marmornen Statuen noch sehr groß gewesen sein. Wohl auf allen Plätzen und Straßen begegnete der Blick um-

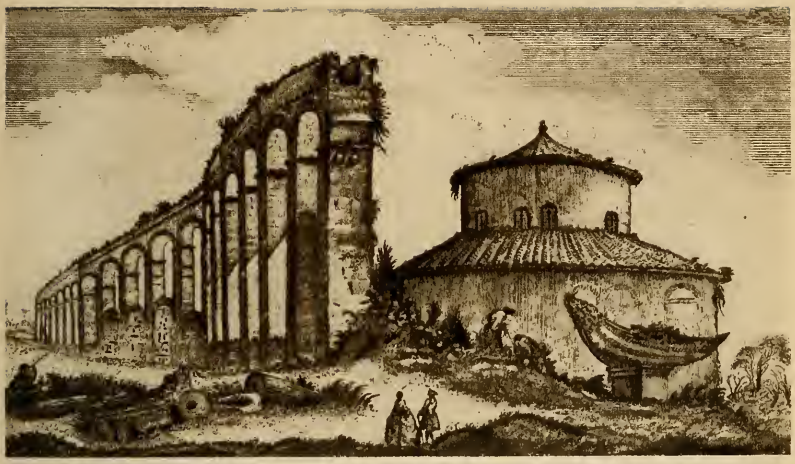
gestürzten oder verstümmelten Kunstwerken, und noch waren die Portiken, die Theater und Thermen nicht so ganz in Schutthaufen verwandelt, daß nicht manche ihrer Bildwerke noch gesehen werden konnten. Statuen der Kaiser und großen Römer standen oder lagen noch unbedeckt auf dem Boden; manche antike Wandgemälde wurden noch in ihren Räumen gesehen. Aber der Sinn für die Werke der Kunst war so vollkommen erstorben, daß auch nicht ein Schriftsteller jener Epoche ein Wort für sie besessen hat. Die Römer selbst betrachteten sie nur noch als nützliches Material. Seit Jahrhunderten war Rom einer großen Kalkgrube gleich, in welche man den schönsten Marmor hineinwarf, daraus Mörtel zu brennen; und nicht ohne Ursache finden sich in Diplomen des 10. und 11. Jahrhunderts häufig Namen wie Calcararius, der Kalkbrenner, was nicht von ihrem Gewerbe, sondern davon herzuleiten ist, daß sie im Besitz von Kalkgruben waren oder an solchen wohnten. Seit Jahrhunderten also plünderten und zerstörten die Römer das alte Rom, zerlegten, zerbrachen, verbrannten, verwandelten dasselbe, und wurden niemals mit ihm fertig.

WANDERUNG DURCH ROM ZUR ZEIT OTTOS III. PALATIN. SEPTIZONIUM. FORUM. S. SERGIUS UND BACCHUS. INFERNUS. MARFORIO. KAPITOL. S. MARIA IN CAPITOLIO. CAMPUS CALOLEONIS. DIE TRAJANSSÄULE. DIE SÄULE DES MARC AUREL. CAMPO MARZO. MONS AUGUSTUS. DIE NAVONA. FARFENSISCHE KIRCHEN. S. EUSTACHIUS IN PLATANA. LEGENDE DES S. EUSTACHIUS. S. MARIA IM MINERVIUM. CAMIGLIANO. ARCUS MANUS CARNEAE. PARIONE. TIBERBRÜCKEN. DIE TEMPEL DER FORTUNA VIRILIS UND DER VESTA. SCHLUSSÜBERSICHT.

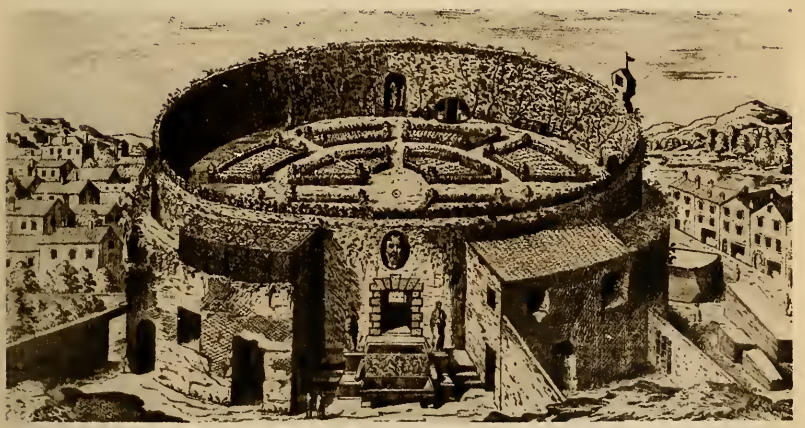
Der Leser mag uns auf einer kurzen Wanderung durch Rom zur Zeit Ottos III. begleiten, oder vielmehr nur einige der berühmtesten Gebiete der Stadt aufsuchen. Wir betreten zuerst den Palatin. Die Kaiserpaläste waren noch in kolossalen Ruinen sichtbar und voll von vergessenem Bildwerk jeder Art. In diesem wüsten Labyrinth hatten manche Zimmer noch ihre kostbare Wandbekleidung; fand man doch daselbst noch zur Zeit Innocenz X. einen mit Goldtapeten geschmücken Saal, und Gemächer, deren Wände mit feinem Silberblech oder mit Bleitafeln bedeckt waren. Nur sparsam konnte damals der palatinische

Hügel bewohnt sein, denn nur wenige kleine Kirchen waren auf ihm erbaut, wie S. Maria in Pallara (Palatio) oder S. Sebastian in Palladio auf der Stelle des alten Palladium, wo dieser Heilige im Tempel des Heliogabalus getötet worden sein soll, und S. Lucia in Septa solis oder Septem viis, die schon zur Zeit Leos III. am Septizonium stand. Dies Prachtgebäude des Severus hieß im Mittelalter Septemzodium, Septodium, Septisolium, Septemsolia, selbst Sedem Solis, Sonnensitz, und lag am Südende des Palatin, etwa S. Gregorio gegenüber. Der Anonymus von Einsiedeln bemerkte es als Septizonium, und im Jahre 975 begegnet es uns in einer Urkunde. Man nannte es damals Templum Septem solia major, zum Unterschied von einem unbekannten Monument in der Nähe septem solia minor, welches Stephan, Sohn des Konsul und Dux Hildebrand, dem Abt Johann von S. Gregorio schenkte, um es nach Gefallen zu verwenden und selbst niederzureißen, je nachdem es die Rücksicht auf die Klosterfestung gebot. In jener Zeit der Parteikriege entstanden Türme und Burgen nicht allein des Adels, sondern auch der Klöster; viele alte Bauwerke waren in Privatbesitz gekommen und wurden zu solchem Zweck gebraucht, das große Septizonium aber war Eigentum jenes Klosters und bereits in eine Festung verwandelt. Die Mönche von S. Gregor besaßen damals auch den Triumphbogen Constantins, welcher sicherlich schon zu einem Turm erhöht worden war, und so hatte sich ihr Kloster rings mit antiken Denkmälern verschanzt. In einer Urkunde wird sowohl der Arcus triumphalis als der Zirkus (Maximus) wenn auch nur genannt, und wir erfahren, daß jener vornehme Römer einen Teil der Kaiserpaläste besaß, wovon er eine Halle mit 38 Krypten oder gewölbten Kammern besonders hervorhob. Wie damals der Zirkus Maximus aussah, wo die beiden Obelisken schon im Schutte lagen, oder noch am Anfange und Ende zwei Triumphbogen von der Graphia bemerkt werden, wie das Kolosseum, das noch nicht Festung war, wissen wir nicht; aber wir stellen uns mit Grund vor, daß diese verwitterten Bauwerke noch den größten Teil ihrer Umfassungsmauern, wie ihrer Sitzreihen bewahrten.

Der tief verfallene Tempel der Venus und Roma hieß schon Templum Concordiae et Pietatis, wie ihn die Graphia nennt; seine riesigen Monolithsäulen von blauem Granit standen noch unversehrt und boten einen herrlichen Anblick dar. Auf der Via Sacra ging man über antikem Pflaster durch den Bogen der „Sieben Leuchter" ins Forum, wo der kleine Hügel Velia noch tief hinunterstieg, weil das Forum noch nicht durch so hohen Schutt, wie heute, bedeckt war. Die Tempel, Portiken und



Die Thermen des Claudius und S. Stefano Rotondo. Nach einem Stich von Montagu



Das Grabmal des Augustus. Nach einem Stich von Etienne du Pérac

Die Trajanssäule i. J. 1603. Nach einer Zeichnung von Paul Brill

Piazza Colonna mit der Marc Aurelsäule. Nach einem Stich von Montagù

Basiliken standen in großartiger Verwüstung ringsum da, und der Römer wanderte zwischen zahllosen Trümmern von Säulen, Architraven, Marmorfiguren in diesem seinem Nationalmuseum umher, dessen sagenvolle Verlassenheit und zertrümmerte Majestät einen unaussprechlichen Eindruck auf ihn machen mußten. Zu jener Zeit konnte das Forum noch nicht so tief verschüttet sein, daß auf ihm Vieh weidete. Aber die vielen Basen, welche sich gegen das Kapitol und vor der Basilika Julia zusammendrängen, trugen schwerlich noch ihre Bildsäulen.

Wenn Otto III. auf solcher Wanderung von einem römischen Antiquar, dem unwissenden Nachfolger Varros, begleitet wurde, so wird dieser ihm in wunderlichem Gemisch wahrer und falscher Namen die antiken Denkmäler erklärt haben. Das Templum Fatale, den Janusbogen bei S. Martina, ein Templum Refugii bei S. Adriano in den Ruinen der alten Kurie wird er ihm gezeigt, den Arcus Fabianus bei S. Lorenzo in Miranda als Templum Latone ausgegeben, und den Tempel der Concordia bei S. Sergius ihm richtig benannt haben. Dieser berühmte Bau, wo einst Cicero glänzende Reden hielt, wurde vielleicht durch die Errichtung einer kleinen Kirche teilweise zerstört; schon der Anonymus von Einsiedeln sah dieselbe zwischen jenem Tempel und dem Severusbogen, welcher ihr wahrscheinlich als Glockenturm diente. Sie scheint in der Nähe der Rostra gestanden zu haben, und wahrscheinlich wurde durch sie so viel von den dort aufgestellten antiken Statuen erhalten, als sich noch seit dem 6. Jahrhundert gerettet hatte. Die Kirche war außer S. Sergius auch dem Sankt Bacchus geweiht, einem Heiligen, der auf diesem altheidnischen Lokal seltsam genug auftritt, aber in Rom nicht befremdet, wo wir Namen antiker Götter und Heroen unter den christlichen Heiligen wieder finden, wie Sankt Achilleus, Sankt Quirinus, Dionysius, Hippolytus, Hermes, so also auch Sankt Bacchus.

Der Archäologe des 10. Jahrhunderts würde uns in den großen Resten der Basilika Julia oder in denen eines der Vestaheiligtümer, vielleicht der Wohnung der alten Vestalinnen, den Tempel des fürchterlichen Catilina gezeigt haben, und daneben die Kirche des S. Antonius, wo heute S. Maria Liberatrice, die Befreierin von den Qualen der Hölle steht. Er würde uns gesagt haben, daß dieser dämonische, Infernus genannte Ort der Lacus Curtius sei, wo einst der großmütige Römer sich hinabgestürzt hatte, um sein Vaterland zu retten, und er konnte dann hinzusetzen, daß dort in einer von bronzenen Türen verschlossenen Höhle des Palatin ein Drache gelegen habe, welcher vom heiligen

Sylvester getötet worden war. Am mamertinischen Gefängnis, der Privata Mamertini des Mittelalters, würde der Antiquar uns die Statue des als Marforio berühmten Flußgottes, welche dort jahrhundertelang ungekränkt liegen blieb, gezeigt und uns gesagt haben, daß sie ein Bild des Mars sei. Noch führte die mit breiten, plumpen Steinen gepflasterte Via Sacra und ihre Fortsetzung, der Clivus Capitolinus oder der Weg der Triumphatoren an den Tempeln des Saturn und des Vespasian zwischen zahllosen Ruinen auf das Kapitol hinauf. Welchen tragischen Anblick dasselbe damals gewährte, wer vermag es zu sagen! Cassiodor hatte es zum letztenmal als das größte Wunder Roms genannt, und wir sahen, daß es schon im 8. Jahrhundert als erstes Mirakel der Welt bezeichnet wurde. Aber in langer Zeit hörten wir nicht einmal seinen Namen mehr; es verschwand aus der Geschichte; nur die Graphia erzählt, daß seine Mauern mit Glas und Gold belegt waren, doch sie beschreibt es nicht. Schon um 882 wird das Kloster S. Maria in Capitolio erwähnt, jedoch noch nicht die daran liegende Kirche in Ara Coeli, wiewohl sie wahrscheinlich schon erbaut war.

Die einst prachtvollen Kaiserfora bedeckt tiefes Schweigen, außer dem Trajanischen; das Augustische war mit Trümmern und Pflanzenwuchs so erfüllt, daß es vom Volk der Wundergarten, Hortus mirabilis, genannt wurde, und auch das trajanische schon so sehr in Ruinen, daß Urkunden, welche es nennen, von den dortigen petrae oder Steinen reden. Der Name der Straße Magnanapoli, die vom Quirinal zu ihm führt, entstand schon in jener Zeit. Auf der andern Seite lag der Campus Caloleonis, heute verstümmelt Carleone, so genannt von dem Palast eines römischen Optimaten Alberichs. Über den majestätischen Trümmern der ulpischen Bibliotheken und Basiliken erhob sich noch unerschüttert die herrliche Säule Trajans. Neben ihr stand die Kirche S. Nicolai sub columpnam Trajanam; aus dem Material des Forum erbaut, hatte sie zu dessen Ruin gewiß viel beigetragen. Sie gehörte zum Sprengel der Santi Apostoli, und diese Basilika besaß wohl auch die Trajanssäule selbst.

Auch die große Säule Marc Aurels stand, wo sie noch heute steht. Im Jahre 955 bestätigte sie Agapitus II. dem Kloster Silvestro in Capite, und sieben Jahre darauf erneuerte Johann XII. das Diplom. „Wir bestätigen", so heißt es darin, „die große marmorne Säule in integrum, welche Antonino genannt wird, wie sie da mit ihrem Bildwerk gesehen wird nebst der Kirche S. Andreas zu ihren Füßen und dem Boden rings-

umher, wie sie von allen Seiten vom öffentlichen Wege umgeben wird in dieser Stadt Rom.“ Man erkennt daraus, daß noch immer ein freier Platz um sie her lag. Und so hatte sich auch neben ihr eine kleine Kirche angebaut. Diese Kapellen waren die Wächterbuden, die Mönche darin die Schildwachen, und ihnen verdanken wir die Erhaltung jener erhabenen Wunderwerke, welche die Trümmer der Geschichte einsam überragen, und auf denen jetzt S. Peter und S. Paul als Sinnbilder der zweiten Weltherrschaft Roms stehen; und wohl keinen passenderen Standort konnten diese Apostel finden, als die Säulen der beiden Kaiser, die eine Philosophie bekannten, welche dem Christentum die Bahn bereitete. Pilger bestiegen die Säulen auf ihren inneren Wendeltreppen, wie wir es noch heute tun, um des köstlichen Blicks auf Rom zu genießen. Den Mönchen werden sie dafür ein Geldstück erlegt haben; wenigstens bemerkt eine Inschrift vom Jahre 1119, welche heute im Portikus von S. Silvestro zu lesen ist, daß die Pilger in der Kirche S. Andrea an der Säule Marc Aurels Oblationen darbrachten, weshalb sie das Kloster als eine einträgliche Rente zu verpachten pflegten. Es ist höchst merkwürdig, daß Ähnliches schon im Altertum geschehen war. Denn bald nach der Errichtung der Säule hatte sich im Jahre 193 Adrastus, der Freigelassene des Kaisers Septimius Severus, in ihrer Nähe ein Haus gebaut, sie zu bewachen, oder von denen, die sie bestiegen, Geld einzuziehen. Bei Ausgrabungen des Jahres 1777 wurden in jener Gegend zwei Marmorinschriften gefunden, welche Adrast in seinem Wächterhause hatte aufstellen lassen, und diese reden davon. Auch die kleinere Säule, welche Marc Aurel und L. Verus ihrem Vater Antoninus Pius errichtet hatten, stand in der Gegend des heutigen Monte Citorio. Sie war nur 50 Fuß hoch, aus rotem Granit; ihrer erwähnen weder der Anonymus von Einsiedeln, noch Graphia und Mirabilien, so daß sie vielleicht schon im 11. Jahrhundert umgestürzt war.

Im 10. Säkulum bot das Marsfeld, schon Campo Marzo genannt, den prächtigsten Anblick einer in Ruinen liegenden Marmorstadt dar. Von den Anlagen der Antonine standen noch große Reste der Basiliken oder Tempel, wie heute noch die Säulenfront der Dogana lehrt, und man denke sich auf der Strecke vom Pantheon bis zum Mausoleum des August die Trümmer der Thermen Agrippas und Alexanders, des Stadium Domitians und des Odeum, die alle beieinander lagen; man stelle sich die zahllosen Portiken vor, welche von der Via Lata, der Porta Flaminia, der Hadriansbrücke dies Feld durchzogen, und man wird eine

halbverschüttete Wunderwelt vor sich haben. Hier wohnten in finstern Gewölben der Ruinen elende Menschen, wie Troglodyten eingenistet; andere hatten dürftige Häuser, gleich Schwalbennestern an die Trümmer angeklebt. Sie pflanzten dort Kohl und Weinreben auf Schutthaufen mitten im alten Marsfelde; Gassen bildeten sich daselbst und führten zu Kirchen, welche selbst in Trümmern aus Trümmern erbaut waren und jenen Entstehung und Namen gaben. Hier und da stieg aus Ruinen der schwarze Turm eines Römers auf, der sich Konsul oder Judex nannte.

Das Mausoleum des August war damals noch nicht in eine Festung verwandelt. Seine hügelartige Beschaffenheit, da es mit Erde überdeckt und mit Bäumen bepflanzt gewesen, gab ihm den Namen eines Berges; es hieß im 10. Jahrhundert Mons Augustus, woraus das Vulgär Austa oder L'austa machte. Die Sage erzählte, daß der Kaiser Octavian von jeder Provinz des Reichs einen Korb voll Erde auf sein Grab werfen ließ, um so gleichsam im Boden der ganzen Welt zu ruhen, die er beherrscht hatte. Nach dem Beispiele des Grabes Hadrians hatte man auch auf der Spitze des Mausoleum Augusts dem Erzengel Michael eine Kapelle gebaut. Neben dem Grabmal stand damals die Kirche S. Maria oder Martina in Augusta, welche später in das Hospital S. Giacomo degli Incurabili überging. Ringsum lagen Weingärten und Äcker jenes Klosters. Die verfallene, mit zersplitterten Türmen versehene Stadtmauer zog sich noch von der Porta Flaminia am Fluß bis zur Hadrians-Brücke fort und wurde durch mehrere Posterulä oder Flußpforten unterbrochen.

Die heutige Porta del Popolo hieß noch immer Flaminia, wie in der Graphia, aber auch schon S. Valentini von der Kirche außerhalb des Tors. In seiner Nähe stand ein Trullus genanntes antikes Monument, wahrscheinlich ein Grabmal, welches das Volk als Grab Neros bezeichnete. Vor dem Tore sah man noch eine Reihe von verfallenen antiken Grabmonumenten zu beiden Seiten der Via Flaminia, worunter sich das des berühmten Wagenlenkers Gutta Calpurnianus befand. Wo heute die Piazza del Popolo liegt, war Saat- und Gartenland, wie auf dem „Mons Pinzi" jener Zeit, auf welchem eine Kirche S. Felix lag. Zu Füßen des Pincius stand auf dem Platz ein anderes antikes Grabmal in Pyramidenform, etwa dort, wo heute S. Maria dei Miracoli steht. Man nannte es die Meta. Das ganze Marsfeld war von Wein- und Gemüsegärten durchzogen. Das Stadium des Domitian lag in Trümmern; der Anonymus von Einsiedeln nannte es falsch „Zirkus Flaminius, wo S. Agnes liegt", von der alten Region dieses Namens, wozu es gehörte; aber im 10. Jahrhundert hieß

Haus des Rienzo in Rom

S. Maria in Cosmedin

Benozzo Gozzoli, Ansicht von Rom auf dem Fresko: St. Augustinus reist von Rom nach Mailand

Michelino, Dante und sein Werk. Florenz, Dom

es im Volksgebrauch Agonis, von Agon oder Circus Agonalis. Indem man diese Gegend „in Agona" benannte, entstand daraus 'n Agona, endlich Navona, wie der heutige größte und schönste Volksplatz Roms genannt wird.

Aus dem Material des Zirkus waren schon früh manche Kirchen gebaut worden: auf der einen Seite die Diakonie S. Agnes in Agone, denn dort spielte die Legende der Heiligen; auf der andern die Parochie S. Apollinaris, wahrscheinlich auf den Trümmern eines Tempels des Apollo, den sein heiliger Namensbruder, der erste Bischof Ravennas, verdrängte. Die Kirche S. Eustachio hatte, wie andre Klöster und Basiliken, welche nach und nach den Grund und Boden der Stadt samt ihren Monumenten an sich nahmen, in dieser Region Besitzungen, und selbst die ferne Abtei Farfa besaß Felder, Häuser, Gärten und Krypten des zerfallenen Stadium oder der nahen Thermen des Alexander Severus. Neben diesen zerstörten Bädern gehörten ihr drei kleine Kirchen, S. Maria, S. Benedict und S. Salvator, wegen welcher sie in dauerndem Streit mit den Presbytern von S. Eustachio lag, und wir verdanken eben den Urkunden dieser Prozesse die topographische Kenntnis der Region in Agone oder in Scorticlariis. Die farfensische S. Maria soll heute S. Luigi de' Francesi sein; die Kapelle S. Benedict ging unter, S. Salvator aber hat noch mit der Bezeichnung in Thermis Namen und Ort behalten. Hier lagen also die von Alexander Severus erweiterten Thermen des Nero, dem Stadium Domitians zur Seite, von S. Eustachio bis S. Apollinare. Aus ihren Trümmern wurde das neuere Viertel gebaut, wo S. Eustachio, Palast Madama, Giustiniani, S. Luigi stehen, und noch in später Zeit fand man dort prächtige Überreste von Hallen, Bogen, Säulen und Ornamente jeder Art. Wo heute sich der Brunnen der Scrofa befindet, stand eine uralte Kirche S. Trifon in Posterula neben Ruinen eines antiken Baues, der zur Verbrennung der toten Kaiser gedient hatte. Um das Jahr 956 wurde S. Trifon neu und prächtig aufgebaut und vom Stadtpräfekten Crescentius mit manchen Rechten ausgestattet.

Die Kirche S. Eustachius, zubenannt in Platana, vielleicht von einer dort stehenden Platane, war der Tradition nach in einem Palast der Alexander-Thermen erbaut worden. Ihre Stiftung muß in eine sehr frühe Zeit fallen, denn schon unter Leo III. im Jahr 795 war sie eine Diakonie. Sie bildete im Mittelalter das Zentrum eines Viertels und gab so der Region, wie einem berühmten Adelsgeschlecht, den Namen. Die Legende des Heiligen ist merkwürdig. Sein heidnischer Name war Placidus;

er war General Trajans, bezwang Dazier und Juden und kehrte im Triumph nach Rom zurück. Er verfolgte einst auf der Jagd zwischen Tibur und Präneste einen Hirsch; das Tier flüchtete sich auf den Berg Vulturellus (bei Guadagnolo), und der nachsetzende Placidus sah plötzlich zwischen dem Geweih des Hirsches das strahlende Antlitz Christi, welcher ihm befahl, nach Rom umzukehren und die Taufe zu nehmen. Placidus erhielt den christlichen Namen Eustachius, nannte sein getauftes Weib Trojana Theopista, seine Söhne Agapitus und Theopistus. Eine himmlische Schickung machte ihn arm wie Hiob, worauf er nach Ägypten in die Wüste wanderte. Schiffer entführten sein Weib, ein Löwe und ein Wolf trugen seine Söhne fort, und er selbst nahm Knechtsdienste bei einem ägyptischen Herrn. Trajan unterdes, mit den Persern in Krieg verwickelt, ließ die weite Welt nach dem Helden Placidus durchsuchen, bis ihn zwei alte Zenturionen an einer Narbe erkannten, die er einst im Kriege davongetragen. Sie bekleideten den Widerstrebenden mit Prachtgewändern und führten ihn nach Rom, wo er jedoch Hadrian bereits auf dem Throne seines Freundes fand. Er übernahm den Befehl im Kriege gegen die Perser, fand durch Zufall Weib und Kinder wieder und zog nach vollendetem Feldzuge lorbeerbekränzt in Rom ein. Der Senat dekretierte ihm einen Triumphbogen, aber der heimliche Christ weigerte sich, dem Jupiter die Siegesopfer darzubringen, er bekannte seinen Glauben, worauf er mit den Seinen zum Tode verurteilt wurde. Die Löwen der Arena legten sich vor ihnen in den Staub nieder; man warf die Märtyrer deshalb in einen glühenden Stier von Erz. Als der Henker die abgekühlte Maschine öffnete, lagen Eustachius, sein Weib und seine Kinder unversehrt, doch tot, vor aller Augen da. Die Christen begruben sie im Hause des Toten, viele Römer ließen sich taufen, und der reuevolle Hadrian trank Gift in Cumä.

Eustachius hat für Rom noch eine andre Bedeutung: er wurde der Held einer Genealogie, die höchst sonderbar ist. Seit dem 12. Jahrhundert, und wohl schon früher, liebten es die Römer, ihren Adel aus dem Altertum abzuleiten; ihre Stammbäume entsproßten plötzlich als Ableger des berühmten Lorbeerbaums des Augustus auf dem Palatin, oder sie wuchsen in den Gärten des Mäcenas und Pompejus, der Scipionen und der Maximi. Weil nun das Geschlecht der Grafen von Tusculum sich in die Conti di S. Eustachio sollte verwandelt haben, wurde es mit kühner Phantasie von jenem Octavius Mamilius von Tusculum hergeleitet, welcher in der Schlacht am See Regillus gefallen war. Von ihm stammten die Octavier, vom Kaiser Octavian stammte

der Senator Agapitus Octavius, Vater des Placidus oder Eustachius. Zu derselben Familie gehörte denn auch Tertullus, der Vater des heiligen Placidus, des Schülers S. Benedicts, und diese Familie besaß noch immer von Mamilius' Zeiten her Tusculum, welches Tertullus dem Kloster Subiaco schenkte. Tertullus war natürlich auch ein Vetter des Kaisers Justinian; von der Familie der Octavier stammte natürlich auch der große Papst Gregor und das anicische Geschlecht. Und so entsproßten dem fabelhaften Octavius Mamilius nicht allein die Grafen von Tusculum, sondern auch die Pierleoni, die Grafen von Segni, von Poli, von Valmontone und die Frangipani, welche das Haus Österreich gründeten.

Auf der andern Seite des Pantheon fand schon der Anonymus von Einsiedeln das Kloster S. Maria im „Minervium", das heißt in den Ruinen des alten Minervatempels, und noch die Graphia verzeichnet: „neben dem Pantheon ist der Tempel der Minerva Chalcidie." Nicht weit davon stand ein Triumphbogen, welchen man dem Camillus zuschrieb, daher diese Gegend auch Camigliano hieß. Eine sehr alte Straße wurde ebendaselbst „zu den zwei Liebenden" benannt, woher auch ein dortiges Kloster S. Salvator ad duos amantes hieß. Seitwärts lag das Iseum, und in seinen Ruinen standen damals noch die schönen Gruppen des Nil und des Tiber, die heute im Vatikan zu sehen sind. Sie entgingen dem Untergange so glücklich wie der Marforio.

Wir bemerken noch einen Triumphbogen im Gebiet S. Marco, welcher im Mittelalter oft genannt wird. Er hieß „von der steinernen Hand", arcus manus carneae, und stand am Eingange der heutigen Straße Macell de Corvi (Rabenmarkt), welchen Namen man mit oder ohne Grund als eine Verstümmelung von manus carnea betrachtet. Wahrscheinlich sah man dort die Hand eines Kohorten-Zeichens, und die Sage berichtete, daß dies die Hand des versteinerten Henkers sei, welcher die fromme Lucina zur Zeit Diocletians gemartert hatte.

Über den Zustand des Theaters des Pompejus wissen wir nichts, aber es wird noch als Theatrum oder Templum bemerkt. Seine Ruinen, wie andere antike Gebäude dort, waren noch so beträchtlich, daß das Viertel umher schon im 10. Jahrhundert „Parione" genannt wurde, wie noch heute die dortige VI. Region heißt; man bezeichnete sie auch durch eine große antike Urne, die daselbst dem Volk ins Auge fiel. Der Zirkus Flaminius wird noch flüchtig erwähnt und taucht später als „Goldenes Kastell" wieder auf; das Theater des Marcellus führt in Urkunden noch seinen alten Namen, obwohl es das Volk auch schon Antonini

nennen mochte, und längs dem Fluß begegnen uns als bekannt die Ripa Graeca vor S. Maria in Cosmedin und die alte Marmorata.

Eine merkwürdige Urkunde vom Jahre 1018 für das Bistum Portus, dessen Jurisdiktion sich damals über die Tiberinsel und Trastevere erstreckte, hat uns die Namen einiger Tiberbrücken in jener Epoche aufbewahrt. Indem sie die Diözese Portus nach ihren Grenzen umschreibt, wird der Ausgang genommen „von der zerbrochenen Brücke, wo das Wasser geht, durch die Mauer der transtiberinischen Stadt, durch das septimianische Tor, durch das Tor S. Pancratius", dann in die Campagna über den Fluß Arrone, ans Meer über den Leuchtturm, dann zurück „mitten durch den großen Fluß bis nach Rom zur gebrochenen Brücke neben der Marmorata, zur Brücke S. Maria, zur Brücke der Juden mitten in den Fluß und geradeswegs mitten zur vorgenannten gebrochenen Brücke, welche die nächste ist an den katholischen Kirchen in Trastevere, S. Maria, S. Chrysogonus und S. Cäcilia, dem Kloster S. Pancratius und S. Cosma und Damianus". Hieraus ergibt sich, daß der heutige Ponte Sisto schon damals eine gebrochene Brücke war, denn von ihm wird angefangen und längs der transtiberinischen Mauer durch das septimianische Tor fortgegangen; daß es eine zweite zertrümmerte Brücke bei der Marmorata gab, die noch heute unter dem Aventin sichtbare, im Mittelalter Probi oder Theodosii in Riparmea (ripa marmorea) genannte; daß der heutige Ponte Rotto, jetzt eine Kettenbrücke, damals S. Mariä von einer dort noch stehenden Kirche hieß; endlich daß die jetzige Brücke quattro Capi (ehemals Fabricii) Brücke der Juden hieß, weil die Juden schon damals an ihr wohnten.

An der palatinischen Brücke erheben sich nahe beieinander drei merkwürdige Gebäude Roms: der sogenannte Tempel der Fortuna Virilis, die Rotunde der sogenannten Vesta und der verstümmelte Brückenturm, welchen man Haus des Pilatus oder des Crescentius, selbst des Cola di Rienzo nennt. Jener erste Tempel, ein Pseudoperipteros jonischen Stils, gut erhalten, von ernster und schöner Gestalt, gehört wohl noch den Zeiten der Republik an. Dies Heiligtum der männlichen Fortuna des Servius Tullius, wie man es zu nennen für gut fand, wurde der Tradition nach schon unter Johann VIII. in eine Kirche verwandelt; es zog darin später die ägyptische Maria ein, eine schöne Sünderin, die ihr zügelloses Leben in der Einöde gebüßt hatte. Der Tempel führt jetzt ihren Namen, S. Maria Egiziaca. Auch der Vesta-Tempel ihr gegenüber, im späteren Mittelalter

Templum Sibyllä genannt, wurde in eine Kirche verwandelt, doch wissen wir nicht, zu welcher Zeit; man nennt sie S. Stefano delle Carrozze oder S. Maria del Sole nach einem Heiligenbilde. Das sogenannte Haus des Pilatus werden wir später betrachten; alle drei Bauwerke, nebst der Brücke und der S. Maria in Cosmedin machen jenes Lokal zu einem der anziehendsten in Rom.

Das ist unsere Graphia der Stadt im 10. Jahrhundert. Wir erkennen daraus, daß damals das Marsfeld schon stark angebaut war, daß die Hügel Quirinal, Viminal, Esquilin fortfuhren bevölkert zu sein, daß aber an den Stadtmauern Felder und Weinberge lagen, wie heute. Der Cölius, wo eine antike Straße Caput Africae jahrhundertelang fortdauerte, und der Aventin erscheinen besonders angebaut und mit Straßen bedeckt; das Gebiet um das Forum war bewohnt; die Suburra dauerte fort. Das glänzendste Viertel aber war die Via Lata. Trastevere mußte auch damals gut bevölkert sein; und endlich hatte Leo IV. durch den Bau der Leonina, des sogenannten „Portikus des S. Peter", im vatikanischen Borgo eine neue städtische Kolonie gegründet.

DIE KULTUR DER STADT ROM IM XIV. JAHRHUNDERT

*

GELEHRTE PÄPSTE UND KARDINÄLE. UNKULTUR ROMS. KEINE UNIVERSITÄT IN ROM. DIE PÄPSTLICHE PALASTSCHULE. INNOCENZ IV. BEFIEHLT DIE STIFTUNG EINER RECHTSSCHULE. DIE DEKRETALENSAMMLUNGEN. HERRSCHAFT DES RECHTSSTUDIUMS IM 13. JAHRHUNDERT. DIE STATUTEN DER KOMMUNEN. CARL VON ANJOU BEFIEHLT DIE GRÜNDUNG EINER UNIVERSITÄT IN ROM. URBAN IV. THOMAS VON AQUINO. BONAVENTURA. RÖMER ALS PROFESSOREN IN PARIS. BONIFACIUS VIII., DER WAHRE GRÜNDER DER RÖMISCHEN UNIVERSITÄT

Im 13. Jahrhundert überwand das Wissen die Barbarei und erschien bereits in bedeutender Gestalt. Die Menschheit überhaupt hat selten so heiße Kämpfe um hohe Güter geführt und eine so ernsthafte Geistesarbeit verrichtet. Italien nahm einen neuen Aufschwung. Mitten im Waffenlärm der Faktionen, unter fast täglichen Staatsumwälzungen, sammelten hier Rechtslehrer, Philosophen, Dichter und Künstler zahlreiche Schüler um sich her. Die Summe der Intelligenz jenes Jahrhunderts stellte sich schon in ihm oder im Anfange des folgenden in bleibenden Kulturresultaten dar. Ihre Reihe bezeichnen: das Gesetzbuch Friedrichs II.; die Statuten der Städte; die Dekretalensammlungen der Päpste; die Arbeiten der großen Juristen Accursius, Odofredus und Wilhelm Durante; die „Summa" des Scholastikers Thomas von Aquino; die Chronik des Giovanni Villani; die Werke Cimabues und Giottos; endlich das große Weltgedicht Dantes, das wahrhafte Monument des ganzen geistigen Prozesses des 13. Jahrhunderts.

Ein Reflex davon fällt auch in die Stadt Rom, obwohl dieses Haupt der Welt, aus bekannten Ursachen, fast durchaus unproduktiv blieb. Von den 18 Päpsten seit 1198 bis 1303 waren die meisten gelehrte Männer; nicht minder waren es die Kardinäle. Das fortgeschrittene Zeitalter forderte auf dem päpstlichen Thron statt Heiliger Männer der Wissenschaft, zumal des Rechts, dessen Kenntnis als das erste Erfordernis eines Regenten

sowohl auf dem Stuhle Petri, als auf dem eines Gemeindehauses galt. Innocenz III., Honorius III., Gregor IX., Innocenz IV., Urban IV., Johann XXI., Nicolaus IV. und Bonifacius VIII. würden durch ihr Wissen überall hervorgeragt haben; es ist daher natürlich, daß sie auf die geistige Kultur ihrer Zeit einigen Einfluß ausübten. Innocenz III. begann seine Laufbahn mit literarischer Tätigkeit, und wir besitzen noch seine kleine, merkwürdige Schrift „Von der Weltverachtung", das düstere Buch nicht eines philosophischen, sondern eines religiösen Geistes, welcher darin seinen Tribut an die mönchische Richtung der Zeit bezahlt, um sodann seinen ehrgeizigen Herrscherwillen nicht mehr von ihr behindern zu lassen.

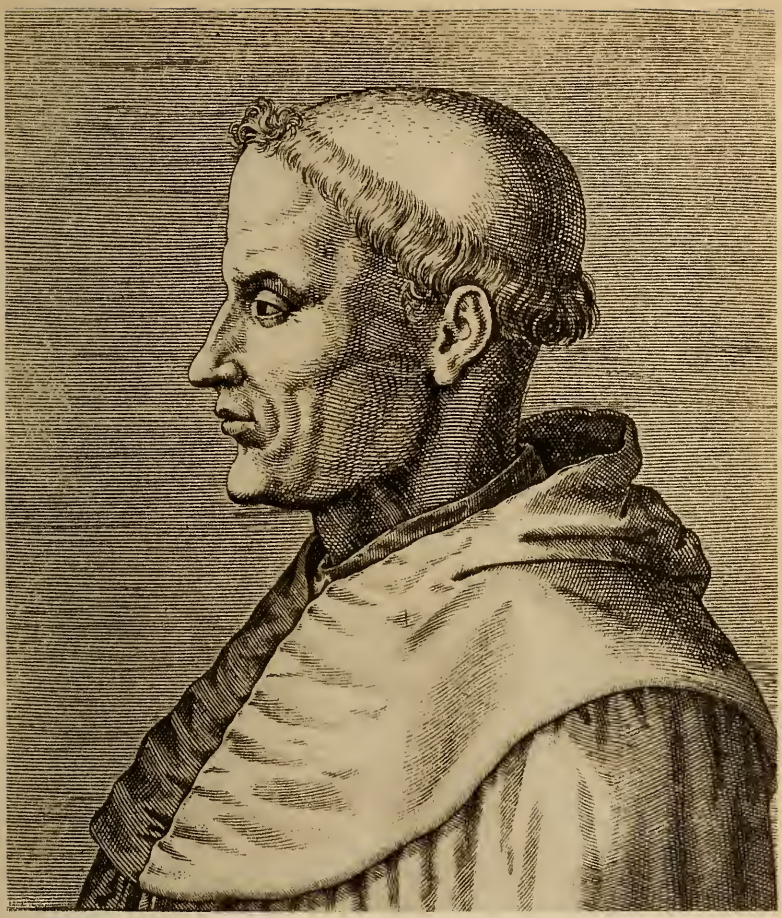
Rom war freilich nicht die Quelle, aus welcher Päpste und Kardinäle ihre Bildung schöpften; die Hauptstadt der Christenheit blieb vielmehr nach wie vor hinter geringen Städten in der Kultur zurück und ihr Volk unter Trümmern zu beschämender Unwissenheit verdammt. Es bestand auch im 13. Jahrhundert hier keine gelehrte Schule. Die edlen Römer schickten ihre Söhne nach Paris, wo sie Scholastik studierten und die akademischen Grade des Magisters erwarben. Von dort pflegte man nach Bologna zu gehen, denn diese Universität war die erste Rechtsschule Europas. Aus allen Ländern kamen Studierende (oft 10 000 an Zahl) dorthin, die Vorträge eines Azzo, Accursius, Odofredus und Dino zu hören. Die Päpste sandten an diese Hochschule sogar ihre Dekretalensammlungen und Friedrich II. seine Gesetze, um ihnen in der Welt Verbreitung und die Autorität der Wissenschaft zu geben. Seit 1222 begann auch Padua zu glänzen; seit 1224 Neapel. Auch in andern Städten bildeten sich höhere Schulen, bleibend oder vorübergehend, wenn politische Umwälzungen, Zwist oder Eifersucht berühmte Lehrer zur Auswanderung trieben. Nur Rom hatte keine Universität. Die Päpste sträubten sich wohl, sie zu gründen, weil sowohl die steigende Bildung überhaupt, als die Aufregung der Geister beim Zusammenfluß einer zahlreichen Jugend in ihrer Hauptstadt ihnen gefährlich schien. Die stiefmütterliche Behandlung Roms kann wenigstens aus örtlichen Ursachen nicht hinreichend erklärt werden, weder durch Mangel an wissenschaftlichem Triebe, denn Römer studierten zahlreich im Auslande, noch durch die fiebervolle Öde der Stadt, denn in Rom, dem Vaterlande der Welt, hielten sich trotz der Malaria sehr viele Fremde jahrüber auf.

In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wird nichts von Bibliotheken, nicht einmal von jener alten im Lateran gehört,

wo kein Bibliothekar mehr auch nur mit Namen aufzufinden ist. Innocenz III. pflegte Paris und Bologna durch Privilegien, aber er stiftete keine Schule in seiner eignen Vaterstadt. Er gab auf dem Konzil des Jahres 1215 nur das allgemeine Gesetz, Kathedralschulen zu errichten, und Honorius III. befahl, daß die Kapitel junge Leute an die Universitäten schicken sollten. Dieser gebildete Papst setzte einen Bischof ab, welcher den Donatus nicht gelesen hatte, aber seine Erneuerung der päpstlichen Palastschule für scholastische Theologie reicht keineswegs hin, ihn als Beförderer der Wissenschaft in Rom erscheinen zu lassen.

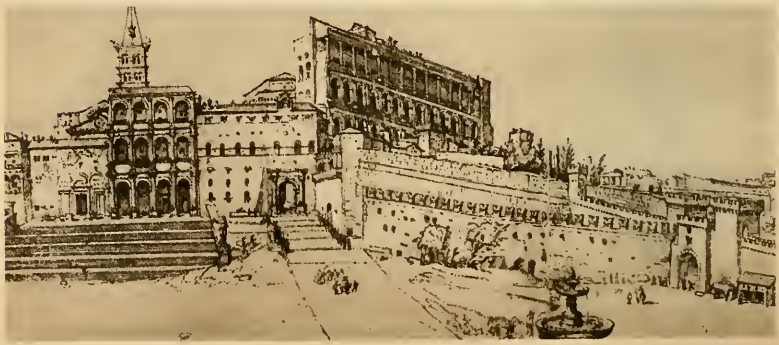
Das Studium im Auslande war für die Römer kostbar und weitläufig, zumal wenn es nur galt, das Wissen gewöhnlicher Grade zu erlangen. Das Bedürfnis einer eigenen Schule beider Rechte wurde um so fühlbarer, je mehr Rechtsgelehrte die Kurie und die städtischen Tribunale bedurften. Es zwang endlich Innocenz IV. (wahrscheinlich war er selbst Professor in Bologna gewesen), die Errichtung einer öffentlichen Rechtsschule, jedoch nur in Verbindung mit der Schule des päpstlichen Palastes, anzuordnen. Er gab ihr die Privilegien einer Universität, und so entstand ein dürftiges Schattenbild der großen Rechtsschulen Ulpians und Papinians wieder in Rom. Auf das Recht allein bezog sich die Sorge der Päpste. Die römische Kurie hatte seit Innocenz III. alle kirchliche Gerichtsbarkeit in sich vereinigt, alle nur irgend beträchtlichen Entscheidungen nach Rom gezogen; sie war das allgemeine Rechtstribunal in der christlichen Welt. Die päpstliche Justiz entschied zahllose Prozesse und zog daraus unermeßliche Einkünfte; der oberste Gerichtshof, die Ruota, war schon im 12. Jahrhundert von europäischer Geltung. Es wurde nun dringendes Bedürfnis, die Konstitutionen der Päpste geordnet zusammenzustellen, und so entstand der Kodex des Kirchenrechts, das berühmte und berüchtigte Erzeugnis der römischen Jurisprudenz im Mittelalter.

Außer dem „Dekretum“ Grazians, der ersten großen Sammlung des kanonischen Rechts im 12. Jahrhundert, gab es zur Zeit Innocenz III. drei sogenannte Dekretalensammlungen; er fügte ihnen die vierte, Honorius III. die fünfte hinzu; und diese fünf Bücher ließ hierauf Gregor IX. in ein vollständiges Gesetzbuch vereinigen, durch den spanischen Dominikaner Raimund da Pennafort, den er nach Rom berief. Er veröffentlichte seinen Kodex im Jahre 1234, und ihm fügte Bonifacius VIII. im Jahre 1298 noch ein sechstes Buch hinzu, zu welchem Zweck ihm Dino da Mugello aus Bologna behilflich war. Die Redaktion des Fun-



Thomas von Aquino. Nach einem Stich von Philippus Gallaeus

Rom, St. Peter und der Vatikan am Anfang des 19. Jahrhunderts.



Der Vatikan. Nach einer Zeichnung von Marten von Heemskerck (16. Jahrh.)

damentalgesetzbuchs der Kirche gehört also der Zeit an, wo sie selbst die Höhe ihrer Macht erstiegen hatte. Sie gab dadurch ihrer monarchischen Gewalt eine unumstößliche Grundlage der Autorität, ähnlich wie der Riesenbau des alten kaiserlichen Rom sich im Rechtskodex vollendet hatte. In diesen Dekretalen mischten sich weise Gesetze mit Erdichtungen und Fälschungen, welche erst die moderne Kritik entlarvt hat. Das kanonische Recht beschäftigte jetzt die Welt in gleichem Maße, wie das justinianische Gesetzbuch. Es fand zahlreiche Kommentatoren. Seine Kenntnis war das eifrigste Bestreben des Klerus, weil der sicherste Weg zur Kardinalswürde und zum Papsttum selbst. Die Legaten, die Rektoren des Kirchenstaats mußten ausgezeichnete Rechtsgelehrte sein. Der Provenzale Wilhelm Durante, welcher sich ganz in Italien gebildet hatte, Professor des Rechts in Bologna und Modena und weltberühmt als Verfasser des „Speculum", verdankte es nur dieser Wissenschaft, daß ihn Bonifacius VIII. zum Grafen der Romagna ernannte.

Die Rechtswissenschaft entsprach durchaus dem realistischen Geiste der Italiener. Sie war ihr angestammtes Besitztum seit den Römerzeiten und das tägliche Bedürfnis in allen staatlichen, kirchlichen und persönlichen Verhältnissen. Aus dem römischen Kaiserrecht bewiesen die deutschen Könige ihre legitime Cäsargewalt; Juristenschwärme erfüllten ihren Hof. Aus dem Kirchenrecht bewiesen die Päpste ihre Universalgewalt, und ihre Kurie war von Juristen überfüllt. Die Kämpfe zwischen Kirche und Reich waren Kämpfe von Recht gegen Recht. Die besten Streiter Friedrichs II., welcher Sizilien durch ein Rechtsbuch von der päpstlichen Herrschaft befreite, waren seine gelehrten Hofrichter, und dem Papst galt es einem Siege gleich, als der Jurist Roffred von Benevent die Dienste des Kaisers verließ. Die Nationalmonarchie kämpfte gegen das Papsttum mit den Waffen der Legisten; die Rechtsgelehrten Philipps des Schönen waren dessen Werkzeuge zum Sturze Bonifacius VIII., und die theokratische Gewalt der römischen Kirche wurde endlich durch das Staatsrecht zu Fall gebracht.

Während Päpste und Könige Gesetze sammelten, befanden sich in gleich eifriger Tätigkeit die Republiken. Ihre Kommunalschreiber schrieben die Edikte der Magistrate nieder; ihre Protokollführer verzeichneten den Inhalt jeder Ratssitzung auf Heften von Baumwollpapier; ihre Reformatoren sammelten die Gemeindebeschlüsse und legten sie als das Buch der Verfassung in das Archiv des Stadthauses nieder. Jede Republik besaß ihr Archiv und hielt es oft sorgsamer, als es damals Könige mit den

ihrigen taten. Noch heute erfüllen Reste italienischer Archive den Forscher mit Achtung vor dem praktischen wie staatsmännischen Geist jenes Städtetums in einer Zeit, wo im übrigen Europa nichts Ähnliches gefunden wurde. Die ältesten Gemeindestatuten gehören schon dem 12. Jahrhundert an, wie die von Pistoja, Genua und Pisa, aber die Ausbildung der städtischen Konstitutionen fällt in die erste Hälfte des 13. Säkulum, und sie zieht sich bis ins 15. hinein. Kaum gab es ein Kastell, welches nicht seine auf Pergament sauber geschriebenen Statuten besaß. Mailand, Ferrara, Modena, Verona, andre Städte Lombardiens, redigierten solche im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts; Venedig reformierte sie unter dem Dogen Jacopo Tiepolo im Jahre 1248; Bologna veröffentlichte sie im Jahre 1250. Die sorgsame Wissenschaft unserer Gegenwart sammelt, ediert und kommentiert diese Denkmäler eines freien und glänzenden Bürgertums, aber leider hat sie ihnen die ältesten Statuten Roms nicht beifügen können. Seit der Wiederherstellung des Senats hatten die Vorsteher der kapitolischen Gemeinde, je nach dem Bedürfnis, einzelne Gesetze gemacht und erlassen, doch wir haben keine Kunde, daß dieselben schon im 13. Jahrhundert, wie es in Städten Norditaliens geschah, zu einem Kodex vereinigt worden sind. Erst seit 1877 hat man angefangen, diesen wichtigen Bestandteil des römischen Gemeindelebens im Mittelalter zu untersuchen. Aber das älteste Statutenbuch Roms ist nicht aufgefunden worden. Die Kodizes, die bisher bekannt geworden, sind spätere Redaktionen; ihre Schrift reicht nicht über den Anfang des 15. Jahrhunderts hinauf.

Die Stadt Rom besaß noch um 1265 weder eine öffentliche Rechtsschule, noch überhaupt eine Universität. Das Dekret Innocenz IV. bezog sich nur auf die Schule des Palastes, welche den Päpsten überall folgte, wo sie ihre Residenz aufschlugen. Wäre das nicht der Fall gewesen, so würde Carl von Anjou sich auf die Verordnung jenes Papstes berufen haben. Der Tyrann Siziliens erscheint nämlich in einer unerwartet menschlichen Gestalt, als Stifter einer Universität (studium generale) in Rom. Zum Dank für seine Berufung zum Senator erklärte er am 14. Oktober 1265 durch ein Edikt, daß er beschlossen habe, Rom, die Herrin der Welt, mit einem „Allgemeinen Studium" beider Rechte und der liberalen Wissenschaften zu zieren und diesem alle Privilegien einer Universität zu erteilen. Die anjovinische Stiftung lehnte sich demnach keineswegs an den Beschluß Innocenz IV. an, weil sie ein Studium Urbis sein sollte, aber sie fand einigen Boden in den freundlichen Bemühungen Urbans IV.,

eines Mannes, der das Wissen förderte und der erste Papst war, welcher Verständnis für die heidnische Philosophie besaß. Er hatte den damals berühmten Mathematiker Campanus von Novara zu seinem Kapellan gemacht, ermunterte dessen Studien und empfing die Widmung von dessen astronomischen Schriften. Er umgab sich gern mit Gelehrten und hörte ihren Gesprächen zu. Er berief Thomas von Aquino nach Rom und forderte ihn auf, die Schriften des Aristoteles zu erklären, welche schon seit dem 12. Jahrhundert aus dem Griechischen wie Arabischen übersetzt wurden und deren Studium auch Friedrich II. gepflegt hatte. Thomas, vom Stamme alter Langobardengrafen Aquinos, Dominikaner, in Paris gebildet, Schüler des Albertus Magnus in Köln, verließ seinen Pariser Lehrstuhl und begab sich im Jahre 1261 nach Rom. Der große Scholastiker lehrte an der Palastschule Philosophie und Moral bis 1269, teils in Rom, teils in den Städten, wo die Päpste Hof hielten. Zwei Jahre lang wirkte er wieder in Paris und kehrte 1271 nach Rom zurück, doch nur für kurze Zeit, weil ihn Carl I. nach Neapel berief. Der geniale Mann starb schon im Jahre 1274 im Kloster zu Fossanova, und bald darauf starb in Lyon auch der große Mystiker Bonaventura von Bagnorea, der Stolz der Minoriten, deren General er war, berühmt als Kommentator des Meister der Sentenzen. Er hatte lange Zeit in Paris gelehrt und mochte auch vorübergehend in Rom Vorträge gehalten haben.

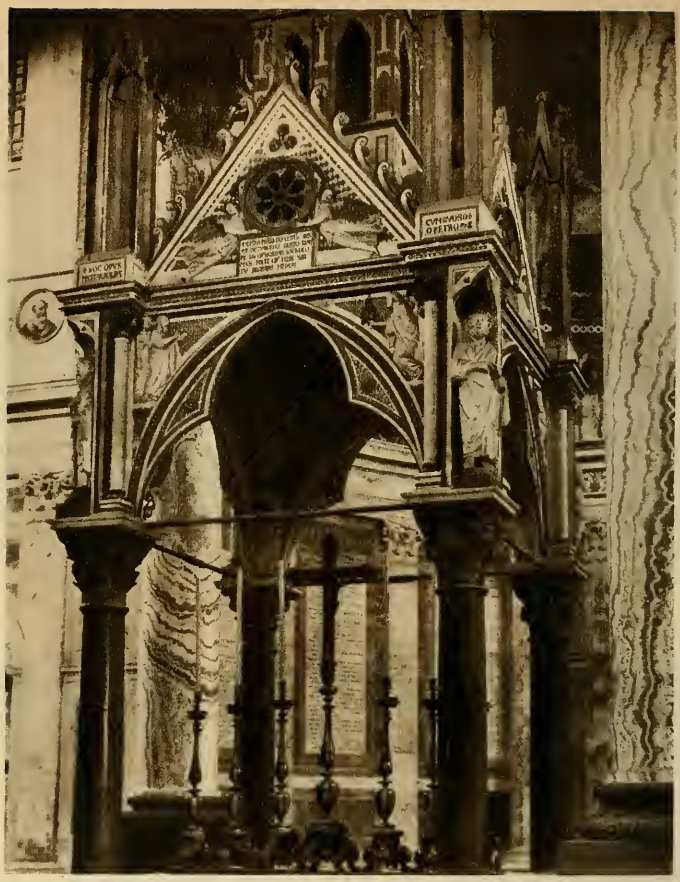
Thomas erkannte bald, daß die Scholastik hier keinen Boden hatte. Rom war nie die Heimat der Philosophie; das abstrakte Denken blieb den Menschen des Rechtsbegriffs und des praktischen Wollens fremd; die Scholastik beschäftigte überhaupt in Italien nur vorübergehend die Geister. Die großen Genies der Spekulation, welche dieses Land erzeugte, wanderten nach Paris, wie schon im 12. Jahrhundert Petrus Lombardus, im 13. Thomas und Bonaventura. Talentvolle Römer selbst fanden keine Stätte für ihre Wirksamkeit in Rom, sondern sie zogen es vor, an ausländischen Universitäten zu lehren. Es finden sich mehrere Römer als Lehrer besonders an der Pariser Hochschule, so Anibaldo degli Anibaldi (1257—1260), Romano Orsini im Jahre 1271, ferner Egidius Colonna und Jacob Stefaneschi zur Zeit Bonifacius VIII. Kein Papst hielt diese Männer fest; kein Senator berief sie auf den Lehrstuhl ihrer Vaterstadt. Dagegen fanden sich gelehrte Ausländer am päpstlichen Hofe, welche sich mit Philosophie, Astronomie, Mathematik und Medizin beschäftigten und griechische wie arabische Werke ins Lateinische übersetzten. Wilhelm von Moerbeke (Guglielmus de Morbeka), ein

Dominikaner aus Flandern, hatte in Griechenland griechisch und dann auch arabisch gelernt; er wurde Kaplan und Pönitentiar Clemens IV., bei welchem er sich im Jahre 1268 in Viterbo befand; er begleitete Gregor X. zum Konzil in Lyon und ging im Jahre 1278 als Erzbischof nach Korinth, wo er um das Jahr 1300 starb. Dieser sprachkundige Mann übersetzte wortgetreu die Rhetorik und Politik des Aristoteles und wahrscheinlich noch manche Schriften desselben ins Lateinische. Auf seine Anregung übersetzte ein Pole, vielleicht deutscher Abkunft, Witulo-Thuringo Polonus, mit welchem sich Moerbeke in Rom befreundete, das Werk eines Arabers über die Optik ins Lateinische.

Das von Carl I. befohlene Studium gab, wenn es wirklich errichtet wurde, kein Lebenszeichen von sich, und keinem der Päpste seit Urban IV. fiel es ein, die Hauptstadt der Welt mit einer Hochschule auszustatten. Erst Bonifacius VIII. gründete die römische Universität, welche heute Sapienza heißt. Er verordnete ein Generalstudium für alle Fakultäten, und seine Bulle lehrt, daß er diese Anstalt völlig neu erschuf. Er bewilligte den Doktoren und Scholaren eigene Gerichtsbarkeit unter selbsterwählten Rektoren, befreite sie von Abgaben und gab ihnen alle Privilegien einer Hochschule. Die Gründung dieser Universität, welche von der Stadtgemeinde aus den Renten Tivolis und Rispampanos unterhalten wurde, ziert das Andenken jenes Papstes mit bleibendem Ruhm. Er erließ die Stiftungsbulle zu Anagni am 6. Juni 1303, wenige Monate vor seinem Fall. Sie ist sein bester Abschiedsbrief an Rom. Daß derselbe Papst auch für die vernachlässigte päpstliche Bibliothek Sorge getragen hat, beweist das im Jahre 1295 angefertigte Verzeichnis der im päpstlichen Schatz befindlichen Handschriften.

Basilica di S. Paolo fuori le mura

S. Paolo, Kreuzgang



S. Paolo, Tabernakel

Basilica di S. Lorenzo fuori le mura

GESCHICHTSCHREIBUNG. ROM OHNE GESCHICHTSCHREIBER, OHNE STADTANNALEN. DAS KAPITOLISCHE ARCHIV OHNE DOKUMENTE DES MITTELALTERS. HISTORIOGRAPHIEN DER PÄPSTE UND DER KIRCHE. SABA MALASPINA. JOHANN COLONNA. EGIDIUS COLONNA. SEIN TRAKTAT VON DER „REGIERUNG DER FÜRSTEN". DER OCULUS PASTORALIS. DIE POETEN. DIE DICHTUNG DER FRANZISKANER. FRA JACOPONE. DIE RÖMISCHE VULGÄRSPRACHE. DER KARDINAL JACOB STEFANESCHI, DICHTER UND MÄCEN.

Neben der Rechtswissenschaft nahm auch die Geschichtschreibung in Italien einen bedeutenden Aufschwung. Sie blühte im Königreich Sizilien unter den Hohenstaufen, während in Nord- und Mittelitalien Chronisten aus eigenem Antriebe oder amtlich beauftragt die Annalen ihrer Freistädte niederschrieben. Florenz stellte bald den ersten Geschichtschreiber in der Sprache Toscanas auf, Giovanni Villani.

Bei dieser Fülle von Historikern ist es befremdend, daß Rom auch während des 12. Jahrhunderts deren kaum einen hervorbrachte. Wir bemerken es mit Staunen, daß wir die besten Nachrichten über die römische Stadtgeschichte aus Chronisten Englands schöpfen müssen. Über die Zustände der Römer waren Roger von Hoveden und Mathäus Paris, wie schon früher Wilhelm von Malmesbury, und war Wilhelm von Nangis in Frankreich besser unterrichtet als italienische Chronisten selbst. Die Engländer, welche damals in lebhaftem Verkehr mit Rom standen, besaßen schon den auf die Welt gerichteten Sinn ruhiger Beobachtung, während die italienische Geschichtschreibung den Charakter ihrer nationalen Zersplitterung trug und daher Städtechronik blieb. Der römische Senat faßte nicht den Gedanken, einem Schreiber die Ausführung eines Annalenwerkes zu übertragen, wie dies Genua tat; noch irgendein Römer den Plan, die Geschichte seiner Vaterstadt niederzuschreiben, wie Giovanni Villani in Florenz und andere patriotisch gesinnte Bürger selbst in kleineren Gemeinden Italiens.

Der Mangel römischer Annalen erklärt sich jedoch durch einige Ursachen. Eine solche Aufgabe war schwieriger als die Chronik jeder andern Stadt, weil die welthistorischen Bezüge Roms ihr zu große Verhältnisse gaben. Die Republik des Kapitols besaß weder die kraftvolle Individualität, noch die Freiheit anderer Städte. Ein bürgerlicher Geschichtschreiber Roms konnte

nicht unabhängig schreiben, ohne mit dem weltlichen Papsttum in Streit zu geraten. Wir werden daher wahrnehmen, daß die Anfänge der römischen Stadtannalen erst der Zeit angehören, wo die Päpste in Avignon wohnten. Es gibt keine Stadtchronik im 13. Jahrhundert, und ihr Mangel kann nicht mehr durch Dokumente des städtischen Archivs ersetzt werden, denn diese fehlen. Während selbst Mittelstädte Umbriens und des Patrimonium, wie Viterbo und Todi, Perugia und Orvieto, selbst Narni und Terni noch große Reste von Akten ihrer republikanischen Epoche bewahrt haben, während in ihren Archiven sich sauber auf Pergament zusammengetragene Regesten und die Protokolle der Ratssitzungen (libri deliberationum) vorfinden, enthält das kapitolische Archiv nichts mehr von Urkunden der Art, an denen es doch einst reicher war als alle jene Städte.

Nur zu einem kleinen Teil kann die Stadtgeschichte aus den „Leben der Päpste" ergänzt werden. Die päpstlichen Schreiber durften sie nicht umgehen, aber sie behandelten sie oberflächlich und entschieden feindlich. Das alte offizielle Buch der Päpste, welches im 12. Jahrhundert Petrus Pisanus, Pandulf und der Kardinal Boso fortsetzten, war mehrfach unterbrochen und in der letzten Zeit lückenhaft geblieben. Mit Innocenz III. beginnt eine andere, doch unterbrochene Reihe von Fortsetzungen der Papstannalen oder von Biographien, welche aus der amtlichen Kanzlei geschöpft sind, und die Akten dieser haben sich vom Jahr 1198 ab bis auf unsere Zeit als „Regesten der Päpste" fast vollständig erhalten. „Die Taten Innocenz III." beginnen jene Reihe. Der ungenannte Autor behandelt schon sehr ausführlich die Weltverhältnisse, namentlich den Orient und Sizilien, er wirft keinen Blick auf Deutschland und redet ohne Klarheit und Zusammenhang von der römischen Stadtgeschichte. Er bricht plötzlich ab, noch vor dem Tode des Papstes.

Von einem Zeitgenossen rührt auch die amtliche Schrift über das Leben Gregors IX. her, durchdrungen von fanatischem Haß gegen Friedrich II., in biblisch gefärbtem Kurialstil. Viel bedeutender ist die Lebensgeschichte Innocenz IV. von seinem Kaplan, Nicolaus de Curbio, nachmals Bischof von Assisi, welcher an die Biographie Gregors IX. anknüpfte. Sein Buch verdient Anerkennung, obwohl es keineswegs genau und nur eine Lobschrift ist; aber bequeme Ordnung, gutes Latein und leichter Stil machen es zu einem der anziehendsten Werke dieser Gattung überhaupt.

Keiner der folgenden Päpste des 13. Jahrhunderts fand ähnliche Biographen. Ihre kurzen Lebensgeschichten finden sich in

den Sammlungen des 14. Jahrhunderts vom Dominikaner Bernard Guidonis und vom Augustinerprior Amalricus Augerius. Die Papstgeschichte ging in die Hände der Bettelmönche über; namentlich waren die Dominikaner fleißige Historiographen. Der Böhme Martin von Troppau oder Martinus Polonus schrieb seine Chronik der Kaiser und Päpste, ein von unsinnigen Fabeln erfülltes Handbuch, welches weltberühmt wurde und die Geschichtschreibung des Papsttums verfälschte und beherrschte. Er fand bessere Nacheiferer: den Dominikaner Ptolemäus von Lucca, der eine brauchbare Kirchengeschichte von Christi Geburt bis 1312 verfaßte, und Bernhard Guidonis, der eine Geschichte der Päpste und Kaiser schrieb. Diese Werke gehören dem folgenden Jahrhundert an und überhaupt nicht zur Kulturgeschichte der Stadt Rom.

Ein einheimischer Geschichtschreiber ziert jedoch Rom, Saba Malaspina, Dekan von Malta und Skriptor Martins IV., dessen guelfisch gefärbtes, aber doch keineswegs abhängiges Werk über den Fall der Hohenstaufen und die anjovinische Umwälzung viel Licht verbreitet hat. Seine Sprache ist dunkel und schwerfällig, aber sein Geist voll Kraft und Wahrheitsgefühl. Auch auf die städtischen Verhältnisse hat Malaspina Rücksicht genommen, und bisweilen mit patriotischem Sinn. Trotz seiner amtlichen Stellung besaß er Herzensgröße genug, seine Bewunderung für Manfred und seine Trauer um das Schicksal Conradins auszusprechen. Dieser eine Geschichtschreiber steht in der literarischen Öde Roms als seltene Erscheinung da, und er macht es tief beklagen, daß nicht auch andere Römer ihre Zeitgeschichte uns überliefert haben. Sein Zeitgenosse war Johann Colonna, Erzbischof von Messina im Jahre 1255, und im letzten Viertel des Jahrhunderts gestorben. Eine Weltchronik unter dem wunderlichen Titel Mare Historiarum ist mit Unrecht diesem Colonna zugeschrieben worden; sie gehört einem andern Giovanni Colonna aus der Mitte des 14. Jahrhunderts an. Ein dritter Colonna, Egidius (geb. um 1247), glänzte als Papist von zweifelloser Größe; er war Schüler des Thomas von Aquino, Lehrer Philipps des Schönen, Augustinergeneral, Erzbischof von Bourges. Dieser Magister der Scholastik in Paris verteidigte als Bekenner der Grundsätze des Thomas von Aquino über die Allgewalt des Papstes Bonifacius VIII. eifrig gegen den König Frankreichs. Egidius war die erste literarische Zierde jenes Hauses Colonna, welchem im 16. Jahrhundert Vittoria als Dichterin Ruhm verlieh. Er verfaßte eine große Zahl philosophischer und theologischer Werke und schrieb für Philipp von Frankreich, ehe derselbe den Thron be-

stieg, das Buch „Von der Regierung der Fürsten", eine der ältesten Schriften von der Art der „Fürstenspiegel", worin jedoch kein staatsmännischer Verstand sichtbar ist. Man kann dieser Schrift den Oculus Pastoralis an die Seite stellen, einen republikanischen Regentenspiegel, welcher in naiver Weise die Podestaten der italienischen Städte über die beste Art sie zu regieren belehrt.

Die literarischen Produkte der Römer im 13. Jahrhundert sind demnach nicht epochemachend. Ihre träge Natur wurde auch nicht von dem poetischen Feuer ergriffen, welches damals die italienische Nation zu durchströmen begann, und eines der schönsten Phänomene in der Kulturgeschichte darbietet. In Norditalien schrieben Dichter noch in der provencalischen Sprache; Albert Malaspina, Parcival Doria und der berühmte Sordello erfüllten die romanische Welt mit ihren Namen. In Sizilien wurde die lingua volgare die poetische Hofsprache der Hohenstaufen. In Bologna und Toskana traten Dichter auf, welche in das weltliche Liebeslied einen metaphysischen Geist der Reflexion ergossen. Guido Guinicelli ragte dort hervor, und der junge Dante dichtete seine Kanzone Amor che nella mente mi ragiona. In Umbrien, dem Lande empfindungsvoller Grazie, erschien Franciscus, die volkstümliche Heiligengestalt voll dichterischer Macht eines in überirdischer Liebe schwelgenden Herzens. Wenn er auch selbst nicht Dichter war (der Hymnus „Altissimo, omnipotente, bon Signore", worin alle Kreatur den Herrn der Welt verherrlicht, wird ihm, doch nicht mit voller Sicherheit, zugeschrieben), so erweckte er doch poetische Begeisterung unter seinen Jüngern. Es entstand die hymnische Franziskanerpoesie, erhaben und schwelgerisch im Gefühl, naiv in unbeholfenem Ausdruck, für schwärmerische Gemüter noch heute begeisternd. Es ist anzuerkennen, daß diese mönchischen Troubadours das Vulgär zu Ehren brachten und einen volksmäßigen Ton anschlugen, der sich indes in der Poesie Italiens nicht behauptete, sondern bald im Latinismus und der Künstelei unterging, Schwächen, welche der italienischen Dichtung bis auf unsere Tage eigen geblieben sind. Die Franziskaner dichteten auch lateinisch. Thomas von Celano schrieb die furchtbar erhabene Hymne Dies Irae, und Jacopone von Todi das berühmte Stabat Mater, diese großartigen Tönefiguren vom Weltgericht und der Passion, welche später berühmte Maler in Farben übertrugen. Fra Jacopone, der Poet und Demagog der spiritualen Armutsgenossenschaft, erhob sich gegen Bonifacius VIII. und brandmarkte ihn mit Versen, wie Dante bald nach ihm. Er war der größte Dichter der Fran-

ziskanerschule, von echtem poetischen Genie und dem Feuer schöpferischer Leidenschaft durchdrungen.

In Rom finden wir keinen Liederdichter jener Zeit. Die alte Handschrift im Vatikan, welche die Poesien der ersten Jahrhunderte vulgärer Dichtung enthält, nennt keinen römischen Namen neben Don Arrigo, dem Senator von Rom und Infanten Kastiliens. Die Volkssprache, die sich in Italien als vulgare illustre so glücklich ausbildete, fand in Rom keine Kultur. Das Latein blieb hier die Sprache der Kirche, des Rechts, der bürgerlichen Verhandlung. Keine Vulgärinschrift zeigt sich unter den vielen Grabschriften jener Zeit, welche meistens noch die schon altertümliche leoninische Form festhalten. Die Römer blickten geringschätzend auf die Vulgärsprache, und Dante nannte wiederum mit beleidigender Verachtung ihren Stadtdialekt, „die triste Sprache der Römer", roh und abscheulich wie ihre Sitten; er verglich ihn mit der Sprache der Marken und Spoletos. Dies war ohne Zweifel übertrieben; denn sollte die römische Vulgärsprache wirklich roher gewesen sein als der von Dante so auffallend gepriesene Dialekt der Bolognesen?

Wir besitzen jedoch lateinische Gedichte eines Römers aus der Zeit Bonifacius VIII., des Kardinals Jacob vom alten Trasteverinergeschlecht der Stefaneschi. Er erzählt mit Genugtuung, daß er in Paris die liberalen Wissenschaften, in Bologna die Rechte, und für sich selbst Lucan und Virgil studiert habe, um sie als Vorbilder zu benutzen. Dies Geständnis mag beweisen, daß die klassischen Studien damals nicht in blühenden Schulen gelehrt wurden; wenigstens hören wir nichts davon in Rom, während in Toscana und Bologna Buoncompagni und Brunetto Latini sich darin Ruhm erwarben. Jacob Stefaneschi besang in drei Dichtungen das ruhmlose Leben Cölestins V., und die Thronbesteigung Bonifacius VIII., welchem er die Kardinalswürde verdankte und dessen Andenken er mannhaft verteidigte; er schrieb außerdem eine Schrift über das Jubiläum des Jahres 1300 und einen Traktat über das römische Kirchenzeremoniell. Seine Werke sind kostbare Beitäge zur Geschichte der Zeit, doch seine gequälte Muse ist nur die Sklavin gelehrter Pedanterie. Seine Sprache, selbst in der Prosa, erscheint von so hieroglyphischer Natur und so barbarisch verworren, daß sie geradezu Staunen erregt und auf Rechnung einer unnatürlichen Bizarrheit gesetzt werden muß. Der Kardinal schrieb bereits in Avignon, wo er im Jahre 1343 starb. Er war ein Freund der Wissenschaften und auch ein Mäzen der Künstler, unter denen er das Genie Giottos erkannte und pflegte. Dieser verdiente Römer glänzt am Ende

des 13. und Anfange des 14. Jahrhunderts durch eine so vielseitige Bildung, daß er schon in die humanistische Periode Petrarcas hinübergreift.

KIRCHENBAUTEN. S. PETER UND DER VATIKAN. S. PAUL. LATERAN. DIE KAPELLE SANCTA SANCTORUM. S. LORENZO. S. SABINA. HOSPITÄLER. S. SPIRITO. S. THOMAS IN FORMIS. DAS HOSPITAL AM LATERAN. SAN ANTONIO ABBATE. DAS GOTISCHE KUNSTPRINZIP. S. MARIA SOPRA MINERVA. CASAMARI, FOSSANOVA. GOTISCHE TABERNAKEL. DIE KÜNSTLERFAMILIE DER COSMATEN. VASSALETUS. GRABMÄLER. CHARAKTER DER RÖMISCHEN MONUMENTALSCHRIFT.

Auch unter den Päpsten jenes Zeitalters gab es Förderer der Kunst. Keiner war freigebiger als Innocenz III. In dem langen Register seiner Weihgeschenke fehlt kaum eine römische Kirche, und überhaupt nahm er eine allgemeine Wiederherstellung der Basiliken vor. Im S. Peter schmückte er die Tribüne mit Mosaiken, welche erst mit der alten Basilika untergegangen sind, auch stellte er den durch Barbarossa verwüsteten Vorhof wieder her. Seine Restauration vollendeten Honorius III. und Gregor IX. Dieser zierte die Fassade des Doms mit einem Mosaikgemälde, welches Christus zwischen der Madonna und S. Petrus, die vier Evangelisten und ihn selbst zu Füßen des Heilands darstellte. Diese Mosaiken erhielten sich bis auf die Zeit Pauls V. Am vatikanischen Palast setzte Innocenz III. die Anlagen seiner Vorgänger fort, errichtete einen größeren Bau und umgab ihn mit Mauern und Eingangstürmen. Da die Unruhen in Rom, wo der Lateran Schauplatz wütender Stadtkriege wurde, eine befestigte Wohnung der Päpste am S. Peter zum Bedürfnis machten, richteten sie sich dort seit dem 13. Jahrhundert eine Residenz ein. Nach seiner Rückkehr aus Lyon baute erst Innocenz IV. am vatikanischen Palast weiter, und dann setzte ihn der prachtliebende Nicolaus III. seit 1278 fort, wozu er die Baumeister Fra Sisto und Fra Ristori aus Florenz in seine Dienste nahm. Er machte den Zugang zum Vatikan frei und legte die dortigen Gärten an, die er mit Mauern und Türmen umgeben ließ. Man nannte sie das viridarium novum, und davon erhielt das Tor bei S. Peter den Namen Porta viridaria. So erwachte auch der Natursinn wieder; zum erstenmal nach Jahrhunderten

sah Rom die Anlage eines Parks. Nicolaus III. ist der erste Gründer der vatikanischen Residenz in ihrer geschichtlichen Gestalt.

Auch die Basilika S. Paul wurde wiederholt restauriert und ausgeschmückt. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstand dort der herrliche Klosterhof, der schönste Bau dieser Art in Rom, wohl ein Werk der Cosmaten. Ihm ähnlich und noch schöner ist der Hof im Lateran aus derselben Zeit.

Die lateranische Mutterkirche wurde bald nach der Verlegung des Papsttums nach Avignon von einem Brande verzehrt und enthält demnach heute nur wenige Denkmäler des 13. Jahrhunderts. Nicolaus III. restaurierte sie, wie den dortigen Palast, wo er die Kapelle Sancta Sanctorum neu erbauen ließ. Der Leser dieser Geschichten weiß, daß sie die Hauskapelle der Päpste war, worin die feierlichsten Handlungen zumal am Osterfest vollzogen wurden. Sie verwahrte die angesehensten Reliquien, das „nicht von Händen gemachte" Bildnis des Salvator, und die Häupter der Apostelfürsten. Der anmutige Neubau Nicolaus III., innen mit Marmor bekleidet, mit gewundenen Säulen unter gotischen Giebeln verziert und mit Mosaiken und Malereien ausgeschmückt, besteht noch als der einzige Überrest des alten lateranischen Palastes. Dieser selbst war schon von Gregor IX. neu ausgebaut und befestigt worden. Nach ihm aber führte Nicolaus III. den Bau fort. Die Päpste begnügten sich indes nicht mehr mit den Residenzen im Vatikan und Lateran; Honorius IV. baute sich eine bei der S. Sabina, Nicolaus IV. eine andere bei S. Maria Maggiore. Selbst draußen, zu Montefiascone, Terni, Viterbo, Soriano legten die Päpste Villen und Paläste an, und diese steigende Prachtliebe zog ihnen von mancher Seite Tadel zu, weil man darin zu viel Weltlichkeit oder zu viel Nepotismus sah.

Bemerkenswert ist der Bau Honorius III. in S. Lorenzo vor den Mauern, wo er die beiden alten Basiliken vereinigte, das heilige Presbyterium einrichtete und die Vorhalle anlegte. Das Entstehen ferner von Klöstern der Bettelorden ist bemerkt worden. Aber auch diese Bauten waren nur Erweiterungen schon vorhandener, vielleicht mit Ausnahme des Klosters der S. Sabina, welches Dominicus gründete, und wo sich ebenfalls ein Hof römischen Stils befindet.

Die rühmlichste Tätigkeit der Päpste gehörte den wohltätigen Anstalten. Innocenz III. stiftete das Hospital und Findelhaus von S. Spirito, wozu ihn ein Traumbild aufforderte, oder der Spott der Römer veranlaßte, welche ihn tadelten, daß er für die

ehrgeizigen Zwecke seines Hauses den Riesenturm Conti hatte erbauen lassen. Er errichtete dasselbe neben S. Maria in Sassia, wo einst der König Ina ein Pilgerhospiz (schola Saxonum) gegründet hatte, und übergab es im Jahre 1204 der Verwaltung des Provenzalen Guido, des Stifters eines Hospitalordens zu Montpellier unter dem Titel vom heiligen Geist. So verwandelte sich das alte Angelsachsenhaus in das Hospital S. Spirito, und dieser Name ging auf die Kirche selbst über. Die Anstalt wurde von späteren Päpsten erweitert und zum großartigsten Institut dieser Gattung in der Welt gemacht.

Einige Jahre früher entstand das Hospital S. Thomas auf dem Cölius, beim Bogen des Dolabella, von der dortigen Wasserleitung in Formis genannt; Innocenz III. übergab es dem Nizzarden Johann von Matha, welcher den Orden der Trinitarier zum Zweck des Loskaufs von Christensklaven gestiftet hatte. Die kleine Kirche besteht noch in veränderter Gestalt, während sich vom Hospital nur ein Rest des alten Portals am Eingang der Villa Mattei erhalten hat. Ein drittes Krankenhaus gründete im Jahre 1216 der Kardinal Johann Colonna am Lateran, wo es noch dauert; ein viertes, S. Antonio Abbate bei S. Maria Maggiore, stiftete der Kardinal Petrus Capocci. Die vom Entzündungsfeuer des heiligen Antonius Befallenen fanden dort Pflege bei Brüdern eines Ordens, welcher in Südfrankreich entstanden war. Dies Hospital ist eingegangen, und nur das alte Marmorportal im Rundbogenstil lehrt, daß es einst ein nicht geringer Bau gewesen ist.

Im ganzen zeigt sich auch während des 13. Jahrhunderts in der kirchlichen Architektur Roms kein großartiger Sinn. Das Bedürfnis neuer Bauten war nicht vorhanden, die Restauration der alten Basiliken gab vollauf zu tun. Rom hatte keine großen Kirchen mehr in Zeiten zu schaffen, wo aus dem mächtigen Aufschwunge des Bürgertums die Prachtdome in Florenz, Siena und Orvieto entstanden. Nach der Mitte des 13. Jahrhunderts trat freilich auch hier das Prinzip der Gotik auf, wie wir es zuerst in der Kapelle Sancta Sanctorum erscheinen sahen. Dieser mystische Stil Nordfrankreichs wurde von den Bettelmönchen ergriffen, schon in der Grabkirche ihres Heiligen zu Assisi angewendet und dem italienischen Kunstgefühle angepaßt; aber die Gotik entwickelte sich in dem klassischen Rom nicht, wenn man die S. Maria sopra Minerva ausnimmt, deren Bau Nicolaus III. im Jahre 1280 durch Fra Sisto und Fra Ristori, die Architekten der S. Maria Novella in Florenz, beginnen ließ. Jene halbgotische Kirche war in langen Jahrhunderten der einzige selbständige

Neubau von einigem Belange in der Hauptstadt der christlichen Welt. Dagegen waren in Latium die Klosterkirchen zu Casamari und Fossanova in schönem gotischen Stil schon am Anfange des 13. Jahrhunderts angelegt worden.

Nur in Tabernakeln über Altären und Grabmälern wurde auch in Rom am Ende jenes Säkulum gotische Form, verbunden mit römischer Musivdekoration, vorherrschend. Die Kirchen der Stadt besitzen noch manche dieser graziösen Werke, die zu den anziehendsten Denkmälern des Mittelalters gehören. Sie sind teils Arbeiten toskanischer Meister, wie das schöne Tabernakel in S. Paul, welches Arnolfo di Cambio, der Schüler des Nicola Pisano, im Jahre 1285 verfertigt haben soll, teils Schöpfungen römischer Künstler, wie das Tabernakel in S. Maria in Cosmedin, welches der Kardinal Francesco Gaetani durch Deodatus arbeiten ließ. Schon seit dem 11. Jahrhundert waren römische Marmorarbeiter selbst in Mittel- und Süditalien tätig. Sie nannten sich Marmorarii oder arte marmoris periti, ein für Rom charakteristischer Begriff. Denn diese Stadt war mit köstlichen Marmortrümmern überstreut, ja ein wahrhaftes Carrara auch für fremde Städte. Es erzeugte sich daher hier eine eigene Kunst des Mosaizierens mit Marmorstücken, wozu auch das Vorbild antiker Haus- und Tempelmosaik fortdauernd einlud. Man riß Marmorplatten von antiken Bauten ab, man zersägte herrliche Säulen, um Material für dekorativen Schmuck zu gewinnen, namentlich für die Fußböden in den Kirchen, welche mit Stücken Porphyr, Serpentin, Giallo, weißem und schwarzem Marmor kunstvoll ausgelegt wurden. Man mosaizierte Tabernakel, Ambonen, Altäre, Grabmäler, Bischofstühle, Osterkandelaber, Säulen, Bogen und Friese in Klosterhöfen. Alle diese zum Teil zierlichen Arbeiten, namentlich die der Fußböden in Kirchen, sind die Ankläger fortdauernder Plünderung der antiken Herrlichkeit Roms, dessen Marmorfülle täglich verbraucht wurde, ohne sich jemals zu erschöpfen. Die Marmorarbeiter waren es auch, welche für ihren Bedarf die Katakomben plünderten, wodurch viele Inschriften verloren gingen.

Aus solcher römischer Steinarbeit (opus romanum) erwuchs seit dem Ende des 12. Jahrhunderts das ausgezeichnete Steinmetzengeschlecht der Cosmaten und wurde von einheimischer Bedeutung für die Kunst. Diese Familie, deren Tätigkeit ein ganzes Jahrhundert aufüllt, stammte von einem Meister Laurentius ab, der mit seinem Sohne Jacobus um das Jahr 1180 zuerst sichtbar wird. Dann blühte sie in Söhnen und Enkeln durch mehrere Generationen fort unter dem Namen Cosmas, Johannes,

Lucas, Deodat. Obwohl sich der Name Cosmas in dieser Künstlerfamilie nur einmal zu finden scheint, hat man sie doch wunderlicherweise nach ihm benannt. Wenn auch die Arbeiten der Cosmaten nicht den Ruhm eines Nicola und Giovanni, eines Arnolfo, Cimabue und Giotto erreichten, so veredelten sie doch Rom durch eine originale Kunstschule, und sie erfüllten Latium, Tuscien, selbst Umbrien mit Werken, die ihrer Natur nach Architektur, Skulptur und musivische Malerei vereinigten, wie Tabernakel, Ambonen, Grabmäler, Portiken und Klosterhöfe. Das Geschlecht und die Schule der Cosmaten erloschen in Rom zu derselben Zeit, als das Papsttum, welches die Kunst zu fördern begonnen hatte, aus der Stadt nach Frankreich entwich, und sie wie ihre Wirkungen verschlang das Dunkel der römischen Verlassenheit infolge des avignonischen Exils. Eine andere neben den Cosmaten in Rom blühende Schule hatte dasselbe Schicksal. Ihr Haupt war Bassallectus oder Vassalletus, welchem der schöne Klosterhof des Lateran zugeschrieben wird.

Sehr hervortretend in Rom sind die Grabmäler, welche freilich meist nur der hohen Geistlichkeit angehören. Der Gebrauch, antike Sarkophage zu benutzen, dauerte noch fort, doch wurden infolge des Aufschwunges der Pisaner Schule auch selbständige Mausoleen errichtet. Als Innocenz V. gestorben war, befahl Carl seinem Kämmerer, in Rom nachzuforschen, ob sich ein Porphyrsarkophag für die Bestattung jenes Papstes auftreiben lasse, wo nicht, ihm ein schönes Grabmal fertigen zu lassen. Kein Monument berühmter Personen aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts hat sich in Rom erhalten, wo der Untergang so vieler Grabmäler, namentlich in S. Johann und in S. Peter, zu beklagen ist. Die Reihe der noch vorhandenen beginnt in S. Lorenzo das Grabmal des Kardinals Wilhelm Fieschi († 1256), jenes von Manfred so übel heimgeschickten Legaten Apuliens. Er liegt in einem antiken Marmorsarkophag, dessen Reliefs eine römische Hochzeit darstellen — ein wunderliches Symbol für einen Kardinal! Der mittelalterlichen Kunst gehört nur das einfache geradlinige Tabernakel an, in welchem Malereien den thronenden Christus darstellen, neben sich Innocenz IV. mit S. Laurentius, und den Kardinal mit S. Stephan. Lange und übertriebene Inschriften preisen den Toten.

Es folgt das Grabmal des Kardinals Richard Anibaldi, des berühmten Führers der Guelfen und Anhängers Carls von Anjou. Das einfache Monument, im linken Schiff des Lateran an der Wand erhoben, ist modern wie die Inschrift, aber die marmorne Figur noch die ursprüngliche. Dies Grabmal ruft die

große Hohenstaufenzeit und das Interregnum ins Gedächtnis zurück; denn Richard durchlebte als Kardinal die ganze Epoche von den Tagen Gregors IX. bis zu Gregor X. Er starb zu Lyon im Jahre 1274.

Ein anderer jüngerer Kardinal jenes Zeitalters, Ancherus von Troyes († 1286), liegt in S. Prassede in einem wohlerhaltenen Monument, welches schon den mächtigen Fortschritt der römischen Skulptur zeigt und sicherlich ein Werk der Cosmaten ist. Der Tote ruht auf einem Bett mit zierlich rikamierter Decke von Marmor, welche über kleinen Säulen herabhängt. Der Grund zwischen ihnen ist mosaiziert.

In Aracoeli finden wir die Familiengruft der Savelli. Dies edle Geschlecht baute sich dort eine Kapelle, die mit Gemälden ausgeschmückt wurde. Sie umschließt heute noch zwei Grabmäler, das der Mutter Honorius IV., worin dieser Papst selbst bestattet liegt, und das senatorische Mausoleum. Das erste ist ein selbständig gearbeiteter, mit Mosaik auf Goldgrund gezierter Sarkophag, unter einem geradlinigen Tabernakel. Auf ihm ruht die Marmorgestalt Honorius IV., eines Mannes mit schönem bartlosen Angesicht; sie ward erst von Paul III. aus dem Vatikan gebracht und auf jenen Sarkophag gelegt, worin schon die Mutter des Honorius, Vana Aldobrandeschi, bestattet lag. Das zweite Mouument verbindet in bizarrer Weise das Antike mit den Formen des Mittelalters; eine Marmorurne mit bacchischen Reliefs aus der Zeit des römischen Kunstverfalls dient zur Grundlage, worüber sich ein mosaikierter Sarkophag mit gotischem Aufsatz erhebt. Die Wappen des Hauses dreimal auf der Vorderseite; Inschriften aus verschiedener Zeit unregelmäßig eingegraben. Denn hier ruhen mehrere Saveller; zuerst der Senator Lucas, Vater des Honorius IV., des Johann und Pandulf, welchem dies Grabmal von eben diesen Söhnen errichtet ward; sodann der berühmte Senator Pandulf und seine Tochter Andrea; ferner Mabilia Savelli, die Gemahlin des Agapitus Colonna, und noch andere Familienglieder aus späteren Epochen.

In der Minerva liegt der Kardinal Latinus Malabranca, auf dessen Vorschlag Cölestin V. Papst wurde; mit ihm der Kardinal Matheus Orsini. Der Sarkophag hat die Form eines Ruhebettes, worauf die Gestalt des Toten schlummert. Der Zeit Bonifacius VIII. gehören überhaupt die schönsten Werke der Cosmatenschule an. Gerade damals arbeitete Johannes, Sohn des zweiten Cosmas, unter den Augen Giottos mehrere Grabmäler von trefflicher Erfindung, Sarkophage in gotischen Tabernakeln, worin Musive die Jungfrau nebst Heiligen über dem

Toten darstellen, dessen Schlaf zwei marmorne Engel bewachen — eine Vorstellung von solcher Grazie, wie sie später nicht mehr wieder erscheint. Das berühmteste Werk des Meisters Johannes ist das Monument Wilhelm Durantes in der Minerva, eine fein durchgeführte Arbeit. Ähnlich ist das Grabmal des Kardinals Gunsalvus von Albano vom Jahre 1299, in S. Maria Maggiore. Der Künstler schrieb seinen Namen auf ein drittes Werk der Art, das treffliche Denkmal des Kaplans Bonifacius VIII., Stephanus aus der ghibellinischen Familie der Surdi, in der S. Balbina. Ob auch das Grabmal Bonifacius VIII. in den Grotten des Vatikan eine Arbeit Johanns war, ist ungewiß. Man sieht dort den Sarkophag des Papstes mit seiner Marmorgestalt; dies Werk, einfach und kräftig, hat nicht die feine Grazie der vorhergenannten.

Die Kunst der Cosmaten nimmt ihren Abschied mit dem Grabmal des im Jahre 1302 gestorbenen Franziskanergenerals Matheus von Acquasparta in Aracoeli, welches nicht mehr den Namen Johanns trägt, überhaupt ohne Inschrift ist, aber der Schule jenes Künstlers angehört. In demselben Jahre starb der Kardinal Gerhard von Parma; sein Monument im linken Seitenschiff des Lateran, jetzt hoch an der Wand eingemauert, ist ein einfacher Sarkophag mit langer und barbarischer Inschrift in leoninischen Versen. Der Deckel, nur die eingravierte Figur des Toten zeigend, wurde später an der Wand aufgerichtet, um jene sichtbar werden zu lassen.

Wir werfen noch einen Blick auf die in römischen Kirchen so häufigen Grabplatten, merkwürdige Todeskalender von Stein, welche einst den Boden der Basiliken wie Mosaik bedeckten und jetzt nach und nach verschwinden. Seit dem 8. Jahrhundert begrub man Tote in den Kirchen. Ihre Stätte bezeichnete lange Zeit nur eine Platte am Boden, mit Namen, Todesdatum und dem Zusatz „dessen Seele in Frieden schlafen möge“. Später grub man neben der Inschrift auch das Bild einer Kerze auf den Stein; dann pflegte man, zumal seit dem 13. Jahrhundert, die Person selbst abzubilden, sei es als Relief oder im Umriß, auf einem Kissen schlummernd, die Hände über der Brust gekreuzt, die Familienwappen links und rechts neben dem Haupt; auf dem Rande der Platte die lateinische Inschrift. Die ältesten dieser Denkmäler sind meist zerstört; doch finden sich deren noch manche aus dem 13. Jahrhundert in Aracoeli, S. Cecilia, Maria sopra Minerva, Prassede, Sabina, Lorenzo in Paneperna und andern Kirchen. Bisweilen sind die Platten mit Mosaik ausgelegt. Das schönste musivische Werk dieser Art ist die Grab-

platte des Dominikanergenerals Munio de Zamora vom Jahre 1300 in der S. Sabina, eine Arbeit des Meisters Jacobus de Turrita.

Solche Monumente, die im 14. Jahrhundert immer häufiger werden, sind auch als Abbilder der Trachten ihrer Zeit merkwürdig. Außerdem zeigten sie die allmähliche Verwandlung der Schriftcharaktere, worüber wir nur dies bemerken. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts behauptete sich in Rom noch der alte epigraphische Charakter; gegen das Ende desselben wurden die Buchstaben unruhig; man bemerkt völlige Willkür in der Zeichnung namentlich des E, M, N und V. Die römische Linie nimmt Bogenform an, und das E und C beginnen sich durch einen Strich zu schließen. Am Ende des Jahrhunderts wird die Schrift schnörkelhaft. Bezeichnend für die neue Form ist das T, welches die Haken des Querbalkens tief und ausgebogen herunterzieht. Dies malerische Prinzip macht die Schrift bunt und fremdartig aussehend. Man hat solche Charaktere, welche das ganze 14. Jahrhundert beherrschen und erst im Zeitalter der Wiedergeburt verschwinden, gotisch genannt. Obwohl sie mit den Goten so wenig zu tun haben als der von ihnen genannte Kunststil, so hängen sie doch mit jener Gotik der Kunst zusammen, die gerade am Ende des 13. Jahrhunderts auch in Italien Form gewann. Sie stimmen in Inschriften mit ihr so vortrefflich, wie die arabische Schrift mit der maurischen Architektur. Sie drücken eine Verwandlung in dem ästhetischen Gefühle der Menschheit aus und stehen auch in Verbindung mit der zusammengesetzter werdenden Tracht der Zeit. Sie verhalten sich gegen die aristokratische Form der altrömischen Schrift, wie die gotische Kirche zur Basilika und wie die vulgäre Nationalsprache zum Latein.

DIE BILDENDE KUNST. SKULPTUR. DAS STANDBILD CARLS VON ANJOU AUF DEM KAPITOL. EHRENSTATUEN FÜR BONIFACIUS VIII. DIE MALEREI. WANDGEMÄLDE. GIOTTO MALT IN ROM. AUFSCHWUNG DER MOSAIKMALEREI. DIE TRIBUNENWERKE DES JACOBUS DE TURRITA. GIOTTOS NAVICELLA IM VATIKAN.

Im Schoß der Kirche ruhten die bildenden Künste wie Blätter im Blumenkelch; sie entfalteten sich nur in ihr; sie standen nur in ihrem Dienst. Die Malerei, vorzugsweise die Kunst der heiligen Erscheinung, mußte sich reicher ausbilden als die von

heidnischen Erinnerungen lebende Skulptur. Aber auch diese machte während des 13. Jahrhunderts in Rom einen Fortschritt, obwohl sie im untergeordneten Verhältnis zur kirchlichen Architektur blieb. An Grabdenkmälern, Tabernakeln, Türen und Portiken läßt sich ein höherer Formensinn erkennen, selbst das Studium der Antike. Die Werke der Alten, Sarkophage, Säulen und Statuen, waren nirgend zahlreicher als in Rom; der Sinn dafür erwachte. Schon Clemens III. hatte am Ende des 12. Jahrhunderts die antike Reiterfigur Marc Aurels vor dem Lateran als öffentliche Zierde aufstellen lassen, und sollten nicht Künstler des 13. Jahrhunderts prüfende Blicke auf die Schönheit antiker Bildwerke geworfen haben? Das Genie des Pisaners Nicolo nährte sich am Geist der Alten; nach Rom kamen Künstler seiner Schule; doch hier erhob sich keiner der Cosmaten als ein wirklicher Bildhauer, und die Meisterwerke des Altertums, der Laokoon, der Apollo vom Belvedere, der sterbende Fechter lagen noch tiefverwahrt in ihren Gräbern, um erst in einer Zeit aufzuerstehen, die für ihren Anblick reif geworden war. Die Komposition von Statuetten, welche der gotische Stil so reich entwickelte, zeigt sich in den Werken der Cosmaten nur wie im Keim; sie wurde in Rom bald als dem Prinzip der Basiliken widersprechend ganz verlassen. Hier entstand nichts, was den Reliefs an den Kanzeln in Pisa, Siena und Pistoja nur ähnlich sieht; nichts was mit den Skulpturen am Dom zu Orvieto wetteifern mochte. Nur eine vereinzelte Erscheinung zeigt, daß sich die Bildhauerkunst ihres antiken Zusammenhangs mit dem politischen Leben wieder bewußt wurde. Die Errichtung einer lebensgroßen Porträtstatue Carls von Anjou auf dem Kapitol durch Senatsbeschluß ist ein Ereignis in der Geschichte der Kunst. Die Bildhauerei trat dadurch zum erstenmal in Rom wieder aus dem Dienst der Kirche. Auf dem alten Kapitol, wo einst die Römer ihren Helden und Tyrannen so viele Ehrenbilder errichtet hatten, deren zerbrochene Glieder noch im Schutte umherlagen, stellten die späten Enkel einen gallischen Eroberer, ihren Senator, mit rauh ungeschickter Kunst in Marmor dar. Die antike Sitte war übrigens außerhalb Rom schon durch Friedrich II. wieder aufgenommen worden; denn seine und seines Kanzlers Standbilder sah man in Kapua. Um dieselbe Zeit stellte man zu Mailand den Podestà Oldradus in einer kleinen Reiterfigur dar, die dort noch am Broletto gesehen wird. Mantua weihte dem Virgil eine Büste, und im Jahre 1268 errichteten die Modenesen einer vornehmen und wohltätigen Frau Buonissima eine öffentliche Statue.

Dem Standbilde des Anjou konnte die ähnliche Bildsäule des Großen Friedrich zum Vorbilde gedient haben; oder der Meister benutzte die Figur des sitzenden Petrus im Vatikan als Modell; oder er studierte irgendeine Marmorgestalt eines alten Imperators, die noch in den Trümmern eines Forum einsiedlerisch zurückgeblieben war. Jedoch der König Carl selbst saß ihm als Modell; denn seine Statue ist wirkliches Porträt nach der Natur; ein unschätzbares Denkmal des mittelalterlichen Rom, durch Jahrhunderte der Barbarei von den Marmorstatuen des Posidippos und Menander oder des göttergleich thronenden Nerva im vatikanischen Museum getrennt, aber energisch, wie das Zeitalter der Guelfen und Ghibellinen, und ausdrucksvoll in seiner rauhen Wirklichkeit. Der Meißel eines vollendeten Künstlers würde in der Gestalt des Mörders Conradins das Bild eines Tyrannen kaum so gut darzustellen vermocht haben, als es hier der ungeschickten Hand eines Bildhauers des 13. Jahrhunderts gelang, welcher, trotz der Verbindung antik idealer Gewandung mit dem geschichtlichen Porträt, die Natur Carls unidealisiert wiedergab.

Das Prinzip, bedeutenden Männern Ehrenbilder zu errichten, erscheint zur Zeit Bonifacius VIII. wieder. Mehrere Städte, zumal solche, wo er Podestà war, setzten diesem Papste Bildsäulen; so Orvieto, Florenz, Anagni, Rom im Vatikan und Lateran. Selbst Bologna stellte seine Statue im Jahre 1301 vor dem Gemeindepalast auf. Seine Feinde machten ihm daraus einen Vorwurf; denn in der Anklageschrift Nogarets wird ausdrücklich gesagt, daß er sich in Kirchen silberne Bilder aufrichten ließ, um das Volk zum Götzendienste zu verführen — ein schlagender Beweis von der barbarischen Auffassung dieses Kunstprinzips im damaligen Frankreich. Was sich von den Statuen jenes berühmten Papstes erhalten hat, zeigt übrigens noch keine freiere Entwicklung des bildnerischen Porträts. Die sitzende Figur in der Außenwand des Doms zu Anagni erscheint sogar auffallend roh und plump, wie ein Götzenbild.

Bedeutender als die Skulptur trat in Rom die Malerei auf, die in den alten Basiliken ihre Voraussetzungen hatte. Die ältesten Wandgemälde des 13. Jahrhunderts sind die zu S. Lorenzo aus der Zeit Honorius III., welcher jene schöne Basilika neu eingerichtet hatte. Er bedeckte die Vorhalle wie das Innere mit Fresken; sie sind teils verblichen, teils eben erst so ganz neu aufgefrischt, daß sie ihre Ursprünglichkeit verloren haben. In ihnen zeigt sich ein roher, doch lebhafter Charakter unentwickelter Kunst, ähnlich den Wandgemälden in der Silvester-

kapelle der Viergekrönten, welche demselben Zeitalter zugeschrieben werden. Sie beweisen übrigens die Anwendung der Freskomalerei auf großen Wandflächen am Anfange des 13. Jahrhunderts, und diese zeigt sich nur in der Grottenkirche Subiacos in ähnlicher Fülle und Ausbreitung.

Mit der Zeit Cimabues und Giottos, des Schöpfers der zyklischen Wandmalerei, blühte die Kunst in Italien herrlich auf, wie Assisi, Padua und Florenz lehren. Der berühmte Florentiner Cimabue kam nach Rom um 1270 und kehrte dann, nachdem er in Assisi gemalt hatte, noch einmal hierher zurück. Eine Abbildung römischer Monumente oder ein Stadtplan in der Kirche des S. Franciscus in Assisi ist als ein Denkmal seines römischen Aufenthalts anzusehen. In Rom malte Giotto zwischen 1298 und 1300. Seine Fresken im S. Peter und der lateranischen Jubeljahrsloge Bonifacius VIII. sind leider untergegangen, wie auch die Malereien seines römischen Schülers Pietro Cavallini verloren gingen. Nur ein Bruchstück von Giottos Hand al fresco, jenen Papst mit porträtgetreuen Zügen darstellend, wie er von der Loge das Jubiläum verkündigt. ist noch unter Glas an einem Pfeiler im Lateran zu sehen. Auch der von Dante gefeierte Miniaturmaler Oderisio von Gubbio wurde von Bonifacius VIII. in Rom beschäftigt, wo er im Jahre 1299 starb. Der Papst ließ von ihm und von Franco Bolognese Bücher für die lateranische Bibliothek miniieren.

Gute Werke schuf im 13. Jahrhundert die Mosaikmalerei; sie zieren noch heute einige Kirchen. Diese nationalrömische Kunst hatte noch bis ins 6. Jahrhundert treffliches geleistet, war dann verfallen und im 12. zu neuem Leben erwacht. Im 13. gab toscanischer Einfluß ihr mächtigen Aufschwung, ohne daß ihr römisch-christliches Ideal dadurch wesentlich verändert wurde. Auch hier beginnen die Arbeiten mit Honorius III., erst roh und ungeschickt, wie auf dem Fries der Vorhalle in S. Lorenzo und in den Nischen der S. Constanza bei S. Agnese aus der Zeit Alexanders IV., dann immer freier sich gestaltend. Schon Honorius III. begann das große Tribünenbild in S. Paul, welches sodann Nicolaus III. noch als Abt jenes Klosters vollendete. Dieses Werk trägt daher einen doppelten Charakter, eröffnet aber bereits die zweite Epoche der römischen Malerei, welche erst durch die Folgen des avignonischen Exils gewaltsam in ihrer Fortbildung gehemmt ward.

Um das Ende des 13. Jahrhunderts glänzte in Rom eine Schule von Mosaizisten, als deren Haupt sich Jacopo della Turrita mit seinem Genossen Jacobus von Camerino verewigt

S. Giovanni in Laterano

Reste des Lateranischen Palastes mit Reiterstatue Marc Aurels
Zeichnungen von Marten von Heemskerck (16. Jahrh.)

S. Maria Maggiore, Krönung Mariä. Mosaik von Torriti

Giotto, Mosaik der Navicella. Rom, Peterskirche

hat. Beide waren, wie man glaubt, Mönche vom Orden der Minoren. Die franziskanische Begeisterung, welche zu Assisi den ersten Bundestempel italienischer Künste geschaffen hatte, wirkte überhaupt belebend auf die schöpferische Tätigkeit Italiens. Turrita vollführte die Bildwerke in der Tribüne des Lateran unter Nicolaus IV. in einer Reihe von Heiligengestalten und Symbolen mit einem malerischen Reichtum, wie er in Rom seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen worden war. Der Mittelpunkt des Ganzen ist das von Edelsteinen funkelnde Kreuz unter einem schon älteren Brustbilde des Erlösers auf Goldgrund; es teilt die Gruppen der Figuren. Die beiden neuen Heiligen, Franciscus und Antonius, erscheinen hier bereits unter die Apostel aufgenommen, wenn auch erst als Neulinge in bescheidenster Gestalt.

Das beste Werk Turritas entstand in S. Maria Maggiore, wo Nicolaus IV. und der Kardinal Jacob Colonna die Tribüne mosaizieren ließen. Hier ist die Haupthandlung die Krönung Marias durch den Heiland, in einem großen Gemälde auf azurblauem Grunde. Eine Glorie von Engeln schwebt umher. Je zu beiden Seiten nahen sich durch den funkelnden Goldhimmel der Gekrönten, welche mit Demut ihre Hände erhebt, Petrus und Paulus, beide Johannes, hier Franciscus und dort Antonius von Padua. Über den Goldgrund winden sich Weinranken mit bunten Vögeln und bilden eine großartige, doch die Handlung überwuchernde Dekoration. Die Werkbesteller, Nicolaus IV. und der Kardinal, sind kniend in sehr verkleinertem Maßstabe dargestellt, eine Vorstellungsweise, die sich auch sonst oft wiederholt. Die beiden neuen Heroen der Kirche, Franciscus und Antonius, erscheinen dagegen schon in lebensgroßer, den Aposteln ebenbürtiger Gestalt. Man möchte glauben, daß der Künstler antike Mosaikböden, etwa jenen in Palestrina, vor sich sah, und daß er auf beiden Musiven die Barken mit Liebesgöttern, die Schwäne, die trinkenden Tiere, die Blumen, die Flußgötter von dort entlehnte. Das Musiv überstrahlt die Basilika mit überirdischem Goldglanz voll feierlicher Pracht. Wenn die Sonne durch die purpurnen Vorhänge der Fenster fällt, erscheint es wie jener flammende Himmel, in welchen Dante die Heiligen Bernhard, Franciscus, Dominicus und Bonaventura getaucht hat. Die zaubervolle Wirkung ergreift dann durch Lichtausstrahlung wie ein Tönechoral. Turrita vervollständigte den Schmuck jenes alten Marientempels; denn den berühmten, noch von antiker Kunst durchdrungenen Musiven aus der Zeit Sixtus III., welche dort das Hauptschiff zieren, fügte

er als Abschluß sein Tribünenbild hinzu, das schönste Werk der römischen Mosaikmalerei überhaupt.

Vor derselben Kirche sieht man in der großen Außenloge Mosaiken, welche die Kardinäle Jacob und Petrus Colonna durch Philipp Russuti am Ende des Jahrhunderts verfertigen ließen: Christus auf dem Thron zwischen Heiligen; Szenen, die sich auf die Legende vom Bau der Basilika beziehen. Die Colonna liebten S. Maria Maggiore, wo ihrer einige begraben wurden. Während ihr erlauchtes Haus von den Bannstrahlen Bonifacius VIII. zerschmettert ward, sah das Volk die Gestalt des verfluchten Kardinals Jacob im Glorienhimmel des Musivs jener Kirche unter Heiligen knien. Auch sein furchtbarer Feind Bonifacius war pracht- und kunstliebend, und nur seine politischen Händel hinderten ihn, sich in Monumenten größerer Art zu verewigen. Er baute jene Jubiläumsloge im Lateran und seine Gruftkapelle im Vatikan, welche unterging. Im Vatikan arbeitete auch Giotto; der Kardinal Jacob Stefaneschi, der diesen Meister in S. Giorgio in Velabro, seiner Titelkirche, beschäftigte, trug ihm das unter dem Namen „Navicella" berühmte Musiv auf, welches ehemals den Vorhof des S. Peter schmückte und jetzt in der Vorhalle über dem Eingange eingemauert ist. Dies Gemälde verlor den Reiz seiner Ursprünglichkeit in späterer Wiederherstellung. Nur die Zeichnung Giottos ist unzerstört; sie stellt die Kirche als das im Sturme segelnde Schiff Petri dar, während der Apostelfürst auf den galiläischen Wellen zu Christus wandelt, und dies uralte Symbol war so passend wie ahnungsvoll für Bonifacius VIII. und den Schluß des 13. Jahrhunderts.

ALLGEMEINES BILD ROMS IM 13. JAHRHUNDERT. DIE RÖMISCHEN TÜRME UND ADELSBURGEN. DER TURM DER GRAFEN UND DER TURM DER MILIZEN. DIE BURG CAPO DI BOVE AN DER VIA APPIA. DER STADTPALAST AUF DEM KAPITOL. DER STADTPLAN AUS DER ZEIT INNOCENZ III.

Das Zeitalter der Parteikämpfe, des Exils von Päpsten und Bürgern und der Stadtverwüstung war nicht geeignet, Monumente bürgerlicher Architektur zu schaffen oder zu erhalten. Die Großen bauten nur Türme, die Päpste Hospitäler und Residenzen, die Senatoren besserten die Stadtmauern aus. Im 13. Jahrhundert finden wir kaum eine Nachricht über öffentliche städtische Bauten. Tiefes Schweigen bedeckt die Wasser-

leitungen; und nur einmal wird berichtet, daß Gregor IX. die Kloaken reinigen, die Brücke S. Maria herstellen ließ. Rom sank in Trümmer. Keine Behörde überwachte die Denkmäler. Erdbeben, Wasserfluten, Stadtkriege, der Turmbau des Adels, die Restauration der Kirchen, das Bedürfnis der Marmorarbeiter, die Nachsuchung fremder Käufer zerstörten die Monumente, und der höher wachsende Schutt begrub tief und tiefer die alte Stadt. In ihre Unterwelt versanken, wie durch wohltätigen Zauber, viele Gebilde der Kunst. Sie entzogen sich der Gegenwart, welche auf ihren Gräbern ihre wilden Kämpfe fortkämpfte, und sie stiegen als Zeugen der klassischen Vergangenheit erst in später Zeit wieder empor. Noch heute liegen viele Statuen im unterirdischen Rom; sahen wir doch im Sommer 1864 den bronzenen Koloß des Hercules aus den Trümmern des Pompejustheaters, worin er so viele Jahrhunderte lang begraben lag, plötzlich fast unversehrt an den Tag kommen.

Das Relief der Stadt im 13. Jahrhundert würde uns das sonderbarste Gemälde zeigen. Sie glich einem von bemoosten Mauern umfaßten großen Gefilde mit Hügeln und Tälern, mit wüstem und bebautem Lande, woraus finstere Türme oder Schlösser, graue in Ruinen gehende Basiliken und Klöster, vom Pflanzenwuchs umschlungene Monumente kolossaler Größe, Thermen, zerbrochene Wasserleitungen, Säulenreihen von Tempeln, einzelne Säulen, betürmte Triumphbogen emporragten, während sich ein Gewirre enger Straßen, durch Schutt unterbrochen, an Ruinen hinzog und der gelbe Tiberstrom unter hier und da schon eingestürzten Quaderbrücken diese trümmervolle Wüste melancholisch durchfloß. Rings um die alten Mauern Aurelians lagen innerhalb öde oder als Acker bebaute Strecken, Landgütern an Ausdehnung gleich, mit emporragenden Ruinen; Weingärten und Gemüsefelder durch die ganze Stadt, gleich Oasen zerstreut, selbst in der Mitte des heutigen Rom, am Pantheon, an der Minerva, bis zur Porta del Popolo; das Kapitol bis zum Forum herab, auf dessen Schutt Türme standen, mit Weingärten bedeckt, nicht minder der Palatin; die Thermen, die Zirkus mit Gras überwuchert, und hier und da völlig eingesumpft. Überall, wohin der Blick fiel, düster trotzige Türme mit Zinnen, aus Monumenten der Alten aufgebaut, und krenelierte Kastelle originellster Form, aus zusammengerafftem Marmor, Ziegeln und Peperinstücken errichtet, die Schlösser und Paläste des guelfischen oder ghibellinischen Adels, welcher auf den klassischen Hügeln, in Ruinen fehdelustig dasaß, als wäre dies Rom nicht Stadt, sondern ein durch täglichen Krieg streitiges Landgebiet.

Es gab damals in Rom keinen Edeln, der nicht Türme besaß. In Akten der Zeit finden sich bisweilen als Besitzungen von Römern in der Stadt selbst bezeichnet: „Türme, Paläste, Häuser und Ruinen." Die Geschlechter wohnten in unheimlichen, durch schwere Eisenketten versperrten Quartieren unter Trümmern mit ihren Sippen und Gefolgschaften beisammen, und sie brachen daraus ab und zu mit wildem Waffengetöse hervor, ihre Erbfeinde zu bekriegen.

Wir zählen die ansehnlichsten dieser Adelsburgen auf; sie sind die wesentlichen Charaktere der Stadt im 13. und 14. Jahrhundert, wo die Aristokratie sich in den Besitz Roms geteilt hatte.

In Trastevere standen die Türme der Papa und der Romani, der Normanni und Stefaneschi, wozu später die Festung der Anguillara kam. Auf der Tiberinsel erhoben sich die frangipanischen Türme, welche um die Mitte des 13. Jahrhunderts den Präfekten von Vico gehörten. Heute ist nur noch einer von den Brückentürmen übrig.

Das vatikanische Gebiet, wo rings um den S. Peter unansehnliche Häuser standen, besaßen die Orsini samt der Engelsburg seit der Mitte des Säkulum; und schon deshalb faßte Nicolaus III. den Plan zu seiner vatikanischen Residenz, denn so befand er sich im Viertel seines eigenen Geschlechts. Mit der Engelsburg beherrschten die Orsini den Zugang zum Vatikan wie zur Stadt, wo sie diesseits der Brücke auch in den Regionen Ponte und Parione saßen. Ihre Paläste standen auf dem Monte Giordano und in den Trümmern des Pompejustheaters auf Campo di Fiore. Der Monte Giordano, durch Schutthaufen antiker Gebäude in der Nähe der Engelsbrücke gebildet, hieß noch im Jahre 1286, wo auf ihm die Orsini bereits wohnten, Monte Johannis de Roncionibus und erhielt bald nachher seinen Namen von Jordan Orsini. Im Jahre 1334 erscheint er schon als ein mit Mauern umgebenes Quartier. Die andere Burg der Orsini auf Campo di Fiore, Arpacata genannt, wurde aus den riesigen Trümmern des Pompejustheaters erbaut. Sie ist verschwunden; sie muß dort gestanden haben, wo heute der Palast Pio steht. So besaß jenes eine Adelsgeschlecht, außer ungezählten Häusern, diesseits und jenseits des Flusses drei Hauptfestungen, die Engelsburg, den Monte, die Arpacata.

In einem andern Teil desselben Viertels saßen bereits die Savelli, nämlich dort, wo beim Palast der Cancellaria noch heute eine Straße Vicolo de Savelli genannt wird. Aber schon der Orsini wegen konnten sie daselbst nicht zur Macht kommen.

Das Marcellus-Theater. Nach einem Stich von Etienne du Pérac

Das Marcellus-Theater. Moderne Photographie

Das Forum im 16. Jahrhundert. Nach einer Zeichnung von Marten von Heemskerck

Das Forum im 18. Jahrhundert. Nach einem Stich von G. B. Piranesi

Das diesseitige Flußufer entlang, durch die Regionen Ponte, Parione, Regola und S. Angelo bis zum Kapitol hin, erhoben sich Türme vieler Geschlechter. Die Massimi wohnten schon dort, wo ihr heutiger schöner Palast steht; die Margani und Statii hatten sich im Zirkus Flaminius angebaut; die Bonfilii, Amateschi, Capizuchi, Boccapaduli und Buccamaza wohnten in benachbarten Vierteln. Am Marcellustheater saßen noch die Pierleoni; aber die Macht dieser Sippschaft Anaclets II. war im 13. Jahrhundert bereits so hingeschwunden, daß ihr Name kaum noch in der Stadtgeschichte erscheint. Ihre Hauptburg in jenem Theater, das „Haus der Pierleoni", kam an die Savelli, doch erst im folgenden Jahrhundert.

Das große Marsfeld bot zwar viele Ruinen zum Bau von Burgen, aber wegen seiner Lage nicht hinlängliche Sicherheit. Dies Viertel war den Tiberüberschwemmungen ausgesetzt, noch wenig bevölkert, meist mit Gemüsegärten bepflanzt und daher nur selten das Theater von Stadtfehden, welche den Colonna galten. Denn dies Geschlecht beherrschte die ganze wüste Ebene von der Porta del Popolo bis zum Quirinal, also das einst prachtvolle Stadtgebiet Trajans, Hadrians und der Antonine. Die colonnischen Hauptburgen waren im Marsfeld das Mausoleum des Augustus und der Mons Acceptorii, heute Monte Citorio. In den Ruinen des Stadium Domitians bauten die Millini und die Sanguigni ihre noch stehenden Türme und im Viertel des Pantheon Sinibaldi und Crescenzi ihre festen Paläste.

Die größten Adelsburgen lagen indes im eigentlichen alten Rom auf den Hügeln, die sich zum Forum und zum Zirkus Maximus herabsenken. Dies war der Schauplatz der Stadtgeschichte im Mittelalter, seitdem die Volksgemeinde ihren Sitz im Kapitol genommen hatte. Die verödeten Hügel bekamen dadurch neues Leben und bevölkerten sich zum Teil wieder, trotz ihres Mangels an Wasser. Auf dem Cölius und Palatin herrschten die Frangipani, denen indes die Anibaldi vom lateranischen Viertel her, wo ihr Hauptsitz war, das Kolosseum bereits streitig machten. Dies Amphitheater, von welchem das Erdbeben am 1. Juni 1231 einen beträchtlichen Teil eingestürzt hatte, das Septizonium auf dem Palatin, die Turris Cartularia, die Triumphbogen des Titus und Constantin, wahrscheinlich auch der Arcus Fabianus in der Gegend von S. Lorenzo in Miranda, der Janus Quadrifrons und die Türme am Zirkus Maximus bildeten die große frangipanische Burg, oftmaliges Asyl der Päpste, und Stätte ihrer Wahl. Diese Festung, welcher als Schanzen die berühmtesten Monumente des alten Rom dienten, mit schwarzen

Mauern, Zinnen und Türmen, war sicher die originellste der Welt zu nennen und muß den sonderbarsten Anblick gewährt haben.

Der Palatin und seine Kaiserpaläste waren ganz verfallen oder nur von Mönchen, Priestern und dem Dienstvolk der Frangipani bewohnt. Großartig muß damals diese Trümmerwelt gewesen sein, und noch hätte vielleicht ein kundiger Antiquar die Paläste des Augustus, Tiberius, Caligula, Nero und Domitian unterscheiden können. Auch das erst in unserer Zeit aufgegrabene palatinische Stadium muß damals noch zum Teil freigelegen haben. Der Cölius war bevölkerter als jetzt; denn noch im Jahre 1289 wird dort die uralte Straße Caput Africae genannt; ein Beweis, daß jener Hügel nicht, wie man geglaubt hat, schon infolge der Verwüstung durch Robert Guiscard verödet war. Auch das Viertel um das Kolosseum her und nach dem Lateran zu war noch einigermaßen bevölkert. Im Ritualbuch des Cencius werden bei Gelegenheit der Austeilung von Geldgeschenken für Ehrenpforten auf der Strecke vom Turm Cartularia bis zu S. Nicolaus am Kolosseum 23 Häuser bezeichnet, darunter der Familien Mancini, Rainuci, Bulgarelli und Crassi. Dagegen nahm die Bevölkerung vom Kolosseum zum Lateran wieder ab, und von S. Clemente aufwärts bis dorthin wird kein Haus angeführt.

Der Aventin, zur Zeit Ottos III. noch bewohnt, dann verödet, wurde von den Savelli eingenommen. Sie besaßen hier schon lange einen Palast bei der S. Sabina; denn Honorius III. schenkte einen Teil davon den Dominikanern zum Klosterbau. Honorius IV. baute ihn zu seiner Residenz aus und umgab ihn mit Mauern und Türmen. Große Reste dieser savellischen Burg in der Bauweise, die man saracinesco nennt, haben sich noch erhalten. Sie blieb der Hauptsitz des Geschlechts, und dieses besetzte später auch die Marmorata und das Marcellustheater. Die Marmorata trug fortwährend ihren Namen von dem Marmorlager auf dem alten Emporium, welches wohl schon ganz mit Schutt überdeckt war. Mehrere Kirchen standen dort unter dem Aventin am Fluß, mit dem Zunamen de Marmorata. Honorius IV. wollte den Aventin neu bevölkern. Er lud viele Römer dort zum Anbau ein; doch der Mangel an Wasser ließ diese savellische Kolonie nicht gedeihen.

Volkreicher waren die Abhänge des Esquilin, weil dort vielbesuchte Kirchen standen, wie die S. Maria Maggiore, bei welcher Nicolaus IV. eine päpstliche Residenz angelegt hatte; ferner die Abhänge des Quirinal und die noch stark bewohnte Subura,

während der Viminal von Einöden und Weinbergen bedeckt lag. Die Trümmer der entlegenen Thermen Diocletians luden kein Adelsgeschlecht zum Bau von Burgen ein, auch nicht die versumpften riesigen Bäder des Caracalla oder das prätorianische Lager.

Mächtige Familien besetzten dagegen jene Abhänge des Quirinal und verschanzten sich in der Nähe der alten Kaiserfora. Im 13. Jahrhundert war gerade dies Gebiet der Kampfplatz der Faktionen. Denn dort saßen die Pandulfi von der Subura, die Capocci, welche sich in den Thermen Trajans angesiedelt hatten, und die Conti, während in der Nähe die vierte Burg der Colonna, der uralte Sitz der Grafen von Tusculum, in den Thermen Constantins lag. Noch heute stehen auf jenen Abhängen die gigantischen Überreste von zwei Türmen jener großartigen Zeit. Während die übrigen Adelsburgen untergingen, erhielten sich der „Turm der Grafen" und der „Turm der Milizen" in bedeutenden Überresten, so fest und unzerstörlich, wie Bauten des antiken Rom, mit denen sie einst gewetteifert hatten.

Der „Grafenturm" (Torre de Conti) bezeichnet die Epoche der Macht des Geschlechts Innocenz III.; der ehrgeizige Richard Conti erbaute ihn mit den Mitteln seines päpstlichen Bruders im alten Forum des Nerva, und von hier aus wurde die republikanische Freiheit Roms bekämpft. Die riesigen Ruinen der Fora des Augustus, Nerva und Cäsar boten sich leicht zu einer Festung dar, und die Conti errichteten sie als eine Zwingburg, welche das Kapitol wie die frangipanischen Türme schrecken konnte. Der Bau jenes gewaltigen Turms fiel in den Anfang der Regierung Innocenz III. Nichts beweist, daß er schon Jahrhunderte stand und von den Conti nur vergrößert wurde. Tuffquadern bildeten seine Grundlagen aus antiken Resten, gebrannte Ziegeln seine Mauern. Viereckig, über der gewaltigen Basis in drei sich verjüngenden Stockwerken mit einem dreigezackten Aufsatze von Zinnen, schien er in die Wolken emporzusteigen. Man pries ihn als den herrlichsten aller Stadttürme, ja als ein Wunderwerk, obwohl er keineswegs durch architektonische Schönheit, sondern nur durch kolossale Größe ausgezeichnet war. Petrarca, der ihn sah, ehe ihn ein Erdbeben zertrümmerte, beklagte seinen Fall mit dem Ausruf, daß er in der Welt ohnegleichen sei. Er wurde demnach nicht einmal von dem berühmten Trouillas des avignonischen Palastes erreicht, welchen Johann XXII., als ein schrecklicher Turmbauer Nimrod, wie Petrarca spottete, dort errichten ließ. Er überdauerte manchen Sturm; selbst das Erdbeben im Jahre 1348 zerstörte nur sein Obergeschoß, denn Benozzo

Gozzoli malte noch im 15. Jahrhundert ein Bild über seiner Eingangstüre. Erst Urban VIII. ließ ihn bis auf seine heutigen Reste abtragen.

Sein Zwillingsbruder war der wegen seiner hohen Lage noch großartigere Turm der Milizen (Torre delle Milizie). Der Wanderer in Rom bestaunt ihn noch heute vom Monte Pincio aus oder aus dem Kloster Aracoeli, wo er sich am besten darstellt, als die mächtigste Ruine des Mittelalters die Stadt überragt und als ausdrucksvollstes Wahrzeichen an das guelfische und ghibellinische Zeitalter Roms gemahnt. Das Volk oder die Phantasie der Pilger erblickte in ihm den Palast Octavians, und erst sehr spät fabelte man, daß Nero von seiner Zinne dem Brande Roms zitherspielend zugeschaut habe. Man erinnerte sich in Rom, daß die Gärten des Mäzen und das Haus des Poeten und Zauberers Virgil in jener Gegend lagen. Der Turm steht auf dem quirinalischen Abhange über dem Trajans-Forum, wo das bekannte Lokal der Balnea Neapolis (Magna napoli) sich befindet. Das dortige Viertel hieß im Mittelalter Biberatica; es erstreckte sich vom Quirinal über Magnanapoli bis zum Forum Trajans und den Santi Apostoli. Der Turm selbst gab einer Straße den Namen Contrata Miliciarum. Seine Erbauungszeit ist ungewiß; sein Stil und sein dem Grafenturm ähnliches Mauerwerk sprechen für die Zeit Innocenz III. oder Gregors IX., und wahrscheinlich stand auf seiner Stelle schon ein viel älterer Turm. Er stieg aus seiner breiten und hohen Basis als ein viereckiger bezinnter Koloß empor; auf dem Unterbau erhob sich ein zweiter verjüngter Aufsatz, gleichfalls viereckig und von mächtigen Pfeilern gegliedert. Aus der bezinnten Plattform desselben stieg endlich noch ein verjüngter, oben platter viereckiger Turm empor. Das Ganze war mit einem krenelierten Kastell verbunden und so eine vollständige Burg. Weil auf dem Quirinal, wo der Turm heute im Klosterbezirk der Nonnen von S. Catarina di Siena steht, schon im 12. Jahrhundert ein Ort Miliciae Tiberianae genannt wird, so geht daraus hervor, daß er auf einem antiken Monument errichtet wurde, welches vielleicht eine militärische Station der Kaiserzeit war. In der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts gehörte er den Anibaldi, von welchen er an die Gaetani kam. Sein Besitz galt für so wichtig, daß seine Herren von ihm, wie von einer Baronie, den Titel führten: Petrus, der Nepot Bonifacius VIII., nannte sich seit dem Jahre 1301, wo er ihn von Richard Anibaldi erstand, Dominus Miliciarum Urbis, Herr der Stadtmilizen, und wahrscheinlich erhielt er damit das Recht, in dieser großen Stadtfestung Kriegsvolk zu halten.

Jene beiden Türme sind die Denksäulen des römischen Mittelalters, wie die Säulen der Kaiser Trajan und Antonin die Denksteine der römischen Kaiserzeit, merkwürdige Charakterfiguren der Stadt, welche deutlicher als Geschichten die unbändige Kraft jenes Jahrhunderts aussprechen. Als sie in nur mäßiger Entfernung voneinander vollendet dastanden, mußten sie von gewaltiger Wirkung sein. Sie überragten ganz Rom, schon in Meilenweite sichtbar, wie heute die Kuppel des S. Peter. Diese Turmkolosse geben jedoch das entschiedenste Zeugnis vom römischen Wesen, welches im Mittelalter blieb, wie es im Altertum gewesen war. Kein Formensinn, kein Gefühl für Belebung der Massen, wie bei den Toskanern, zeigt sich hier; nur finstere und majestätische Kraft. Die Römer nahmen ihre Vorbilder aus den Ruinen der Vorfahren; sie wollten Kolosse schaffen, die mit jenen wetteiferten, und beide Türme erhoben sich mit steilen und nackten Wänden als zyklopische Werke des Mittelalters über Rom.

Die Reihe der genannten Adelsburgen enthält die Namen aller großen Geschlechter Roms jener Zeit; es fehlt darunter das jüngste des 13. Jahrhunderts. Die Gaetani hatten Paläste auf der Tiberinsel und im Viertel der S. Maria Maggiore, doch keine Stammburg in Rom; aber sie legten um dieselbe Zeit, als sie Herren der „Milizen" wurden, vor dem Tore Sebastian die merkwürdige Feste Capo di Bove auf der appischen Straße an. Dies Kastell erhielt den Namen vom Grabmal der Cäcilia Metella, seinem Kern und Mittelpunkt; denn das herrliche Mausoleum der Tochter des Metellus Creticus und Gemahlin des Crassus hieß schon im grauesten Mittelalter von den Stierschädeln auf seinem Gesims Capo di Bove. Wie die Grabmäler des Augustus und Hadrian und der Plautier an der lucanischen Aniobrücke mochte es schon längst in einen Baronalturm verwandelt gewesen sein. Die Verödung der appischen Straße ließ es in Vergessenheit fallen, bis der colonnische Krieg Bonifacius VIII. veranlaßte, es seinem Neffen zu übergeben. Der Graf Petrus legte dort ein Kastell an, um von hier aus die Bewegungen der Colonna zu überwachen, mochten sie aus ihren Campagnaschlössern auf der lateinischen oder appischen Straße heranziehen. Die Reste dieser bald darauf durch die Savelli erweiterten Festung, welcher die Nähe der Ruinen des Zirkus Maxentius Stärke gab, selbst die des alten Baronalpalastes und eines dort im 14. Jahrhundert entstandenen ummauerten Burgfleckens nebst einer Kirche gotischen Stils, stehen noch heute aufrecht. Man sieht dort die Wappenschilder des Hauses Gaetani. Das Material dieser Bau-

werke ist der Tuff von Albano. Seine schwarze Farbe und die kleinliche Architektur stehen in grellem Gegensatz zur Majestät des antiken Grabmals aus gelben Travertinquadern, über dessen Gesims jene Tuffsteine aufgemauert sind, um das Mausoleum in einen Turm mit Zinnen zu verwandeln. Das Innere des Grabmals war übrigens nicht beschädigt worden; denn der Sarkophag der Cäcilia Metella blieb darin unversehrt, während hundert Belagerungsstürme über ihm fortrasten, und es war erst Paul III., der diese Urne von dort in den Palast Farnese bringen ließ, wo sie noch steht.

Welche Verheerungen sonst die Erbauer jener gaetanischen Burg am Zirkus des Maxentius, wie an den Monumenten der Via Appia anrichteten, um sich des Materials zu bedienen, mag man sich leicht vorstellen. Die alte, schon seit Jahrhunderten geplünderte Gräberstraße wird damals eine der ärgsten Verwüstungen erlitten haben. In antiken Gräbern auf der Campagna wohnten Hirten und Colonen, und auf dem ganzen Ager Romanus, dem Weichbilde der Stadt, erhoben sich zahllose Türme, teils aus alten Grabmonumenten, Tempeln und Resten von Villen, teils neu und zum Schutze der sparsamen Landwirtschaft aufgebaut. Noch heute gibt es im Bezirk von Rom viele Tenuten oder Güter, welche von mittelalterlichen Türmen ihre Namen tragen.

Bedroht von nahen Burgen des Adels stand auf dem Kapitol das Senatshaus, der Sitz der Republik. Die Senatoren wohnten hier, obwohl in der Mitte des 13. Jahrhunderts der Klosterpalast der Viergekrönten bisweilen als ihr Aufenthalt bemerkt wird. Aber wenn in diesem Carl von Anjou und der Infant von Kastilien ihre Residenz nahmen, so wohnten doch ihre Prosenatoren auf dem Kapitol, und dasselbe gilt von den andern, nicht fürstlichen Senatoren. Die Tatsache, daß feierliche Staatsakte zur Zeit des Anjou im Kloster Aracoeli vollzogen wurden, zeigt, daß das damalige Senatshaus nicht Raum genug darbot, während jenes feste Kloster von großem Umfange war und auch dem städtischen Richterkollegium zur Versammlung diente. Es war das Palatium Octaviani der Legende, seit 1250 zugleich Sitz des Franziskanergenerals, und noch heute ist dies Gebäude über den steilen Tuffwänden des Kapitols eins der mächtigsten Monumente des römischen Mittelalters.

Die erste Gestalt des Senatspalastes im 12. und 13. Jahrhundert ist für uns nur undeutlich erkennbar. Auf dem Stadtplan aus der Zeit Innocenz III. erscheint er als ein Viereck mit Zinnen und einem Flankenturm; die Front zeigt nur zwei Bogen-

fenster und eine Eingangstür ohne Treppe; doch diese Zeichnung ist sehr roh und auch ungenau. Um 1299, wohl aus Rücksicht auf das Jubiläum, ist der Palast neu ausgebaut worden, als Pietro di Stefano und Andrea de Normanni Senatoren waren. Diese Herren erbauten dort einen auf Säulen ruhenden offenen Saal, welcher für die Sitzungen des Gerichtstribunals bestimmt war; man gab ihm den von Langobardenzeiten her gebräuchlichen Namen Lovium, womit ein Portikus (Laube) bezeichnet wurde. Die Inschrift jener Senatoren ist in Abschriften erhalten. Mit diesem Saalbau, welcher dem ganzen Palast ein neues Aussehen gab, waren noch andere Bauten verbunden. Eine Inschrift des Jahres 1300 spricht von einem Opus marmoreum, welches die Senatoren Riccardo Anibaldi und Gentile Ursini hinzugefügt hatten. Ohne Zweifel wurde eine Freitreppe angelegt, die in den Palast führte. Diese Treppe ist abgebildet in der Goldbulle Ludwigs des Bayern vom Jahre 1328, wo der Senatorenpalast — und dies ist bezeichnend für seine Bedeutung und die Ideen der Zeit — die Mitte des Stadtpanoramas einnimmt, als ein Gebäude mit zwei Flankentürmen und zwei Stockwerken, nicht mehr kreneliert, sondern bedacht. Das untere Stockwerk hat nur zwei Bogenfenster, das obere deren vier, so dicht aneinander gestellt, daß sie eher das Aussehen eines in der Front fortlaufenden Portikus haben. Seit 1299 und 1300 konnte der Senatspalast als ein Neubau betrachtet werden, und als palatium novum findet er sich auch in einem Senatsakt des Jahres 1303 bezeichnet. Dieser Umbau aber hat sicherlich zu einer barbarischen Plünderung der Ruinen des Kapitols Veranlassung gegeben.

Die Römer wetteiferten offenbar mit den Republiken Umbriens und Toscanas, wo Perugia und Siena, Florenz und Orvieto sowohl Dome als großartige Gemeindepaläste errichteten. Der Bau der berühmtesten Stadthäuser in Italien fiel in das Ende des 13. und den Anfang des 14. Jahrhunderts; so wurde der Palazzo Vecchio in Florenz im Jahre 1298 erbaut, und in das Ende des 13. Jahrhunderts gehört auch der Bau der Dome von Orvieto, Florenz, Bologna und Perugia. Die noch dauernden Stadtpaläste Italiens, in deren Architektur die romanische Gotik zu ihrer schönsten Erscheinung kam, gehören unter die prächtigsten Denkmäler des Mittelalters und sprechen für die Macht und den Wohlstand der freien Städte. Rom konnte ihnen nicht gleichkommen. Selbst manche Adelsburgen der Stadt waren großartiger als das Gemeindehaus mit seinen seltsamen Trophäen von Ketten, Torflügeln und Glocken kleiner eroberter Orte, oder

mit dem Rest des Mailänder Fahnenwagens. Der römische Senatspalast war ein wunderlicher Bau, halb antik und halb barbarisch, und sein stolzester Schmuck dieser, daß er auf Monumenten der alten Römer stand, umgeben von den Ruinen der Herrlichkeit des einst weltbeherrschenden Kapitols. Als Sinnbild der römischen Republik galt damals der Löwe; man hielt ihn lebend in einem Käfig am Kapitol. Über einer Tür des Palastes war ein Löwe abgebildet, welcher auf sein Junges mit Milde herabsah. Jeder Senator wurde bei seinem Antritt an dies Bild geführt, um die Distichen zu beherzigen, welche dort aufgeschrieben standen und zur Großmut mahnten.

Höchst bedeutend für die topographische Anschauung Roms im 13. Jahrhundert ist endlich die Tatsache, daß dieser Epoche der erste uns erhaltene Stadtplan angehört; eine rohe Zeichnung, aber kostbar genug, weil sie die Stadt Innocenz III. wiederzugeben versucht. Die Hauptcharaktere Roms, sowohl die antiken als die christlichen, sind darin abgebildet, und der Darstellung wie der Namensbezeichnung jener liegen offenbar die Mirabilien zugrunde. In einer Randnote des Plans steht folgende Klage geschrieben: „Rom hat seine Asche unter dem Herzog Brennus gesehen und seinen Brand unter Alarich und dem jüngeren Sohne des Königs Galaon von Britannien beklagt. Es bejammerte die tägliche Zerstörung seiner Ruinen. Wie ein erschöpfter Greis kann es kaum am fremden Stabe sich aufrechthalten. Sein Alter ist durch nichts ehrwürdig als durch die Schutthaufen antiker Steine und die trümmervollen Spuren der Vergangenheit. Der heilige Benedict, Bischof von Canusia, sagte, als Rom von Totila zerstört wurde: Rom wird nicht von den Völkern vertilgt werden, sondern, durch Wetter, Blitze, Orkane und Erdbeben erschüttert, in sich selbst vermodern."

Das Forum am Anfang des 19. Jahrhunderts.
Nach einem Stich von Bartolomeo Pinelli

Grabmal der Cecilia Metella

Kapitolsplatz mit Senatorenpalast

DIE KULTUR DER STADT ROM IN DER RENAISSANCE

*

HEIDENTUM DER RENAISSANCE. SKEPTIK UND UNGLAUBEN. WELTLICHKEIT DER BILDUNG. KLASSEN DER RÖMISCHEN GESELLSCHAFT. MÄZENATENKREISE. CHIGI UND ALTOVITI. DIE DIPLOMATEN. KORRUPTION. KURTISANEN. URBANITÄT UND GLÄNZENDES WESEN IN ROM. URTEIL DES ERASMUS ÜBER ROM.

Groß war der Anteil des Papsttums an der Renaissancekultur, dieser glänzenden Blüte einer Weltepoche, nach welcher der fieberhaft angestrengte Geist Italiens naturgemäß in Erschöpfung sank. Der Einfluß der Päpste auf die menschliche Bildung stand immer im genauen Verhältnis ihres Einklanges zu den Bedürfnissen der Zeit. Er war am größten im Mittelalter, wo alles geistige Leben unter der Herrschaft der Theologie gebannt lag; er war mächtig an dessen Ende, wo sich die Päpste der humanistischen Richtung des Jahrhunderts hingaben, als der Geist des klassischen Altertums, dieser belebende Golfstrom der Kultur, wieder die Gedankenwelt zu durchfließen begann. Wenn sie die Anatheme ihrer Vorgänger gegen die heidnische Bildung oder die ihrer Nachfolger gegen die Regungen des Rationalismus geschleudert hätten, so würde das eine ganze Zivilisation gehemmt haben. Es war aber das letztemal, daß sich das Papsttum in vollkommenen Einklang mit der Zeitbildung zu setzen vermochte. Die Gegenreformation, Inquisition und Jesuitismus umzogen es seit dem Tridentiner Konzil mit einer chinesischen Mauer, so daß es seinen Zusammenhang mit der fortschreitenden Zeit verlor. Ein Blick auf seine gegenwärtige Stellung macht es klar, bis zu welchem Grade von Erstarrung und Vereinsamung inmitten der lebendigen Welt diese Papsthierarchie verstorben ist.

So rückhaltlos hat sich kein Papst den Trieben seiner Zeit hingegeben als Leo X. Er war so ganz von ihnen erfüllt, daß man seiner Epoche seinen Namen gegeben hat, auch ohne daß sein nur aufnehmender Geist ihr den Ideenstempel gab. Denn nichts eigentlich Geniales, nichts wahrhaft Schöpferisches lebte in seiner genußsüchtigen, weibischen Natur. Als er zur Herr-

schaft kam, sagte er seinem Bruder Julian: „Genießen wir das Papsttum, weil es uns Gott gegeben hat." Nichts Weltlicheres konnte ein Papst aussprechen, als diesen epikureischen Vorsatz. Leos Grundtrieb war das schwelgerische Behagen an dem Vollbesitz der damaligen Kultur, und von ihr war er berauscht. Er verachtete die Mönche samt ihrem Armuts- und Bettelideal. Religiöse Vorurteile besaß er nicht. Aus seiner klassischen Bildung entsprang seine Duldsamkeit. Und diese hatte kein anderes Prinzip als die Schönheit und den Genuß. Die Malerei, die Poesie, die Beredsamkeit und die Musik, diese nationalsten Kräfte der Italiener, wurden unter ihm die Mächte des geistigen Luxus der Zeit.

Pallavicini hat Leo den X. bitter getadelt, weil er sich statt mit Theologen nur mit Poeten umgab, und die heidnischen Fabeln den christlichen Doktrinen vorzog. Die deutsche Reformation erhob keine Anklage gegen die schöne klassische Bildung des Papsttums, aber wohl hat die einseitig heidnische Richtung der Italiener die Renaissance des Christentums als Gegensatz gefordert. Die Aufgabe, beide Zeitrichtungen, die Welt des Glaubens und des Wissens, zugleich zu reformieren, war für ein einzelnes Volk zu groß. In sie teilten sich zunächst Italien und Deutschland, und nie waren ihre Nationalgeister freier und selbständiger als in diesen kulturgeschichtlichen Taten.

Im Zeitalter Leos schien das Heidentum die christliche Hülle ganz abzuwerfen, in welcher es als Phantasie, Formgefühl und Polytheismus bei den Lateinern stets vorhanden war. Ein Römer der Zeit Ciceros würde sich im 16. Jahrhundert bei dem Fest eines Kirchenheiligen mit dem Prädikat Divus nicht ganz als Fremdling empfunden haben. Gott heißt selbst in römischen Grabinschriften wieder Jupiter, wie schon beim Dante Sommo Giove, der Himmel wieder Olymp. Die Konservatoren Roms, welche auf dem Kapitol eine Zisterne wiederherstellten, schrieben darauf wie antike Römer: „Wir haben das Gefäß gegründet, erfülle du es, o Jupiter, mit Regen und sei den Vorstehern deines Felsens gnädig." Die Kardinäle nannte man Senatoren, die Heiligen einfach Götter (Dii und Deae), und der vergötternde Titel Divus wie Optimus Maximus ist für die Päpste gewöhnlich. Bei der Thronbesteigung Leos rief der Dichter Janus Vitalis aus, daß Jupiter vom Olymp nach Rom wieder herabgestiegen sei und daß Leo Medici als Apollo alle Krankheiten der Zeit heilen werde. Auch Julius II. hatte es nicht erschreckt, als ihn einst ein Prediger am Karfreitag mit Zeus, Christus aber mit Decius oder Curtius verglich. In seiner dem Papst Leo gewidmeten Trauer-

ode auf Bibiena redet Valerianus den Schatten des Kardinals so an: „Wir forschen nicht, an welchem Ort des Olymp deine unsterbliche Tugend dich auf goldener Quadriga geführt hat; aber wenn du die himmlischen Welten durchwanderst, die Heroen zu schauen, dann vergiß nicht vom Himmelskönige und allen andern Göttern zu erbitten, daß, wenn anders sie hier auf Erden ihren Kultus genießen wollen, sie Leo die Jahre zulegen, um welche die gottlosen Parzen Julian Medici und dich verkürzt haben." Ebenso naiv erzählt Cathaneus, daß er seinem ertrunkenen Freunde Johannes Bonifacius einen Grabhügel am Meer errichtet und dreimal mit lauter Stimme seinen Namen gerufen habe. Wir werden später sehen, daß man nach Leos Tode öffentlich im Kolosseum ein heidnisches Stieropfer den feindlichen Göttern darzubringen wagte.

Das Heidentum sickerte durch alle Poren des Katholizismus als Kunst und Kultus, als platonische Philosophie und ciceronische Beredsamkeit. Selbst die päpstlichen Bullen nahmen unter den Händen Bembos und Sadoletos Stil und Phrase des Altertums an. Die christliche Religion war unter den Lateinern zu einem paganen Sinnen- und Formeldienst erstarrt. Der Mangel an tiefer philosophischer Kraft im italienischen Nationalgeiste blieb zugleich ein Schutzmittel für die römische Kirche, welche ihre Verweltlichung überdauern konnte, wenn sie ihre Vergeistigung nicht würde überdauert haben. Aus der platonischen Schule zu Florenz, die sich im Anfange des 16. Jahrhunderts auflöste, gingen theistische und pantheistische Ideen, aber kein beweisender Rationalismus hervor. Die italienische Kunst schöpfte aus diesem Platonismus eine ideale Begeisterung für das Schöne, und dies war seine lebendigste Wirkung; er vertrat in der Renaissance die Stelle der Religion; Platon ward zum Apostel des Schönen. Patriotische Denker, wie Machiavelli, konnte der Anblick des grenzenlos verderbten Priestertums oder die Erkenntnis, daß die Papstgewalt die Größe Italiens unmöglich mache, zum Unglauben treiben; während der Einfluß der alten Philosophie andere mit Verachtung gegen die Kirchenlehre erfüllte oder die Bewunderung des Heidentums eine ästhetisch-skeptische Toleranz erzeugte. Man hob damals die Grenzen des Danteschen Paradieses auf; man versetzte die geliebten Heiden in den Glorienhimmel der Seligen, wo sie ihre christlichen Nachfolger in Herrlichkeit begrüßten.

In den liberalen Schulen zu Bologna und Padua traten Zweifler auf, welche den jenseitigen Himmel leugneten, während die Astrologie den Glauben an die Freiheit des Willens durch das

Fatum der Nativität zerstörte. Der Mantuaner Pietro Pomponazzo war das gefeierte Haupt der italienischen Skeptiker und durch seine Schule gingen die berühmtesten Gelehrten der Zeit. Obwohl das lateranische Konzil im Jahre 1513 es nötig fand, die Unsterblichkeit der Seele als Glaubensartikel zu erklären, wagte es Pomponazzo dennoch in einer Schrift zu sagen, daß diese Lehre rationell nicht zu erweisen sei und von Aristoteles nirgends behauptet werde. Dreißig Jahre später hätte man ihn verbrannt, aber zu seiner Zeit wurde er nur mit einigen Zensuren bedrängt. Bembo schützte seine Schrift vor der Verdammung; und Pomponazzo starb zu Bologna hochgeehrt im Jahre 1524. Leo X. war in seiner Jugend in Disputationen über die Seelenlehre Platos eingeweiht worden; man sagt, daß er eines Tages als Papst die scharfsinnigen Gründe eines Gegners der Unsterblichkeit belobt habe, und wenn dies, wie andere ihm und seinen Freunden in den Mund gelegte Spöttereien über die „einträgliche Fabel des Christentums", unwahr sein sollte, so bezeichnet es doch die Luft, die im Vatikan wehte.

Die Skepsis regte sich überall, doch sie war diplomatisch, denn sie bequemte sich an den bestehenden Kultus. Priester belächelten einander, wie einst die Auguren im alten Rom, und ließen sich von lächelnden Laien voll Ehrfurcht die Hände küssen. Wir haben endlich kein Urteil darüber, wieweit die Skepsis in Italien zum Rationalismus würde vorgeschritten sein, weil die freie Forschung bald genug durch die Inquisition erstickt oder verbannt wurde. Im allgemeinen war bei den Italienern der Drang nach Wahrheit nicht das Ergebnis ihres Dranges nach Wissenschaft. Der hierarchische Despotismus erzeugte hier, vereinigt mit der Sinnlichkeit und dem Bedürfnis des Schönen, neben dem materiellsten Aberglauben der unteren, den Unglauben der höheren Klassen, die Scheu vor der Arbeit des Gedankens und vor den sittlichen Kämpfen, welche diese begleiteten. Nachdem die humanistische Bildung aus dem Stadium begeisterter Entdeckung herausgetreten war, wurde sie zum geistigen Luxus, ohne tiefere Wirkung im ethischen Leben der Nation hervorzurufen. Sie verjüngte sich nicht moralisch, und das ist ihre Schwäche noch am heutigen Tag.

Die Summe der Bildung im Zeitalter Leos war vorherrschend weltlich. Wenn sie im Mittelalter wesentlich in den Disziplinen der Theologie und des Rechts bestand, so überwogen jetzt Philologie, Rhetorik, Poesie, Altertumskunde und Naturwissenschaft. Der italienische Nationalschatz gelehrter Bildung war damals größer als er heute ist. Im Verhältnis der Zeiten und ihres Fort-

Detail vom Nervatempel

Jacobus Sadoletus.
Nach einem Stich von Philippus Gallaeus

Pietro Bembo.
Nach einem Stich von Joos de Bosscher

schrittes kam er wohl der Summe im heutigen Deutschland gleich. Die Kirche aber suchte die Träger der Wissenschaft und diese selbst zu verpriestern, wie sie im Mittelalter vermönchet gewesen waren.

Gelehrte und Dichter fanden in der Zeit Leos mächtigere Beschützer im Vatikan und unter hohen Prälaten als bei Fürsten und Republiken, nachdem der rein weltliche Mäzenat der Medici in Florenz zu einem geistlichen in Rom geworden war. Die Reihe der Päpsten und Kardinälen gewidmeten Schriften ist überaus groß. Schon dieses Dienstverhältnis verdammte Gelehrte und Dichter über viele Fragen zum Schweigen. Sie durften zynisch und heidnisch, aber nicht freie Denker sein. Die päpstliche Zensur des 16. Jahrhunderts nach Leo X. verfolgte nicht die abscheuliche Literatur Aretinos, aber Schriften des ernsten Flaminius und Sadoletos Abhandlung über den Brief Pauli an die Römer wurden auf den Index gesetzt.

Gelehrte und Dichter jagten an der Kurie nach Ämtern und Benefizien, und hier verpriesterten sie als apostolische Sekretäre, Kanoniker, Bischöfe. Die namhaftesten Literaten waren Priester wie Bembo, Sadoleto, Giberti, Canossa. Der berühmte Dichter Bernardo Accolti war apostolischer Sekretär; der gefeierte Dichter Vida starb als Bischof; der berühmte lateinische Geschichtschreiber Roms, Paulus Jovius, war Bischof; Novellenschreiber, wie Bandello, und hundert Poeten jener Zeit waren Bischöfe oder päpstliche Skriptoren und Abbreviatoren. Der abscheulichste aller Schriftsteller, Pietro Aretino, machte sich sogar Hoffnung auf den Kardinalspurpur.

In den Kreisen Roms war die feinste Bildung überhaupt in den höheren Schichten des Klerus vereinigt. Die Epoche der Renaissance ist auch das goldene Zeitalter der im Besitze Roms schwelgenden Priesteraristokratie. Der römische Staat war zum Monsignorenstaat geworden, und so gehörte auch die Literatur wesentlich den Monsignoren an. Seit den Borgia versank der römische Adel, wenn er nicht im Heer des Papstes, des Kaisers, Spaniens und Frankreichs diente, in jenen entwürdigenden Zustand eines staatlosen Müßigganges und fossilen Daseins, woraus er sich erst heute zu befreien beginnt. Von den alten römischen Stadtgeschlechtern war damals das reichste das der Massimi; ihr Haupt Domenico lebte mit fürstlicher Pracht in seinem Palast in Parione, wo er glänzende Gastmähler gab, doch wird nicht gesagt, daß er Wissenschaften und Künste förderte, obwohl Lelio, ein Mitglied seines Hauses, einer der gelehrtesten Männer Roms war. Es gab keine großen Mäzene mehr unter den römi-

schen Baronen wie zu Petrarcas Zeit, und wenn im Adel auch viele Männer von feiner Bildung gefunden wurden, wie die Mellini, Cesarini, Altieri, die Porcari und Valle, so standen diese doch meist im innigsten Zusammenhange mit der Prälatur. Den Staat, den Reichtum, den Luxus, die Bildung, alles hatten die Priester an sich genommen. Die Kardinäle besaßen mehr Einkünfte als der vornehmste Adel; denn die jährliche Rente von manchem betrug 30 000 Dukaten und mehr.

In bürgerlichen Kreisen trat die Geldmacht einiger Bankiers hervor, und diese lag, wenn man die Massimi ausnimmt, meist in den Händen eingewanderter Italiener oder deutscher Handelsherren wie der Welser und Fugger. Dieselbe Geldaristokratie, welche das Haus Medici auf den Papstthron erhob, stellte in Rom Agostino Chigi dar. Dieser ausgezeichnete Mann war auch mit Leo X. innig befreundet, fast so gut sein Gönner als sein Günstling zu nennen. Die namhaftesten Gelehrten, Dichter und Künstler genossen seine fürstliche Liberalität. Auch das Wechslerhaus der Spanocchi war durch Reichtum und die Pflege edler Künste angesehen. Sodann glänzte Bindo Altoviti als Mäzen. Seine Familie stammte aus Florenz und war durch die Vermählung Rinaldos mit Clarentia Cibò, einer Schwester Innocenz VIII., in Rom zur Macht gelangt. Antonio Altoviti vermählte sich mit Dianora, der Tochter jenes Rinaldo, wurde Münzmeister Innocenz VIII., erwarb Reichtümer und kaufte sich Häuser am Ponte S. Angelo. Sein Sohn Bindo, der im Jahre 1491 geboren war, erneuerte das väterliche Haus um 1514, und noch steht dieser verödete malerische Palast an der Engelsbrücke. Rafael malte für Bindo die Impannata, Michel Angelo schenkte ihm die Kartons seiner sixtinischen Gemälde, und Benvenuto Cellini machte seine bronzene Büste.

Die Diplomatie, seit dem 16. Jahrhundert neben den Kardinalshöfen ein so bemerkbarer Charakterzug in der Gesellschaft Roms, trat zur Zeit Leos noch nicht so besonders hervor. Die prachtvollen Kavalkaden der Gesandten belebten zwar die Stadt mit theatralischen Szenen, aber es war nur zufällig, wenn länger verweilende Botschafter, zumal italienischer Höfe, ihre Häuser zu Mittelpunkten der Gesellschaft machten, wie Castiglione, der Gesandte für Mantua und Ferrara; wie Alberto Pio von Carpi, Botschafter erst des Kaisers, dann Frankreichs in Rom, oder wie später Gasparo Contarini und Jean du Bellay.

Die höhere römische Gesellschaft stellte sich als eine Menge von Kreisen dar, deren Mittelpunkt fast immer ein geistlicher

Mäzen war. Da ist zuerst der umfassende Mäzenat des Papstes. Da sind die kleineren der Kardinäle Riario, Grimani, Bibiena und Alidosi, des Julius Medici, Caraffa und Sauli, des Petrucci, Farnese, Castellesi und Soderini, des Sanseverino, Gonzaga und Egidius von Viterbo. Sie üben den Patronat aus, ganz wie die großen Herren im alten Rom. Je nach ihrer Neigung beschützen sie Wissenschaften oder Künste. Zur Zeit Clemens VII. soll der junge Kardinal Hippolyt Medici 300 Dichterlinge in seinem Palast ernährt haben. Da sind die Mäzenatenkreise des Chigi und Altoviti, des Castiglione und Albert Pio, des kunstliebenden Baldassar Turini und des Sigismondo Conti von Foligno. Selbst der reich gewordene Rafael erscheint als Mäzen. Wenn er nach dem Vatikan geht, zieht er einen Schwarm von Klienten nach sich, worüber der einsame Michel Angelo lächelt. Er lebt als großer Herr in seinem eigenen Palast im Borgo, wie sein Landsmann Bramante gelebt hatte und wie auch Sangallo und später Bernini lebten.

Ein Satiriker konnte in diesen Mäzenatenkreisen alle jene Charakterzüge wiederfinden, die in den Sittengemälden des Horaz und Juvenal, des Ammianus und Hieronymus gezeichnet sind. Er konnte um die Gasttafeln des Papstes und der Kardinäle die Schmeichler, Heuchler und Parasiten wieder entdecken, welche mit ausgereckten Hälsen die Gemälde, die Statuen, die Bibliotheken und Sammlungen ihrer Gönner rühmen, und die Deklamatoren, die deren Größe zu den Sternen erheben. In Wahrheit glich das Rom Julius II. und Leos X. in kleineren Verhältnissen der Stadt der römischen Kaiser. Satiren und Novellen der Zeit geben uns ein Bild davon, doch wagte es niemand, der Juvenal der Renaissance in Rom zu sein.

In dieser heidnisch gefärbten Gesellschaft geistreicher Genußmenschen gab es nur einen Mangel: es fehlte die edle Frauenwelt. Dies war so empfindlich, daß die Ankunft des Julian Medici mit seiner Gemahlin allgemeine Freude erregte. Gott sei gelobt, so schrieb damals Bibiena, denn hier fehlte uns nichts als ein Damenhof. Zur Zeit Innocenz VIII. und Alexanders zog man vornehme Frauen ungescheut zu den Festen des Vatikan, doch das wagten seit den Borgia die Päpste seltener. Unter Monsignoren konnte sich kein edles Weib gern und frei bewegen wie an den Höfen in Ferrara, Mantua und Urbino. Veronica Gambara hatte Grund, ihren glänzenden Kreis in Bologna zu versammeln. Vittoria Colonna lebte, als sie später nach Rom kam, meist im Kloster. Zurückgezogen hielt sich auch Blanca Rangone, welcher Leo X. ein Gartenhaus im Borgo einrichten

ließ. Doch Isabella Gonzaga wurde bei Schauspielvorstellungen im Vatikan bemerkt.

Die Stelle edler Frauen nahmen in der römischen Gesellschaft Konkubinen und Kurtisanen ein. Bembo lebte, ehe er Kardinal war, ungescheut mit der schönen Venezianerin Morosina. Leo X. nahm keinen Anstand, unter festlichem Gepränge die Trauung Agostino Chigis mit seiner Konkubine, der schönen Venezianerin Francesca, zu vollziehen. Die Verfeinerung des Lebens erzeugte auch eine Renaissance des Hetärenwesens.

Aretino bewunderte eine römische Buhlerin, welche hundert Stellen aus Klassikern hersagte und jedes Gedicht Petrarcas, jede Novelle Boccaccios auswendig wußte. Die gefeierte Imperia aus Ferrara glänzte zur Zeit Julius II. als ein Stern, von dessen Strahlen die ganze Monsignorenwelt trunken war. Ihre Wohnung in den Banken, welche Bandello geschildert hat, konnte als ein Salon gelten, zu dem sich die geistreichsten Männer drängten. Teppiche, Gemälde, Vasen und Nippsachen, auserlesene Bücher, schöne Renaissancemöbel verbreiteten in ihren Zimmern solchen Glanz, daß der edle spanische Botschafter eines Tages dort einem Bedienten ins Gesicht spie, weil er keine andere Stelle für dies Bedürfnis entdecken konnte. Imperia sang zur Laute die Verse ihrer Anbeter oder eigene, denn sie war die Schülerin Strascinos, zu dessen schönstem Gedicht von der Venerie vielleicht sie selbst den Stoff geliefert hatte. Diese junge Phryne besangen Blosius, Beroaldo und hundert andere Poeten, und sogar der ernste Sadoleto galt als ihr Verehrer. Sie starb erst 26 Jahre alt; ehrenvoll begrub man sie in der Kapelle der heiligen Gregoria. Ihre Grabschrift pries sie als Titel ihres Ruhms den großen Namen einer römischen Hetäre, dessen sie vollkommen würdig gewesen sei, und ihre unter Menschen seltene Schönheit. Der Grundsatz Beccadellis, daß Freudenmädchen der Welt nützlicher seien als die frömmsten Nonnen, hatte in Rom Geltung erlangt. Wie man noch zur Zeit Eugens IV. der letzten heiligen Römerin Francesca den Zunamen Romana gab, so sprach man jetzt mit gleichem Nationalstolz von einer Cortisana Romana. Man feierte im Weibe mit antikem Gefühl den Geist in einer schönen Körpergestalt.

Es würde gehässig erscheinen, wollten wir die grenzenlosen Laster der Gesellschaft Roms in der verderbten leonischen Zeit schildern oder den Schleier von den Mysterien des Priestertums zu heben suchen. Die Sittenfäulnis eines Zeitalters, wo eins der besten Produkte der Poesie den Titel Syphilis trug, ist bekannt genug; aber die klassischen Laster Griechenlands und des Orients

wurden nicht erst durch die Renaissance eingeführt, noch war das Priestertum verderbter als der Laienstand, noch war Rom verderbter als Genua, Venedig und Paris. Nur mußte die Sittenlosigkeit in der Hauptstadt der Kirche greller als anderswo erscheinen und auch gefährlicher sein.

Mitten in dieser lasterhaften Priesterschaft läßt sich doch als Keim sittlicher Reaktion ein Verein von frommen Männern bemerken, aus welchem später große Wirkungen hervorgehen sollten. Es ist das Oratorium Divini Amoris, welches der Pfarrer Julius Dathus von S. Sylvester und Dorotea in Trastevere leitete. Zu Leos Zeit flüchtete sich in diese Genossenschaft das Christentum aus dem Taumel heidnischer Lust. Giampietro Caraffa und sein Freund Gaetanus Tiene schlossen sich ihm an. Der glühende Zelot Caraffa, Neffe des Kardinals Olivieri, war schon Kämmerer Alexanders VI. gewesen, unter Julius II. Bischof von Chieti geworden; unter Leo X. glänzte er auf dem lateranischen Konzil und tat sich als Nuntius in England und Spanien hervor. Auch Sadoleto, Contarini, Giberti, Aluigi Lippomanno, Latinus Juvenalis, Tullius Crispoldus, Bonifacius a Colle gehörten jenem Oratorium an, und dies war die Grundlage des Ordens der Theatiner.

Schon vor Luther und Hutten hat Savonarola Rom als einen Sündenpfuhl dargestellt. Wenn wir aber das Gemälde der Stadt nur von einem Reformator besäßen, so würde es doch sehr einseitig sein. Luther sah nur das unheilige, weil er nur das heilige Rom suchte. Erasmus wurde vom Zauber derselben Stadt umstrickt, und wenn Luther sagte, daß er nicht tausend Gulden nähme, das verderbte Rom nicht gesehen zu haben, so gestand der andere, daß nur der Lethe die süße Erinnerung an Rom in ihm auszulöschen vermöchte. Erasmus kam zuerst im Februar oder März 1509 hierher und verlebte einige Monate mit Männern der Wissenschaft, wie Scipio Carteromachus, Sphärula, Julius Camillus, Beroaldus, und mit Kardinälen wie Grimani, Riario, Medici und dem Kardinal von Nantes. Den größten Gelehrten des Jahrhunderts entzückte Rom als das Theater der Welt und ihrer Kultur. Monumente, Künste und Sammlungen, Bibliotheken, die Fülle von Wissen und Geist, der große Stil des Lebens: dies alles erfüllte ihn mit Bewunderung. Als Satiriker fand er hier den großen europäischen Karneval der geistlich verlarvten Welteitelkeit und aller Lüste und Begierden, aller Ränke und Verbrechen vor, deren Magnet der Vatikan, deren einzig bewegende Triebfeder der Hunger nach Gold, nach Ehre und Herrschaft war. Auf dieser Taumelflut des Lebens konnte er das übervolle Narrenschiff Sebastian Brands treiben sehen, in der

Tat verfaßte er bald nach seiner Ankunft in London im Jahre 1509 im Hause des Thomas Morus sein berühmtes Lob der Narrheit.

Als Christ erstaunte er über die grell und dreist aufgetragene Farbe des Heidentums in der römischen Religion, an der nichts mehr unverfälscht geblieben war, aus deren einst ehrwürdigem Tempel die herrschsüchtige Gier der Priester ein europäisches Wechselhaus und einen Krammarkt von Gnadenbullen, Indulgenzen und Gegenständen des Aberglaubens gemacht hatte. Als Weltmann aber ließ er es sich am Hofe der Kardinäle wohl sein, und vor allem mußte er bekennen, daß in diesem lasterhaften Rom die liberalste Form des Verkehrs und der feinste Anstand zu finden sei. Im Zeitalter, wo Castiglione in seinem „Cortegiano" das Ideal des Höflings aufstellte, war die antike Urbanität wieder aufgelebt, und sie mußte jeden Nordländer entzücken, auch wenn sie nur die Larve innerer Schlechtigkeit war.

Das Papsttum, die Wissenschaft, das Altertum, die Kunst setzten die römische Gesellschaft in bezug auf die Welt. Die wichtigsten Aufgaben der Zeit wurden damals in Rom besprochen oder tätig angegriffen: die Weltpolitik, die Weltliteratur, denn in der Renaissance des Latinismus konnte man von einer solchen reden, die Künste, die Poesie, das werdende Theater, die Wissenschaft überhaupt. Das reichste geistige Leben blühte hier im Sumpfe der Laster. Es ist aber nur gerecht zu sagen, daß neben Wollust und Habsucht, neben Stolz und Größenwahnsinn, neben Heuchelei und Lüge auch glänzende Tugenden angetroffen wurden: Freigebigkeit, Freundschaft und Wohlwollen, die Achtung des Talents und die Liebe zu allem Schönen. Selbst der Zuchtlosigkeit stand, in den edleren Naturen, eine liberale Menschlichkeit zur Seite, welche die wirkliche Blüte der Bildung der Italiener war. Eine universeller gebildete Gesellschaft als jene des ganz verderbten Rom konnte keine andere Stadt aufweisen. Florenz war nach Rom hinübergewandert, oder die Stadt des Lorenzo Medici war zu einer Vorstufe für diese Akademie der Welt geworden. Mit Recht durfte Valerianus sagen, daß Rom in dieser Epoche mehr für die wissenschaftliche Kultur leistete als das ganze übrige Italien. Mit gleichem Recht nannte der Kardinal Riario Rom das allgemeine Vaterland aller Gelehrten.

DIE RÖMISCHE AKADEMIE. ANGELO COLOCCI. GORITZ. BIBLIOTHEKEN. DIE VATICANA. INGHIRAMI. BEROALD. ACCIAJUOLI. ALEANDER. DIE RÖMISCHE UNIVERSITÄT. CICERONIANER. BEMBO. SADOLETO. GIANFRANCESCO PICO. ALBERTO PIO. ANTIQUARE. ALBERTINI. INSCHRIFTENSAMMLUNG MAZOCHIS. ANDREAS FULVIUS. PIERIUS VALERIANUS. RAFAELS STADTPLAN. MARIO FABIO VON CALVI. HISTORIKER. PARIS DE GRASSIS. EGIDIUS VON VITERBO. RAFAEL VOLATERRANUS. PAUL JOVIUS. HELLENISTEN. KARTEROMACHUS. PHAVORINUS. JOH. LASKARIS. MUSURUS. VERFALL DES HUMANISMUS. SCHMÄHSCHRIFT GYRALDIS UND BEKENNTNISSE DES JOVIUS.

Wir werden nur einige Gruppen und Charaktere aus der Kultur der Renaissance in Beziehung auf Rom herausheben.

Da ist zunächst die römische Akademie, welche die geistreiche Gesellschaft der Stadt zusammenfaßt. Die besten Namen Italiens zierten sie: Bembo, Sadoleto, Tebaldeo, Vida, Castiglione, Navagero, Beroaldo, Inghirami, Valerianus. Als ihr Haupt galt Angelo Colocci aus Jesi, Sekretär Leos X. Er war jung nach Rom gekommen, wo er eine gefeierte Persönlichkeit wurde. Seit 1513 legte er sich bei der Aqua Virgo eine Villa an, und hier sammelte er Altertümer und Inschriften, unter denen die Fasti Consulares Colotiani berühmt geworden sind, und Statuen, worunter ein Sokrates und ein Jupiter Ammon bewundert wurden. Er sammelte Münzen und Gemmen, griechische und hebräische Handschriften, die nach seines Sohnes Marcantonio Tode in den Besitz des Fulvius Orsini kamen. In diesen Gärten des „Koryphäen aller urbanen Geister" setzte die Akademie ihre Zusammenkünfte fort. Colocci war ein klassisch gebildeter Mann, innigster Freund des Johann Lascaris, selbst Dichter in beiden Sprachen, das Musterbild eines heiter geselligen Beschützers der Wissenschaft und Kunst.

Bisweilen kamen die Akademiker auch bei Agostino Chigi zusammen oder bei dem beredsamen Mario Maffei von Volterra, dem Bischof von Aquino; oder auf der Villa des Dichters Blosius Palladius am Tiber, bei Sadoleto auf dem Quirinal und im Gartenhause des Augustinerkardinals Egidius. Am Tage S. Anna pflegte sie Goritz in seinen Weingärten am Trajansforum zu bewirten. Dieser Luxemburger, ganz Römer geworden, war eine der beliebtesten Gestalten der Stadt, schon unter sechs

Päpsten Suppliken-Recipient, die lebendige Chronik Roms. Obwohl nicht reich, machte er doch sein Haus zu einem Tempel der Musen. Für die deutschen Humanisten, welche Rom besuchten, war es ein willkommener Vereinigungsort. Der rechtliche Alte mit weißem Haar, lebhaft und beweglich, anmutig beredsam, leicht aufbrausend, Enthusiast des Altertums, Kunstfreund und Dichterfreund, wurde von den Akademikern Corycius Senex nach Virgil benannt und wie ihr Patriarch geehrt. Blosius hat sein Wesen geschildert, welches man als festiva urbanitas bezeichnen kann. Es gab in Rom stets Männer seiner Art, Ideale des musenfreundlichen Dilettantentums.

Man wird nicht ohne Vergnügen die Schilderung der heiteren Feste der Akademie lesen, und diese scheinen die Grenzen des schönen Maßes nicht überschritten zu haben. Ihre Blütezeit gehört der Regierung Leos X. an, welcher allen wissenschaftlichen Anstalten in Rom neuen Aufschwung gab.

Schon als Kardinal hatte er in einem mit Statuen und Gemälden geschmückten Saal seines Palastes seine Privatbibliothek aufgestellt, wozu jeder Mann Zutritt erhielt. Ihren Kern bildete der Rest jenes Handschriftenschatzes seines väterlichen Hauses, welcher in der Umwälzung von Florenz durch Carl VIII. erst zerstreut, dann in das Kloster S. Marco gekommen, endlich von Leo im Jahre 1508 angekauft und nach Rom gebracht worden war.

Er vermehrte seine Bibliothek, die er nicht mit der Vaticana vereinigte, auch als Papst. Das Manuskript der fünf ersten Bücher von Tacitus' Annalen, welches Gianangelo Arcimboldi aus Corvey gezogen und Leo um 500 Goldgulden erkauft hatte, gehörte ihr an. Es befindet sich heute in der Laurenziana, wohin es wohl mit dieser mediceischen Privatbibliothek kam, als Clemens VII. sie nach Florenz zurückbringen ließ.

Es war Modebedürfnis, in den Palästen Handschriften zu sammeln. Sigismondo Conti, Angelo Cesi, Chigi, Coloccio und Goritz, Prälaten und Kardinäle, wie Caraffa, Farnese, Riario, Alidosi, Armellini, die Rovere legten solche Sammlungen an. Sadoleto hatte sich eine ansehnliche Bibliothek angeschafft. Die reichste von 8000 Bänden besaß Grimani im venezianischen Palast. Erasmus bewunderte sie. Nach dem Tode des Kardinals im Jahre 1524 kam sie durch Testament nach S. Antonio di Castello in Venedig, wo sie später verbrannte. Es ist merkwürdig, daß so viele Bücherschätze von Rom nach Venedig vermacht wurden. Schon Petrarca, dann Bessarion hatten ihre Bibliotheken dorthin gestiftet; auch Aleander tat dasselbe mit

der seinigen. Schon bestanden in Rom die heutigen Klosterbibliotheken, die später vermehrt wurden. Julius II. hatte die Bibliothek des S. Peter ausgeschmückt, und so auch die der zwölf Apostel, und die in S. Pietro in Vincoli ausbauen lassen. Es bestanden schon die Büchersammlungen in S. Maria in Aracoeli und in S. Sabina und die heute größten Roms, die der Minerva und der Augustiner.

Die Vaticana hatte Julius nicht viel vermehrt. Wenn ihn Bembo einen zweiten Ptolemäus Philadelphus nennt, so bezog sich diese Schmeichelei nur auf die Privatbibliothek des Papstes, die Bibliotheca Julia. Zum Vorsteher der Vaticana machte er Thomas Fedra Inghirami. Inghirami war um 1470 in der Stadt Volterra geboren, welche mehrere namhafte Gelehrte wie Jacobus, Rafael und Julian und Mario Maffei nach Rom lieferte. Als Jüngling spielte er auf dem Theater Riarios im Hippolyt Senecas die Rolle der Phädra so geschickt, daß ihm dieser Zuname verblieb. Alexander VI. gebrauchte ihn in diplomatischen Geschäften, und Maximilian krönte ihn zum Dichter. Wegen seiner klassischen Beredsamkeit nannte man ihn den Cicero seines Zeitalters: selbst Erasmus bewunderte ihn. Aus Bobbio brachte er Handschriften nach Rom, darunter wohl auch den Palimpsest der Republik Ciceros, welchen erst der Kardinal Mai wieder ans Licht gezogen hat. Am 17. Juli 1510 wurde Inghirami Nachfolger seines Landsmannes Julian in der Vaticana. Er starb am 6. September 1516 infolge eines Sturzes vom Maultier. Rafael hat das Porträt dieses Ideals des römischen Prälaten in der Renaissancezeit gemalt und ihm dadurch die Unsterblichkeit gesichert, die ihm seine wenigen Schriften nicht geben konnten.

Die Vaticana suchte Leo zu vermehren. Es sei nicht seine geringste Pflicht, so erklärte er, für die Vergrößerung des Schatzes alter Autoren zu sorgen, damit die lateinische Sprache unter seinem Pontifikat sich reicher als bisher entfalte. Er schickte Agenten aus, Handschriften aufzukaufen. Agostino Beazzano, Johann Haytmers, de Rosis von Ravenna, Arcimboldi und der unermüdliche Kustos der Vaticana Faustus Sabäus reisten im Orient, selbst in Dänemark. Doch nur jene Handschrift des Tacitus war ein großer Fund. Sie edierte der Bolognese Filippo Beroaldo, Schüler seines gleichnamigen Oheims, eines berühmten Latinisten. Beroaldo wurde Inghiramis Nachfolger an der Vaticana und starb schon 1518, worauf der Florentiner Zanobio Acciajuoli seine Stelle erhielt. Dieser gelehrte Dominikaner, einst Anhänger Savonarolas, war der vertrauteste Gesellschafter Leos, der ihn gleich nach seiner Thron-

besteigung nach Rom kommen ließ und in die Familie Medici aufnahm. Er war ein gründlicher Kenner der alten und auch der hebräischen Sprachen. Auf dem Quirinal im Oratorium des S. Sylvester wohnend, versenkte er sich in Enthusiasmus für die Herrlichkeit Roms. Er forderte Leo in lateinischen Versen auf, den Quirinal umzubauen, wie einst einer seiner Vorgänger die Leonina erbaut hatte. Für ihn machte er ein Verzeichnis von Urkunden jenes geheimen Archivs (Bibliotheca Secreta), welches von Sixtus IV. errichtet worden war und um 1518 nach der Engelsburg gebracht wurde.

Nach Acciajuolis Tode am 27. Juli 1519 nahm dessen Stelle ein jener Hieronymus Aleander, der als der eifrigste Bekämpfer der entstehenden Reformation bekannt geworden ist. Er war Sohn eines Arztes und zu Motta in der Trevisaner Mark im Jahre 1480 geboren. Mit Leidenschaft studierte er profane und theologische Wissenschaften und erlangte solche Fertigkeit in den orientalischen Sprachen, daß man ihn für einen geborenen Hebräer hielt. In Venedig schloß er mit Aldus Manutius Freundschaft, der sich seiner seltenen Kenntnisse bediente und ihm seine Ausgabe des Homer widmete. Dort wurde er auch mit Erasmus befreundet. Alexander VI. hatte ihn zum Sekretär seines Sohnes Cesare machen wollen. Im Jahr 1508 ging er nach Paris, lehrte dort mit Ruhm und wurde sogar Rektor der Universität. Sodann diente er dem Fürstbischof von Lüttich, Erard von der Mark, in dessen Auftrag er auch im Jahre 1516 zuerst nach Rom kam, seinem Herrn den Purpur zu erwirken. Hier nahm ihn Julius Medici in seinen Dienst; Leo X. machte ihn zum vatikanischen Bibliothekar; dann aber bestimmte er ihn zu seinem Nuntius in Deutschland, wo er die Reformation erdrücken sollte. Aleander liebte Deutschland, wo er einst sich hatte niederlassen wollen, ihn befreundete Gelehrte ehrten und er als ein Deutscher betrachtet wurde. Bald aber machte er sich hier allgemein verhaßt. Seit 1520, da er mit Marino Caracciolo nach Deutschland ging und so heftig gegen Luther und seine Anhänger auftrat, daß er selbst Feind des Erasmus wurde, diente Aleander, der Urheber des Wormser Edikts, den Päpsten in ihrer wichtigsten Angelegenheit als Legat. Hier zeigte er sich im Kampf mit der Reformation als hochmütiger und verschlagener Fanatiker; doch sah er alle seine Bemühungen und Künste endlich scheitern. Clemens VII. gab ihm das Erzbistum Brindisi, unter Paul III. wurde er im Jahre 1538 Kardinal, worauf er sein Amt als Bibliothekar niederlegte. Er starb, zum Legaten beim Konzil ausersehen, im Jahr 1542, ohne Schriften zu hinterlassen,

die ihm als Theologen oder Sprachforscher einen Namen hätten sichern können.

In neue Blüte kam unter Leo X. die römische Universität, welche Julius vernachlässigt hatte. Der Lehrstuhl des Pomponius Lätus war zwar durch Augustinus Valdus aus Padua, aber nicht glänzend besetzt worden, und nur wenige Professoren der Theologie und des Rechts mochten der Anstalt noch zur Zierde gereichen. Marco Vigerio aus Savona, schon von Sixtus IV. berufen, im Jahre 1505 Kardinal, und Thomas de Vio, welchen Oliviero Caraffa nach Rom gezogen hatte, waren die berühmtesten Theologen jener Zeit, und der ausgezeichnete Jurist Giovanni Gozzadini von Bologna lehrte vorübergehend an der Universität. Sie drohte zu verfallen, bis sie Leo X. durch seine Konstitution vom 4. November 1513 reformierte. Er erneuerte alle Fakultäten, setzte den Professoren höheres Gehalt aus und berief gute Lehrkräfte. Schon 1514 hatte er den namhaften Latinisten Janus Parhasius oder Giampolo Parisio aus Cosenza als Professor der Redekunst angestellt. In derselben Fakultät lehrten Inghirami, Antonio Fabro von Amiterno, Rafael Brandolini, Beroaldo, Petrus Sabinus. Selbst ein Lehrstuhl für orientalische Sprachen wurde eingerichtet, der Kalabrese Agacius Guidocerius erhielt die hebräische Professur. Die Würde eines Großkanzlers der Universität bekam der Kardinal Rafael Riario, die des Rektors Domenico Jacovazzi. Es gibt eine auf Pergament geschriebene Liste vom Jahre 1514, welche die Namen aller Fakultätsprofessoren enthält, 88 an Zahl, 11 des kanonischen Rechts, 20 Juristen, 15 Mediziner und 5 Philosophen. Doch findet sich darunter keiner ersten Ranges. Viele mittelmäßige Geister hatten Lehrstühle durch Protektion erhalten. Die römische Universität wurde mit Professoren überfüllt, aber sie erreichte nie die Bedeutung der Hochschulen in Padua und Bologna.

Das 16. Jahrhundert erbte die Mühen des 15. und breitete den Kultus der Klassiker in Schulen über die Welt aus. Man erklärte die Autoren; man arbeitete die Grammatik durch, und der neulateinische Stil erlangte bei einigen Schriftstellern eine schwungvolle Lebendigkeit voll Anmut und Geist. Im ganzen aber war die Nachahmung so sklavisch, daß Erasmus den Latinistenschwarm als die „Affen Ciceros" lächerlich machte. Die Beredsamkeit blieb der Gipfel alles Strebens, und diese virtuose Kunst war in der Renaissance so gut wie in der Zeit des Cicero und Demosthenes die Kunst des nationalen Verfalls. Eine gute Rede war damals, wie zur Zeit der griechischen Sophisten, ein Aufsehen machendes Ereignis. Die Rhetorik drang auch in die

Geschichtschreibung ein, nach dem Muster der Alten, mit erdichteten Reden ist das Werk Guicciardinis angefüllt. Der schönste Schmuck, so schrieb Busini an den Geschichtschreiber Varchi, welchen die Geschichte haben kann, sind nach meinem Dafürhalten die Reden. Es sind Staats- und Festreden, Kanzel- und Leichenreden, akademische Lobreden jeder Art, Orationen im Konzil, die hier in Betracht kommen würden, und sie alle sind in die Modelle Ciceros gegossen. Leo versäumte keine Gelegenheit, eine lateinische Rede anzuhören. Dies machte ihm so viel Vergnügen als Musik und Improvisation. Als am 23. April 1521 bei der Feier der Palilien Roms seine Ehrenstatue auf dem Kapitol enthüllt wurde, hörte er der Festrede des Reformators der Universität zu. Dieser Rhetor begann mit Adam und Romulus, schilderte erst die Herrlichkeit des römischen Reichs und ging dann zu der Größe des Papsttums, endlich zu dem Lobe Leos selbst über. Nie sprach ein Deklamator ciceronischer über die Wohltaten, welche Rom den Päpsten verdankte. Nie schmeichelte sich ein Papst, gleich dem Zuhörer Leo, so sehr mit der Einbildung, ein Volk zu beherrschen, welches seine Regierung liebte. Diese Rede dauerte stundenlang; sie ist ein förmliches Buch; wir besitzen sie noch.

Die Latinisten machten die Philologie zu einem Werkzeuge der Weltbildung und Aufklärung, zu einer internationalen Macht. Sie hob die Völkergrenzen, bald auch die Schranken der Konfession auf und breitete eine Art von Freimaurerbund über Europa aus, worin sich die Männer der Wissenschaft verbrüderten. Keine Zeit sah einen gleich lebhaften persönlichen oder brieflichen Verkehr der Gelehrten aller Länder. Wie war das, wie war der gleichmäßige Fortschritt der Nationen überhaupt ohne eine Weltsprache möglich?

Unter den Latinisten jener Epoche ist die Gestalt des Pietro Bembo überall sichtbar, wie es früher Petrarca und Poggio waren, obwohl er weder deren Kenntnisse noch Verdienste besaß. Dieser edle Venezianer war der Sohn des Bernardo Bembo, welcher als Prätor Ravennas das Mausoleum Dantes errichtete. In Florenz am 20. Mai 1470 geboren, empfing er dort auch seine erste Erziehung. Er studierte seit 1492 drei Jahre lang das Griechische bei Constantin Laskaris in Messina, sodann Philosophie bei Pomponazzo in Padua. Mit seinem Vater ging er nach Ferrara im Jahre 1498. Hier fand er geistvolle Männer, die Strozzi, Antonio Tebaldeo, Leoniceno und den jungen Sadoleto. Seit 1502 war daselbst sein stärkster Magnet Lucrezia Borgia, zu welcher er in ein bald verdächtiges Verhältnis trat. Er besang

sie in Versen, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit ihr, tröstete sie über den Tod ihres „großen Vaters". Im Jahre 1504 widmete er ihr die anmutigste seiner Schriften, die Asolani, ein platonisierendes Gespräch über die Liebe, das ihn berühmt machte. Seit 1506 trat Bembo in den geistreichen Kreis des Hofes von Urbino, welcher damals unter der Regierung Guidobaldos und seiner Gattin Elisabetta der blühendste Sitz der Musen Italiens und die Schule der feinsten Sitten war. Aus ihm ging das Ideal des Höflings, der Cortegiano Castigliones hervor. Hier erlebte Bembo den Tod Guidobaldos, dem er ein schönes Denkmal der Pietät setzte. Julian Medici, welcher am Hofe Urbinos als Exilierter gastfreie Aufnahme gefunden hatte, nahm Bembo im Jahre 1512 von dort mit sich nach Rom, und Leo X. machte ihn zu seinem Sekretär.

Bembo besaß seltene Vorzüge, Wohlgestalt, Kenntnis der Welt und glänzende Bildung. Der Papst liebte ihn und seine stilisierten Phrasen. Diese schönen Geister verstanden einander. Als päpstlicher Staatsmann in einflußreicher Stellung wurde Bembo einer der Koryphäen der römischen Gesellschaft, wo dieser geistreiche und liebenswürdige Mann auf die Tätigkeit von Gelehrten und Künstlern einen belebenden Einfluß übte. Im Jahr 1520 zog er sich nach Padua in ein studienvolles Stilleben zurück. Er machte dort sein Haus zu einem ciceronischen Museum, sammelte Statuen, Gemälde, Medaillen, Inschriften, Handschriften, unter denen sich zwei sehr wertvolle befanden, der Terenz und Virgil, welche heute die Vaticana besitzt. Selbst einen botanischen Garten legte er an. Erst durch Paul III. ließ sich Bembo zur Rückkehr nach Rom bewegen. Hier wurde er Kardinal im Jahre 1539 und mit Morone, Contarini, Cortese, Pole und Sadoleto eine Zierde des heiligen Kollegium. Er starb am 18. Januar 1547. Passend fand er sein Grab in der Nähe des Denkmals Leos X. in der Minerva. Bembo galt als Haupt der Ciceronianer seiner Zeit. Sein Stil ist korrekt und gewandt, aber kalt und manieriert. Es ist nichts Originales in seinem eleganten und bisweilen frivolen Geist, dem Vertiefung und Forschung fehlen. Außer der Formvollendung in beiden Sprachen hat Bembo keine nachhaltige Wirkung auf die Literatur gehabt. Seine Poesien sind vergessen und seine italienisch geschriebenen Asolanen nur noch ein literarisches Denkmal der Schöngeistigkeit jener Zeit. Seine lateinisch geschriebene Geschichte Venedigs, die Fortsetzung jener des Sabellicus, hat zeitgeschichtlichen Wert, obwohl sie eine oberflächliche Arbeit ist, und nicht minderen haben seine amtlichen und familiären Briefe.

Weniger glänzend, aber tiefer war Bembos Freund Jacopo Sadoleto, der Sohn eines Juristen aus Modena, wo er um 1477 geboren war. Er studierte in Ferrara unter Leoniceno. Ferrara und Padua waren damals blühende Akademien, durch welche fast alle hervorragenden Geister ihren Durchgang nahmen. Die Humanitätsschule der Este blühte bis tief ins 16. Jahrhundert; sie erstreckte noch unter dem Schutz der Herzogin Renata, der Tochter Ludwigs XII., ihre Verzweigungen weit in das lutherische Deutschland und das reformierte Frankreich Calvins. Ihr Haupt wurde der berühmte Latinist Celio Calcagnini, Freund des Erasmus, seit 1520 Professor in Ferrara. Neben ihm glänzte Lilius Gregorius Gyraldi, der in Rom Erzieher des jungen Kardinals Ercole Rangone war. Sadoleto war schon unter Alexander VI. nach Rom gekommen, Familiar Caraffas und Schüler des Scipio Karteromachus geworden. Er wurde namhaft in der Akademie; seine Verse auf Laokoon gingen von Mund zu Mund. Leo X., welchen nichts so sehr begeisterte als lateinische Verse und ciceronische Prosa, machte ihn zu seinem Sekretär, dann auch zum Bischof von Carpentras. Dorthin ging Sadoleto nach dem Tode seines Gönners, bis ihn Clemens VII. wieder nach Rom zog. Er verließ die Stadt kurz vor der Katastrophe des Jahres 1527 und widmete sich neun Jahre lang seinen Pflichten in Carpentras. Von dort zog ihn Paul III. im Jahr 1536 wieder nach Rom und machte ihn zum Kardinal. Hier starb er bald nach seinem Freunde Bembo, am 18. Oktober 1547.

In seiner Jugend versuchte sich Sadoleto, wie alle diese Latinisten, als Dichter, dann schrieb er Abhandlungen nach dem Muster Ciceros. Seine Traktate De liberis instituendis und De laudibus philosophiae waren zu ihrer Zeit berühmt. Später schrieb er Predigten, Erklärungen von Psalmen und Kommentare zum Paulinischen Brief an die Römer, welche die Zensur verbot. Dies geschah unter Paul III., als die Reflexe der Reformation in Kardinälen, wie Reginald Pole, Morone und Contarini sichtbar wurden. Sadoleto selbst zeigte den Protestanten gegenüber stets Ruhe und Maß. Er schonte Melanchthon und Calvin; er setzte auch zu Erasmus sein freundschaftliches Verhältnis fort, und wir besitzen noch Briefe des einen an den andern. Die Korrespondenz Sadoletos ist ein noch bedeutenderer kulturgeschichtlicher Schatz jener Zeit als jene des Bembo.

Sadoleto erscheint als einer der schönsten Charaktere seiner Zeit; und so zerrüttet deren Moral auch war, so gab es doch immer ernste Geister, die sich von der Ansteckung rein erhielten. Dies beweisen zwei andere ausgezeichnete Männer, Gianfrancesco

Pico, Herr von Mirandola, und Alberto Pio, Herr von Carpi. Der erste war Neffe des gefeierten Johannes Picus, ein Mann von allumfassender Gelehrsamkeit, glühender Anhänger Savonarolas, dessen Leben er auch beschrieben hat. Dem lateranischen Konzil reichte er eine lange Abhandlung über die Reform der kirchlichen Zucht ein. Er war befreundet mit Reuchlin und mit Wilibald Pirkheimer. Der andere, von mütterlicher Seite ihm verwandt und gleich ihm unglücklich, da auch er aus seinem Erbe Carpi vertrieben wurde, war erst im Jahre 1510 Gesandter Ludwigs XII. in Rom, dann Botschafter des Kaisers bei Leo X.; als die Kaiserlichen Carpi besetzten, trat er wieder in die Dienste des Königs von Frankreich und war dessen Gesandter bei Clemens VII. Die Partei des Kaisers fürchtete ihn als Intriganten und nannte ihn einen Teufel. Er glühte von Haß gegen die Spanier. Unter seinen häuslichen Stürmen und seinen Pflichten als Diplomat konnte er eine seltene Gelehrsamkeit erwerben und zahlreiche Schriften verfassen. Schon in seiner Jugend hatte er Aldus Manutius in Carpi aufgenommen; aus dem Schüler wurde er der Beschützer dieses großen Typographen. Aldus widmete ihm im Jahr 1495 seine Ausgabe des Aristoteles. In Carpi hatte Pio eine große Bibliothek gesammelt und eine Druckerei eingerichtet. Noch heute zeigen die Kirchen, die dort für ihn Baldassar Peruzzi baute, und die getürmte Burg der Pii, daß dieses kleine, in der fruchtbarsten Ebene gelegene Carpi einst ein schöner Herrensitz gewesen ist. Auch in Rom wurde der Palast des Alberto Pio ein Versammlungsort für Gelehrte und Künstler; aber seit der Reformation wandte sich Pio von den klassischen Studien zur Theologie. Er bekämpfte Erasmus erst durch Briefe, dann durch Schriften, worüber er selbst zu Paris im Jahre 1531 starb.

Fast jeder hervorragende Gelehrte der Zeit Leos konnte auch einen Platz unter den Latinisten behaupten. Die Kardinäle Farnese, Grimani, Bibiena durften ihn durch ihre klassische Bildung beanspruchen, und vor allem glänzte Hadrian von Corneto als einer der elegantesten Ciceronianer. Die Verdienste von Gelehrten, wie Augustinus Valdus, Janus Parhasius, Julianus Camers, Petrus Sabinus, Longolius, Bonamicus, Latinus Juvenalis hat die Geschichte der Kultur der lateinischen Sprache verzeichnet; wir begnügen uns in bezug auf das römische Leben der Wissenschaft die damaligen Leistungen in der antiquarischen Stadtbeschreibung und der Historiographie zu bemerken.

Die Schule des Pomponius und Blondus wurde fortgesetzt. Seit Julius II. wurden bereits Ausgrabungen gemacht, um Kunst-

schätze ans Licht zu ziehen. Man durchforschte die Altertümer und sammelte Inschriften, und diese Tätigkeit fand ihren Mittelpunkt in der römischen Akademie. Noch der Zeit Julius II. gehören ein paar unbedeutende Stadtbeschreibungen an, die Colectanea de Urbe Roma des Fabricius Varanus, Bischofs von Camerino, ein Auszug aus Blondus, die Descriptio Urbis des Rafael Maphäus von Volterra und die bekannte Arbeit des Florentiners Franciscus Albertinus. Dieser Antiquar nahm den Titel der Mirabilien wieder auf, versuchte aber doch eine Stadtbeschreibung auf Grundlage des Blondus. Sie hat Wert durch manche Angaben über den damaligen Zustand von Bauwerken und Altertümern. Auch nahm Albertini Inschriften auf. Er widmete sein Buch Julius II., dessen Nepot Galeotto ihn dazu angeregt hatte. Alle diese Stadtbeschreibungen gab Mazochi, der Buchhändler der römischen Akademie, heraus. Er druckte im Jahr 1521 auch die erste bedeutende Sammlung antiker Inschriften Roms. In der Widmung seines Werks an Mario Maffei beklagte er den Untergang zahlloser Inschriften beim Häuserbau und durch Kalkbrennen. Mit Recht nannte er die Mühe des Sammelns eine herkulische. Er konnte die Unvollständigkeit seiner Arbeit auch damit entschuldigen, „daß zahllose Inschriften jeden Tag neu ans Licht kamen, ja gleichsam aus der Erde emporwuchsen". Rom war mit Marmortafeln überstreut. In den Wänden und Fußböden der Kirchen, in den Höfen und Treppenhäusern der Paläste und an tausend Stellen in Ruinen gab es Inschriften, die heute nur noch zu einem kleinen Teil an ihrem Ort gesehen werden. Der Sammler für Mazochi war Albertini. Er benutzte auch die Handschriften des Cyriacus, des Signorili, Sabino, Fra Giocondo. So entstand ein, wenn auch unvollkommenes und nicht korrektes, aber doch höchst schätzbares Werk, die Grundlage der römischen Epigraphik.

Schon war Andreas Fulvius tätig, der sich Antiquarius Sabinus nannte, Mitglied der Akademie und glücklicher Nacheiferer des Blondus war. Er beschrieb zuerst die Altertümer der Stadt in einem lateinischen Gedicht, welches er im Jahre 1513 Leo überreichte. Der Papst brachte ihn auf den vernünftigen Gedanken, dies in Prosa umzuwandeln, und so entstand das schätzbare Werk „Von den Altertümern Roms", der erste leise Fortschritt über jenes von Blondus. Fulvius vollendete seine Arbeit erst unter Clemens VII., dem er sie widmete. Sie wurde im Jahre 1527 gedruckt. Auf sie folgte dann 1534 das epochemachende Werk des Mailänders Marlianus. Es ist der Bemerkung wert, daß sich die Altertumskunde auch über das Römische aus-

Rafael, Ausschnitt aus einem Selbstbildnis. Florenz, Uffizien

Erasmus von Rotterdam. Nach einem Stich von Joos de Bosscher

zudehnen und den Orient in ihr Bereich zu ziehen begann. Denn Calcagnini und Pierio Valeriano von Belluno verfaßten Schriften über ägyptische Altertümer. Valerianos Werk über die Hieroglyphen mochte durch die Obelisken Roms angeregt worden sein. Dieser gelehrte Antiquar, der auch die Altertümer Bellunos beschrieb, einer der besten lateinischen Dichter jener Zeit, lebte seit 1509 in Rom, wo er der Liebling Leos X. und der innigste Freund des Kardinals Egidius von Viterbo war. Architekten zeichneten die antiken Gebäude Roms; so Baldassar Peruzzi, dessen Zeichnungen Sebastiano Serlio von Bologna für sein Werk über die Architektur benutzte. Noch bewahrt die Bibliothek Barberini das Skizzenbuch des älteren Sangallo mit vielen Aufnahmen römischer Denkmäler. Voll Leidenschaft ergriff Rafael in seiner letzten Zeit die Idee eines Gesamtplans der alten Stadt, wobei die Monumente bildlich hergestellt werden sollten. Er unterstützte die Studien seines Freundes Fulvius, mit dessen wissenschaftlicher Hilfe er selbst Rom durchwanderte. Er vermaß Monumente und ließ nach den Spuren anderer graben. Die Regeln des Vitruv beherrschten damals die Theorie der Architektur. Die erste kritische und illustrierte Ausgabe dieses Autors war im Jahre 1511 in Venedig besorgt worden, durch Fra Giocondo von Verona, den gelehrten Baumeister und Antiquar, den Genossen des Aldus. Rafael, welcher Vitruv eifrig studierte, ließ ihn zu seinem eigenen Gebrauch ins Italienische übersetzen, durch Marco Fabio Calvi von Ravenna, der schon den Hippokrates übersetzt hatte. Dieser gutmütige Greis lebte im schwelgerischen Rom als ein bedürfnisloser Diogenes und meist im Hause Rafaels.

Der große Künstler hatte als Architekt des S. Peter das Amt eines Kustos aller Altertümer Roms und des Stadtgebietes erhalten, so daß ihm jede Ausgrabung gemeldet werden mußte; dies brachte ihn in praktische Beziehung zu den Antiquaren und auf den Gedanken, einen bildlichen Plan von Rom zu machen, worauf Leo X. mit Begier einging. In einem merkwürdigen Brief setzte ihm der Künstler seine Idee auseinander. Er beginnt darin mit der Klage über die Zerstörung der erlauchten Königin der Welt, von welcher er nur noch das Gerippe übrig sehe. Die Schuld davon mißt er Goten und Vandalen, dann auch früheren Päpsten bei, welche die herrlichsten Denkmäler untergehen ließen, um daraus Kalk zu brennen. Er zählt antike Gebäude auf, die er selbst in Rom zerstören sah: die Meta des Romulus, den Eingangsbogen an den Thermen Diocletians, den Cerestempel an der Via Sacra, das Forum Transitorium, einen großen Teil der Basilika am Forum und so viele schöne Säulen, Friese

und Architrave. Er sagt sodann, daß er von Leo den Befehl erhalten habe, das alte Rom, soweit es möglich sei, zu zeichnen und die antiken Gebäude bildlich herzustellen.

Der Brief Rafaels gehört ins Jahr 1518 oder 1519. Wirklich entwarf der Künstler den antiquarischen Plan Roms nach den 14 Regionen; und noch wenige Tage vor seinem Tode hatte er solche Zeichnungen gemacht. Fulvius, sein wissenschaftlicher Ratgeber, und andere Zeitgenossen reden davon: Calcagnini rühmte Rafaels Unternehmen als das Werk eines himmlischen Genius und verfaßte darauf Distichen. In Versen beklagte auch Castiglione, welcher wohl an diesem Plan viel Anteil hatte, dessen Unterbrechung durch den Tod des großen Künstlers. Rafael hatte nur die erste Region vollendet, und von diesen Zeichnungen ist leider nichts erhalten oder bis jetzt entdeckt worden. Da er sich auch der wissenschaftlichen Dienste des Calvo bedient hatte, so muß ein Werk dieses Antiquars mit dem Unternehmen Rafaels in Verbindung gestanden haben; nämlich das „Abbild der antiken Stadt Rom mit den Regionen", welches im Jahre 1532 erschien. Aber diese Schemata der Regionen, rohe Abbildungen in Holzdruck, sind von auffallend kindlicher und unbeholfener Natur. Wenn nun die Versuche einer bildlichen Wiederherstellung Roms, wie sie seit Pirro Ligorio in der Mitte des 16. Jahrhunderts bis auf Canina fortgesetzt worden sind, auch nur einen zweifelhaften Wert haben, da wohl Rafael selbst daran gescheitert wäre, so wirkte doch der Versuch des unsterblichen Künstlers fort, und ohne seinen Vorgang würde der große Stadtplan des Leonardo Buffalini kaum entstanden sein.

Während nun die antiquarische Wissenschaft sich fortentwickelte, verstummte die Stadtgeschichte. Die städtische Chronik fand keinen Bearbeiter mehr nach Infessura, da die bürgerliche Geschichte Roms abgeschlossen war. Es gibt zwar in den Bibliotheken der Stadt noch römische Tagebücher aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, doch sie sind nur flüchtige Aufzeichnungen. Paris de Grassis setzte das Diarium Burkhards fort, und diese geistlose Arbeit ist für die Kenntnis der Regierung Julius II. sehr wichtig. Sein Zeit- und Amtsgenosse Blasius Baroni Martinelli von Cesena schrieb gleichfalls ein Diarium, welches die Regierungen der Päpste vom Januar 1518 bis zum Januar 1538 umfaßt, aber sehr dürftig ausgefallen ist.

Die Geschichte der Zeit fand Darsteller in Rom. Hier ist vor allem Sigismondo dei Conti zu nennen, ein gebildeter Humanist und teilnehmender Augenzeuge der merkwürdigen Ereignisse während der Regierung vieler Päpste bis zum Ende Julius II.

Conti war aus einem angesehenen Geschlecht der Stadt Foligno, von wo er in seiner Jugend nach Rom kam; er glänzte hier durch seine Talente, wurde Mitglied der römischen Akademie und apostolischer Skriptor unter Sixtus IV. Im Jahre 1480 begleitete er den Kardinal Julian, den nachmaligen Julius II. auf seiner belgischen Legation. Zwei Jahre später schickte ihn Sixtus IV. als seinen Gesandten nach Venedig, den Frieden mit dieser Republik zu vermitteln. Conti war apostolischer Sekretär auch unter den folgenden Päpsten und zuletzt Präfekt der Reverenda Fabbrica von S. Peter, in welcher Stellung er Gelegenheit hatte, sich mit Rafael innig zu befreunden. Der große Künstler malte für ihn die sogenannte Madonna di Foligno und stellte auf diesem Bilde ihn selber im Porträt dar. Conti starb im hohen Ansehen, 80 Jahre alt, im Februar 1512.

Er hinterließ eine lateinisch geschriebene Geschichte seiner Zeit in 17 Büchern, welche die Epoche von Sixtus IV. bis auf Julius II. (1475—1510) behandelt. Sie ist erst im Jahre 1883 in Rom gedruckt worden. Er hat sie in der Muße seines Alters geschrieben, aus eigener Erinnerung und mit Hilfe von Urkunden, in deren Besitz er selber war oder leicht gelangen konnte. Dies Werk sollte vor allem ein literarisches Produkt sein, worin der Verfasser durch Stil und Sprache zu glänzen hoffte; aber es besitzt nichts von der Kunst eines Jovius. Es ist ein kraftloses Zeitgemälde, ohne jeden Blick des Staatsmannes, ohne jede Treue des Diaristen und ohne die ernste Wahrheitsliebe des Geschichtschreibers. Der Verfasser ist überall der Lobredner des Papsttums und der Päpste, die er behandelt. Wo man bei ihm neue Aufschlüsse über die Hauptpersonen der Zeit sucht, wie ganz besonders über Alexander Borgia, findet man sie nicht. Für die Verbrechen dieses Papstes und seines Hauses hat Conti nirgends ein Gefühl sittlicher Entrüstung verraten. Er war freilich der Sohn seiner Zeit, ein Epikuräer und heiterer Lebemann. Gleichwohl verdiente seine Geschichte den Druck, denn sie vervollständigt die Reihe zeitgeschichtlicher Berichte und bestätigt deren Angaben oder ergänzt sie durch Einzelheiten. Das Anziehendste in ihr ist immer dies, zu erkennen, wie ein Augenzeuge aus den höchsten Kreisen des päpstlichen Rom Menschen und Dinge aufgefaßt hat.

Eine allgemeine Geschichte schrieb der Kardinal Egidius. Sie blieb ungedruckt. Als ein ungeheuerliches Gemisch von Theologie und Geschichte ist sie auch nicht des Druckes wert. Egidius Canisius war um 1470 in Viterbo geboren, jung Augustiner geworden, unter Alexander VI. nach Rom berufen. Er glänzte so-

dann als lateinischer Kanzelredner; mit einer vielbewunderten Rede eröffnete er das Konzil am 7. Mai 1512. Schon war er General seines Ordens; im Jahre 1517 wurde er Kardinal, 1518 Legat bei Carl von Spanien. Er starb am 21. November 1532 in Rom, wo er in der Augustinerkirche begraben liegt. Egidius, ein wahrheitsliebender Mann, welcher nie die verderbten Zustände der Kirche verkannte, lebte nur für seine vielumfassenden Studien. Er war Latinist und Hellenist, er lernte chaldäisch und hebräisch, türkisch, persisch und arabisch. Er erklärte den Talmud, schrieb über die hebräische Grammatik, verfaßte biblische Textkritiken, Abhandlungen über Plato und Aristoteles und theologische Schriften. Diese Ausbreitung des Wissens hinderte ihn, ein monumentales Werk zu schaffen. Der Katalog seiner meist ungedruckten Schriften zeigt eine erstaunlich große literarische Tätigkeit. Glücklicher war sein Zeitgenosse Rafael von Volterra, aus dem gebildeten Hause Maffei, ein Sohn Gherardos, welcher unter Pius II. Professor des Rechts in Rom gewesen war. Hier lebte Rafael meist seit 1466 als Sekretär mehrerer Päpste. Dieser fromme und ernste Mann verfaßte ein für seine Zeit merkwürdiges Werk „38 Bücher städtischer Kommentare". Er behandelte darin gruppenweise alle Wissenschaften und stellte so eine Enzyklopädie alles Wissenswürdigen zusammen. Dies Werk erstaunlichen Fleißes widmete er Julius II. Er hat darin die kurzen Lebensbeschreibungen von einigen Päpsten der Renaissancezeit eingeführt und alte wie neue Geschichte in alphabetischer Folge berühmter Männer behandelt.

Der lateinische Geschichtschreiber Roms in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist Paulus Jovius. Er war in Como am 14. April 1483 geboren, Zögling seines gelehrten Bruders Benedict, Schüler Pomponazzos, ursprünglich Arzt. Im Jahr 1516 kam er nach Rom, wohin er die Anfänge seines Geschichtwerkes mitbrachte. Er hatte daraus dem Papst einiges vorgelesen, und dieser erklärte, daß seit Livius nichts Schöneres geschrieben worden sei. Seither blieb Jovius in Rom. Clemens VII. machte ihn im Jahre 1528 zum Bischof von Nocera. Da er die Kardinalswürde nicht erhielt, ging er um 1549 auf seinen Landsitz nach Como. Er starb zu Florenz am 11. Dezember 1552.

Das Hauptwerk des Jovius umfaßt die Geschichte der Völker und Staaten von 1494 bis 1547 mit Lücken, die aus dem Verlust einiger der 45 Bücher des Ganzen entstanden sind. Um dasselbe reihen sich Biographien berühmter Zeitgenossen: Alfonsos I., Consalvos, der Päpste Leo X. und Hadrian VI., Pescaras, des Kardinals Pompeo Colonna, Zeitbilder voll von vorzüglicher

Beobachtung und reich an Stoff; sodann die Elogia berühmter Männer älterer und neuerer Zeit. Jovius wurde dazu durch Bildnisse veranlaßt, die er im Museum seiner schönen Villa gesammelt hatte. Schon der Gedanke, solche zu vereinigen, zeigt die Erweiterung des Horizonts für den Blick des Italieners. Obwohl die meisten Elogien Italienern angehören mußten, so hat doch Jovius auch Deutsche, wie Agricola, Reuchlin, Erasmus, Agrippa, Pirkheimer, Albert Kranz, und Engländer, Brabanter, Griechen, Franzosen, Spanier darin aufgenommen und am Schluß seiner Porträts sich an alle bedeutenden Männer Europas mit der Bitte gewendet, ihm zu deren Ergänzung behilflich zu sein.

Jovius machte Beschreibungen des Sees von Como, Englands, Rußlands und verfaßte Kommentare über die Türkei. Er schrieb nur eine Schrift italienisch über die Mottos und Devisen, Spielereien, die damals Mode waren. Italien erhielt in dieser Zeit, wo sein politisches Leben endete, seine großen nationalen Geschichtschreiber. Aber während Machiavelli, Guicciardini und Varchi italienisch schrieben, blieb Jovius Latinist. Er wurde deshalb nur von Gelehrten gelesen und forderte die Kritik seines Stils heraus. Doch kommt es weniger auf diesen an, als auf den Gehalt seiner Werke. Jovius selbst bekannte, daß er des Vorteils wegen schreibe, bald mit silberner, bald mit goldener Feder. Er ist charakterlos, selbst boshaft. Aber Dinge und Personen sieht er mit dem Blick des erfahrenen Weltmannes, und oft behandelt er sie mit Freimut. Dagegen besitzt er weder den Geist des Staatsmannes, noch des Kulturhistorikers. Sein Talent erinnert an Aeneas Sylvius. Seine Werke, ohne künstlerische Anlage wie ohne Tiefe des Gedankens, sind mehr oder weniger Darstellungen von Personen und Begebenheiten, worin nicht dem inneren Gewebe der Zeit nachgespürt, diese aber doch charakteristisch beleuchtet wird. Man kann sie ein römisches Produkt nennen, da sie wesentlich in Rom entstanden, wo Jovius meist sein Leben zubrachte und die hervorragenden Menschen genau kannte. Seine Schriften, namentlich die biographischen, haben den Reiz persönlichen Lebens. Es ist eine Art geschichtlicher Freskomalerei.

Neben der Kultur des Lateinischen wurden in Rom, obwohl mit weniger Erfolg, auch die griechischen Studien fortgesetzt. Sie waren seit Bessarion nicht erloschen, aber sie fanden hier nicht so viel Pflege wie in Florenz und Venedig. Dort hatte sich die Schule Politianos, hier die des Aldus gebildet, und mit diesen beiden Mittelpunkten standen fast alle Hellenisten in Berührung. Zu Venedig war schon um 1497 die erste griechische Grammatik

des Urbanus Valerianus gedruckt worden. In Rom hatte um 1507 Cornelius Benignius aus Viterbo eine neue Ausgabe des Ptolemäus besorgt; Julius II. hatte sodann im Jahre 1508 den Hellenisten Scipio Fortiguerra von Pistoja, oder Karteromachus, als Lehrer Galeottos nach Rom berufen. Ein anderer Schüler Politianos und Günstling jenes Papstes, Guarino von Favera aus der Mark Camerino (Varinus, Phavorinus oder auch Camers genannt), hatte im Jahre 1496 den ersten Thesaurus griechischer Sprache für Aldus zusammengestellt. Er wurde Bischof von Nocera und diente Leo X. als Kustos seiner Privatbibliothek. Ihm widmete er im Jahre 1517 seine lateinische Übersetzung der von Johann Stobäus gesammelten griechischen Apophthegmen; dann verfaßte er das griechische Wörterbuch, welches um 1523 durch Kalliergus im Druck erschien. Er starb zu Nocera im Jahr 1537.

Kaum war Leo X. Papst geworden, so berief er den berühmten Johannes Laskaris nach Rom, einen Mann von erlauchter byzantinischer Familie, der noch bei Bessarion ein Asyl gefunden hatte, dann bei Lorenzo Medici in Gunst gekommen und von Carl VIII. nach Frankreich geführt worden war, wo Budäus sein Schüler wurde. Jahrelang diente er Ludwig XII. als Gesandter in Venedig. Unter seiner Leitung stiftete nun Leo eine Schule griechischer Literatur, das Gymnasium Caballini montis, im Palast des Kardinals von Sion. Er berief im Jahre 1516 auch des Laskaris Schüler, den Kretenser Marcus Musurus, welcher in Padua und Venedig mit Ruhm gelehrt und dem Papst ein Lobgedicht auf Plato am Schlusse der aldinischen Ausgabe dieses Autors gewidmet hatte. Zum Lohn erhielt er das Bistum Malvasia, doch starb er schon im Jahre 1517 in Rom. Im quirinalischen Gymnasium fanden auch junge Griechen Aufnahme, die der Papst auf den Rat des Laskaris und des Musurus herbeizog. Diese beiden Hellenen waren auch als Latinisten so bedeutend, daß sie Erasmus bewunderte. Neben ihnen genoß Basilius Chalkondyles Ruf, der Sohn des berühmten Demetrius.

Leo richtete eine griechische Druckerei ein, woraus in den Jahren 1517 und 1518 die Scholien zum Homer, zum Sophokles und die homerischen Quästionen des Porphyrius hervorgingen. Doch hatte schon vorher Chigi in seinem Hause eine griechische Presse aufgestellt, und hier war um 1515 das erste griechische Buch überhaupt in Rom gedruckt worden, die von Cornelius Benignius besorgte Ausgabe Pindars, welcher ein Jahr später der Theokrit folgte. Der Drucker war Zacharias Kalliergus aus Kreta.

Laskaris verließ Rom im Jahre 1518, um die königliche Bibliothek in Fontainebleau einzurichten. Sodann war er nochmals Gesandter Franz I. in Venedig. Er kam unter Clemens VII., hierauf unter Paul III. wieder nach Rom und starb hier neunzigjährig im Jahre 1535. Zu S. Agatha auf dem Quirinal liegt dieser berühmte Mann begraben; rührende Inschriften, die er seinem Weibe Katharina, der Tochter des Rhallus von Sparta, und endlich sich selber setzte, beklagen das Los des Exils und danken Italien für die Gastfreundschaft, die es den hoffnungslosen Enkeln von Hellas gab:

> Hier ruht Laskaris, zwar in des Auslands Boden ein Fremdling,
> Gastfreund, aber er nennt nicht sich zu fremde das Land.
> Mild ja war's ihm gesinnt, nur trauert er, daß den Achäern
> Nimmer vergönnt ist zu ruhn, frei im heimischen Grab.

Laskaris, größer durch sein persönliches Wirken als seine wenigen Schriften, beschloß die Reihe jener ausgezeichneten Griechenflüchtlinge, die mit Chrysoloras in Italien erschienen waren. Seine Schüler, Erasmus und Budäus, trugen die griechischen Studien in ihre Heimatländer, wo sie weiter blühten, während sie in Italien um die Mitte des 16. Jahrhunderts abstarben. Das hohe Ansehen der italienischen Humanisten überhaupt verfiel. Schon Gyraldi konnte es wagen, seinem Freunde Gianfrancesco Pico eine Satire gegen die Gelehrten zu widmen, worin er ihre Nichtigkeit wie ihre Laster geißelte. Diese merkwürdige Schmähschrift ist der Ausdruck der bis zum Ekel gesteigerten Übersättigung durch die humanistische Kultur, welcher der feste Grund des freien Nationallebens in Italien fehlte. Jovius richtete am Schluß seiner Elogia diese melancholischen Abschiedsworte an das Gelehrtentum seiner Nation, welches seine Herrschaft in Europa verlor. „Es scheint durch den Wechsel der Gestirne geschehen zu sein, daß jener eiskalte Nordhimmel Deutschlands die einst dort rohen und trägen Geister gemildert und erregt hat. Sie begnügen sich nicht mehr mit dem alten Kriegsruhm, der festen Zucht und trotzigen Kraft, durch welche sie die Ehren des Mars den Römern entrissen haben, sondern auch die Zierden des Friedens, die Wissenschaften und die Blüte der Kunst haben sie dem ausgebrannten Griechenland und dem entschlafenen Italien geraubt. Denn noch in unserer Väter Zeiten wurden zuerst Baumeister, dann Maler, Bildhauer, Mathematiker, geschickte Handwerker, Brunnenmeister und Feldmesser aus Deutschland geholt. Kein Wunder, da sie uns die wunderbare Erfindung des Buchdrucks und die schrecklichen Geschütze von Erz gebracht

haben. Doch ist wohl dies feindliche Jahrhundert ihnen nicht so ganz eine segensreiche Mutter, uns nicht so ganz ein unmilde Stiefmutter, daß uns nichts von dem alten Erbe übrig bleiben sollte. Wenn wir uns nach dem fast gänzlichen Verlust der Freiheit noch ein wenig rühmen dürfen, so halten wir ja noch das Kapitol unvergänglicher Beredsamkeit, in welchem wir, wenn es den Musen gefällt, den reinen, echt römischen Geistesadel gegen die Fremden verteidigen. Auf diesem Posten muß jeder Bürger sorgsam wachen, damit wir unter der Fahne des Bembo und Sadoleto den Rest der großen Hinterlassenschaft unserer Väter heldenhaft behaupten. Aber ach! dieser Trost unseres Elends ist fast nichtig; denn nicht ohne unser Verschulden ging die bei uns zerstörte Freiheit unter, und nur sie ist die Ernährerin der Studien, welche alles Edle und Schöne erwecken und verbreiten kann."

NEULATEINISCHE POESIE. LEO UND DIE POETEN. DIE RÖMISCHEN STADTPOETEN DES ARSILLI. DIE ELOGIA DES JOVIUS. GYRALDIS LITERATURGESCHICHTE. VALERIANUS „VOM UNGLÜCK DER SCHRIFTSTELLER". DIE CORYCIANA. PASQUILLE. EVANGELISTA MADDALENI. CAMILLO PORZIO. DIE MELLINI. DER PROZESS WIDER LONGOLIUS. BLOSIO PALLADIO. CASANOVA. HADRIAN VON CORNETO. MARCANTONIUS FLAMINIUS. GUIDO POSTHUMUS SYLVESTER. SANNAZAR. VIDA. FRACASTORO. NAVAGERO.

Seit dem 15. Jahrhundert entstand die üppigste Nachblüte der lateinischen Poesie. Sie ruhte bei den Italienern auf dem Boden ihres antiken Landes, konnte aber doch als gelehrtes Erzeugnis nur in den höheren Kreisen fortleben, und nie war die Grenzlinie der Bildung schärfer gezogen als im Zeitalter der klassischen Studien, wo man nichts von Volksschulen wußte.

Die neulateinische Dichtung hat in unserer Kultur die Bedeutung eines Stadiums der Läuterung und des Durchganges durch das Klassische. Als poetisches Produkt erregt sie das Gefühl von etwas Abgestorbenem oder Überflüssigem. Die formale Verkünstelung des Stils, schon ein Grundzug der altlateinischen Literatur, ist in der Nachahmung noch widerwärtiger, und die wiederholte olympische Maschinerie des Heidentums kann nur die Wirkung von Larven hervorbringen. Wenn man diese Eklo-

gen, Oden, Elegien und Epen des 16. Jahrhunderts übersieht, möchte man ihre Dichter als Wiederkäuer eines leblosen Kulturstoffes beklagen. Aber diese Neulateiner fanden ihren Lohn in ihrer Zeit, wo sie das Recht des Daseins hatten. Ohne die Reproduktion des klassischen Altertums in der Renaissance wäre der Geist der Griechen und Römer heute für uns nur eine tote unverstandene Formel: erst sie erzeugte ihn lebendig wieder, indem sie ihn neben der Kritik des Philologen durch die Phantasie des Dichters gehen ließ; denn diese war das Lebensblut, von welchem die klassischen Schatten tranken, um wieder für die Nachwelt leibhaft zu werden. Diese heute fast vergessenen Renaissancepoeten waren es wesentlich, die jene aus dem Orkus für uns heraufgeholt haben. Wenn ihre Verdienste um die Belebung der Antike, um die Durcharbeitung der alten Sprache überhaupt groß waren, so förderten sie im besonderen den Geschmack an der edlen und schönen Form. Die gebildete Gesellschaft, welche sie mit einem ästhetischen Luxus zierten, konnte ihrer so wenig entbehren als der Künstler. Sie galten für den legitimen Dichteradel der Zeit; sie spiegelten ihrem Geschlechte vor, daß es wieder so vornehm geworden als das antike und in den vollen Besitz der klassischen Bildung gekommen sei. In Wahrheit erschien kein Triumph größer als dieser Besitz, wovon die Erzeugung einer zweiten lateinischen Literatur eben der Beweis sein sollte. Diese zweite Literatur im Zeitalter des Buchdrucks ist wunderbarerweise so massenhaft, daß die gesamten alten Autoren, die sich als Denkmäler der großen Römerwelt noch erhalten haben, im Vergleich zur Renaissanceliteratur nur eine sehr kleine Zahl ausmachen. Die Grenze zwischen Produktion und Reproduktion ward nicht gezogen, die Grenze der Zeiten kaum erkannt. Am Anfange des 16. Jahrhunderts betrachteten sich die gebildeten Italiener wesentlich als Lateiner, die Römer als echte Römer, und in Wahrheit standen sie jetzt den Alten durch einen geistigen Umwandlungsprozeß näher als ihre Vorfahren im 8. und 10. Jahrhundert.

Zur Zeit Leos konnte ein Dichter, welcher eine Heerschau über die lebenden Poeten Roms hielt, ganz naiv sagen, daß er lange gezweifelt habe, welches Zeitalter des Lorbeers würdiger sei, jenes des Augustus oder sein eigenes. Wenn er die Alten glücklicher preist, so geschieht es nur, weil sie größere Mäzene hatten; im gleichen Glücksfall würden die Klänge der modernen Lyra selbst den Neid jener erregen müssen. Die banale Anklage Arsillis war ungerecht, denn selten wurden Dichtertalente von einer „Sonne“ so goldhell bestrahlt als von der römischen zur

Zeit Leos X. Rafael nahm die Poeten und Musiker in den vatikanischen Parnaß auf, und ihn machte der liberale Papst für sie auch zum Garten der Hesperiden. Ein nur lesbares Gedicht war ein Freibrief seiner Gunst. Andrea Marone, der seine Verse mit der Geige begleitete, erhielt für eine einzige Improvisation einen Kanonikat. Dem Lautenschläger Giammaria, einem Juden, verlieh Leo den Grafentitel und ein Kastell. Dem glänzenden Accolti schenkte er ein Herzogtum. Täglich stand der Vatikan den Poeten offen, welche dort um die Mittagsstunde eintraten, wenn die Zitherspieler ihn verlassen hatten. Täglich saßen an des Papstes Tafel Dichter neben Improvisatoren wie Marone, Brandolini und Querno. Dieser „unverschämte Poetenschwarm" verfolgte ihn, wie ernsthafte Männer klagten, überall wo er ging und stand, im Palast, in den Logen, im Zitronengarten, im Schlafgemach, und hinderten ihn an seiner Pflicht. Man verglich sie spottend mit Affen, und dies gab Valerianus zu einem Gedicht „Der Affe" Gelegenheit, worin er mit geistreicher Laune die Verdienste dieser erheiternden Kerkolypen nachwies und um die Fortdauer der Gunst des „Sonnen-Löwen" bat.

Durch seine Neigungen lockte Leo X. Dichter schwarmweise aus dem Boden hervor. Ihre Zahl war Legion, weil ihre Kunst in Masse dilettantisch war. Der Überschuß der klassischen Sprachbildung wurde zur Poesie. Es war die Jugendzeit der Philologie, wo die Grammatiker mit den Musen des Olymp schwärmten, ehe sie zu Pedanten eintrockneten. Es gab keinen gelehrten Latinisten, der nicht auch Gedichte geschrieben hätte; die philologische Wissenschaft und die Dichtkunst waren noch ungetrennt. Namentlich verführte die leicht zu behandelnde Form des Epigramms zu einer massenhaften Gelegenheitsdichtung. Wer nur immer Epigramme auf Statuen, Götter, Helden und Philosophen, auf Männer und Frauen alter wie neuer Zeit verfaßte, wollte als Poet angesehen sein. Um 1520 konnte man in Rom mehr bewunderte Dichter finden als zur Zeit des Virgil, und alle diese Professoren, Advokaten und Monsignoren waren Tibulle, Horaze und Marone. Ihre Verse sind in Masse glücklich untergegangen, aber auch in Masse erhalten. Die Namen vieler kennen wir aus Literaturgeschichten der Zeit, denn solche beschäftigten sich bereits mit den Poeten der Gegenwart als einer Macht. Schon seit Petrarca und Filippo Villani waren die Anfänge von Lebensgeschichten der Gelehrten entstanden, worunter man eben auch Dichter begriff; um das Jahre 1455 verfaßte Bartolomeo Fazio sein Werk De viris illustribus, und noch vor dem Ende des 15. Jahrhunderts schrieb Paolo Cortese seine Ab-

handlung De hominibus doctis. Aber zur Zeit Leos widmete man den Dichtern bereits selbständige Bearbeitungen. So schrieb ein in Rom lebender Arzt, Francesco Arsilli von Sinigaglia, ein Literaturgedicht „Von den Stadtpoeten". Es enthält eine epigrammatische Reihe von über 100 Porträts von Zeitgenossen, die den Parnaß Leos belebten. Arsilli flocht seine Distichen zu einem großen Ehrenkranz zusammen, und wenn sein gefälliges Lob auch manchen Zweifel erregt, so erkennt man doch, wie groß damals der Trieb des Schaffens und die Menge geistreicher Talente in Rom war. Er widmete das dankbarste aller Gedichte dem Jovius, und dieser verfaßte viel später die Elogia, in welcher er von vielen dort genannten Dichtern geredet hat. Gleichzeitig mit Arsilli schrieb Gyraldi in Rom einen Dialog „Von den Dichtern seiner Zeiten". Diesem fügte er im Jahre 1548 zu Ferrara einen zweiten hinzu, so daß wir in seiner Arbeit die erste allgemeine Geschichte der poetischen Literatur besitzen. Als literargeschichtliche Schrift kann man auch die Abhandlung des Valerianus „Vom Unglück der Schriftsteller" betrachten, worin dies melancholische Thema durch Tatsachen der Zeit bewiesen wird.

Arsilli, Jovius, Gyraldi, Valerianus sind demnach die Quellen über die Dichter der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Es gibt aber auch einen ersten römischen Musenalmanach, die „Coryciana", das liebenswürdigste literarische Denkmal der Zeit Leos X. Es sind dies Gedichte, welche die Poeten Roms zu Ehren des Goritz verfaßten und am S. Annentage in der Kapelle niederlegten, wo die Gruppe Sansovinos stand. Da sie stets denselben Gegenstand feierten, das Lob des Gastfreundes, des Künstlers und der Heiligen, so verdiente ihre unermüdliche Kunst Anerkennung genug. Der Flut ihrer Verse mußte Goritz zuletzt die Kapelle verschließen. Sie brachten ihre Spenden auch in seinem Garten am Trajansforum dar, und dort hefteten sie ihre Verse an die Bäume, die Brunnen, die Altertümer. Ihr Corycius Senex legte diese Opfer in einem sauberen Bande nieder, den er in seinem Kabinett verschloß. Blosius entwendete das Manuskript, und so ward es gedruckt. Unter den corycischen Poeten finden sich die berühmtesten Literaten Italiens, Bembo, Castiglione, Vida, Gyraldi, Jovius, Flaminius; selbst Hutten erscheint dort als Gast, während ein anderer Deutscher, Silvanus, das Annafest lebhaft besungen hat. Viele deutsche Humanisten waren Mitglieder der römischen Akademie; manche feierlich mit dem römischen Bürgerrecht beschenkt. Ihr Mäzen war Goritz, ihr Gönner auch Hieronymus Aleander, ehe ihn die Reformation zum verhaßten Feinde Deutschlands machte.

Man darf dieser Sammlung auch die Pasquille anreihen. Dieselben Dichter, welche ihre poetischen Opfer der Statue der S. Anna darbrachten, hefteten ihre Satiren am Fest S. Marco an den Torso des Pasquino, und schon unter Julius II., im glücklichen Zeitalter völliger Druckfreiheit, erschienen in Rom die ersten Sammlungen dieser Art: der satirische Almanach jener Zeit, ein lehrreicher Beitrag zur Geschichte ihrer öffentlichen Meinung wie ihrer zuchtlosen Frivolität.

Einer der begabtesten Dichter war Evangelista Fausto Maddaleni vom Geschlecht der Capi de Ferro, Sadoletos innigster Freund, ein klassisch gebildeter Latinist. Leo gab ihm einen Lehrstuhl auf dem Kapitol, wo er über römische Geschichte Vorträge halten sollte. Gyraldi fand ihn dichterischer als seinen Landsmann Camillo Porcari, welcher auch Günstling Leos und Professor der Beredsamkeit war. Die Porcari fuhren fort, den Musen zu dienen. Als Bembo nach Rom kam, rühmte er sich der Freundschaft der drei hochgebildeten Brüder dieses Hauses Camillo, Valerio und Antonio. Arsilli nennt Camillo den glücklichsten Nachahmer Tibulls, aber Gyraldi fand seine Prosa besser als seine Verse. Er starb im Jahre 1517 als erwählter Bischof von Teramo.

Auch die Mellini zeichneten sich durch Bildung aus. Ihre Familie hatte unter Sixtus IV. in Giambattista einen berühmten Kardinal aufgestellt. Sie bewohnten ihren Palast an der Navona und besaßen seit der Mitte des 15. Jahrhunderts ihre schöne Villa auf dem Monte Mario, wo Pietro Mellini um 1470 die Kapelle Santa Croce gebaut hatte. Pietro war der Bruder des Kardinals und Sohn des Sabba Mellini, ein gelehrter Mann, lateranischer Pfalzgraf und Kanzler der Stadt Rom. Seine Söhne Mario, Girolamo und Celso machten sich nicht minder durch Bildung namhaft.

Celso wurde im Jahre 1519 durch einen Prozeß berühmt. Es lebte damals der junge Gelehrte Christoph Longueil von Mecheln in Rom, wo er in den Bibliotheken studierte und durch sein Wissen hohes Ansehen genoß. Seine Freunde erwirkten ihm, zum Lohn mehrerer Lobreden auf Italien und Rom, das römische Bürgerrecht. Seine Feinde aber wiesen ihm frühere Lobreden auf Frankreich nach, worin er Rom herabgesetzt hatte. So hoch war das Selbstbewußtsein der Römer gestiegen, daß Celso Mellini jenen Humanisten förmlich der Majestätsbeleidigung anklagte. Dies war nicht bloße Eitelkeit, sondern auch patriotische Leidenschaft; denn in der Renaissance erwachte auch

die antike Tugend der Vaterlandsliebe wieder, welche die kosmopolitischen Grundsätze des Christentums abgeschwächt hatten. Nie fühlte sich ein lebendes Volk so eins mit seinen Vorfahren als damals die gebildeten Italiener. Man versetzte sich also in die Zeit des Cicero zurück und ergriff mit Begier die Gelegenheit, dem antiken Redner nachzuahmen. Mit geräuschvollem Ernste wurde auf dem Kapitol eine Szene veranstaltet: vor dem Papst Leo, den Kardinälen und allen bedeutenden Quiriten Roms hielt der Bürger Mellini eine donnernde Philippika wider den armen Longueil. Dieser hatte kurz vorher die Stadt verlassen, aber seinen Freunden zwei Verteidigungsreden übergeben, welche kostbare Beiträge zur Geschichte der Zeit sind. Er nahm darin ganz die Figur eines vor Senat und Volk Angeklagten an, zeigte, daß er nach keinem römischen Gesetze schuldig und wies nach, was der wahre Kern der Sache sei: der römische Neid nämlich gegen die wissenschaftliche Bildung des Auslandes. Im Ernst behaupteten seine Feinde, daß die ultramontanen Völker sich verschworen hätten, den Römern und Italienern den ersten Rang in den Wissenschaften zu rauben, und daß Longueil von Erasmus und Budäus heimlich nach Rom geschickt sei, um aus den Bibliotheken die Schätze des Wissens auszuziehen und mit sich über die Alpen zu nehmen. In diesen Prozeß wurde die ganze Gelehrtenwelt hineingezogen. Bembo und Sadoleto nahmen sich des Angeklagten an, und Leo X. gab ihm eine glänzende Genugtuung: er bestätigte ihm das Bürgerrecht, ernannte ihn zum lateranischen Pfalzgrafen und zum apostolischen Sekretär. Longueil aber kam nicht mehr nach Rom. Er ging nach Padua, wo er sich innig mit Bembo befreundete und der Gefährte des jungen Reginald Pole wurde, welcher damals dort studierte. Hier trat er auch gegen Luther auf und starb erst 33 Jahre alt im Jahre 1522, von Erasmus und allen Gelehrten der Zeit beweint. Sein Gegner Celso ertrank in einem Fluß; ganz Rom beklagte seinen Tod.

Unter den gefeierten Stadtpoeten gab es viele andere Römer, doch sie sind für uns nur Namen. Großes Ansehen genoß der Sabiner Blosio Palladio, welcher im Jahre 1516 das römische Bürgerrecht erhielt, unter Clemens VII. apostolischer Sekretär, dann Bischof von Foligno wurde und im Jahre 1550 starb. Er war ein Mann von klassischer Bildung, eine Zeitlang das Haupt der Akademie. Sein Freund Marcantonio Casanova aus Como, doch in Rom geboren, glänzte als Nachahmer des Martial. Er war Familiar der Colonna, und auch diese Römer schmückten sich mit dem Lorbeer. Denn der große Kriegsmann Marcantonio

machte Verse; Pompeo aber verfaßte eine Lobschrift auf die Frauen und widmete sie der gefeierten Vittoria Colonna. Die Musen hatten jetzt Rom entwaffnet. Statt ihre Paläste mit Wurfgeschossen zu füllen, sammelten die römischen Geschlechter darin Antiken und Inschriften; statt auf catilinarische Verschwörungen zu sinnen, sann die römische Jugend auf catullische Verse, und die Nachahmung des Cassius und Brutus verwandelte sich in die unschuldige des Martial und Horaz. Der Titel eines Dichters war noch nirgend mit der Mißachtung verbunden, die ihm später durch die akademischen Reimereien angeheftet wurde; dies beweist selbst der Spott, welchen Leo X. an schlechten Poeten, wie dem Trunkenbold Querno, dem Buffo Gazzoldo und Baraballo auszulassen erlaubte. Gelehrsamkeit und Poesie waren noch vereint.

Aus dem Dichterschwarm jener Zeit ragten einige so hoch hervor, daß sie noch sichtbar sind, während andere ihren Nachruhm nur ihrer Stellung verdankten. Denn die Poesien des Bembo, des Sadoleto und Castiglione überlebten nur aus diesem Grunde jene anderen des Maddaleni und Porzio, und von denen Hadrians von Corneto würde man kaum noch wissen, wenn er nicht ein berühmter Kardinal gewesen wäre. Die größten damaligen Dichter kamen übrigens nur in zeitweise Berührung mit Rom, wie Marcantonius Flaminius, Sannazar und Vida. Flaminius, zu Serravalle im Jahre 1498 geboren, Sohn des Latinisten Gianantonio, welcher lange in Imola Professor war, kam als Jüngling nach Rom mit Versen, die ihn dem Papst Leo empfahlen. Er lud ihn zum Bleiben ein, und der junge Poet genoß den Unterricht des berühmten Rhetors Rafael Brandolini. Er glänzte durch Bildung und Talent, lebte im Hause Alexander Farneses, wanderte aber bald in Italien umher. Castiglione, Bembo, Giberti, Fracastoro und Navagero waren seine Freunde. Nie sah man einen so bescheidenen Mann. Später lernte er den Reformer Valdes kennen und begleitete auch Reginald Pole nach Trient. Die reformatorische Richtung fand ein Echo in seinem von philosophischen Studien gebildeten Geist. Er starb im Jahre 1550 in Rom. Seine Dichtungen zeichnen sich durch Anmut der Form, Adel der Empfindung und sittliche Reinheit aus. Auf den Wunsch Poles machte er den ersten Versuch, die Psalmen in lateinische Verse zu übertragen.

In Rom begegnete Flaminius einem Dichter, der schon unter den Borgia namhaft war, dem Guido Posthumus Sylvester aus Pesaro. Das ruhelose Leben dieses Mannes ist ein Spiegelbild seiner Zeit. Er war um 1479 geboren, lebte als Jüngling am Hof

des Giovanni Sforza, des Gemahls der Lucrezia Borgia, und bekämpfte hier Cesare mit Satiren. Er floh nach Modena zu den Rangoni; er lehrte Medizin in Ferrara; den Bentivogli diente er mit den Waffen in der Hand wider Julius II. Zweimal saß er im Kerker. Endlich fand er Ruhe bei Leo X., welchem er seine Talente als Hofdichter widmete. In elegischen Versen beschrieb er eine der Jagden des Papstes. Seinen ehemaligen Freunden, den Bentivogli, blieb er stets getreu. Er starb im Jahre 1521 zu Capranica, wo sein Zögling Herkules Rangone eine Villa besaß. Seine im Jahre 1524 zu Bologna gedruckten Gedichte zeigen ein mittelmäßiges Talent von guter klassischer Belesenheit, aber schwerfällig im Ausdruck.

Mit Leo X. war auch Sannazar in Verbindung, denn ihm wollte er sein Epos de partu virginis widmen. Der Papst starb darüber und die Widmung erhielt Clemens VII. Dies einst gefeierte Gedicht begann die Reihe der christlichen Epen, die mit Klopstocks Messiade schloß. Daß im Verfall der christlichen Religion solche Stoffe von den talentvollsten Dichtern behandelt wurden, erklärte sich bei den Lateinern kaum aus dem Bedürfnis der Rückkehr zum evangelischen Ideal. Vielmehr war es ein künstlerischer Trieb, den Gehalt des Christentums in den reinen und schönen Formen des Heidentums zur Darstellung zu bringen. Wie man jetzt den Kirchen antike Maße und Stilformen nach den Regeln des Vitruv gab, so wollte man auch die christliche Lehre und Legende in klassischer Kunstgestalt behandelt sehen. Ausdrücklich verlangte Leo X. von Vida ein christliches Epos in maronischer Formvollendung. So wollte er das Christliche genießen. Sannazar behandelte seinen Gegenstand nur aus dem Gesichtspunkt klassischer Kunst. Auch die Christiade Vidas ist nur ein Werk der Gelehrsamkeit, sklavisch in das Modell Virgils eingezwängt, aber es hält das christliche Wesen von der heidnischen Mythologie rein. Marcus Hieronymus Vida, in Cremona um 1490 geboren, einer der gelehrtesten Latinisten und der beste christliche Dichter jener Zeit, ein ernster und edler Mann, verlebte viele Jugendjahre in Rom unter Julius und Leo. Seine ersten Gedichte, de arte poetica, der Bombyx oder Seidenwurm, das Schachspiel, welches Leo überaus bewunderte, zeigten ein didaktisches Talent und einen geschickten Nachahmer der Alten. Leo schenkte ihm einen Priorat in Frascati, wo er in der Einsamkeit der schönen Natur sein großes christliches Epos ausführen sollte. Diese Christiade wurde erst unter Clemens VII. vollendet, und erschien im Jahre 1535 im Druck.

Dieselbe Zeit, welche die Dichtungen von der Jungfrau und von Christus mit Entzücken aufnahm, begrüßte auch Fracastoros „Syphilis" mit gleicher Begeisterung. Das klassische Formgefühl vermittelte diese Empfänglichkeit. Außerdem war nichts zeitgemäßer als der Stoff jenes Gedichts. Die schreckliche Plage eines grundlos verderbten Geschlechts wurde damals nur als Naturphänomen betrachtet. Sie war durch alle Stände verbreitet: Hutten hatte zu seinen Leidensgefährten den Papst Julius und König Franz. Diese Krankheit nun machte der Arzt Fracastoro zum Gegenstand eines sehr eleganten Gedichts, welches europäischen Ruf erhielt. Das Ekelhafte — und vor welchem Stoff dürften die vom Dichter angerufenen keuschen Musen entsetzter zurückbeben? — ist hier nur zum Motiv für Schilderungen böser und heilender Naturkräfte gemacht, wobei die antike Mythologie von Göttern und Nymphen passender als bei jedem andern neulateinischen Gedicht verwendet wird. Fracastoro widmete seine Dichtung Bembo. Sie erregte auch als Kunstwerk das größte Aufsehen, obwohl ihr künstlerischer Wert in Wahrheit nicht bedeutend ist. Sannazar bekannte, daß sein eigenes christliches Epos, die Arbeit von 20 langen Jahren, durch den Schäfer Syphilus besiegt worden sei. Als die Renaissance Virgils erschien dies Gedicht den übertreibenden Zeitgenossen; ein „göttliches Poem" nannte es selbst der so scharfe Kritiker Julius Caesar Scaliger. Fracastoro, gefeiert als Astronom, Arzt, Philosoph und Dichter, ist der Ruhm Veronas, wo er um das Jahr 1483 geboren war. Er gehörte zum literarischen Kreise des Feldherrn Alviano in Pordenone, lebte dann wieder in Verona oder auf seinem Landgut Incassi und starb 1553. Verona errichtete ihm eine Ehrenstatue.

Sein Freund war der Venezianer Andreas Navagero, einer der größten Gelehrten aus dem Kreise des Aldus. Er starb schon im Jahre 1529 mit 46 Jahren in Blois als Gesandter Venedigs, und ließ nur wenige Schriften und Gedichte zurück, da er die meisten verbrannte. Weder Fracastoro noch Navagero gehörten dem Literaturkreise Roms an, aber sie standen in der lebhaftesten Verbindung mit dessen Häuptern Bembo, Sadoleto und Flaminius.

Rafael, Papst Leo I. Rom, Vatikan

Rafael, Befreiung Petri aus dem Kerker. Rom, Vatikan

Rafael, Der Parnass. Rom, Vatikan

ITALIENISCHE POESIE. VERDIENSTE BEMBOS UM DIE ITALIENISCHE SPRACHE. MOLZA. TEBALDEO. BERNARDO ACCOLTI. BEAZZANO. VITTORIA COLONNA. VERONICA GAMBARA. BERNI UND DIE BURLESKE POESIE. PIETRO ARETINO. ALEMANNI. RUCCELLAI. ARIOSTO. TRISSINO. DAS DRAMA. DIE KOMÖDIE. DIE CALANDRA BIBIENAS. VERSUCHE DER TRAGÖDIE.

Klassizismus, Kunst ohne Natur, schöne sinnliche Form ohne Seele sind die Grundzüge der Renaissancepoesie der Italiener überhaupt, so daß sie auch ihre Dichtung in der Volkssprache beherrschen. Die Leidenschaft für das Lateinische hatte im 15. Jahrhundert das Leben der italienischen Sprache bedroht, doch wurde die Gefahr schon durch Lorenzo Medici, Poliziano und Pulci entfernt. Die lingua volgare war ein volltönendes Saitenspiel geworden, dessen melodischen Zauber eine bewußte Kunst regelte. Selbst Ciceronianer verschmähten es nicht mehr, italienisch zu dichten. Sogar ihr Haupt Bembo erwarb sich um die grammatische Durchbildung des Italienischen nicht geringe Verdienste. Er hatte auch für die aldinische Ausgabe Dantes im Jahre 1502 den Text besorgt, und so sehr erwachte der Stolz auf diesen Dichterheros wieder, daß zur Zeit Leos Florenz die Asche Dantes von Ravenna zurückfordern und in einem Denkmal beisetzen wollte. Wenn noch im Jahre 1530 Romolo Amaseo in einer Rede vor Carl V. zu Bologna das Italienische als Pöbelsprache betrachtete, so war dies nur noch eine pedantische Albernheit. Man durfte es als einen Reichtum preisen, daß man in zwei Sprachen zugleich schöpferisch war, von denen jede als national galt. Die eine war die große Weltsprache der Kirche, der Politik, des Rechts und der Wissenschaft und zugleich die Sprache vornehmer und stilvoller Schönheit, worin das geistige Leben des Altertums auf wundersame Weise wieder in Fluß gekommen war, die andere gehörte dem Pulsschlage der Gegenwart und dem Vaterlande an. Die besten Dichter Italiens findet man nicht unter den Latinisten, ebensowenig die besten Geschichtschreiber. Das neue Theater endlich erklärte, trotz Plautus und Terenz, die Sprache des Volks als die naturgemäße des Dramas.

Es gab kaum einen gebildeten Italiener, der nicht Sonette, Madrigale und andere Verse geschrieben hätte. Eine zahllose Menge von Rimatoren überfüllt die Literatur des 16. Jahrhunderts. Sie sind nicht mehr Poeten der Renaissance, sondern

schon des Verfalls nach Dante und Petrarca. Man wird überhaupt bemerken, daß in derselben Zeit, wo die Kunst der Italiener ihre Gipfel erstieg, deren schöne Literatur verfiel. Sie beherrschten zwar eine Zeitlang den literarischen Geschmack Europas, aber ihr Einfluß schwand, sobald sich dieser national befreite. Die italienische Lyrik des 16. Jahrhunderts ist ideenlos und gedankenarm. Es ist weder die Leidenschaft des Herzens noch der Tiefsinn des Geistes in ihr, welcher Problemen des Lebens nachforscht.

Das überwiegende Stilbedürfnis erzeugte jene Sonettenschablone, worin die Empfindung zur Sklavin eines Modells wird. Eine solche nationale, stets bereite Ausdrucksform besitzt, wie man richtig bemerkt hat, ihren Vorzug, aber sie hat auch ihren Nachteil als Manier. Nur Nachahmer waren die Lyriker des 16. Jahrhunderts. Petrarca war ihr Idol, während Dante, zu tief und zu groß für dies frivole Zeitalter, nur im Hintergrunde blieb. Man erklärte Petrarca in zahllosen Schriften und ahmte seinen Platonismus nach. Bembo galt als Erneuerer der italienischen Lyrik, doch in seinen Gedichten war er nur der Chorführer fader Sonettisten. Es ist meist faunisch lüsterne nichtige Monsignorenreimerei oder verpriesterte Höflingslyrik, die uns im Zeitalter des üppigen Prälatentums begegnet. Wenn die Lyrik überall ein Spiegel der Zeiten ist, so muß man sagen, daß die Epoche Leos X. eine grenzenlose Flachheit des Empfindens und Denkens offenbart. Nirgends erhob sich eine große Dichterseele im Schmerz über den Untergang der Nation. Es gab keinen Savonarola unter den Poeten Italiens: sie besangen ihre Mäzene und Phrynen und dichteten Schäferspiele und Abenteuer von Rittern, während die Freiheit Italiens starb. Und doch hatte Dante vor ihnen gelebt und selbst Petrarca für die Leiden seines Vaterlandes eine laute Stimme gehabt. Man hat Mühe, in so vielen Gedichten der Zeit einige patriotische Verse zu entdecken. Ihrer gibt es mehrere zur Zeit des kraftvollen Julius, während unter Leo auch die Muse weibisch ward.

Rom konnte Gelehrte und Künstler fördern, aber dem Dichtergeist nur Sklavenfesseln bieten. Talente, die sich von jenem salbenduftenden Zynismus Roms als Schmarotzer und Salonpoeten der Kardinäle fesseln ließen, mußte man beklagen. Es gab manche, die unter andern Verhältnissen größeres würden geleistet haben, so Francesco Maria Molza, ein edler Modenese, vielleicht der begabteste der Dichter jener Zeit. Er lebte lange in Rom unter Julius, dann am Hofe Leos und später bei den Kardinälen Hippolyt Medici und Alessandro Farnese. Im Jahre

1548 starb er nach einem wüsten Leben an der gallischen Krankheit. Er war ein sehr gelehrter Mann, Dichter in beiden Sprachen; den meisten Beifall fand sein Hirtengedicht: die Tibernymphe, worin er seine römische Geliebte Faustina Mancini verherrlicht hat.

Als Improvisator glänzte der Ferrarese Antonio Tebaldeo, ursprünglich Arzt, ein Nachfolger Serafinos, der Orpheus am Hofe Leos X. Rafael versetzte ihn unter die Dichter seines Parnaß, wo er dem Apollo die Züge eines andern berühmten Improvisators, des Giacomo Sansecondo gab. Es gibt kein Volk, welches für die Virtuosität lichtblitzender Geistesgegenwart so empfänglich wäre als die Italiener. Der Enthusiasmus, welchen Bernardo Accolti erregte, zeigte, wie ausgebildet ihr Sinn für die augenblickliche Produktion in künstlerischer Sprachform war. Dieser geniale Aretiner begeisterte als Jüngling den Hof Urbinos durch Improvisationen zur Laute und riß dann Leo X. und ganz Rom zum Entzücken hin. Wenn er sang, strömte das Volk zum Vatikan, dessen Türen der Papst weit auftun ließ. Accolti nannte sich mit olympischem Selbstbewußtsein Unico Aretino, aber so nennt ihn auch bewundernd Ariost. Leo X. beschenkte ihn so reich, daß er sich den Titel eines Herzogs von Nepi kaufte, der jetzt besser einen Dichterfürsten schmückte, nachdem ihn unter Alexander VI. ein zweijähriger Bastard Borgia getragen hatte. Er starb um 1534. Seine erotischen Poesien und epigrammatischen Volkslieder (Strambotti) wetteiferten mit denen Serafinos und Tebaldeos, zumal verlieh ihnen der persönliche Vortrag den musikalischen Zauber des begeisterten Augenblicks. Heute lebt Accolti nur noch literargeschichtlich fort. Er dichtete auch die romantische Komödie Virginia in Oktaven nach einer Novelle Boccaccios, woraus Shakespeare dieselbe Fabel für sein „Ende gut, alles gut“ entnommen hat. Die Virginia verhält sich zum Stücke Shakespeares wie der Blumenkeim zur vollen Blume, aber sie überrascht doch durch geniale Dichterkraft und ein oft hinreißendes Gefühl. Unter den Renaissancekomödien ist sie schon durch ihre glückliche Fabel ein wahrhafter Edelstein.

Tebaldeo, Molza, Bembo, Accolti und der Sonettist Agostino Beazzano, Bembos Freund, sind die namhaftesten italienischen Dichter jener Epoche aus dem Kreise Roms. In ihn trat erst später Vittoria Colonna, die Tochter Fabrizios. Die Gemahlin Pescaras, die Freundin Michel Angelos, verdunkelte manche ihrer Zeitgenossen weniger durch wirkliches Talent, als durch den Glanz ihres Hauses und den Ruhm ihres Gatten. Ihre Gedichte werden deshalb noch gelesen. Sie sind der Religion, der Liebe,

der Treue und der Freundschaft geweiht und tragen trotz der Nachahmung Petrarcas das Gepräge einer selbständigen, sittlich edlen Natur. Neben ihr glänzte Veronica Gambara, Tochter des Grafen Gianfrancesco Gambara aus Brescia und Gemahlin Gibertos, Herrn von Correggio, welchen sie früh verlor. Sie gehört nicht dem römischen Literaturkreise an, da sie ihr Leben teils in Bologna, teils in Correggio zubrachte, wo sie im Jahre 1550 starb.

Jede antike Form nahmen die Italiener auf: die Satire, das lehrende Gedicht, das Epos und Drama. Ihr scharfer Verstand konnte sie wohl zur Ausbildung der Satire befähigen, doch herscht hier die Neigung zur Posse und Zote vor; und selbst die Satiren Ariostos sind nur mittelmäßige Produkte ohne plastische Charakterzeichnung und echt künstlerischen Stil. Francesco Berni aus Toscana, lange zu Rom im Dienst Bibienas lebend, sodann Günstling Gibertis, begründete die burleske Poesie. Mit ihm wurde auch der zuchtlose Giovanni Mauro aus Friaul namhaft, welcher gleichfalls als Prälatenhöfling in Rom lebte. Wenn man diese „scherzenden" Gedichte liest, muß man entweder über die Nichtigkeit ihrer Gegenstände lachen oder vor dem Abgrund der Unsittlichkeit erschrecken, den sie frech entschleiern. Schamlose Nacktheit brandmarkte einen großen Teil der Literatur Italiens in jener Zeit. Sie ist Hetärenliteratur, eine moralische Syphilis am geistigen Organismus der Nation. Diese Unzuchtschwelger waren oft Geistliche und lasen Messe am Altar. Giovanni della Casa, der Verfasser des schmutzigen Capitolo del Forno, starb als Erzbischof von Benevent und war Inquisitor in Venedig. Teofilo Folengo, der Begründer der makkaronischen Poesie, war Benediktiner. Der rohe Bandello, dessen Novellen noch heute jedes Freudenmädchen entzücken können, war Dominikanermönch und starb als Bischof von Agen.

Mehrmals erschien Pietro Aretino als literarischer Abenteurer in Rom, unter Julius, Leo und Clemens VII., ohne hier festen Fuß zu fassen. Der von Geist phosphoreszierende Sumpf der Verderbtheit Italiens stellt sich in diesem einen Menschen dar, dem Cesare Borgia der Literatur des 16. Jahrhunderts. Er ist ein Phänomen der Unsittlichkeit, wie es in keinem Volk zu irgendeiner Zeit gesehen ward. Man weiß kaum, was man hier mehr bestaunen muß, diese zynische Frechheit oder die Macht dieses Journalisten und die Vergötterung, die er seinem Jahrhundert abzwang. Eine Nation, worin ein so unwissender, schamloser, jedem käuflicher Bettler als Tyrann den Thron der Literatur einnahm und von allen Großen der Welt, die er verachtete und brandschatzte, gefürchtet und geehrt wurde, bewies,

daß jede sittliche Quelle ihres Lebens vergiftet, und daß die Knechtschaft ihr notwendiges Los war. Der Verfasser der gräßlichen Raggionamenti schrieb mit derselben Feder das Leben der Jungfrau Maria und andere Schriften religiösen Inhalts, und ein Papst, Julius III., umarmte und küßte ihn und machte ihn zum Ritter von S. Peter.

Zwei Florentiner wurden durch musterhafte Lehrgedichte berühmt, Ludovico Alemanni durch seinen „Landbau" und der geistvolle Giovanni Ruccellai durch „die Bienen". Nur der letzte trat in die Kreise Roms. Er war Vetter Leos X., Sohn des gelehrten Bernardo, wurde Priester, aber nicht Kardinal. Leo bediente sich seiner in diplomatischen Geschäften. Nach des Papstes Tode verließ Ruccellai Rom, wohin er unter Clemens VII. zurückkehrte. Er starb als Kastellan der Engelsburg.

Den höchsten Ruhm erlangten die Italiener im romantischen Epos. Nach Pulci und Bojardo erreichte dies in Ariosto seine Blüte und schloß im Gedicht Tassos ab, dem formvollendeten Meisterwerk italienischer Sprache. Auf beide große Epiker gründete sich die Bewunderung der italienischen Poesie, ehe Dante wieder auflebte. In Ariosto wurde der schöpferische Geist der italienischen Malerei zum Gedicht. Sein farbenstrahlendes Zauberspiel Orlando, an sich charakterlos und gedankenleer, entsprach durchaus der Zeit Leos X. Es ist das Spiegelbild des in sinnlichem und geistigem Luxus ausgeschwelgten Italiens, das entzückende, verführerische, musikalisch-malerische Dichterwerk des Verfalls, wie einst das Gedicht Dantes der Spiegel der männlichen Kraft der Nation gewesen war. Jenes mediceische Kulturbacchanal begleitete Ariosto mit einer poetischen Girandole; ihre sinnverwirrende Feuer- und Lichtflut ist eins der prächtigsten Phänomene des italienischen Geistes, in welchem die reale Welt des Nationallebens sich aufgelöst hat. Das Gedicht Dantes ist ein unerschöpfter Lebensquell für den Geist der Nation geworden, ihr poetisches Evangelium; die Dichtungen Ariostos und Tassos haben solche fortbildende Wirkung nicht erzeugt: sie sind nur die schönsten Zieraten der italienischen Literatur. Zur Zeit Julius II. sahen wir Ariosto in Rom in einer gefährlichen Sendung; dann kam er Leo X. zu beglückwünschen, aber er gewann von seinem Freunde Medici nichts als ein Druckprivilegium, und nach wenigen Tagen verließ er Rom, wohin er nie mehr zurückkehrte. In einigen Satiren erklärte er, daß ihm die Freiheit bei mäßigem Dasein mehr wert sei als die goldene Sklaverei des römischen Hofdienstes, doch würde sich vielleicht seine Ansicht geändert haben, wenn ihm der Papst eine Stellung geboten hätte.

Der Orlando erschien im Jahre 1516 in vierzig Gesängen zu Ferrara, dann vollständig ebendaselbst 1532, ein Jahr vor des Dichters Tode.

Während Leo X. nicht versuchte, dies glänzende Talent festzuhalten, lebte Trissino hochgeehrt an seinem Hof. Dieser vielseitige gelehrte Vicentiner war ein reicher und unabhängiger Mann, der dem Papst als Diplomat manche Dienste leistete. Durch ein Nationalepos auf festem geschichtlichem Boden, nach dem Muster Homers, wollte er den Ruhm Ariostos übertreffen, und 20 Jahre klassischer Studien verwandte er auf „Das von den Goten befreite Italien". Dies Erzeugnis prosaischer Gelehrsamkeit und sklavischer Nachahmung hat nur eine papierne Fortdauer erlangt. Aber der edle Trissino konnte sich mit dem müheloser erworbenen und wohlverdienten Ruf als Dramendichter trösten.

Den Aufschwung des Dramas in Italien begünstigten viele Bedingungen: die Leidenschaft für Schaudarstellung, reiche Festlichkeit des Lebens, Mitwirkung aller Künste, Bildung und Geschmack, Mannigfaltigkeit von Charakteren in Klassen und Persönlichkeiten, die Öffentlichkeit und Beweglichkeit der Sittenzustände, höchste Begabung für Mimik und Vortrag und bei vollkommener Sittenlosigkeit vollkommene Freiheit der Zensur für den Komödiendichter. In Wahrheit ist auch die Renaissance des Theaters eine große kulturgeschichtliche Tat der Italiener. Sie bildeten die Schauspielkunst und die Formen des Dramas aus und wurden die Lehrmeister der europäischen Bühne. Die Mysterien, die schäferliche Komödie, das Intrigenstück, die romantische Tragikomödie, das ernste Schauspiel und Trauerspiel, das Maskenspiel, die dramatische Improvisation, die Oper: alle diese Gattungen versuchten die Italiener in einer Fülle von Talenten, welche, wie das geistreiche Wesen in diesem Renaissancetheater, doch bewundernswert ist. Ihre Stücke zählen im 16. Jahrhundert, zumal im Lustspiel, nach Tausenden, und doch brachte die italienische Bühne keinen Shakespeare hervor. Der große Brite aber benutzte den Novellenschatz und auch das Drama der Italiener wie ein Bergmann, der das reine Gold zu spüren weiß. Ihrem dichterischen Geist scheint eine der Grundkräfte zu mangeln, ohne welche sich die dramatische Leidenschaft nicht sittlich vertiefen kann. Diese Kraft ist die Philosophie des Dichters. Die Selbständigkeit mangelte stets. Die Überlieferung des Altertums, lateinische Gelehrsamkeit und formale Kunst blieben die Feinde der volkstümlichen Entwicklung des italienischen Dramas.

Seneca und vor allem Plautus und Terenz, für welche sich Pomponius Laetus so eifrig bemüht hatte, erlangten eine Macht über das späte Zeitalter, die vielleicht diejenige in ihrem eigenen überbot. Sie wurden in zahllosen Übersetzungen und Nachahmungen verbreitet und zu Schutzgöttern von hundert Akademien. Ihre Lustspiele führte man überall auf. Jetzt war es ein Papst, der darin den Ton angab und für das Theater eine Epoche herbeiführte. Alte und neue Stücke wollte Leo X. zuerst dargestellt sehen. Der Vatikan war zuzeiten das glänzendste Schauspielhaus Europas. Auch in andern Palästen wurde gespielt, und kaum gab man ein Fest, ohne ein Schauspiel aufzuführen. Mit unglaublicher Verschwendung wurde im September 1513 das Theater auf dem Kapitol ausgestattet, wo man zu Ehren des zum römischen Patrizier ernannten Julian Medici mythologische Szenen und den Pönulus des Plautus gab. Vor 2000 Zuhörern ließ Leo im März 1519 die Suppositi des Ariost aufführen, wozu Rafael die Szene gemalt hatte. Die Zwischenakte füllte Musik; auch gab man die Moresca, ein Ballett.

Die Schauspieler waren meist Akademiker, in der Schule des Pomponius herangebildet. Man rühmte einzelne, wie Inghirami und den Dichter Gallus. Francesco Cherea, der Terenzianer, glänzte am Hofe Leos durch die Kunst seiner Komik. Auch in Akademien anderer Städte war die Kunst der Rolle so sehr entwickelt, daß die Schauspieler Gastvorstellungen gaben. Die Komiker der Akademie dei Rozzi in Siena ließ Leo jährlich nach Rom kommen. Die Zuchtlosigkeit dieser Stücke war grenzenlos. Wenn wir keine andern Zeugnisse vom geistigen Leben der Italiener im 16. Jahrhundert besäßen als ihre Lustspiele, so müßten wir urteilen, daß der sittliche Verfall dieses Volks vollkommen jenem der Zeiten des altrömischen und byzantinischen Theaters gleich war. Diese Lustspiele bewegen sich meist nur um Verführung und Ehebruch und die gemeinsten Zwecke der Sinnenlust, und doch bildeten sie die ausgesuchte Ergötzung der besten Stände. Päpste, Fürsten, Geistlichkeit und Adel brachten sie mit Begeisterung in Szene. Leo schwelgte in ihrem Genuß, ohne jemals Scham oder Übersättigung zu empfinden. Man mag es begreifen, wenn er sich an gemeinen Späßen der Hofnarren erfreute, wenn er einen Mönch auf der Theaterszene prellen ließ, weil er eine schlechte Komödie verfaßt hatte, und man kann mit Jovius auch ohne seine boshafte Nebenabsicht solche alberne Laune durch den Zeitgeist entschuldigen. Aber man wird doch Mühe haben, das ganze kritiklose Verhalten des Oberhaupts der Kirche zum Theater seiner Zeit zu erklären. Denn seine eigenen

Zeitgenossen, selbst Enthusiasten des Altertums, bebten davor bisweilen zurück. Dies sind, um nicht Erasmus zu nennen, die Worte Gyraldis: „O Zeiten, o Sitten! der ganze Schmutz der alten Szene ist wiedergekehrt; überall spielt man die Fabeln: was einst wegen seiner Unmoral der Sinn aller Christen verbannt und vernichtet hat, das rufen jetzt die Priester, selbst unsere Päpste, von den Fürsten nicht zu reden, öffentlich auf das Theater zurück. Ja die Geistlichen selbst trachten voll Ehrgeiz nach dem Ruhm des Schauspielernamens.“ Der Verfasser einer der unzüchtigsten Komödien trug den Kardinalspurpur mit um so größerer Ehre, weil er eben ihr Autor war.

Dieser Dichter war der Freund Leos und Rafaels, Bernardo Dovizio aus Bibiena in Toscana. Im Jahre 1470 geboren, durch seinen Bruder Piero bei Lorenzo Medici eingeführt, wurde er der eifrigste Diener dieses Hauses. Er begleitete den Kardinal Giovanni ins Exil, wirkte für seine Papstwahl, erhielt den Purpur, wurde über Nacht reich und einer der angesehensten Staatsmänner Roms. Sein geistreiches und heitres Wesen und seine Lebenslust machten ihn beliebt. Am Hofe Leos war er der eigentliche Freudenmeister und Direktor aller Lustbarkeiten, zumal des Karnevals und Theaters. Nach einem in Genüssen hingebrachten Leben starb er am 9. November 1520. Dovizi, ein sehr mittelmäßiger Dichter, hatte schon zur Zeit Julius II. seine Calandra, ein Stück in Prosa, geschrieben, eine Nachahmung der Menächmen des Plautus. Sie erregte als das erste und bahnbrechende italienische Lustspiel ein großes Aufsehen, so daß man sie bald an allen Höfen spielte. Leo hatte die heute kaum mehr begreifliche Naivität, dieses frivole Stück zu Ehren der Marchesa Isabella von Mantua im Vatikan aufführen zu lassen, wobei Balthasar Peruzzi die Szene gemalt hatte. Musik füllte die Pausen aus.

Die Calandra eröffnete die Reihe der gleich unzüchtigen Komödien Machiavellis, Ariostos, Aretinos und anderer Dichter, die sich mit Leidenschaft auf das Lustspiel warfen. Sie konnten hier sich zu Richtern über die Gebrechen ihres Zeitalters oder zu dessen Sittenmalern aufwerfen und deshalb unfehlbarer Wirkung sicher sein. Indes so geistreich und novellenhaft anziehend bisweilen der Inhalt und die Handlung dieser Komödien sind (weshalb sie Shakespeare reizten), so ist doch die Psychologie der Leidenschaft im italienischen Renaissancetheater ein kaum erst erschlossenes Gebiet. Selbst die namhaftesten Komödiendichter standen noch in den Anfängen des sozialen Lustspiels. Sie griffen eigentlich nur die Motive der altrömischen Komödie

wieder auf, deren Charaktere für moderne Menschen doch nur etwas Etruskisches und Maskenhaftes haben können.

In der Tragödie versuchten sich die Italiener mit Nachahmungen Senecas und mit Übersetzungen des Sophokles und Euripides. Aber der griechische Genius widerstrebte dem italienischen Volksgeist, welcher weder für die Hoheit noch für die Fülle des hellenischen Wesens ein Sprachorgan besaß. Das älteste dieser Trauerspiele ist die Sophonisbe Trissinos, ein merkwürdiges Stück, glücklich und schöpferisch durch seinen stofflichen Griff, in der Behandlung dem Euripides nachgeahmt und der italienischen Literatur als edler tragischer Keim eingepflanzt, ohne daß er weitere Entwicklung fand. Die Sophonisbe soll im Jahr 1514 zu Vicenza aufgeführt worden sein; in Rom kam sie wohl unter Leo X. zur Darstellung. Wenig später gingen die Rosmunda Ruccellais und sein Orest in Szene; die erste Tragödie wurde vor Leo X. bei seiner Anwesenheit in Florenz im November 1515 aufgeführt. Die tragische Muse der Italiener ermattete bald nach diesen ersten Anstrengungen. Man ahmte sklavisch Euripides nach, selbst Trissino, und die Senecatragödie überwucherte die Bühne mit thyestischen Greueln. Die Gräßlichkeit des Stoffs ertränkte das Gefühl in Schauder: so barbarisch wie das Trauerspiel wurde auch die Märtyrer-Malerei Italiens seit dem Ende des 16. Jahrhunderts.

Bemerkenswert ist für das Theater, daß es sich von der Kirche loslöste, den Weg der geistlichen Mysterien verließ und vollkommen heidnisch und weltlich wurde. Die Italiener verwarfen christliche und biblische Stoffe für ihre Tragödie und griffen in das Altertum oder die Romantik zurück. Ihr Lustspiel machte Mönchtum wie Priestertum und die Kirchenmoral lächerlich. Das Theater der Renaissance konnte sogar als ein gründliches Mittel des Umsturzes des alten Glaubens erscheinen, und doch bewies es sich als die schwächste Kraft in bezug auf die Befreiung des Volks von Aberglauben und Hierarchie. Daß diese den Angriff der Komödie überstehen konnte, daß Mönche und Priester die ruhigen Mitlacher der Mandragola Machiavellis und ähnlicher Stücke bleiben durften, ist vielleicht der stärkste Beweis für die innere Gehaltlosigkeit des italienischen Dramas, welches das Leben nur äußerlich auffaßte und als ein künstliches Erzeugnis nur in der Sphäre des Gelehrtentums blieb.

MALEREI. RAFAEL UNTER LEO X. GIULIO ROMANO. ANDERE SCHÜLER RAFAELS. MARCANTONIO RAIMONDI. MICHEL ANGELO UNTER LEO X. EHRENBILDSÄULE DIESES PAPSTES. GOLDARBEITER. S. GIOVANNI DEI FIORENTINI. BEGINN DES PALAZZO FARNESE. RAFAEL ALS ARCHITEKT. BAUTEN SANSOVINOS. FASSADENMALEREIEN. VILLEN. ROM UNTER LEO X. ALS STADT. NEUE STADTVIERTEL. WACHSENDE BEVÖLKERUNG. VERFALL DES ADELS.

Leo X. besaß mehr Sinn für die Literatur als für die Kunst. Was diese in Rom zu seiner Zeit Großes schuf, ging meist noch aus den Anregungen seines Vorgängers hervor. Rafael setzte fort, was er im Vatikan begonnen hatte. Schon 1514 vollendete er im Zimmer des Heliodor die Gemälde der Befreiung Petri und der Legende von Leo dem Großen und Attila. Jene sollte den Papst an seine eigene Befreiung aus der französischen Gefangenschaft erinnern, und Leo I. trug die Züge Leos X.

Im Jahre 1517 wurde nach den Kartons Rafaels die Stanza dell' Incendio vollendet. Auch hier haben die Hauptheldеn als Namensvettern Leos X. dessen Gesichtszüge. Im Bilde der Krönung Carls des Großen trägt dieser Kaiser sehr unpassend das Antlitz Franz I. Der Gesandte des französischen Königs konnte diesen Dank für das Konkordat in Bologna bescheinigen, aber der Botschafter Maximilians in dieser gemalten Schmeichelei nur eine Drohung sehen. Das letzte Zimmer, die Sala di Costantino, wurde erst unter Clemens VII. durch Giulio Romano und andere Schüler Rafaels nach dessen Zeichnungen ausgeführt. Die Gemälde beziehen sich auf den Sieg des Christentums über das Heidentum; auch die Gründung des Kirchenstaats ist in der fabelhaften Schenkung Constantins dargestellt. Das Genie Rafaels hatte sich in dem Bilderzyklus der Stanza della Segnatura frei und kühn zu den höchsten Idealen der Humanität erheben dürfen; aber in den beiden Stanzen dell' Incendio und di Costantino mußte es von jener Höhe in den Dienst der Kirche und eines in seinem Machtgefühl schwelgenden Papstes herabsteigen.

Für die Logen Bramantes entwarf Rafael seine entzückende Bilderbibel, worin das religiöse Genre und die Idylle des alten Testaments in den anmutigsten Szenen aufgefaßt sind. In Verbindung mit dem phantasievollen Schmuck in Malerei und Stukko, welchen Giovanni von Udine dort ausführte, enthalten diese Loggien eines der herrlichsten Juwelen der Malerei.

Die neutestamentliche Fortsetzung der Bilderbibel gab Rafael nicht mehr in den Logen, wie er wohl im Plan hatte. Aber wir besitzen sie in den zehn Tapeten des Vatikans, die seit 1514 in Arras ausgeführt wurden. Hier steigt Rafael aus der Idylle zum Drama im höchsten und größten Stile auf. Seine Kompositionen überbieten alles, was er in den Stanzen gemalt hat, durch künstlerische Einheit der Handlung und Gestaltungskraft. Sie sind seine vollendetsten und großartigsten Schöpfungen.

Während Rafael mit seinen vatikanischen Aufgaben beschäftigt war, besaß er so viel innere Freiheit, für das Landhaus Chigis heidnisch antike Malereien zu entwerfen. Das anmutige Gemälde der Galatea ist von seiner eigenen Hand, und nach seinen Zeichnungen malten Giulio Romano, Francesco Penni, Giovanni von Udine und andere Schüler die Geschichte der Psyche. In diesen weltberühmten Farnesina-Bildern geht das antike Ideal durch ein modernes Empfinden hindurch und wird in ihm nochmals idealisiert. Aber es weht darin bei moderner Freiheit noch der antike Hauch, welcher in späteren mythologischen Malereien, wie namentlich bei den Caracci, selbst bei Guido Reni und Domenichino sich schon verloren hat. Kein Meister war antiker als der christlichste aller Maler, und auch hier bezeichnen die Werke Rafaels den Gipfel der Renaissance. In dem entzückenden Gemälde der Hochzeit Alexanders und der Roxane, welches Sodoma in der Farnesina malte, ist der Geist des Altertums schon in das Romantische getaucht, aber selbst Aetion, der antike Maler desselben Gegenstandes, würde die Fresken Sodomas als eines der größten Kunstwerke der Malerei bewundert haben.

Ganz vollendet war die Renaissance auch in der Dekoration nach antiken Mustern. Die Zeichnungen dieser Art von Rafael, Peruzzi, Giulio Romano, Giovanni von Udine und anderen Künstlern sind von den phantasievollsten Formen. Vasari sagt, daß Rafael selbst in Griechenland Zeichner beschäftigte; aber auch Rom bot noch Reste antiker Zimmermalereien dar. In den Thermen des Titus fand man zur Zeit Rafaels die gewölbten Räume mit jenen Malereien und Stukkaturen, die man Grotesken benannte. In den Gärten des Sallust auf dem Quirinal und Palatin sah man römische Wandgemälde. Rafael entwarf noch mehr antike Gegenstände: die Hochzeit Alexanders mit Roxane in einem Gartenhause der Villa Borghese; Venus und Amor im vatikanischen Badezimmer Bibienas. Denn dieser lebenslustige Verfasser der Calandra ließ sich dasselbe im Geschmack antiker

Thermen einrichten, dort wollte er eine Statue der Venus aufstellen, und sie mochte diese Malereien veranlaßt haben.

Die Tätigkeit Rafaels war wunderbar; er zauberte Kompositionen, Staffelbilder, Porträts hervor. Für Goritz hatte er schon im Jahre 1512 den Propheten Jesaias in S. Agostino gemalt, ein Bild, worin er zeigte, daß er die große Weise Michel Angelos nicht nachahmen durfte, weil er sie nicht erreichen konnte. Er erreichte sie auch nicht in den Sibyllen in S. Maria della Pace, die er im Jahr 1514 für Agostino Chigi malte. Für denselben entwarf er im Jahre 1516 die Kuppelbilder der Kapelle in S. Maria del Popolo, welche die Planetenschöpfung darstellen; die Mosaiken der Kuppel sind von Aloisè del Pace. Die Madonnen, die heiligen Familien, die Altargemälde, die Porträts aus Rafaels letzten Jahren bilden eine staunenswerte Galerie von Werken, aus denen so herrliche Gestalten hervortreten wie die sixtinische Madonna, die Madonna della Sedia, die Perle von Madrid, die heilige Cäcilia. Die Transfiguration war seine letzte Schöpfung. Er starb am Karfreitag, den 6. April 1520. Passend fand er sein Grab im Pantheon.

Fünf Tage später starb Agostino Chigi, nachdem er in seinem Testament die Vollendung der Malereien in seiner Kapelle zu S. Maria della Pace befohlen hatte. In seiner anderen Kapelle in S. Maria del Popolo wurde er mit großem Pomp am 12. April begraben; mehr als 5000 Personen von allen Ständen Roms gaben dem Toten das Geleit. Sein prächtiges Grabmal dort ist das Werk Lorenzettos. Am 9. November desselben Jahres starb auch Bibiena, so daß Rom in kurzer Zeit den Verlust dreier gefeierter Männer erlitt.

Mit Rafael vollendete sich die christliche Malerei überhaupt, nachdem sie mit Giotto ihre freiere Entwicklung begonnen hatte. Als monumentale Kunst erschuf sie, mit der einen Ausnahme des jüngsten Gerichts von Michel Angelo, in Rom nichts Großes mehr. Ihre Flamme brannte mit bezaubernder Glut in Venedig und Parma fort, wo das christliche Ideal in der Sinnlichkeit unterging, oder sie leuchtete noch mit schwächerem Schein in den Gemälden Andrea del Sartos in Florenz oder in der Mailänder Schule Leonardos, der ein Jahr vor Rafael in Frankreich gestorben war, und in Rom kaum eine Spur seines Genies zurückgelassen hat.

Unter Rafaels Schülern war der bedeutendste Giulio Pippi, als Römer von Geburt Romano genannt, ein vielseitiges Talent, Baumeister und Maler. Er hatte manche Entwürfe seines Meisters ausgeführt: in der Loge der Villa Mattei auf dem

Palatin die Fresken aus Bibienas Badezimmer in großen Figuren kopiert; in der Villa Madama und in der Turinis (heute Lante) Fresken gemalt; für das Haus Fugger sein bestes Altarbild gefertigt, welches in S. Maria dell' Anima sich befindet. Im Jahre 1524 ging er zu den Gonzaga, für die er seine bekannten Wandgemälde malte, den Gigantensturz und die Geschichte der Psyche. Die Tätigkeit anderer Schüler Rafaels, des Timoteo Viti von Urbino, des Garofalo, Bagnacavallo, Gianfrancesco Penni, Pierin del Vaga, des Giovanni von Udine, des Polidoro von Caravaggio und Vincenzio von S. Gemignano, gehört der Geschichte der Malerei überhaupt an. Wir bemerken hier nur noch Marcantonio Raimondi, der die in Florenz ausgebildete Kunst des Kupferstichs während der Blütezeit der Malerei zu so großer Vollkommenheit brachte. Er arbeitete nach Zeichnungen Rafaels in Rom seit 1510 und gab diesen durch seine meisterhaften Platten Verbreitung, während in Deutschland dieselbe hier heimische Kunst des Kupferstichs durch den großen Albrecht Dürer einen bewundernswerten Aufschwung nahm.

Indem Rafael die Regierung Leos X. verherrlichte, fand Michel Angelo in Rom weder als Maler noch als Bildhauer zu tun. Vom Papst vernachlässigt, lebte er in Florenz und brachte fruchtlose Jahre in Steinbrüchen Carraras zu, um Marmor für die Aufträge Leos hauen zu lassen, für die Fassade von S. Lorenzo und die Grabmäler der beiden Medici. Die erste kam nicht zustande, und die berühmten Grabfiguren in der Sakristei jener Kirche gehören erst der Zeit Clemens VII. an. Aus der Zeit Leos X. besitzt Rom nur eine Statue Michel Angelos, den Christus in S. Maria sopra Minerva. Es gibt in Rom überhaupt nur wenig bemerkenswerte Skulpturen aus jener Epoche. Die trefflichste ist die Figur des Jonas in der Kapelle Chigi in S. Maria del Popolo; Lorenzetto führte sie aus, aber Rafael soll ihr Modell gemacht haben. Ein Schüler Sansovinos, Amius mit Namen, war der Meister der kapitolischen Ehrenbildsäule Leos X., der ersten, die überhaupt einem Papst durch Volks- und Senatsbeschluß gesetzt wurde. Diese sitzende Statue ist ein für jene Zeit ganz auffallend rohes und plumpes Werk.

Die römischen Kirchen bieten Grabmäler leonischer Zeit dar, doch keines mehr von der Bedeutung der Werke Sansovinos. Die dekorative Bildhauerei erschuf zahlreichen Arabeskenschmuck in Stukko und Marmor und schöne Holzarbeiten, wie an den Türen der vatikanischen Stanzen. Leo X. ließ diese auf Rafaels Rat von Giovanni Barili aus Siena, dem Neffen des in derselben Kunst berühmten Antonio, anfertigen. Alle geringeren

Zweige der Skulptur blühten zu einer Formenschönheit auf, wie sie keine spätere Zeit mehr gesehen hat. Die Medaillen und Gemmen, die Gefäße in ziseliertem und getriebenem Metall, die Reliquieneinfassungen, die Juwelierarbeiten beschäftigten eine große Menge von Künstlern. Seit langer Zeit bestand in Rom die Innung der Goldarbeiter (nobile collegium Aurificum et Argentariorum urbis). Erst war sie mit den Sattlern und Schmieden vereinigt, dann trennte sie sich von ihnen im Jahre 1509 und erbaute sich mit Bewilligung Julius II. die Kirche S. Eligio in der Via Julia, wozu Rafael den Plan machte. Benvenuto Cellini, der im Jahr 1519 zum erstenmal nach Rom kam, hat uns aus der Zeit Clemens VII. einen lebhaften Einblick in jene Kunsttätigkeit gegeben, welche oberitalienisch und florentinisch war. Sein berühmter Vorgänger Caradosso oder Cristoforo Foppa aus Pavia glänzte als Medaillenkünstler unter Julius II. und arbeitete auch für Leo X., der schon als Kardinal eine reiche Sammlung von Schaumünzen und Gemmen angelegt hatte. Die Kunst des Medaillierens erreichte die Stufe der Klassizität. In Verona blühte sie schon seit dem 15. Jahrhundert durch Vittore Pisano, Matteo de' Pasti, Giulio della Torre. Fast alle bedeutenden Künstler arbeiteten für diesen Industriezweig. Auf alle großen Begebenheiten, von allen namhaften Männern machte man Schaumünzen. Man arbeitete mit gleichem Geschick in Pietra Dura, man schnitt mythologische und geschichtliche Figuren mit bewundernswürdiger Feinheit in Diaspro, Agat, Diamant und Bergkristall. Darin glänzten Giovanni Fiorentino, genannt dalle Carniole, Giovanni Bernardi di Castel Bolognese, Pier Maria da Pescia und der berühmte Valerio Belli, genannt Vicentino, aus der rafaelischen Schule, welcher für Clemens VII. die schöne Kiste von Kristall machte, die Franz I. zum Geschenk erhielt. Alle Kostbarkeiten dieser Art, die sich in den Palästen Roms sammelten, gingen in den Stürmen des Jahres 1527 unter, so daß wir heute von der Gold- und Juwelierkunst jener Zeit eine nur unvollkommene Vorstellung haben. Die Antike drückte auch dieser Kunst ihren Stempel auf. Sie vermochte die klassische Form noch streng und rein aufzufassen, während sie schon bei Cellini in das Barocke überging. Nachdem sie in der Zeit des Konsulats und Kaiserreichs Napoleons ihre verunglückte Erneuerung versucht hatte, ist sie im heutigen Rom zur antikisierenden Allgemeinheit übergegangen, da sie alle Kunstformen der Vergangenheit, ägyptische, etruskische und die christlichen der Katakombenzeit in sich aufgenommen hat.

Nichts wahrhaft Großes geschah unter Leo X. für die archi-

tektonische Erneuerung Roms. Noch als Kardinal hatte er S. Maria in Domnica auf dem Cölius restauriert nach dem Plane Rafaels und dort die Nachbildung eines antiken Schiffs von Marmor aufstellen lassen. Als Papst erbaute er die Kirche S. Giovanni an der Via Julia, wo sie der Mittelpunkt der im dortigen Viertel angesiedelten Florentiner sein sollte. Jacopo Tatti Sansovino machte dazu den Plan. Durch Aufschüttung am Tiber wurde Raum gewonnen. Aber der Bau schritt so langsam vor, daß die Vorderseite erst im 18. Jahrhundert fertig wurde. S. Giovanni ist die letzte größere Kirche, die überhaupt in Rom neu gebaut wurde, und ihre nüchterne Gestalt lehrt das Verschwinden des religiösen Geistes in der kirchlichen Baukunst.

Die ganze Richtung der Zeit ging auf das Weltliche. Rom besaß Kirchen genug, aber nicht seiner Größe angemessene Wohnungen. Zur Zeit Leos X. entstand mancher Palastbau, der noch heute die Stadt ziert, obgleich die Anmut und Reinheit des Bramanteschen Stils bereits in massigen Formen oder in gekünstelter Wirkung unterging. Der großartigste aller Paläste Roms ist der Palast Farnese, das herrliche Denkmal des jüngeren Antonio di Sangallo, wenn auch sein ursprünglicher Plan verändert wurde. Nur seiner ersten Anlage nach gehört er in die Zeit Leos X. Der Kardinal Alessandro Farnese ließ ihn bauen und dann, als er selbst Papst war, durch Michel Angelo fortsetzen, welcher die oberen Arkaden des Hofs und das bewundernswürdige Krönungsgesims errichtete. Sangallo baute in der Via Julia für sich selbst einen Palast, der später an die Sacchetti kam. In der Via delle Coppelle baute er für Marchionne Baldasini den Palast, welcher nachher Palma hieß, und im Jahr 1532 die Fassade des Münzhauses in den Banken von S. Spirito.

Auch Rafael war ein großer Meister in der Baukunst; für solchen hielt ihn Bramante, denn ihn allein ersah er sich zu seinem Nachfolger als Architekt des S. Peters. Ein gründlicher Forscher auf diesem Gebiet der Renaissance schreibt Rafael folgende Bauten in Rom zu: die kleine Kirche S. Eligio degli Orefici; die Farnesina; die Kapelle Chigi in S. Maria del Popolo; den Palast Caffarelli (Vidoni); den Palast des Giambattista dall' Aquila, eines Kämmerers Leos X.; die Logen des Vatikans, die seinen Namen tragen, und die Villa Madama. Nach seiner Zeichnung wurde auch sein eigener Palast von Bramante gebaut. Er steht noch im Borgo auf dem Platz Scossacavalli und heißt heute dei Convertendi. Dort ist Rafael gestorben.

Von Jacopo Tatti Sansovino besitzt Rom den Palast Niccolini in den Banken, welchen der Florentiner Giovanni Gaddi erbauen

ließ. Ihm gegenüber steht der große Palast Cicciaporci, das beste römische Bauwerk, das Giulio Romano für Giovanni Alberini im Jahre 1521 errichtet. Demselben Baumeister schreibt man den schönen Palast Cenci (Maccarani) auf dem Platz S. Eustachio zu. In seiner Nähe steht der Palast Lante, eins der trefflichsten Werke der römischen Renaissance, dessen Baumeister zweifelhaft ist.

Reiche Herren, meist päpstliche Kurialen, ließen sich schöne Wohnhäuser bauen und deren Vorderseiten mit Malereien verzieren. Vasari gibt eine Beschreibung von den Gemälden, die Balthasar Peruzzi für das Haus des Francesco Buzio auf dem Platz Altieri machte; hier hatte er auf dem Fries alle Kardinäle der Zeit abgebildet, auf der Fassade die zwölf Kaiser und Szenen aus der Geschichte Cäsars dargestellt. Man wählte gern für solche Malereien Gegenstände aus dem Olymp und der Heroensage, bisweilen auch aus der römischen Geschichte, und so stellte sich in Rom auch äußerlich die heidnische Renaissance in diesem reizenden Schmucke dar. Neben Peruzzi malten solche Fassaden Polidoro da Caravaggio und Vincenzo da S. Gemignano.

Auch mehr und mehr Villen entstanden, innerhalb wie außerhalb der Stadt. Auf dem Palatin besaßen die Capranica schon im 15. Jahrhundert Gärten. Dort kaufte Inghirami einen Weinberg, worin Albertini Reste antiker Malereien sah; dort legten im Jahre 1515 die Mattei eine Villa an, über den Resten von Bauten Augusts. Nach verschiedenen Schicksalen ist aus ihr die barocke Villa Mils geworden. Auf dem Janiculus baute Giulio Romano um 1524 das schöne Landhaus, welches später von den Lante den Namen erhielt. Es gibt kaum einen Punkt oberhalb Rom, der eine so hinreißende Ansicht gewährt. Diesen Sitz wählte sich Baldassar Turini aus Pescia, ein kunstliebender Mann von höfischer Stellung, für welchen Rafael die Madonna del Baldachino gemalt hatte. Auf den Abhängen des Monte Mario ließ sich Julius Medici, später Clemens VII., ein prachtvolles Landhaus bauen, dessen Zeichnung Rafael angab, und dessen Ausführung Giulio Romano übernahm, aber nicht vollendete. Er und Giovanni von Udine schmückten es mit Malereien und Stukkaturen; es ist die heutige Villa Madama, jetzt das traurigste Bild verfallener Herrlichkeit. Schon stand über dem Monte Mario die Villa der Mellini.

Als ländlichen Aufenthalt, zumal der Jagd wegen, liebte Leo X. besonders die Malliana am Tiber. Nach Rafaels Zeichnungen ließ er dort in einer Kapelle Fresken malen. Auch dies schöne Denkmal der Renaissance ist heute im tiefsten Verfall.

Rafael, Galatea. Villa Farnesina

Rafael, Brand des Borgo. Rom, Vatikan

Wir erwähnten schon die Gartenhäuser, die von Kardinälen auf dem Quirinal angelegt wurden, wo schon unter Prospero Colonna auch die Anfänge des Gartens der Colonna entstanden waren. Wir bemerkten die Landhäuser des Chigi und Colocci, des Goritz und Blosius Palladius. In der Nähe der Engelsburg besaß Jacopo Gallo, der Freund Michel Angelos, ein schönes Landhaus, in welches Sadoleto sein Gespräch über das Lob der Philosophie verlegt hat. Der Sinn für den Villenbau war erwacht. Man wollte ein schön geschmücktes Haus in freier Lage besitzen, wohin man sich aus dem Lärm der Stadt zurückziehen konnte. Man legte Gärten an mit Springbrunnen und schattigen Gängen; man stellte darin Antiken auf.

Trotz der vielen öffentlichen und privaten Bauten bot die Stadt Leos X. keineswegs einen schönen oder nur wohnlichen Anblick dar. Überhaupt vermochten die Päpste nicht, die Stadt Rom ganz zu erneuern; während ihrer langen Herrschaft gab es nie eine Zeit, wo jene nicht den Eindruck des Verfalles gemacht hätte. Der Charakter trümmervoller Wildnis und zauberischer Einöde, worüber wie in keiner andern Stadt der Welt der melancholische Geist der Vergangenheit schwebte, machte bis auf unsere Zeit den wesentlichen Reiz von Rom aus. Alles Neue war hier vereinzelt und unorganisch. Herrliche Paläste mit gemalten Fassaden standen in lückenhaften Straßen oder unter finstern Wohnungen des Mittelalters. Dieser Gegensatz entsprach dem geistigen Wesen der Stadt. Die Herrschaft des Kirchlichen drängte das Bürgerliche zurück. Klöster mit ihren großen ummauerten Bezirken nahmen überall in der Stadt weite Strecken ein und entzogen diese dem Anbau. Auch der kosmopolitische Charakter Roms hinderte die architektonische Individualität. Man vergleiche Florenz, Genua, Venedig, selbst kleinere Städte Italiens mit Rom, um zu erkennen, daß diese Stadt nicht das Gepräge organischen Wachstums aus dem Volksgeiste trägt. Leo X. bemühte sich, die labyrinthischen Gassen zu erweitern und zu regeln, doch konnte das nicht durch Edikte ausgeführt werden. Ganze Stadtteile, wie die Viertel Monti, Teile von Trevi und Colonna, von Campitelli und Ripa, blieben in ihrem verwilderten Zustande und sie sind es im ganzen bis auf den heutigen Tag geblieben.

Seit Jahrhunderten hatte sich das Marsfeld als das wahre Stadtgebiet festgestellt. Hier wurde am meisten gebaut. Leo rief dorthin auch Toskaner, zumal in das Viertel, wo er die drei schon längst entstandenen Straßen, welche auf den Platz del Popolo münden, besser einrichten ließ. Eine derselben, die heutige

Ripetta, hieß damals von ihm Leonina. Gleichwohl war auch hier alles lückenhaft und von Weingärten unterbrochen, zumal am oberen Korso. Überhaupt konnte kaum eine Straße des damaligen Rom vollendet oder geschlossen heißen, nicht einmal die Via Julia.

Die Bevölkerung wuchs. Das Anwachsen moderner Städte hat seine wesentlichen Quellen in der Vermehrung des bürgerlichen Wohlstandes durch Handel und Gewerbe und in der Einwanderung. Die erste dieser Quellen konnte in Rom nie sehr lebhaft sein. Die Masse des römischen Volkes lebte meist von den Bedürfnissen der Priesterkaste oder, wie schon in alten Zeiten, von dem Zufluß der Fremden. Rom genoß unter Leo X. Ruhe, während Italien von Kriegen entflammt war. Daher zogen viele Italiener nach der Stadt wie in einen sicheren Hafen. Seit Sixtus IV. hatten sich selbst Sklavonier und Albanesen an der Ripetta festgesetzt, und seit Julius II. drang eine zahlreiche lombardische Kolonie in das Marsfeld. Genuesen, Florentiner, Lombarden, selbst Spanier, selbst Deutsche, Flamländer, Lothringer und Burgunder saßen von Trastevere bis tief ins Marsfeld hinein, in Vierteln, deren Mittelpunkte ihre Nationalkirchen bildeten, und noch heute haben sich viele nationale Namen von Straßen erhalten. Die Kunst und Wissenschaft, die Kirche und der päpstliche Hof zogen jährlich Scharen von Ankömmlingen herbei, welche in Rom ihr Glück suchten wie zur Zeit der alten Kaiser. Wenn die einen nur mit der Flut und Ebbe der Fortuna erschienen und verschwanden, so blieben andere in der Stadt und wurden hier zu Römern. Nach der Angabe des Francesco Vettori stieg die Einwohnerzahl Roms zur Zeit Leos X. um ein Drittel, und Jovius berechnete sie vor dem Unglück des Jahres 1527 auf 85 000 Seelen.

Trotz alledem war das römische Volk eines der ärmsten Italiens. Prälaten und Höflinge, Nepoten und Abenteurer häuften wohl augenblickliche Reichtümer auf, doch das mittlere und ruhende Vermögen Roms blieb gering. Der städtische Adel und das große Bürgertum verfielen mehr und mehr. Hunderte von senatorischen Familien, deren Namen in den Fasten der kapitolischen Magistratur verzeichnet standen, oder von alten Adelsgeschlechtern saßen noch in ihren geschichtlich gewordenen Vierteln, aber sie blickten mit Trauer auf ihren unaufhaltsamen Verfall. Fortdauernde Kriege hatten alle Landschaften um Rom verwüstet: schrecklich hatten die Borgia unter dem Adel aufgeräumt und gewaltsame Umwälzungen in seinem Besitz herbeigeführt. Diese Verluste ersetzte die Herstellung nach dem Tode

Alexanders VI. nicht mehr. Colonna und Orsini glänzten zwar noch als die ersten Feudalgeschlechter Roms und noch betrachtete man sie wie unabhängige Fürstenhäuser, doch zur Zeit Leos würden sie in der Statistik italienischer Dynastien kaum mehr mit einer Rente von 25 000 Dukaten aufgezählt worden sein. Die Conti und Gaetani, die Savelli und Anibaldi, die Frajapani, Pierleoni, Astaldi und Cenci, kurz, der ganze geschichtliche Adel der Stadt, waren herabgekommen. Selbst Familien, die damals verhältnismäßig die glücklichsten schienen, wie die Farnesi, Altieri, die Valle, Massimi und Cesarini, verdankten ihre bessere Lage nur augenblicklichen Verhältnissen.

Im Anfange des 16. Jahrhunderts verfaßte Marcantonio Altieri, derselbe, welcher als einer der Konservatoren während der Krankheit Julius II. den Frieden der Barone vermittelt hatte, eine Schrift; er ließ darin edle Römer den tiefen Verfall der Stadtgeschlechter beklagen. „Rom, einst die Königin des Weltalls, ist heute so herabgekommen, daß den Römern ihre eigene Stadt wie eine öde und düstere Höhle erscheinen muß. Vom Viertel Monti nach Cavallo, nach Trevi und zum Viertel der Conti fehlen die Cerroni, Novelli, Paparoni und Petrucci, ferner die Salvetti, Nisci, Cagnoni, die Lupelli, Pirroni und Venettini; die Dammari, Foschi und Pini, die Masci, Capogalli, Mantaca und Carboni, die Palochi, Acorari, Pedacchia und Valentini; die Palelli, Arcioni, Migni, Capomastri, Subbatari, Negri; sodann die Mancini, Scotti, Infessura, Diotajuti, Boccamazi, Cenci, Tasca, Portii; die Calvi, Lalli, Buonsignori, Grifonetti, Frajapani und Marcellini. Alle diese Familien, durch Vermögen, Zahl und Altertum einst so herrlich und berühmt, sehen wir heute entweder ganz oder halb zerstört. Was den Rest der unseligen Stadt betrifft, wie viele Sitze, die einst zur Ergötzung der Edelleute gegründet waren, sind da heute nicht so geschwunden, daß man kaum noch die Spur der Halle entdeckt, wo sie einst empfangen wurden. Doch was reden wir von den Palästen, es genügt ein Blick in die Straßenviertel: denn jammernd muß man sagen, daß der größte und blühendste Teil ihrer Bewohner, daß so viele würdige und ehrenhafte Männer nebst ihren Familien daraus entschwunden sind. Wer sollte nicht mit tiefem Schmerz den einst glorreichen Platz Colonna betrachten, der ehemals von Vater, Kindern und Enkeln der Buffalini belebt war, nicht zu reden von den Cancellieri, Treiofani, Tetellini, von den Normandi, Sbonia, Valerani, Vari, Carosi, von den Sorici, Ceretani und Boccacci, von den Juvancolini, Palosci, Jacobazzi, den Capoccini und Signorili, und von andern zahllosen achtbaren Geschlech-

tern der Nachbarschaft. Heute fehlen sie dort fast gänzlich, und an ihrer Stelle findet man nur einen Zusammenfluß verworfener und niedriger Leute."

Die Unterredner betrachten noch andere Viertel und Gegenden Roms wie Pigna, Piscina, Piazza Giudea, Campitelli, worin sie den Verfall fast jeder dort namhaften Familie beklagen. Wir wollen, so sagt der trauernde Altieri, vom Reste Roms schweigen, um unsern Jammer nicht durch die Wahrnehmung zu mehren, wie viele Geschlechter in dieser nicht großen Stadt verfallen sind, zumal uns das Genie und die Mittel zu ihrer Wiederherstellung fehlen. Ein Pierleone erinnert hierauf an die ehemalige Größe seiner Familie, in deren Palästen einst der Papst Urban II. ein Asyl gefunden habe und die jetzt zum Elend herabgesunken sei. Ein Capoccia stellt ein ähnliches Bild des vergangenen Glanzes und der jetzigen Verarmung seines edlen Hauses auf, und auch der stolze Altieri bekennt sich tief herabgekommen, daß er, um zu leben, sich mit Feldwirtschaft befassen und mit dem niedrigsten Volk verkehren muß. Er verweist seine Leidensgefährten auf das allgemeine Los, welches die großen Familien Italiens in diesem Jahrhundert dahingerafft habe, wie Aragon, Sforza und Malatesta, die Ordelaffi und Montefeltre, welche alle in kurzer Zeit getötet oder zersteut und auf klägliche Weise an den Bettelstab gebracht worden seien. Man müsse sich daher mit dem Ausspruch Pindars über den Unbestand des Glücks beruhigen und das unerbittliche Schicksal in Geduld dahinnehmen.

Dies ist das Bild, welches Römer selbst in dem gepriesensten Zeitalter der Stadt vom Untergange und Verfall der angesehensten Klassen des römischen Volks gezeichnet haben, und wir nahmen es hier auf, um übertriebene Vorstellungen vom Glück und Glanze Roms in jener Zeit zu berichtigen. Wenige Jahre gingen seit jener Schilderung Altieris dahin, und es trat die furchtbare Katastrophe ein, welche auch dieses Bild der ewigen Stadt auslöschte.

Vanvitelli, Ansicht von Rom mit Quirinal

Giulio Romano, Krönung Karls des Großen. Rom, Vatikan

GESCHICHTE DER STADT ATHEN IM MITTELALTER

*

DIE KULTUR DER STADT ATHEN UNTER BYZANTINISCHER HERRSCHAFT

DER KULTUS ATHENS BEI DEN GEBILDETEN VÖLKERN. VERHÄLTNIS ATHENS ZU ROM SEIT SULLA. DIE RÖMISCHEN KAISER ALS PHILHELLENEN. DER APOSTEL PAULUS IN ATHEN. HEIDENTUM UND CHRISTENTUM. ANSTURM DER BARBAREN GEGEN HELLAS. GRÜNDUNG KONSTANTINOPELS. DIE UNIVERSITÄT ATHEN. JULIAN UND DAS HEIDENTUM. EINBRUCH ALARICHS IN GRIECHENLAND UND ATHEN.

1.

Von Athen, einem Gemeinwesen freier Bürger, klein an territorialem Umfange und gering an staatlicher Macht, sind unermeßliche Wirkungen in das Weltleben ausgegangen. Sie haben sich nicht in der Form großer geschichtlicher Handlungen und Völkerbeziehungen und jener kaum unterbrochenen Reihe von politischen und sozialen Schöpfungen dargestellt, wie sie Rom hervorgebracht hat. Die an der Menschheit bildenden Kräfte der Stadt Athen gehören dem Reich der zeitlosen Ideen an. Denkgesetze, allseitige Welterkenntnis, Wissenschaften, Sprache, Literatur und Kunst, Gesittung, veredelte Humanität: das sind die unsterblichen Taten Athens gewesen.

Das Verhältnis der Menschheit zur Stadt der Pallas — und nur als solche, als die Metropole des hellenischen Heidentums war sie die Quelle alles Schönen und die Mutter der Weisheit, wie man sie selbst noch in den dunkeln Jahrhunderten des Mittelalters mit traditioneller Ehrfurcht genannt hat — dies Verhältnis der Pietät wurde zu einem einzigartigen Kultus von idealer Natur. Er setzte immer das Bewußtsein des unvergänglichen Wertes der attischen Bildung voraus. Man darf sagen: nur wer die Weihen des Geistes genommen hatte, konnte den Genius

Athens verstehen; nur die Aristokratie der Geister hat Athen verehrt. Auch Barbaren konnten die weltbeherrschende Größe und Majestät Roms bewundern, aber was hätte einem Alarich oder Attila die Stadt des Plato und Phidias zu sein vermocht?

Zur Zeit, als sie den Gipfel ihres bürgerlichen Lebens erstiegen hatte, nannte sie Perikles die Schule des ganzen Griechenlands. Isokrates bezeichnete ihre Bedeutung mit diesen Worten: daß sie durch ihre Weisheit und Beredsamkeit alle anderen Völker übertroffen habe, daß ihre Schüler die Lehrer anderer geworden seien, daß es der Geist sei, der die Griechen kennzeichnet, und daß diese weniger die gemeinsame Abstammung als die athenische Bildung zu Hellenen mache.

Die wahrhaft schöpferische Epoche Athens umfaßte nur einen kleinen Zeitraum, und doch genügte derselbe zur Hervorbringung einer kaum zu übersehenden Fülle von ewig gültigen Meisterwerken der Kultur, die in mancher Richtung kein folgendes Zeitalter mehr zu erreichen vermocht hat.

Nach den großen Befreiungstaten von Marathon und Salamis war die Blüte von Hellas in Athen zur prachtvollen Entfaltung gekommen. Die attische Literatur und Kunst drückte die Summe der intellektuellen Kräfte Griechenlands aus. Die Denker, die Dichter, die Künstler dieses Freistaats erfaßten die höchsten Probleme des Geistes im Reich der Einbildungs- und Erkenntniskraft; sie lösten dieselben durch das vollendete Kunstwerk oder überlieferten sie der Menschheit als ihre ewigen Aufgaben.

Die vollkommene Schönheit, die reine Idealität und allgemeine Menschlichkeit der Schöpfungen des athenischen Genies war es auch, was dieser Stadt schon im Altertum die enge Nationalschranke nahm, und sie zum Mittelpunkt des geistigen Kosmos und zur Bildungsstätte für fremde Völker machte, die sich alle dort heimisch fühlten.

Es ist wahr, was Wilhelm von Humboldt bemerkt hat, daß wir die Griechen in dem wundervollen Licht einer idealistischen Verklärung zu sehen gewohnt sind; aber diese schreibt sich nicht erst von den Zeiten Winckelmanns, Wolfs, des Koraïs, Canova und Schiller her. In solcher Verklärung erschien die Stadt Athen schon den Menschen selbst des mittleren Altertums. Die Liebe zu dem „glanzvollen, vom Lied besungenen Athen, der Säule Griechenlands", erfaßte seit Alexander dem Großen die ganze hellenisch gebildete Welt.

Nachdem die erlauchte Stadt ihre politische Kraft für immer verloren hatte, wurde sie als das Kleinod des Altertums in den Schutz der edelsten Empfindungen und Bedürfnisse der Men-

schen gestellt. Als ihr reiches Bürgertum verfallen war, trachteten ausländische Fürsten nach dem Ruhm, Freunde und Wohltäter dieser Republik zu sein, und sie rechneten es sich zur Ehre an, zu ihren Magistraten erwählt zu werden.

Die schönen Bauwerke Athens mehrten fremde Könige schon seit Antigonus und Demetrius. Ptolemäus Philadelphus errichtete ein prachtvolles Gymnasium unweit des Theseustempels. Der Pergamener Attalus I. schmückte die Akropolis mit berühmten Weihgeschenken; Eumenes baute eine bewunderte Stoa, und Antiochus Epiphanes unternahm 360 Jahre nach dem Tyrannen Pisistratus den Fortbau des Tempels des olympischen Zeus. Die große Reihe der enthusiastischen Verehrer Athens setzte sich auch unter den Machthabern Roms fort, sobald, im Zeitalter der Scipionen, die literarische und künstlerische Bildung Griechenlands in die Tiberstadt eingedrungen war.

Nach langer Belagerung und harter Bedrängnis wurde Athen, die Bundesgenossin Mithridats, am 1. März 86 von Sulla erobert. Dies ist der schwarze Tag in der Geschichte der Stadt, mit welchem ihre Leidenszeit begann. Der furchtbare Sieger wollte sie in der ersten Aufwallung seines Zorns zerstören, dann aber ließ er, der Überredung edler Männer nachgebend, den Ruhm Athens als ein Recht auf die Ehrfurcht der Menschen gelten. Plutarch hat den großen Römer wie einen Hellenen denken lassen, als er sich entschloß, „den Vielen um der Wenigen, den Lebenden um der Toten willen" zu verzeihen. Und noch später hat Sulla unter die größten Titel seines Glückes dies gezählt: Athen verschont zu haben.

Er hatte freilich die attische Landschaft zur Wüste gemacht, die langen Mauern niederreißen lassen, die Dämme und Festungen, die Schiffswerften und das großartige Arsenal des Piräus geschleift, so daß der berühmte Hafen Athens seither zu einem kleinen Flecken herabsank. Die teilweise Zerstörung des themistokleischen Mauerringes und sicherlich auch der Befestigungen der Akropolis machte fortan die Stadt zu einem widerstandslosen, offenen Platz. Sie entvölkerte sich und verarmte; ihre Seemacht, ihr politisches Leben erlosch, gleich dem des ganzen Hellas. Nur der Glanz jener Ideale, die aus ihr helle Lichtstrahlen über Länder dreier Weltteile verbreitet hatten, blieb auf ihr noch lange ruhn. Sie bezauberte die Römer selbst, die ihr das Verderben gebracht hatten.

Noch zur Zeit Sullas lebte dort, und fast zwanzig Jahre lang, der reiche Pomponius Atticus als gefeierter Wohltäter des athenischen Volks. Schon im Jahre 51 begann Appius Claudius

Pulcher mit seinen in Cilicien erbeuteten Reichtümern den Prachtbau der Propyläen des Demetertempels in Eleusis, und Cicero sehnte sich darnach, dies glänzende Beispiel des Edelsinns in Athen nachahmen zu können.

Aus den Stürmen der römischen Bürgerkriege um die entstehende Monarchie kam die Stadt der Pallas Athene unversehrt hervor, obwohl ihre Bürger so wenig politischen Scharfblick besaßen, daß sie sich stets für die nachher unterliegende Partei erklärten. So hingen sie nicht Cäsar, sondern dem Pompejus an, welcher in Athen mit den Philosophen verkehrt und der Gemeinde 50 Talente zu Bauten geschenkt hatte. Der Sieger von Pharsalus verzieh den Athenern; er ehrte ihr Land als das Grab der großen Toten, aber er fragte ihre Abgesandten, wie oft sie, die ihren Untergang selbst verschuldeten, noch der Ruhm ihrer Vorfahren retten solle.

Er gab der Stadt reiche Mittel, das Propyläum der Athena Archegetis zu erbauen, und schon zehn Jahre früher hatte ein fremder Philhellene, der König Ariobarzanes II. Philopator von Kappadozien, das im sullanischen Kriege verbrannte Odeum des Perikles wiederhergestellt. Nicht lange nachher errichtete ein reicher Syrier Andronikos von Kyrrhos auf einem Platz unweit der Agora den schönen Marmorbau der Sonnenuhr, welcher noch heute als „Turm der Winde“ aufrecht steht.

Nachdem Cäsar gefallen war, nahmen die freiheitstrunkenen Athener Brutus jubelnd in ihrer Stadt auf, und sie errichteten ihm und dem Cassius eherne Bildsäulen neben jenen der Tyrannenmörder Harmodius und Aristogiton. Als sodann Brutus und Cassius bei Philippi ihr Ende gefunden hatten, war Athen aufs neue der Rache der Sieger preisgegeben. Allein Antonius, der nach jener Schlacht mit seinem Heer nach Griechenland kam, verschonte die Stadt. Sie ertränkte seinen Zorn in einer Flut von Schmeicheleien; ihre Schönheit, ihr Geist, ihre Huldigungen berauschten ihn. Hier wurde er zum Griechen. Noch zweimal kam er dorthin, erst mit Octavia, dann mit Kleopatra; den Athenern schenkte er Ägina und andere Inseln. Das knechtische Volk vermählte diesen phantastischen Vorgänger des Nero als neuen Dionysos mit der Burggöttin Athena Polias; auf der Akropolis stellte es seine und der Kleopatra Götterbildnisse auf. Kein Wunder, daß Antonius von dieser Stadt wie von einer Sirene bezaubert war. Als er von Actium nach Ägypten floh, schickte er Boten an Octavian und erbat sich vom Sieger die Erlaubnis, wenn er nicht mehr am Nil leben dürfe, seine Tage als Privatmann in Athen zu beschließen.

Auch Octavian schonte die Stadt, welche doch die Mörder Cäsars so hoch geehrt hatte. Nur verhielt er sich anfangs kühl zu ihr, entzog ihr Eretria und Ägina, und untersagte den mißbräuchlichen Verkauf des Bürgerrechts, welchen einst schon Demosthenes getadelt hatte. Doch ließ er sich in die eleusinischen Mysterien einweihen, und er setzte den Bau der neuen Agora fort. Sein Freund Agrippa errichtete ein Theater im Kerameikos und verschönerte wohl auch mit andern Werken Athen. Die Athener stellten an der linken Seite des Aufganges zu den Propyläen sein Reiterstandbild auf, dessen kolossales, unförmliches Postament mit der Weiheinschrift noch heute fortdauert. Dem Agustus und der Roma aber weihten sie einen Rundtempel östlich vom Parthenon in der Nähe des großen Altars der Athena Polias. Noch sind davon Reste des Architravs erhalten. Dem Kultus Athens huldigte in dieser Zeit sogar der schreckliche Judenkönig Herodes, welcher die Stadt als Philhellene oder Philoromäer mit Geschenken und wahrscheinlich auch mit einigen Werken geehrt hat.

2.

Unter der neuen Verwaltung, die Augustus Griechenland gab, blieb Athen immer eine freie, Rom verbundene Stadt mit selbständiger Gemeindeverfassung. Allein sie sank von Stufe zu Stufe, gleich allen andern hellenischen Städten, während neue römische Schöpfungen emporblühten, wie die Handelsstadt Korinth, die Kolonie Cäsars, welche der Sitz des römischen Prokonsuls von Hellas oder der Provinz Achaja wurde, und wie Paträ und Nikopolis, die Kolonien des Augustus. Ganz Griechenland war im Verfalle, schon zur Zeit des Strabo. Obwohl Athen noch immer als das herrlichste Museum des Altertums und die Schule der hellenischen Wissenschaft berühmt war, nannten es doch schon Ovid und Horaz eine leere Stadt, von der nur der Name übriggeblieben sei. Diese Aussprüche bezeichnen, selbst wenn sie übertrieben waren, die geschichtlose Stille, in welche Athen zu versinken begann.

Da der Handel der Stadt verfallen, ihre militärische Bedeutung dahingeschwunden und sie selbst auf ein kleines Gebiet beschränkt war, so gaben ihr fortan nur ihr Ruhm und ihre Schulen so viel Wert, daß sie, wie ehemals zur Zeit des Cicero und Marc Anton, des Brutus, Horaz und Virgil, noch immer das Pilgerziel der gebildeten Welt blieb. Wenn auch die Monarchie der fiskalischen Ausbeutung Griechenlands nicht durchaus Ein-

halt tun konnte, so hörte doch das Raubsystem der Verres und Piso auf. Fast alle Kaiser bis zum Ende der Antonine ehrten die Stadt, und nur wenige haben ihre Kunstschätze anzutasten gewagt.

Caligula und Nero plünderten schamlos ganz Griechenland. Den berühmten Eros des Praxiteles ließ jener aus Thespiä nach Rom bringen, und nur ein Wunder rettete den olympischen Zeus des Phidias wie die Hera des Polyklet in Argos vor dem gleichen Schicksal. Nero, welcher aus Delphi allein 500 Bronzestatuen entführen ließ, hat schwerlich Athen ganz verschont; aber es war doch ein Glück für diese Stadt, daß er, der Muttermörder, sie aus Furcht vor den rächenden Eumeniden nicht besuchte.

Nach Nero hörte das Fortführen griechischer Kunstwerke nach Rom auf, wenigstens verlautet davon nichts mehr. Griechenland aber war trotz der fortgesetzten Plünderungen seit Mummius an Kunstschätzen noch so reich, daß Plinius bemerkte, Rhodus besitze noch 3000 Statuen, und für nicht geringer werde die Zahl derer in Athen, Olympia und Delphi gehalten.

Die Raubgier von Prokonsuln zur Zeit der römischen Republik und dann einiger Kaiser konnte den Athenern Götterbildnisse entreißen, aber schwerer fiel es dem Christentum, welches gleichzeitig mit der römischen Monarchie in das Leben der Menschheit eintrat, ihnen den Glauben an die alten olympischen Götter selbst zu nehmen. Keine Erscheinung in Athen irgendeines Sterblichen, in dem sich eine weltbewegende Idee verkörpert hat, ist merkwürdiger als die des Apostels Paulus. Dem großen Denksystem und der strahlenden Kultur des Altertums trat in der unscheinbaren Gestalt dieses Propheten die Zukunft des Menschengeschlechts gegenüber. In den Annalen der christlichen Mission gibt es keine kühnere Handlung als die Predigt des Paulus in Athen, der Akropole des Heidentums, die damals noch vom blendenden Glanz der Künste und Literatur umflossen war. Der apostolische Kundschafter, der Vergötterer Jesu, ergrimmte beim Anblick der Götterbilder, der Meisterwerke Griechenlands, welche die Stadt erfüllten, und der prangenden Tempel, zu deren Marmorhallen die Prozessionen der Priester und des Volkes emporzogen. Er forderte die Götterburg Athen zur Ergebung an Christus auf, aber er erkannte, daß sie für den evangelischen Gedanken noch nicht einnehmbar sei. Die neugierigen Stoiker und Epikuräer lächelten über den Fremdling aus Tarsus, der einen neuen Heiland, die Auferstehung und das Weltgericht verkündete und mit scharfsinnigem Geist das

Epigramm eines Altars auf den den Griechen noch unbekannten neuen Gott deutete. Aus dem dürftigen Bericht der Apostelgeschichte können wir nur erraten, was der begeisterte Prediger den Philosophen Athens gesagt hat: daß diese schöne Hellenenwelt unrettbar dem Tode verfallen sei, weil sie zu beschränkt und lieblos sei, auf dem Privilegium nur eines Menschenstammes, auf der Sklaverei und der hochmütigen Verachtung der Barbaren beruhe, und sich zum höchsten Ideal der Menschheit und ihres Schöpfers nicht erhoben habe, vor dessen Angesicht nicht sind Grieche, Jude, Barbar, Skythe, Sklave und Freier, sondern alle gleich durch einen Geist und zu einem Leibe gemacht. Wer hätte damals zu ahnen vermocht, daß gerade die neue Religion, welche Paulus den Athenern verkündete, nach dem Verlauf vieler Jahrhunderte das einzige Palladium sein sollte, dem die Hellenen die Fortdauer ihrer Nation, ihrer Literatur und Sprache zu verdanken hatten.

Paulus wandte sich von Athen nach der kosmopolitischen Handelsstadt Korinth, wo er ein Jahr lang nachhaltiger wirken konnte. Die Legende des athenischen Ratsherrn Dionysios und der Damaris behauptet freilich, daß er doch einen Keim der christlichen Kirche am Felsen des Areopag eingepflanzt hatte, und dieser bedurfte langer Zeit, um sich lebenskräftig zu entwickeln.

Kein antikes Volk hielt an dem Dienste der Olympier hartnäckiger fest als das athenische. Die Denkmäler, der Stolz und Schmuck der Stadt, die Künste, die Wissenschaften, das gesamte Wesen, Sein und Lebensmark Athens waren durch die alte Religion bedingt, und auch in der römischen Kaiserzeit blieb die Stadt des Sokrates die große Universität des Heidentums. Ihre wissenschaftlichen Schulen blühten seit dem Sturze Neros wieder auf. Der Nachglanz des attischen Geistes unter Hadrian und den Antoninen, den philosophischen Kaisern auf dem Cäsarenthron, ist weltbekannt. Athen erlebte zum letztenmal auch eine Renaissance monumentaler Pracht, wie zur Zeit des Perikles und des Lykurgus, des Sohnes des Lykophron, denn Hadrian vollendete den Riesenbau des Olympium, gründete dort am Ilissos die Neustadt Athen, führte viele andere Tempel und schöne Gebäude auf und beschenkte die Stadtgemeinde mit den Einkünften der Insel Kephalonia. Mit ihm wetteiferte der reiche athenische Sophist Herodes Attikus. Sodann erhoben die Antonine die Schulen der Philosophie und Beredsamkeit zu neuem Glanz, so daß Athen im zweiten Jahrhundert die berühmteste griechische Hochschule des Reiches war. Flavius Philostratus hat

jenem Zeitalter in seinen Biographien der athenischen Sophisten ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Mit dem Ende der hadrianischen Dynastie war Athen überhaupt an die Grenze seiner Entwicklungsfähigkeit als Stadt gelangt. Sie vereinigte jetzt die Idealschönheit des klassischen Altertums mit den prunkvollen Monumentalformen der römischen Kaiserzeit. Ihre architektonische Gestalt war unter den Antoninen vollendet worden. So sah und beschrieb sie Pausanias, und seine Schilderung lehrt, daß alle ihre berühmten antiken Bauwerke gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts unversehrt dastanden, während sich auf der Akropolis wie in der Stadt, in Tempeln, Theatern und Odeen, auf Straßen und Plätzen zahllose Werke der bildenden Künste erhalten hatten. Der Sophist Älius Aristides erhob zu derselben Zeit in seiner panathenäischen Lobrede mit schmeichelnder Übertreibung die Herrlichkeiten Athens selbst über jene der schönsten Tage der Vergangenheit. Auch Lucian hat die Pracht und sogar die Volkszahl der Stadt angestaunt.

Dieses Lichtbild aus dem zweiten Jahrhundert glänzt freilich nur auf dem düstern Hintergrunde der allgemeinen Versunkenheit Griechenlands mit seinen verödeten Landschaften und den Trümmern seiner berühmten Städte, wie sie Pausanias verzeichnet und Plutarch beklagt hat. Das goldene Zeitalter des Friedens der Menschheit unter den Antoninen hörte mit Marc Aurel auf; barbarische Herrscher oder ehrgeizige Soldaten, den Musen abhold, bestiegen den Cäsarenthron; Bürgerkriege erschütterten das Reich, und vom Norden und Osten her warf die Völkerwanderung schon ihre ersten Wellen an die immer stiller werdenden Gestade Griechenlands. Die Zeit war vorüber, wo die edelste der Städte die Gebieter Roms und die Könige Asiens mit ihrem Zauber umstrickt hatte. Die Kaiser erweiterten und verschönerten die Weltstadt am Tiber und türmten dort ihre Paläste und Thermen auf, aber der mächtige Drang der römischen Welt nach ihrer Verbindung mit dem Geiste der Hellenen war gestillt worden; der erkaltende Philhellenismus verkündete den Bruch zwischen dem Westen und Osten oder die Absonderung des griechischen Orients vom römischen Abendlande.

Früher als dieses wurde jener der Tummelplatz verwüstender Wandervölker. Ihre ersten Stürme erlitt der hellenische Osten in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts. Von ihren Sitzen an der Ostsee waren die gotischen Völker in die skythischen Lande am Nordrande des Pontus Euxinus eingewandert, wo sie zur Zeit des Caracalla sichtbar wurden. Von dort er-

Die Akropolis in Athen. Nach einem Gemälde von L. Dupré. Lithographie von C. Motte

Die Akropolis. Nach einem Gemälde von L. Dupré. Lithographie von C. Motte

streckten sich ihre Raubzüge in das illyrische Donau- und Balkangebiet, nach Thrakien und Mazedonien, zu den Inseln und Küsten Griechenlands. Sie belagerten im Jahre 253 sogar Thessalonich. Die Bedrängnis dieser festen und großen Stadt, der Metropole Mazedoniens, verbreitete so tiefen Schrecken über ganz Griechenland, daß der Kaiser Valerian die im langen Frieden waffenlos gewordenen Städte aufrief, sich durch Milizen und Befestigungen zu schützen. So wurden die Isthmusmauern hergestellt und selbst die seit Sulla verfallenen und vernachlässigten Wälle Athens erneuert. Da beim Neubau der Hadriansstadt die alte Ostmauer niedergelegt worden war, so ist es zweifelhaft, ob die valerianischen Befestigungen den ganzen damaligen Umfang der Stadt umfaßt haben.

Nach dem Untergange jenes Kaisers im Perserkriege warfen sich seit 256 neue Schwärme der Goten und Slawen wiederholt auf Kleinasien, dessen hellenische Kultur sie zertrümmerten. Die Städte dort wurden verwüstet oder sie sinken in Asche. Trapezunt, Nikäa, Prusa, Apamea, Ilion, Nikomedia fielen, und die Brandfackel eines gotischen Herostrat vernichtete für immer das Wunderwerk des griechischen Asiens, den Artemistempel zu Ephesus.

Keiner der Einfälle dieser Barbaren hatte bisher das eigentliche Griechenland erreicht. Dies aber geschah auf dem dritten ihrer Raubzüge zur See. Im Jahre 267 drangen Goten und Heruler auf 500 bosporanischen Schiffen durch das Schwarze Meer, sich den Eingang in den Hellespont zu erzwingen. Der über sie erkämpfte glänzende Seesieg des römischen Admirals Venerianus blieb fruchtlos. Denn die Barbaren stürzten sich auf Byzanz und Chrysopolis, plünderten Zyzikus, andere Küsten Asiens und den Inselarchipel. Sodann schifften sie weiter und landeten auch in Altgriechenland. Die Städte Argos und Korinth wurden überfallen und ausgeraubt. Vom Piräus her warfen sich die Horden auf Athen. Dies geschah im Jahre 267, als Gallienus, der geistvolle Freund des Philosophen Plotinus, Kaiser war, einer der letzten Beschützer der Stadt Athen unter den Imperatoren, wo er selbst das Bürgerrecht erworben, die Archontenwürde empfangen und die eleusinischen Weihen genommen hatte.

Die wenigen Geschichtschreiber, welche von diesem Ereignis berichten, gehen so flüchtig darüber hinweg, daß wir nicht wissen, ob die Goten nur die Unterstadt oder auch die Akropolis eroberten.

Die wehrlosen Bürger, die Sophisten und ihre Schüler retteten sich durch eilige Flucht und überließen Athen dem barbari-

schen Feinde. Die Stadt erlitt eine gründliche Plünderung ihres beweglichen Guts, aber ihre Denkmäler wurden glücklicherweise verschont. Spätere Angaben von Zerstörungen der Tempel, der Olivenhaine und der Säulenhallen des Olympium sind als Fabeln anzusehen.

Aus diesem ersten Einbruch der Barbaren in Athen haben griechische Geschichtschreiber einen Vorfall erzählt, welcher, auch wenn er erfunden ist, das Verhältnis der Goten zur attischen Kultur treffend bezeichnet. Die Plünderer waren im Begriff, eine zusammengeschleppte Bibliothek den Flammen zu übergeben, als ein alter Hauptmann ihnen zurief: sie sollten solche unnütze Dinge den Athenern lassen, denn die Beschäftigung mit Büchern mache diese unkriegerisch und für die Goten ungefährlich. Montaigne hat diese Anekdote als vollgültigen Beweis für das Unheil der gelehrten Pedanterie verwertet; Gibbon hat sie als rohen Einfall eines späteren Sophisten verlacht, Finlay aber aus ihr den Schluß gezogen, daß die abstrakte Wissenschaft verweichlicht, wenn sie nicht zur praktischen Tüchtigkeit und Veredlung des tätigen Lebens angewendet wird. Nun aber ist es noch nicht lange her, daß die mit jenen Goten stammverwandte Nation, die man als das Volk der Buchgelehrten und philosophischen Träumer zu verspotten pflegte, die Welt durch große Kriegstaten in Erstaunen gesetzt hat, die nur möglich waren, weil sie auch die Kriegsführung zu einer Wissenschaft gemacht hatte.

Im übrigen kann die Anekdote immerhin zum Beweise dienen, daß auch damals noch die Studien in Athen in Blüte standen. Hier lehrten zu jener Zeit namhafte Männer, wie die Sophisten Genethlios und Suetorios Kallinikos, die Rhetoren Paulus und Andromachos und manche andere Hellenen. Aber auch die Waffenehre Athens wurde durch einen hochgebildeten Bürger der Stadt glänzend wiederhergestellt. Dies war Publius Herennius Dexippus von der Phyle Hermon, der Sohn des Ptolemäus, als Redner in seiner Vaterstadt berühmt, wo er hohe Ämter bekleidete. Wenn je sophistische Beredsamkeit eine patriotische Tugend gewesen ist, so konnte sie es in jenen furchtbaren Tagen sein. Aus der feurigen Rede des Dexippus an seine sich ermannenden, von ihm zum Widerstande mit den Waffen gesammelten Landsleute ist uns noch ein Bruchstück erhalten. Der Fall der Stadt dürfe sie, so sagte er ihnen, nicht erschüttern, denn oft seien Städte erobert worden; die kaiserliche Flotte nahe heran; sie sollten zeigen, daß der Geist der Athener stärker sei als ihr Unglück. Mit einer Schar von 2000 Bürgern lagerte sich

Dexippus in der Nähe der Stadt und griff die Barbaren in geschickten Streifzügen an, bis diese, durch das Erscheinen der griechischen Flotte unter Kleodamos im Piräus überrascht, Attika verließen.

Das wahre Maß der Verdienste des edlen Atheners um die Befreiung seiner Vaterstadt können wir heute nicht mehr feststellen. Wenn er wirklich der letzte Held war, der in der Stadt des Themistokles noch sichtbar wurde, so war er auch ihr letzter Xenophon; denn den einen Praxagoras, seinen jüngeren Zeitgenossen, ausgenommen, welcher die Geschichte Alexanders und Constantins schrieb, hat Athen bis zu den Tagen des Laonikos Chalkokondylas im fünfzehnten Jahrhundert keinen der Nachwelt bekannten Historiographen mehr hervorgebracht. Dexippus schrieb eine Geschichte der Zeit nach Alexander, eine Weltgeschichte bis auf Claudius Gothicus und ein Werk Skythika, worin er die Gotenkriege von Decius bis auf Aurelian behandelte.

Alle seine Werke sind bis auf wenige Fragmente untergegangen. Sein Ruhm lebt nur noch in ein paar Worten des Trebellius, Pollio, im Lob des Suidas, des Photius und weniger anderer Schriftsteller, und endlich in den Epigrammen seiner Ehrenbildsäule fort. Ihr Postament mit Inschriften in Prosa und Versen hat sich erhalten, und diese bekunden, daß ihm seine eigenen Söhne, nach Beschluß des Areopags, der Bule und des Demos von Athen, das Standbild gesetzt haben, und daß er wegen seiner Verdienste mit den höchsten Würden des Archon Basileus, Eponymos und Agonotheten bei den großen Panathenäen bekleidet worden sei. In sechs elegischen Distichen wird Dexippus nur als Geschichtschreiber und gelehrter Forscher gepriesen, von seiner Befreiungstat aber nicht geredet.

Die sarkastische Ansicht des rohen Gotenhäuptlings von dem Wert der Gelehrsamkeit für das praktische Leben würde durch die Athener selbst ihre Bestätigung erhalten haben, wenn sich erweisen ließe, daß jene Inschrift erst nach dem Einbruch der Goten verfaßt worden ist. In diesem Falle würde sie im grellen Gegensatz zur Grabinschrift des Äschylos stehen, welche der große Tragiker selbst gedichtet hatte, und worin sein Dichterruhm mit keiner Silbe Erwähnung fand, sondern nur gesagt war, daß Äschylos, der Athener, der Sohn des Euphorion, bei Marathon gegen die dunkellockigen Meder tapfer gekämpft hatte. Indes kann die Ehre der Athener des dritten Jahrhunderts n. Chr. durch die zweifellose Annahme gerettet werden, daß sie

ihrem verdienten Mitbürger das Standbild schon vor dem Gotensturm errichteten.

3.

Nicht lange nach jenem gotischen Einfalle ergoß sich eine neue Völkerwoge von Barbaren desselben Stammes, die auf 2000 Schiffen vom Dnjestr hervorbrachen, über das Donaugebiet. Der mannhafte Kaiser Claudius vernichtete diese Horden in der Schlacht bei Naissus in Mösien im Jahre 269 und sicherte dadurch Römern und Griechen für mehr als ein Jahrhundert die Ruhe. Kraftvolle und weise Kaiser hemmten den erneuten Ansturm der Feinde des Reichs. Aurelian, der Restitor orbis, schloß mit den Goten Frieden; er siedelte sie als Kolonisten in Dacien an. Sodann gab Diokletian dem Reich eine neue Ordnung, und schon er verlegte dessen Schwerpunkt nach dem griechischen Osten.

Wenn Eunapius, der Fortsetzer der Zeitgeschichte des Dexippus, in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, sogar die von den Goten stark heimgesuchten Länder Thrakien, Thessalien und Mazedonien wegen ihrer zahlreichen Bevölkerung und ihres Wohlstandes glücklich preisen konnte, so werden sich Hellas und der Peloponnes um so leichter erholt haben, da sie weniger gelitten hatten. Die Städte Thessalonich, Korinth und Athen waren damals noch so angesehen, daß der römische Senat auch an ihre Gemeinderäte die Briefe sandte, in denen er die am 25. September 275 erfolgte Erwählung des Tacitus zum Kaiser kundgab.

Indes kein einziger geschichtlicher Vorgang von Wichtigkeit ist in den Annalen Athens in jenem Zeitalter zu verzeichnen. Selbst die allgemeinen Christenverfolgungen unter Decius und Diokletian trafen Asien und Afrika empfindlicher als Altgriechenland, wo die Gegensätze beider Religionen nicht durch übermäßigen Fanatismus der Parteien verschärft wurden. Die griechischen Kirchen, auch die größten in Paträ und Korinth, waren im dritten und vierten Jahrhundert nur schwache Gemeinden. In Athen blühten noch immer die Schulen des Plato, Aristoteles und Chrysippus, und sie gingen keine wahlverwandtschaftliche Verbindung mit den christlichen Ideen ein, wie jene in Alexandria und Antiochia, in Karthago und andern Herden der Theologie.

Vielleicht aber war es infolge der Angriffe und Deklamationen der heidnischen Philosophen der Akademie Platos ge-

Das Parthenon. Nach einer Lithographie aus der Mitte des 19. Jahrhunderts

Die Propyläen. Nach einer Lithographie aus der Mitte des 19. Jahrhunderts

schehen, daß sich gerade in Athen die ersten Apologeten des Christentums erhoben hatten; zur Zeit Hadrians schrieben solche Verteidigungsschriften der Christ gewordene Philosoph Aristides und Quadratus, nachmaliger Bischof Athens. In demselben zweiten Jahrhundert verfaßte auch Athenagoras, ein in Alexandrien lebender Athener, eine Apologie. Die Reihe athenischer Vorkämpfer des Christentums würde sich noch um einen berühmten Mann vermehren, wenn es erwiesen wäre, daß Klemens von Alexandria, der Schüler des Pantänus und Lehrer des Origenes, wirklich in Athen geboren war. Immer ist es merkwürdig, daß sich christliche Athener nur in den ersten Jahrhunderten namhaft gemacht haben, wo die heidnische Philosophenschule noch fortbestand und gegen die neue Glaubenslehre kämpfte. Selbst in alten Katalogen der römischen Bischöfe stehen ein paar Athener verzeichnet, nämlich Anacletus, dem man in der Reihe nach S. Petrus die zweite Stelle gibt, und Yginus, der achte Papst. Auch Xystus II., ein Zeitgenosse des Dexippus, römischer Bischof um 258 und Märtyrer unter Valerian, soll ein „Philosophensohn" aus Athen gewesen sein. Mag nun die Herkunft jener legendären Päpste wahr sein oder nicht, so beweist doch ihre Bezeichnung als Athener, daß die römische Kirche Wert darauf legte, unter ihren ältesten Bischöfen Männer zu zählen, die aus dem feindlichen Lager der Philosophen Athens hergekommen waren.

Erst seit dem Duldungsedikt Constantins konnte die christliche Mission in der Hauptstadt des Hellenentums schnellere Propaganda machen. In dem heißen Kampfe um die Neugestaltung der römischen Welt, der zwischen diesem großen Manne und Licinius entschieden wurde, hüteten sich die Athener glücklicherweise, die Partei des Schwächeren zu ergreifen. Im Piräus sammelten sich sogar im Jahre 322 die Schiffe, welche die Griechen dem Kaiser stellten. Dies beweist, daß der Stadthafen damals noch eine bevorzugte Station für Kriegsflotten gewesen ist. Bei Adrianopel, sodann im Hellespont, endlich in Byzanz wurde der Gegenkaiser Licinius besiegt und Constantin Alleinherrscher des Reichs. Er war die Janusgestalt auf der Grenzscheide im Leben der Menschheit.

Er baute Konstantinopel. Seit der Gründung Roms ist keine wichtigere Stadt auf der Erde geschaffen worden. Als er dort unter der Porphyrsäule seines Forum das Palladium Roms vergraben ließ, senkte er das Schicksal der Welt am Bosporus ein, und noch wirkt das Fatum dieser einen Stadt in unermeßliche Fernen der Zukunft fort. Sie war die Marke, an der das heid-

nische Altertum haltmachte, und zugleich bezeichnete sie die kulturgeschichtliche Trennung des lateinischen Abendlandes vom griechischen Morgenlande. Die Päpste haben dies so aufgefaßt, als sei Constantin durch göttlichen Ratschluß genötigt worden, sich aus Rom nach dem Bosporus zurückzuziehen, um ihnen selbst und der römischen Kirche das Abendland zu überlassen. Im Grunde haben sie die ungeheuren Folgen der Tatsache richtig erkannt. Die in der Natur der Dinge begründete Scheidung des „orbis terrarum" in zwei Hälften wurde durch die neue christliche Kaiserstadt besiegelt. Das lateinisch-germanische Abendland erhielt seinen Mittelpunkt in Rom, der hellenistische Osten den seinigen in Byzanz. Für Griechenland selbst hatte die Schöpfung Constantins diese weder von den damaligen Hellenen noch von ihren Nachkommen in langen Jahrhunderten begriffene Bedeutung, daß durch sie der Fortbestand der griechischen Nation gerettet und ihre Kulturschätze der Menschheit erhalten wurden. Denn ohne Konstantinopel würden Hellas und der Peloponnes von fremden Barbarenvölkern erobert und bevölkert worden sein; ohne diese große und feste Stadt ist das byzantinische Reich ebensowenig denkbar wie die griechische Kirche und wie das Fortleben der in ihren Schutz gestellten humanistischen Wissenschaft.

Mit der Gründung Constantins entstand freilich nicht nur eine Nebenbuhlerin und Gebieterin Athens, sondern ein dem heidnischen Hellenismus feindliches Prinzip. Der Glanz der antiken Mutter der Weisheit erlosch vor dem neuen Gestirn, welches eine geistige Umwandlung der Menschheit verkündigte, in deren Prozeß die Stadt des Plato keine Stellung mehr finden konnte. Ihre Bedeutung im Leben der Welt beruhte allein auf der klassischen Bildung des Altertums, und sie schwand auch mit dieser dahin. Bald sahen die Byzantiner mit Geringschätzung auf Altgriechenland herab, die Athener aber blickten voll Eifersucht und Haß nach jenem Ort am Bosporus, der ehemals Athen mit Korn versorgt hatte, während jetzt Asien, Syrien und Phönizien nicht mehr ausreichten, den hungrigen Pöbel zu sättigen, welchen Constantin aus den verwaisten Städten des Reichs nach Byzanz zusammengeschleppt hatte.

Der Kaiser plünderte die Städte der Hellenen, um ihre Kunstschätze nach seiner neuen Hauptstadt zu entführen. Diese setzte das Raubsystem Roms im hellenistischen Orient fort. Die Werke des Alkamenes, Phidials und Praxiteles, des Myron und Lysippus wurden den Christen nicht zur Zerstörung überlassen, sondern zu Zierden Neu-Roms bestimmt. Die Großstadt am Bos-

porus wurde das reichste Museum der Kunst, während die Schriften der alten Griechen ihre Bibliotheken erfüllten. Aus beiden Schatzkammern übertrug sich eine wenn auch schwache Nachwirkung des hellenischen Geistes auf die Malerei und technischen Künste, wie auf die Wissenschaften der Byzantiner, ohne daß diese es zu originalen Schöpfungen bringen konnten.

In der alten Sophienkirche versammelten sich, wie in einer profanen Galerie, 427 Statuen; unter ihnen sah man sogar die Götterbildnisse des Zeus, der Aphrodite, der Artemis und einer Priesterin der Athene. Die Musen vom Helikon, welche Sulla, Caligula, Nero und die Goten verschont hatten, stellte Constantin in seinem Palast auf; mit der Bildsäule des pythischen Apollo und dem goldenen Dreifuß aus Delphi schmückte er den Hippodrom. Das aber sind die einzigen namhaften Kunstwerke Altgriechenlands, die in den Verzeichnissen byzantinischer Autoren als von Constantin geraubt angeführt werden. Unter den von ihm aus Athen fortgebrachten Bildwerken befanden sich nicht jene, die noch Pausanias bewundert hatte. Er schonte die dortigen Tempel, nicht allein, weil er dem Kultus der Heiden die Freiheit gewährte, sondern weil er Athen besonders ehrte. Er hielt es noch für eine persönliche Auszeichnung, die Würde des dortigen Strategen zu bekleiden. Als ihm die Athener eine Ehrenstatue errichteten, dankte er ihnen durch jährliche Verteilung von Korn.

Neben Korinth, der Hauptstadt Achajas, war Athen damals der angesehenste Ort Griechenlands, noch immer im Besitze seiner städtischen Autonomie und freien Verfassung. Es wohnten daselbst manche reichen Primatenfamilien, und viele Fremde aus den Provinzen des Reichs machten dort ihre wissenschaftlichen Studien. Eine vollkommene Lehrfreiheit unterstützte die Tätigkeit der heidnischen Sophisten und Philosophen auf den reichlich besoldeten Lehrstühlen. Die seit Severus durch die Gotenkriege unterbrochene oder doch stark geminderte Universität stellte sich fast so glänzend wieder her, wie sie unter den Antoninen gewesen war. Der Kaiser Constantin selbst begünstigte sie. Seine Verbindung mit dem im Reich mächtig gewordenen Christentum berührte nicht den gebildeten oder heidnischen Menschen in ihm. Er war ein aufrichtiger Freund des Neuplatonikers Sopater, von dem er im Verein mit dem Hierophanten Prätextatus und dem Astrologen Valens bei der Gründung Konstantinopels feierliche Weihen nach heidnischem Ritus vollziehen ließ. Einem Athener, dem Neuplatoniker Nikagoras, welcher das Amt des Daduchen bei den eleusinischen Mysterien

bekleidete, gab er die Mittel, um eine Studienreise nach Ägypten zu machen. In den Königsgrüften Thebens hat sich dieser Philosoph durch eine Inschrift verewigt, worin er den Göttern und dem Kaiser dankte, der ihm das gewährt hatte.

Constantin soll in seiner Hauptstadt eine lange Stoa erbaut haben, in welcher Philosophen aus Theben, Athen und dem übrigen Hellas mit den Gelehrten Konstantinopels disputierten. Wenn bei dieser Gelegenheit gesagt wird, daß die Philosophen Griechenlands in solchen Kämpfen stets Sieger blieben, bis sie zur Zeit des Kaisers Justinus unterlagen und dann nicht mehr wiederkamen, so drückt die Legende damit den Fortbestand der heidnischen Wissenschaften Athens bis auf die justinianische Zeit aus.

Auch die Söhne Constantins erwiesen der Stadt Athen und ihrer Hochschule mehrfache Gunst. Den berühmten Sophisten Proäresios, welchem selbst Rom eine öffentliche Statue errichtete, ehrte der Kaiser Constans so hoch, daß er aus Liebe zu ihm den Athenern die Einkünfte einiger Inseln schenkte. Um dieselbe Zeit stellten der Prokonsul Carbonius und Ampelius beschädigte Bauwerke der Stadt wieder her. Diese bewahrte in der Mitte des vierten Jahrhunderts mit ihrer architektonischen Pracht noch den vollen Charakter des Heidentums, dessen Seele sich freilich aus den veralteten Götterkulten in die Hörsäle der Philosophen flüchtete. Die letzte nur noch künstliche Blüte der athenischen Universität reicht bis tief in das fünfte Jahrhundert hinab. Sie ist an die Wirksamkeit der Sophisten und Philosophen Julianus, Proäresios und Musonius, Himerius, Ädesius, Priscus, Plutarch und Proklus geknüpft und hat an dem Zeitgenossen Eunapius von Sardes ihren leider sehr ungeschickten Geschichtschreiber gefunden.

Da die Wissenschaft Athen zu einem internationalen und neutralen Boden machte, vereinigten sich dort die Anhänger der alten und neuen Religion in den Hörsälen der Professoren ohne Glaubenshaß. Die christliche Beredsamkeit ging in die Schule der heidnischen Logik und Rhetorik, und sie zündete ihr eigenes Licht an dem Feuer des Demosthenes und Plato an. Um das Jahr 355 studierten in Athen nebeneinander drei nachher weltberühmte Männer, Gregor von Nazianz, Basilius der Große und der Prinz Julian, zwei künftige Kirchenväter und ein kaiserlicher Apostat.

Die Mirabilien Roms und die Kaiserchronik erzählen, daß ein Götterbild im Tempel des Faunus oder die im Tiber liegende Bildsäule des Merkur den christlich erzogenen Prinzen zum Ab-

fall in das Heidentum verlockt habe. Sie haben nicht so ganz unrecht, nur hätten sie die Szene aus Rom nach Athen verlegen sollen. Denn es sind die schönen Gebilde des Phidias, Praxiteles und Alkamenes, es sind die beredten Deklamationen der heidnischen Sophisten, der strahlende Himmel und die Denkmäler Athens gewesen, welche das Gemüt des schwärmerischen Jünglings bestrickten.

Die Apostasie des Kaisers Julian mag man als eine romantische Verirrung belächeln, aber es würde doch ohne sie etwas in der Geschichte der Menschheit auf ihrem Übergange von einer Kultur zur andern fehlen. Immerhin bleibt der Abfall Julians ein merkwürdiges Zeugnis von der Macht der alten Olympier noch in ihrem Sturz, und er war auch die letzte große, dem schönen hellenischen Heidentum dargebrachte Huldigung und der Abschied von ihm. Sein Zusammenbruch als öffentlicher Staatskultus hatte schon unter dem streng christlich gesinnten Kaiser Constantius II. begonnen. Durch die Edikte vom 1. Dezember 353 und vom 18. Februar 356 war die Schließung aller Tempel anbefohlen und jeder Opferdienst bei Todesstrafe untersagt worden. Obwohl diese Gebote nur teilweise zur Ausführung kamen, konnten sie doch auch in Griechenland nicht ohne Wirkung bleiben, vielmehr erfuhr das Heidentum selbst in Athen eine tiefe Erschütterung. Julian versuchte es hierauf, dessen Zusammenfall durch eine dem Christentum angepaßte sittliche Reform aufzuhalten.

Als er sich im Jahre 361 gegen Constantius empörte, richtete er außer an die alten Hellenenstädte Korinth und Sparta auch an Senat und Volk Athens eine Proklamation, die sich glücklich erhalten hat. In den zwei Jahren seiner Herrschaft feierte der Hellenismus nur den flüchtigen Triumph seiner Befreiung vom Druck der Reichsgesetze, während sich seine moralische Wiederherstellung als unmöglich erwies. Die künstlich aufgeregte Flamme des Götterglaubens versank wieder, als dessen großer Beschützer gefallen war. Die Nachfolger Julians, die Kaiser Jovianus, Valens und Valentinian, gaben dem Christentum sein gesetzliches Ansehen und seine Privilegien zurück, ohne jedoch den constantinischen Grundsatz der Duldung des Heidentums aufzuheben. Selbst noch Gratian achtete diesen, obwohl er zuerst die kaiserliche Würde des Oberpriesters der heidnischen Religion anzunehmen verschmähte, welche dann später die Päpste aus dem Magazin römischer Antiquitäten hervorgezogen haben.

Trotz der Kultusverbote der Reichsregierung wagte es noch

im Jahre 375 Nestorius, der greise Hierophant der Demeter in Eleusis, eine Zauberpuppe des Achill unter den Koloß der Parthenos zu stellen, um den Schutz des Halbgottes für Athen zu erflehen, als ein furchtbares Erdbeben viele Städte Griechenlands zertrümmerte. Zosimus, der dies erzählt, bemerkt freilich, daß die Behörden den Hierophanten für irrsinnig erklärten, aber Athen und Attika seien doch durch den Heros Achill gerettet worden, während manche Städte in Hellas, im Peloponnes und auf Kreta zerstört wurden.

Die volle Reaktion gegen das Heidentum trat erst ins Werk, nachdem Theodosius I. im Jahre 379 den Kaiserthron bestiegen hatte, ein fanatischer Spanier, gleich verfolgungssüchtig gegen die nichtorthodoxen Christen wie gegen die altgläubigen Heiden. Kein Kaiser ist vor ihm mit solcher Entschiedenheit für das Christentum eingetreten. Er brach den letzten Widerstand der Heiden in Rom. Die alte Kaiserstadt am Tiber war im vierten Jahrhundert neben Athen die zweite große Burg des Götterkultus, und nur langsam ist auch sie von den Christen erobert worden. Der Kampf um den Altar der Victoria im römischen Senatshause zur Zeit des Kaisers Gratian und des heiligen Ambrosius, endlich die Revolution der Altgläubigen nach der Ermordung Valentinians im Jahre 392, und die Wiederherstellung des heidnischen Kultus als Staatsreligion durch Flavianus zeigten, wie fest der alte Glaube noch unter den Römern wurzelte. Seine Stütze war die Aristokratie des Senats, und deren Kampf wider das Christentum war politischer Natur. In Athen stützte den heidnischen Glauben die Aristokratie der Bildung, und ihr Widerstand gegen das Christentum war philosophischer Natur.

Die Edikte Theodosius I. unterdrückten den letzten öffentlichen Gottesdienst im Abend- und Morgenlande. Zahllose Heiligtümer wurden zerstört, unter ihnen auch das berühmte Serapeum in Alexandria. Vergebens schrieb Libanius seine Schutzschrift zugunsten der Tempel. Nach Konstantinopel ließ jener Kaiser viele Werke der hellenischen Kunst hinüberführen, wie die samische Hera des Lysippus, die Minerva von Lindos, die Aphrodite des Praxiteles von Knidos und den Zeus des Phidias von Olympia.

Am mindesten litt von diesem Vandalismus Altgriechenland. Athen im besonderen wurde verschont. Keiner der großen Göttertempel dort von Ruf ist damals gefallen. Wenn auch die heidnischen Opfer und Prozessionen fortan unterblieben, so hat doch weder Theodosius, noch ein anderer Kaiser bis auf Justi-

nian den antiken Glauben der Athener gewaltsam ausgerottet, noch die Schulen dort und ihre Lehrfreiheit anzutasten gewagt.

Dasselbe Glück, welches während der Völkerstürme, in denen die antike Welt unterging, Rom behütete, schützte auch die Stadt Athen. Wie sie das Erdbeben jenes Jahres 375 verschont hatte, so gingen auch die erneuerten Einfälle der Goten, welche Hellas und Achaja verwüsteten, schonend an ihr vorüber.

Die große Völkerwanderung hatte seit 375 das Gotenvolk in neuen Aufruhr gebracht; der Kaiser Valens fiel in der mörderischen Schlacht bei Adrianopel im Jahre 378, und die Goten verheerten Thessalien und Epirus. Das eigentliche Hellas aber entging dem Verderben. Seine Rettung scheint das Verdienst des tatkräftigen Präfekten Theodorus von Achaja gewesen zu sein, dem die Athener dafür im Jahre 380 eine Ehrenbildsäule setzten. Damals war Theodosius Kaiser. Er siedelte die Goten als Verbündete des Reichs in Mösien und Thrakien an.

4.

Nach seinem Tode, am 17. Januar 395, und nach der Thronbesteigung seiner Söhne, des Honorius in Rom und des Arcadius in Byzanz, erhoben die Goten Alarich zu ihrem Heerkönige. Der junge Kriegsfürst führte alsbald sein aufständisches Volk gegen Konstantinopel. Die Spaltung der Regierungen des Ostens und Westens, in welche beide Hälften das Reich zerfallen war, oder die Eifersucht der leitenden Staatsmänner Rufinus und Stilicho bewirkte, daß Alarich, vom byzantinischen Minister zum Abzuge vom Bosporus überredet, sein Kriegsvolk erst nach Illyrien und dann nach Thessalien führte. Stilicho war mit dem Reichsheer von Mailand herbeigekommen und den Goten über den Pindus gefolgt, allein der argwöhnische Kaiser Arcadius befahl ihm, das oströmische Gebiet zu verlassen. Wenn er diesem Gebote nicht gefolgt wäre, so würde er, nach der Ansicht Claudians, die Gotenhaufen am Peneus vernichtet und Griechenland gerettet haben. Die ungeheure Katastrophe, welche jetzt über Hellas hereinbrach, war schwerlich die Folge des Verrats von seiten des Rufinus, sondern der Unfähigkeit der byzantinischen Staatskunst und der eigenen Wehrlosigkeit der Griechen. Rufinus selbst fiel am 27. November 395 durch das Schwert des Gainas in Konstantinopel, was die Regierungsgewalt augenblicklich lähmte, während Alarich die Thermopylen durchzog, deren Schanzen von Gerontius so wenig verteidigt wurden als Achaja vom Prokonsul Antiochus, dem Sohne des Musonius.

In Hellas und dem Peloponnes lebte zu jener Zeit noch das-

selbe im großen und ganzen unvermischte Griechenvolk, wie es Pausanias und Plutarch gekannt hatten. Die Sprache, die Religion, die Sitten und Gesetze der Vorfahren dauerten in Städten und Landschaften fort, und wenn auch das Christentum zu öffentlicher Macht gelangt und der vom Staat verdammte Götterdienst im Schwinden begriffen war, so trug doch Altgriechenland noch das geistige und monumentale Gepräge des Heidentums.

In diese schöne, verwitternde Hellenenwelt brach jetzt Alarich mit seinen räuberischen Horden ein. Böotien und Attika wurden geplündert und verheert, die Einwohner erschlagen oder zu Sklaven gemacht. Nur einige Städte, mehr von ihren festen Mauern als von der griechischen Vaterlandsliebe der Bürger verteidigt, konnten widerstehen. Verzweifelnd, die starken Wälle Thebens und der Kadmea zu erstürmen, oder, wie Zosimus sagt, voll Ungeduld, Athen zu erobern, wälzten sich die Scharen Alarichs weiter nach Eleusis. Diese berühmte Stadt der Mysterien unterstützte nachdrücklich den letzten Kampf der Philosophenschulen gegen die Lehre des Paulus, da der Dienst der großen Göttinnen Demeter und Kora nicht nur der Mittelpunkt der idealsten Vorstellungen der antiken Religion war, sondern auch mit dem Stadtkultus Athens auf das innigste zusammenhing. Allein die Eleusinien teilten das Schicksal mit allen andern griechischen Tempeldiensten. Erst vom Kaiser Julian hergestellt, dann nach seinem Tode von Jovianus wieder unterdrückt, war der alte Mysterienkultus auf die Bitten des hochangesehenen Prokonsuls Achajas Prätextatus von Valentinian zwar nochmals geduldet, aber schließlich durch spätere Reichsgesetze aufgehoben worden.

Der letzte Hohepriester der Demeter vom vermeintlichen Geschlechte der Eumolpiden hatte infolge eines durch die Christen veranlaßten Aufstandes sein Amt niedergelegt, die Altgläubigen aber in Eleusis und Athen benutzten einen günstigen Augenblick, wahrscheinlich den Tod des Kaisers Theodosius, um den Tempeldienst noch einmal aufzurichten. Sie setzten einen fremden Mithraspriester aus Thespiä zum Hierophanten ein, und dieser Eindringling saß auf dem Hohenpriesterstuhle, als Alarich in Eleusis erschien.

Kein Geschichtschreiber meldet, daß der Barbarenkönig die Brandfackel in das Heiligtum der Demeter geschleudert habe. Aber so viel ist zweifellos, daß der Einbruch der Goten den eleusinischen Mysterien ein Ende machte. Der schöne Tempel selbst mußte schon nach dem Tode des Kaisers Julian und besonders während der Heidenverfolgung unter Theodosius Ver-

wüstungen erlitten haben. Wenn solche damals von den Goten fortgesetzt worden sind, so werden diese doch die völlige Zerstörung der großen Heiligtümer in Eleusis dem Fanatismus der Christen, den Erdbeben und Elementen überlassen haben.

Von Eleusis zog Alarich durch die Pässe des Korydallos nach Athen. Ein dämonisches Verhängnis hat diesen kühnen Gotenkönig als Eroberer in die beiden heiligsten Städte der Menschheit geführt, erst nach Athen und dann nach Rom, und hier wie dort hat ein guter Genius seinen Grimm zu entwaffnen vermocht. Wenn auch die altersschwachen Mauern des Themistokles nicht die Unterstadt Athen schützen konnten, so war doch die Akropolis des Widerstandes fähig. Begeisterte Anhänger des Heidentums erfanden das schöne Märchen, daß der gegen Athen andringende Barbarenkönig den Heros Achill erblickt habe, gepanzert vor den Mauern stehend, und die Athena Promachos in Waffen diese Mauern umschreitend. Da habe Alarich, von solcher Erscheinung erschreckt, mit der erlauchten Stadt einen Vertrag geschlossen und sie friedlich betreten. Das Seitenstück zu dieser Sage des Zosimus ist die berühmte Legende von S. Petrus und Paulus, welche dem schrecklichen Attila erschienen, als er im Begriffe war, gegen Rom zu ziehen. Es ist für beide Hauptstädte der antiken Welt bezeichnend, daß in Athen es die alten Götter und Heroen sind, welche die noch immer heidnische Stadt beschützen, während das christliche, vom Papst geistlich regierte Rom seine Rettung den Apostelfürsten verdankt.

Zosimus hat die dem Alarich erscheinende Athene als „Promachos" bezeichnet. Er sah diese, so erzählt er, die Mauern umschreiten, gewaffnet, wie sie in den Bildwerken zu sehen ist. Man hat deshalb an den Promachos genannten Erzkoloß des Phidias gedacht, und aus den Worten des Geschichtschreibers, welcher in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts schrieb, geschlossen, daß sich diese Figur noch zu seiner Zeit auf der Akropolis befunden hat. Wenn er aber an dieselbe gedacht hätte, so würde er nicht gesagt haben: wie sie „in den Bildwerken", sondern wie sie „in ihrem Bildwerk" gesehen wird. Im übrigen ist es unzweifelhaft, daß der Koloß des Phidias noch zur Zeit Alarichs aufrecht stand.

Der Anblick dieser göttlichen Hüterin der Burg hat auf die Einbildungskraft des furchtbaren Kriegers, welcher arianischer Christ war, schwerlich einen so tiefen Eindruck gemacht, wie Zosimus behauptet; doch liegt der von diesem oder von Eunapius erfundenen Fabel eine Tatsache zugrunde, nämlich die Schonung Alarichs, der nach anderen Berichten die Stadt wirklich einnahm.

So viel ist gewiß, daß sie sich dem Gotenfürsten ergab, nachdem er sie durch Herolde dazu aufgefordert hatte und von beiden Seiten die Bedingungen des Vertrags beschworen waren. Wie ehedem zur Zeit des Sulla, Cäsar und Octavian, war der Rest der attischen Redekunst noch stark genug, um das Herz selbst eines nordischen Heerkönigs zu erweichen; doch erkauften die Athener die Schonung ihres Lebens und Eigentums zugleich mit großen Summen Geldes. Immerhin waren sie glücklicher als die Römer, welche 15 Jahre später die Plünderung ihrer Stadt durch denselben Eroberer erleiden sollten. Alarich bequemte sich dazu, Athen nur mit seinem Gefolge zu betreten, und Zosimus erzählt, daß er mit Ehren empfangen wurde, in der Stadt ein Bad nahm und mit den angesehensten Männern tafelte.

Man darf sich vorstellen, daß der Gotenkönig in der Stimmung war, die Sehenswürdigkeiten Athens zu bewundern. Ein damaliger Perieget hatte noch viel zu tun, wenn er einem Fremden die Mirabilien der Stadt auch nur auf der Akropolis zeigte; denn diese waren seit dem Besuche des Pausanias kaum gemindert worden. Die prachtvollen Tempel standen, wenn auch geschlossen und verödet, unversehrt da. Das Dionysos-Theater auf dem Südabhange diente vielleicht noch zu dramatischen Aufführungen, und die Heiligtümer des Asklepios waren noch nicht zerstört. Viele alte Weihgeschenke und Denkmäler des Kultus dauerten auf der Burg fort, denn später sah Himerius daselbst sogar noch den heiligen Ölbaum der Göttin und die Salzquelle des Poseidon, während dreiste Fremdenführer noch das Haus des Demosthenes und die Aula des Sokrates in der Unterstadt den Leichtgläubigen vorwiesen.

Wie sich der Erzkoloß des Phidias erhalten hatte, so mußten auf der Akropolis neben zahllosen Statuen von Marmor auch andre Kunstgebilde von Erz noch aufrechtstehen: dieselben Werke, welche Pausanias bewundert hatte, das Viergespann, die Löwin, das trojanische Pferd, der Perseus von Myron, die Artemis Leukophryne, ein Weihgeschenk der Söhne des Themistokles, der Erechtheus und Eumolpus am Tempel der Athene Polias, der Kylon, die ehernen Statuen der drei großen Tragiker, die Lykurgos, der Sohn des Lykophron, im Theater aufgestellt hatte, und viele andere. Alarich ist nicht auf den frevelhaften Gedanken gekommen, diese Kunstschätze zu rauben.

Athen litt bei der westgotischen Eroberung offenbar minder als zur Zeit des Dexippus. Selbst diejenigen Geschichtschreiber, die von der Einnahme der Stadt wissen, sagen nichts von ihrer

Plünderung. Wenn Claudian Scharen gefesselter Athenerinnen aufführt, so ist das entweder dichterische Vorstellung, oder er dachte an Frauen der attischen Landschaft, welche in die Gefangenschaft der Goten kamen. Denn die Versicherung des Zosimus, daß ganz Attika von der Verwüstung frei geblieben sei, ist nicht glaublich. Bei der Belagerung Athens werden Greueltaten genug geschehen sein. Manche Athener kamen durch die Barbaren um. Eunapius erzählt, daß ein damals berühmter Maler, der Bithynier Hilarius, welcher lange in Athen gelebt hatte, bei Korinth von den Goten mit allen den Seinigen ermordet wurde, und daß auch Proterius von Kephalene das Leben verlor, während dem mehr als neunzigjährigen Philosophen Priscus der Gram um den Untergang der griechischen Heiligtümer das Herz soll gebrochen haben.

In der Tat erging eine furchtbare Katastrophe über Altgriechenland. Alarich zog von Athen ab, ohne dort eine Besatzung zurückzulassen, aber als Gebieter der Stadt. Er erstürmte Megara beim ersten Anlauf, und da Gerontius die Isthmusschanzen preisgab, hielten die Goten ihren Einzug in den Peloponnes, dessen Städte das Erdbeben meist entmauert hatte. Korinth, Nemea, Argos wurden geplündert und verwüstet. Sparta schützten nicht die Waffen der entarteten Enkel von Helden. Fast alle Landschaften der Halbinsel, ihre Städte und Dörfer erlitten namenlose Schrecken der Plünderung, Ermordung und Sklaverei ihrer Einwohner. Unzweifelhaft wurden manche Städte durch Feuer zerstört und dadurch auch die monumentalen Reste des Altertums gemindert. Allein es ist eine arge Übertreibung, den Goten als Verbündeten fanatischer Christen die absichtliche Zerstörung der Tempel und Heiligtümer, ja selbst der festen Akropolen Altgriechenlands zuzuschreiben und von Alarich den Untergang der Nationalgötter der Hellenen herzuleiten.

Wenn nach der gotischen Verheerung ein zweiter Pausanias Altgriechenland bereist hätte, so würde er neue Ruinen zu verzeichnen gehabt, aber doch mit Genugtuung bemerkt haben, daß manche berühmten Altertümer auch im Peloponnes verschont geblieben waren. Selbst von Olympia kann dies gelten. Denn die Goten haben dort den Zeus des Phidias in seinem Tempel schwerlich mehr vorgefunden; vielmehr scheint derselbe schon im Jahre 394, als Theodosius die olympischen Spiele für immer untersagt hatte, mit andern hellenischen Kunstwerken nach Konstantinopel gebracht worden zu sein, wo er später im Palast des Lausus verbrannt sein soll. Der olympische Tempel selbst

stand noch zur Zeit Theodosius II. (408—450) aufrecht; unter seiner Regierung soll ihn ein Brand zerstört haben.

Ein ganzes Jahr lang schalteten die Goten im Peloponnes, und Alarich konnte daran denken, sich in Griechenland ein Reich aufzurichten. Indes Stilicho eilte als Rächer vom Adriatischen Meer herbei, landete im Golf von Korinth, sperrte den Goten den Rückzug über den Isthmus und schloß sie im arkadischen Gebirge Pholoe ein. In welcher Weise hierauf der bedrängte Gotenkönig entrann, ob durch eigene Klugheit oder infolge eines Vertrages, bleibt ungewiß. Er durfte mit der Beute Griechenlands beladen nach Epirus abziehen, und der Kaiser Arcadius errötete nicht, den Verderber jener Provinzen sogar zum General und Statthalter Illyriens zu ernennen. Zu dieser großen westlichen Präfektur des Reichs aber gehörte ganz Hellas und der Peloponnes als Diözese Mazedonien mit der Hauptstadt Thessalonike, wo der Präfekt residierte, während der Sitz des Prokonsuls von Achaja Korinth war.

FOLGEN DES EINBRUCHS DER GOTEN FÜR ATHEN. SYNESIUS VON KYRENE. FORTDAUER DES HEIDENTUMS. ATHENAIS ALS GRIECHISCHE KAISERIN. UMWANDLUNG ATHENS DURCH DAS CHRISTENTUM. DIE JUNGFRAU MARIA VERDRÄNGT DIE PALLAS ATHENE. DIE CHRISTLICHE KIRCHE IN ATHEN. VERSCHWINDEN DER ANTIKEN BÜRGERLICHEN EINRICHTUNGEN. ERLÖSCHEN DER HEIDNISCHEN UNIVERSITÄT ZUR ZEIT JUSTINIANS. DIE ANTIKEN MONUMENTE. VERWANDLUNG VON TEMPELN IN KIRCHEN. DAS CHRISTENTUM NIMMT BESITZ VON ATHEN. JUSTINIANISCHE BEFESTIGUNG DER STADT. DIE AKROPOLIS.

1.

Die Folgen der gotischen Invasion mußten für Athen fühlbar genug sein. Wenn auch nach dem Abzuge Alarichs nach Illyrien die geflüchteten Sophisten in ihre Lehrsäle wieder zurückkehrten und die studierende Jugend aus den Provinzen des Reichs fortfuhr, die athenische Hochschule zu besuchen, so war doch der ruhige Bestand der Dinge tief erschüttert worden.

Wenige Jahre nach jener Katastrophe besuchte der berühmte Synesius von Kyrene Athen; er fand die Stadt in einer so übeln

Verfassung, daß seine Schilderung ihres Zustandes an das Wort des Horaz „vacuae Athenae" erinnert. Er verglich sie mit dem übriggebliebenen Fell eines geschlachteten Opfertieres. Nichts Merkwürdiges sei mehr dort zu finden als die erlauchten Namen alter Örtlichkeiten. Nicht mehr ihre Weisen, sondern nur ihre Honigkrämer gäben der Stadt noch einigen Ruf. Allein die finstern Farben im Bilde Athens, wie sie der geistvolle Schüler der Hypatia, welcher erst Heide, dann ein gläubiger Bischof in Ptolemais war, aufgetragen hat, sind als übertrieben anzusehen. Weil Synesius in seinen Briefen aus Athen die berühmten Denkmälder der Stadt mit keiner Silbe erwähnt hat, so beweist sein Schweigen zum mindesten dies, daß er dort keine gotischen Zerstörungen zu beklagen hatte. Auch kann der Verfall Athens nach 396 nicht so schnell und allgemein gewesen sein, als man aus den Sarkasmen des Sophisten gefolgert hat, denn eine im Jahre 1881 in der Nähe der alten Metropolis gefundene Inschrift bekundet, daß Severus Antius, der Prokonsul von Hellas, den Kaisern Arcadius und Honorius ein Bauwerk geweiht hatte, und das konnte doch kein ganz geringfügiges sein.

Nicht Alarich hat die schwindende Herrlichkeit Athens zerstört, sondern dies war das Werk der Zeit. Wenn sich auch das wissenschaftliche Leben dort fortsetzte, so erreichte dasselbe doch nicht mehr jene Bedeutung, die es in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts gehabt hatte. Den Glauben an die olympischen Götter aber hielt die große Mehrheit der Athener trotz der Goten und der byzantinischen Priester noch immer hartnäckig fest. Die antike Religion vermochte den Kampf gegen das Christentum noch länger als ein Jahrhundert nach Alarich gerade in Athen fortzusetzen, denn so lange Zeit erhielt sich die platonische Akademie.

Wenige Jahre nach dem Einbruch der Goten muß sich Herculius, welcher zwischen 402 und 412 Präfekt Illyricums war, ein besonderes Verdienst um diese Akademie erworben haben, denn deren Häupter Plutarch und der Sophist Apronianus errichteten ihm öffentliche Ehrenbildsäulen, von denen eine sogar neben der Promachos aufgestellt wurde; ein sicherer Beweis, daß diese Erzfigur noch aufrecht stand. Als Synesius nach Athen kam, fand er auf dem Lehrstuhle des Priscus jenen Philosophen Plutarch, den Sohn des Nestorius, und die Sophisten Syrianus und Archiadas glänzten durch ihre Beredsamkeit. Aus den wissenschaftlichen Kreisen der Stadt konnte sogar eine schöne und geistvolle Heidin, nachdem sie zum Christentum übergetreten war, als Kaiserin auf den Thron von Byzanz steigen und

so einen unerwarteten Lichtglanz über ihre sinkende Heimat verbreiten.

Das war Athenaïs, die Tochter des Philosophen Leontius, welcher den gotischen Einbruch erlebt und unversehrt überstanden hatte. Am 7. Juni 421 erhob sie Theodosius II., des Arcadius Sohn, zu seiner Gemahlin, und sie nahm den Namen Eudokia an. Ihre Schicksale bilden eine merkwürdige Episode in der Zeit des fallenden Hellenentums und seines Überganges in die christliche Neugestalt. Die Philosophentochter aus der Stadt Platos stellte in ihrer eigenen Person diese Metamorphose dar, und wahrscheinlich war es nicht ihre bezaubernde Anmut und attische Bildung allein, sondern die Absicht, den Widerstand der Heiden in Athen zu brechen, was Pulcheria bewog, ihren kaiserlichen Bruder mit Athenaïs zu vermählen. Die mächtig gewordene Athenerin konnte ihren schwachen Gemahl bewegen, die Leiden Athens und Griechenlands durch Steuererlasse zu mildern, aber sie durfte den Verfall der antiken Welt nicht aufhalten, von deren Genius sie selbst sich für immer abgewendet hatte. Wenige Jahre nach seiner Vermählung mit ihr erließ Theodosius II. unter dem Einfluß seiner frommen Schwester strenge Edikte gegen die heidnischen Kulte, und er gebot, alle Tempel, die noch im Reiche übriggeblieben waren, zu zerstören. Wenn auch diese Befehle nicht nach ihrem ganzen Wortlaute befolgt wurden, zumal in Athen, so konnten sie doch auch hier nicht ohne Wirkung bleiben.

Theodosius selbst scheute sich nicht, athenische Kunstwerke nach Byzanz hinwegzuführen. Durch den Patricius Proclus ließ er einen Monolith aus Athen im Hippodrom aufstellen, und aus dem athenischen Arestempel soll er Gebilde von Elefanten fortgenommen und an der „Porta Aurea“ in Byzanz aufgestellt haben, was indes sehr zweifelhaft ist. Bald nach dem gotischen Einbruch waren durch einen Prokonsul Achajas, wie Synesius bemerkte, die Gemälde des Polygnot aus der Stoa Poikile gewaltsam entfernt worden. Diese berühmten Kunstwerke hatten trotz ihres Alters noch in der Mitte des vierten Jahrhunderts zu den größten Merkwürdigkeiten der Stadt gehört. Denn der Sophist Himerius, welcher bis 362 den Lehrstuhl der Beredsamkeit in Athen einnahm, machte die ionischen Ankömmlinge ganz besonders auf sie aufmerksam.

Wenn nun jene Malereien solches Schicksal erlitten, so werden auch andre ihm nicht entgangen sein. Die Zeit hatte manche bereits halb zerstört, denn schon Pausanias machte bei den Gemälden in der Pinakothek die Bemerkung, daß sie zum

Teil unkenntlich geworden waren. Die herrlichen Bilder, mit welchen Polygnot, Mikon und Euphranor Athen geschmückt hatten, die Gemälde in der Stoa Basileios, im Tempel des Theseus, im Heiligtum der Dioskuren, im Anakeion, in den Tempeln des Dionysos und Asklepios und anderswo, fanden ihren spurlosen Untergang. Nur Wandmalereien in Nekropolen, nur die Fresken Pompejis, nur die byzantinischen Musive und neuerdings gefundene Porträts aus der Zeit der ägyptischen Ptolemäer geben uns noch eine schwache Vorstellung von der griechischen Malerkunst.

Nach 429 wurde auch die goldelfenbeinerne Parthenos des Phidias aus dem Tempel der Göttin von den Christen entfernt. Was sodann ihr Schicksal geworden ist, hat niemand zu sagen gewußt.

Die Jungfrau Maria hatte bereits ihren siegreichen Kampf mit der alten Pallas um den Besitz Athens begonnen. Nichts aber ist merkwürdiger als diese Verdrängung der Stadtgöttin aus ihrer tausendjährigen Herrschaft durch die neue Himmelskönigin der Christen. Die schönste Gestalt der christlichen Mythologie und Kunst, die vergötterte Mutter mit dem Kinde auf ihren Armen, war das Sinnbild der Vereinigung der Gottheit und Menschheit und zugleich der ewigen Tragik des Erdenlebens, in welchem der Mensch, „vom Weibe geboren", Schmerz und Tod erdulden muß, aber von der Liebe zu göttlicher Glorie verklärt wird. Vor der liebevollen Mutter mit dem Kinde legte die streng und schweigend auf die Menschheit blickende Pallas Athene, die Göttin mit dem Medusenhaupt auf ihrer Brust, die Lehrerin der kalten Weisheit, die nicht das Herz erwärmt, ihren Schild und Speer als Überwundene nieder.

Eine Legende erzählt, daß der Evangelist Lukas, als er in Theben starb, ein von ihm selbst gemaltes Bild der Gottesmutter zurückgelassen habe, und daß dieses von einem Christen Ananias nach Athen gebracht worden sei. Die Athener bauten eine schöne Kirche und stellten in ihr das Bildnis auf, dem sie den Namen Athenaia gaben. Es blieb daselbst bis auf die Zeit Theodosius des Großen, wo eines Tages die Jungfrau Maria den athenischen Priestern Basilius und Soterichus offenbarte, daß sie dazu auserwählt seien, ihr zu Ehren ein Kloster auf dem Berge Melas am Pontus zu erbauen, wohin sie ihnen den Weg weisen werde. Das von Engeln getragene Bildnis führte diese Männer durch Griechenland und übers Meer nach Anatolien; dort gründeten sie das berühmte Kloster der Panagia von Sumela in der Nähe der Stadt Trapezunt.

Die Legende spricht demnach von einer christlichen Kirche zu Athen schon im ersten Jahrhundert; sie gibt dem Bildnis der Jungfrau den Namen Athenäa, und diesem begegnet man später in dem der Panagia Atheniotissa wieder, die während des Mittelalters im Parthenontempel verehrt wurde, nachdem derselbe in eine christliche Kirche verwandelt worden war. Doch sagt die Legende nichts von diesem Tempel, sondern nur, daß die Athener das Bild der Jungfrau in einer sehr schönen Kirche aufstellten, die sie nicht weit von der Stadt erbauten.

Welche Veranlassung die himmlische Heilige hatte, zur Zeit des Kaisers Theodosius Athen zu verlassen und nach Trapezunt überzusiedeln, hat die Legende nicht bemerkt. Es sieht fast so aus, als fühlte sich die Gottesmutter unter den Heiden Athens noch nicht behaglich.

Die christliche Kirche machte indes Fortschritte in Griechenland, wenn auch am langsamsten in Athen. Ihr Kampf erst um das Dasein, dann um die Herrschaft in der Metropole der Griechenwelt, wo ihr das Heidentum als Macht der Intelligenz gegenüberstand, würde ein noch reizvolleres Gemälde darbieten als ihr allmähliches Wachstum in der Kaiserstadt Rom. Allein die Geschichte der Entstehung und Ausbreitung des Christentums in Athen ist mit tiefem Dunkel bedeckt. Der Katalog der dortigen Bischöfe ist sehr lückenhaft. Wenn schon auf dem Konzil zu Nicäa zur Zeit Constantins ein Bischof Athens anwesend war, so ist es wohl nur Zufall, daß ein solcher, wie auch der von Sparta, auf der Synode zu Chalcedon im Jahre 451 nicht bemerkt wird. Denn dort erschienen Bischöfe selbst geringerer Gemeinden, wie Trözene, Hermione und Megara, Tegea, Argos und Amphissa, Messene, Elis und Platää, und schon diese Tatsache reicht hin, darzutun, daß manche Städte Altgriechenlands die gotische Verheerung überdauert hatten. Von einigen mögen freilich nur die Titel, nicht die bischöflichen Sitze sich erhalten haben.

2.

Während das Evangelium den Widerstand der platonischen Philosophenschule und der antiken Gewohnheiten des Volks in Athen immer mehr zu lockern vermochte, schwanden auch die politischen Formen des Altertums, indem sie der gleichförmigen römischen Munizipalverfassung Platz machten. Vor der Mitte des fünften Jahrhunderts bemerkte der Kirchenvater Theodoret, der im Jahre 458 als Bischof von Cyrus starb: nach römischen

Das Erechtheion auf der Akropolis

Das Erechtheion

Gesetzen werden die Städte der Griechen verwaltet: bei den Athenern sind müßig der Areopag, die Heliläa und der alte Gerichtshof des Delphinion, der Rat der Fünfhundert, die Elfmänner und die Thesmotheten; der Polemarch und der Eponym-Archont sind zu Begriffen geworden, welche nur die wenigen kennen, die in den Schriften der Alten bewandert sind. Die Zeit des Aufhörens dieser städtischen Magistrate fällt wahrscheinlich in die Regierung Theodosius II., wo das große Gesetzbuch, der von ihm genannte Kodex, abgeschlossen worden ist.

Das Kollegium der Archonten ist vielleicht schon unter diesem Kaiser durch eine neue Munizipalbehörde verdrängt worden; allein in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts finden sich noch zwei vornehme Athener aus den Kreisen der Wissenschaft, Nikagoras der Jüngere und Theagenes, als die letzten Eponym-Archonten, was immerhin beweist, daß die Athener diese uralte Würde wenigstens als Ehrentitel bis dahin festgehalten haben.

Immer tieferes Dunkel senkte sich auf Athen und Hellas nieder. Glücklicherweise wurde Altgriechenland von den Stürmen der Hunnen und Vandalen, einige Plünderungen der Küsten abgerechnet, verschont. Selbst der Fall des weströmischen Reichs unter die Gewalt der Germanen übte zuerst nur einen günstigen Einfluß auf die althellenischen Länder aus. Die Ostgoten, welche unter ihrem Könige Theoderich Thessalien und Mazedonien verheert und die Einfälle Alarichs zu wiederholen gedroht hatten, zogen mit dem Willen des Kaisers Zeno nach Italien, um dieses Land dem Usurpator Odoaker zu entreißen. Die Flut der germanischen Barbaren floß demnach von der Donau nach dem Abendlande ab. Als Provinz Ostroms, den Heerstraßen der Wandervölker entrückt, blieb Hellas geraume Zeit von den Streifzügen fremder Horden frei und konnte allmählich seine Verluste ersetzen. Allein das politische Leben war erloschen, und weder Handel noch Industrie gaben den Griechenstädten mehr eine besondere Bedeutung. Außer dem reichen Emporium Thessalonich zeichnete sich nur noch Korinth als Handelsstadt und Metropole der Eparchie Hellas-Achaja aus, während Athen nur die Metropole Attikas, wie Theben diejenige Böotiens war.

Obwohl durch die Universitäten in Konstantinopel, in Thessalonich, Antiochia und Alexandria allmählich verdunkelt, glänzten auch jetzt noch in den Schulen Athens einige Männer, die letzten altgläubigen Philosophen in der „goldenen Kette" Platos. Selbst Ausländer fuhren noch fort, in Athen ihre Bildung zu vollenden. Der armenische Geschichtschreiber Moses von Chorene

studierte dort und in Alexandria. Daß Boetius, der letzte Philosoph unter den Römern, als Jüngling lange Jahre in Athen gelebt und auch den gefeierten Platoniker Proklos gehört habe, ist freilich nur eine Fabel. Die besten Lehrer der Hochschule waren übrigens nicht Einheimische, sondern zugewanderte Hellenen aus der Fremde, wie Syrianos der Alexandriner und sein Schüler Proklos der Lycier aus Konstantinopel. Doch gab es in Athen zu jener Zeit auch hochgebildete und reiche Eupatridengeschlechter. Der letzte wissenschaftliche Mäzenat der Stadt des Perikles ist an die Namen Nikagoras, Archiadas und Theagenes geknüpft.

In welches ärmliche Wesen immer diese Schule eleusinischer Schwärmer und Geisterseher ausgeartet sein mußte, so war es doch für die Athener ehrenvoller, ihr städtisches Leben mit dem Parteikampf um die Besetzung der Professorenstühle und mit ihren platonischen Träumen auszufüllen, als es für die Römer, Byzantiner und Alexandriner derselben Zeit der wütende Streit um die Faktionen der Rennbahn sein konnte. Während die Reichsgesetze den Götterkultus unterdrückt hatten, fristete der klassische Hellenismus in den Reflexen der Philosophie des Pythagoras und Plato noch sein schwindendes Leben fort, bis auch dieses infolge von gewaltsamen Maßregeln des Kaisers Justinian erlosch. Der Gesetzgeber des christlichen Römerreichs entsagte dem Grundsatze seiner Vorgänger, die Reste des Heidentums auf den Lehrstühlen der Wissenschaft und in Staatsämtern zu dulden; er verhängte gegen sie schonungslose Verfolgungsedikte. Man hat ihm endlich auch die Schließung der Universität Athen zugeschrieben, insofern sich diese mit Notwendigkeit aus einem im Jahre 529 erlassenen Verbot ergeben mußte, dort fernerhin Philosophie und die Rechte zu lehren. Allein der wenig glaubwürdige byzantinische Chronist Malalas, welcher von diesem Edikt redet, scheint sich selbst zu widersprechen, indem er berichtet, daß der Kaiser im Jahre 529 sein neues Gesetzbuch nach Athen und Berytus schickte. Eine Rechtsschule in Athen ist freilich nicht bekannt. Prokopius sagt nichts von jenem Verbot; nur aus seiner Bemerkung, Justinian habe die öffentlichen Lehrer ihres Unterhaltes beraubt und die Privatstiftungen für wissenschaftliche Zwecke konfisziert, hat man gefolgert, daß sich diese Maßregel vor allem auf die Akademie Athens erstreckt habe, deren uraltes, sehr ansehnliches Stiftungsvermögen vom Kaiser eingezogen worden sei.

Die Aufhebung der Hochschule Athen durch Justinian ist als ein solenner geschichtlicher Akt nicht zu erweisen; doch sprechen alle Gründe der Wahrscheinlichkeit dafür, daß dieser Kaiser den

Fortbestand der Akademie unmöglich gemacht hat. Die letzten Philosophen Athens sollen mit ihrem Scholarchen Damascius an den Hof des Perserkönigs Chosroes ausgewandert sein, um dann, in ihrer Hoffnung, dort ein Asyl für ihre Ideale zu finden, bitter getäuscht, zurückzukehren und in Griechenland zu verschwinden. Das ruhmvollste Institut des Hellenentums, dessen letzte geistige Kraft schon mit dem Tode des Proklos am 17. April 485 erstorben war, schwand an eigener Erschöpfung hin und erlosch unbemerkt nach einer Dauer von mehr als acht Jahrhunderten seit Plato. Wenn sich auch in Athen noch private Schulen der Rhetorik und Grammatik fortsetzten, so erlangten sie doch keine wissenschaftliche Wirksamkeit mehr. Die griechische Literatur fand seitdem Schutz und Pflege in byzantinischen Gelehrtenschulen, hauptsächlich in Konstantinopel und zum Teil in Thessalonich.

Eunapius hatte das übertriebene Urteil gefällt, daß Athen schon seit dem Tode des Sokrates nichts Großes mehr vollbracht habe, sondern mit dem ganzen Hellas in Verfall gekommen sei. Seit Justinian aber versiegten tatsächlich die letzten Quellen des athenischen Geisteslebens. Abgesehen von allen andern Vorteilen, welche die Akademie Platos der Stadt jahrhundertelang gebracht hatte, war diese Hochschule die Kette gewesen, die sie mit ihrer eigenen großen Vergangenheit, mit Griechenland und der gebildeten Welt verbunden hatte. Gerade der internationale Charakter der Akademie hatte Athen selbst noch in den ersten christlichen Jahrhunderten zur Hauptstadt des Hellenentums gemacht. Als sie aufhörte, dies zu sein, als die lebendigen Traditionen des Altertums mit den Tempeln der Götter, mit den Werken der Kunst und den Gymnasien der Philosophen untergegangen waren, mußte die Stadt der Weisen den Zweck ihres Daseins selbst verlieren. Der stete Traum der Römer noch in ihrer tiefsten Versunkenheit während des Mittelalters war die Wiederherstellung des „Imperium Romanum", der alten legitimen Weltherrschaft der Ewigen Stadt; sie verwirklichten ihn, weniger in der Erneuerung des Kaisertums als in der weltumfassenden Größe des Papsttums. Aber kein Athener hat mehr in den dunkeln Jahrhunderten beim Anblick zertrümmerter Bildsäulen des Phidias und der Ruinen der Akademien des Plato und Aristoteles von der Wiederherstellung der Weltherrschaft Athens im Reich der Künste und Wissenschaften zu träumen gewagt. Die edelste der Menschenstädte trat hoffnungslos in ihre dunkelste byzantinische Epoche ein, in welcher sie nichts mehr war als die ausgebrannte Schlacke des idealen Lebens ihrer Ver-

gangenheit. Denn nie mehr fand in ihr eine solche Verbindung von physischen und intellektuellen Kräften statt, welche sie befähigt hätte, in der neuen christlichen Form zu neuer Größe aufzuerstehen.

Die Zeit des Hellenismus überhaupt war abgelaufen, und dieser verwandelte sich in das Byzantinertum. Das zur Weltherrschaft emporgestiegene Neu-Rom am Bosporus blickte daher mit immer größerer Geringschätzung auf die gesunkene Führerin Griechenlands, die kleine Provinzialstadt Athen, welche noch die abgenützte Legitimität ihres klassischen Geistesadels geltend machen wollte. Ein byzantinisches Epigramm unbekannter Zeit vergleicht beide Städte miteinander: die Erde des Erechtheus habe Athen emporgehoben, aber vom Himmel selbst sei die neue Roma herabgestiegen, deren Schönheit alles Irdische wie der glanzvolle Pol überstrahlt. Ihr Athener, so drückt sich ein anderes Epigramm aus, führt immer die alten Philosophen im Munde, Plato, Sokrates, Xenokrates, Epikur, Pyrrho und Aristoteles; allein nichts ist euch übriggeblieben als der Hymettos und sein Honig, als die Gräber der Toten und die Schatten der Weisen; doch bei uns ist der Glaube und auch die Weisheit zu finden.

Der Begriff „Hellas" konnte immerhin, wegen der mit ihm unzertrennlich verbundenen Erinnerungen an die demokratische Freiheit, für die byzantinische Cäsardespotie abschreckend sein; doch hat ihn wesentlich die griechische Kirche erniedrigt und verhaßt gemacht. Die Götter der Hellenen blieben für dieselbe nicht wesenlose Einbildungen der Phantasie, sondern wirkliche böse Dämonen, die diabolischen Feinde des Christentums; die Hellenen selbst aber waren die Schöpfer und Träger des Götterdienstes, und deshalb fand die Kirche keinen passenderen Ausdruck für Heidentum als den des Hellenentums. Noch lange nach Justinian galten den Byzantinern beide Begriffe als synonym. So gebraucht im zwölften Jahrhundert Zonaras, durchaus wie Prokopius, das Wort Hellene für Heide, indem er von dem bilderstürmenden Kaiser Constantin Kopronymos sagt, daß er weder Christ, noch Hellene, noch Jude, sondern ein Gemisch von aller Gottlosigkeit gewesen sei. Statt des verabscheuten Wortes „Hellenen" kam für die christlichen Eingeborenen Altgriechenlands der neue Name der Helladikoi in Gebrauch. Wie zur Zeit der Römer Griechenland seinen glorreichen Namen mit dem Achajas vertauschen mußte, so mußte es ihn unter den Byzantinern dem Christentum zum Opfer bringen, oder es behielt ihn nur als ein Brandmal der Gottlosigkeit.

Die antike Religion war freilich aus den Städten geschwunden, aber sie erhielt sich heimlich in neuplatonischen Sekten. Noch Jahrhunderte hindurch fanden auch die Idole der Griechen ihre Anhänger in unwegsamen Landstrichen und Gebirgen, namentlich im Taygetos. Die heidnische Naturseele pflanzte sich in den christlichen Geschlechtern fort, und noch am heutigen Tage ist die Phantasie des neugriechischen Volks mit zahllosen Vorstellungen aus der antiken Mythologie getränkt.

3.

Auch den letzten öffentlichen Raub einiger, doch keineswegs bedeutender Altertümer der Stadt Athen, von dem wir Kunde haben, hat der Kaiser Justinian verübt. Als er für den Prachtbau der neuen Sophienkirche in Konstantinopel Monumente griechischer Städte in Asien und Europa plündern ließ, mußte auch Athen Säulen und Marmorsteine hergeben. In Byzanz gab es übrigens eine Sage, welche die Athener noch jener Zeit, wo sie sich keines Mnesikles und Iktinos mehr rühmen konnten, zu ehren scheint. Justinian war zweifelhaft, ob er die Marmorwände und die Fußböden der Sophienkirche ganz mit Gold überziehen sollte; er fragte deshalb zwei athenische Philosophen und Astronomen, Maximianus und Hierotheus, um Rat, und diese Männer waren verständig genug, so zu urteilen: es werden in einem entfernten Zeitalter arme Könige kommen und den Sophiendom zerstören, wenn er mit Gold überzogen sein sollte; wenn er aber aus Stein ist, so wird er bis ans Ende der Welt fortdauern. Diesem Rate sei dann der Kaiser gefolgt. So weissagten die scharfsinnigen Philosophen aus Athen die Zeit, wo die lateinischen Kreuzfahrer und später die Türken die Hagia Sophia plünderten und entstellten.

Was die Schicksale der athenischen Denkmäler überhaupt betrifft, so sind diese im großen und ganzen unbekannt geblieben. Der Römer Fea konnte den Versuch einer Geschichte der Ruinen Roms machen, aber so etwas für Athen zu unternehmen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Kirche, Adel und Bürgerschaft haben nach und nach der Stadt Rom neue monumentale Gesichtszüge aufgeprägt, doch solche sind in Athen nicht kenntlich. Das geringe Leben dieser Stadt konnte die Fülle der Denkmäler des Altertums weder in sich aufnehmen noch verbrauchen. Während die Römer seit dem Falle ihrer antiken Welt deren Monumente vielfach zu Burgen, Klöstern und Kirchen und zu Wohnungen des Volks umgestalteten und ihre Stadt immerfort aus dem alten

Material erneuerten, saßen die Athener jahrhundertelang geschichtlos im Schatten der Ruinen ihrer großen Vergangenheit. Gerade der Umstand, daß in dem kleinen Athen jene wirksamen Kräfte gefehlt haben, welche Rom von Zeit zu Zeit verwandelten, spricht dafür, daß sich die antike Gestalt der Stadt des Theseus und Hadrian noch lange erhalten hat. Das Christentum selbst trat hier vielleicht schonender auf als anderswo in den Städten des Römerreichs. Einige Zerstörungen von Kunstwerken und Kultusstätten abgerechnet, an denen sich der heidnische Glaube am festesten angeklammert hielt, scheint die siegende Religion friedlich von Athen Besitz genommen zu haben. Die christliche Gemeinde war dort nicht besonders schweren Verfolgungen ausgesetzt gewesen, noch hatte sich der werdende Kultus der Kirche, wie in Rom, zu den Gräbern der Märtyrer in unterirdische Katakomben zu flüchten nötig gehabt. Das Bedürfnis der Kirchen und Klöster endlich konnte hier nicht die massenhaften Ansprüche machen wie in Rom, dem Mittelpunkte der abendländischen Christenheit. Die antiken, in Kirchen verwandelten Tempel Athens, darunter gerade die herrlichsten, zeigen noch heute, wie sehr man ihrer bei der kirchlichen Einrichtung geschont hat. Wenn man das eine Pantheon des Agrippa und ein paar kleinere Heiligtümer ausnimmt, so ist in Rom kein antikes Bauwerk mit solcher Achtung behandelt worden wie die Propyläen, die Tempel der Stadtburg und jener sogenannte des Theseus. Man darf auch glauben, daß die Athener die öffentlichen Zierden ihrer Stadt mit lebhafterem Kunstgefühl und längere Zeit hindurch gehütet haben als die Römer die ihrigen, gegen deren rücksichtslosen Vandalismus schon im fünften Jahrhundert der edle Kaiser Majorianus seine Gesetze und später der Gotenkönig Theoderich seine Reskripte aus der Feder des Cassiodorus zu richten genötigt waren.

Einige schöne alte Bauwerke reizten die Christen auch in Athen, sie zu Kirchen einzurichten. Wann dies zuerst geschehen, wann der erste antike Tempel dort christlich geworden ist, wissen wir nicht. Die Geschichte der athenischen Kirchen überhaupt ist ganz dunkel, während der „Liber Pontificalis“ uns jene Roms mit Sorgfalt aufbewahrt hat. In seinen letzten Regierungsjahren hatte schon Constantin viele angesehene Tempel zerstören und Kirchen erbauen lassen. Allein die Chronisten schweigen, soweit dies Athen betrifft. Zur Zeit Theodosius des Großen wird solche Verwandlung nicht zu schwierig gewesen sein. Selbst schon der Philosophentochter Athenaïs will man den Bau von zwölf Kirchen in Athen zuschreiben, unter denen gerade eine

der schönsten der Stadt, die seit 1853 von den Russen erneuerte des heiligen Nikodemos im Bezirk des alten Lyzeum, für ihre Anlage gehalten wird. Doch gibt es keine Beweise dafür. Christliche Inschriften, die man im Theseustempel gefunden hat, haben sogar die Ansicht veranlaßt, daß dieser schöne Bau schon im vierten Jahrhundert zu einer Kirche, sei es des heiligen Georg oder des Soter, gemacht worden sei.

Manche Tempel in der klassischen Welt haben der Benützung zu christlichen Kultuszwecken ihre Erhaltung zu verdanken gehabt. Athen war hierin sogar glücklicher als Rom, denn die christliche Religion erhielt das große Heiligtum der antiken Stadtgöttin auf der Akropolis fast unversehrt, während der Jupitertempel auf dem Kapitol spurlos verschwand, weil er nicht zu einer Kirche gebraucht worden war.

In der ganzen Geschichte der Transformation antiker Kultusbegriffe und Heiligtümer in christliche gibt es kein Beispiel einer so leichten und vollkommenen Vertauschung als die der Pallas Athene mit der Jungfrau Maria. Wenn Heiden in Arabien, Syrien und Mesopotamien dadurch bekehrt wurden, daß sie in der Gottesgebärerin Maria die Göttermutter Kybele wiederzuerkennen glaubten, so brauchte das Volk der Athener nicht einmal den Namen seiner jungfräulichen Schutzgöttin aufzugeben, denn auch als christliche Gottheit blieb sie die Parthenos.

Daß schon einer der letzten Philosophen der platonischen Akademie der verzweifelte Zeuge des Einzuges der vergötterten Mutter Jesu in das alte Heiligtum der Pallas gewesen sei, kann nicht erwiesen werden. Eine günstige Zeit für diese große Revolution im Leben der Stadt Athen bot sich freilich schon im fünften Jahrhundert dar, nachdem infolge der Verdammung der nestorianischen Lehre Maria als Gottesgebärerin ihre höchste Stelle unter den Heiligen des Himmels erhalten hatte. Es würde endlich nicht gewagt sein, zu behaupten, Justinian habe seine Unterdrückung der athenischen Akademie dadurch besiegelt, daß er den Parthenon in eine Kirche verwandeln ließ. Prokopius sagt ausdrücklich von diesem Kaiser, er habe im ganzen römischen Reich der Theotokos so viele und prachtvolle Kirchen errichten lassen, daß man glauben konnte, er seit mit nichts anderem beschäftigt gewesen.

Den Christen Athens mußte alles daran liegen, gerade von der alten Götterburg Besitz zu nehmen. Ehe sie es wagten, die geschlossenen Tempel dort, vor allem den Parthenon und das Erechtheum, in Kirchen zu verwandeln, konnten sie doch zunächst die Altäre und die Götterstatuen, namentlich die der

Athene entfernen. Die letzten Schicksale des Erzkolosses des Phidias und anderer Gebilde desselben Meisters, wie der Pallas im Parthenon selbst, bedeckt dasselbe Dunkel, welches die Hera des Polyklet in Argos und den hadrianischen Zeus im Olympium Athens den Blicken der Welt entzogen hat.

Auch vom Kapitole Roms verlor sich unbemerkt die Bildsäule des Jupiter, und nur die Legende erzählt, daß sie der große Papst Leo, zum Dank für die Bewahrung der Stadt vor Attila, in die Figur des heiligen Petrus umgewandelt habe. Selbst der Koloß des Nero in Rom fand einen unbemerkten Untergang. Nur das Schicksal des Sonnengottes in Rhodus, des Werkes des Chares von Lindos, welches mehr als ein Jahrhundert jünger war als die Promachos Athens, ist bekannt. Nachdem er schon 60 Jahre nach seiner Aufrichtung durch ein Erdbeben umgestürzt worden war, blieben seine Trümmer bis zum Jahre 653 liegen, wo sie Moawiah, der Eroberer von Rhodus, an einen jüdischen Handelsmann verkaufte. Von allen antiken Kolossen aus Marmor hat sich bekanntlich nur der farnesische Herkules erhalten.

Da der Gott Asklepios in der Zeit des untergehenden Heidentums das höchste Ansehen eines Heilandes genoß, so wurde gerade sein berühmtes Heiligtum am Abhange der Akropolis von den Christen zerstört. Wahrscheinlich baute man, noch ehe der Parthenon zu einer Kirche benutzt wurde, eine solche auf den Trümmern jenes Tempels. Im April 1876 wurden daselbst Fundamente einer Gruppe von Kirchen mit drei nach Osten gerichteten Apsiden entdeckt. Zu ihrem Material aber hatten zerbrochene Bildwerke gedient, die ihre ursprüngliche asklepische Bestimmung erkennen ließen. Zugleich zeigten sich sehr alte christliche Gräber.

Wenn demnach angenommen werden muß, daß die Heiligtümer des Asklepios, vielleicht auch der Dionysostempel am Theater, infolge der Edikte Theodosius II. dem Fanatismus der Christen zum Opfer fielen, so kann doch der Untergang des Tempels des olympischen Zeus nicht dem Vandalismus eines byzantinischen Prokonsuls oder dem frommen Eifer eines Bischofs zugeschrieben werden; denn der gebildete Sinn auch der christlichen Athener würde die Zerstörung einer der schönsten Zierden ihrer Stadt ebensowenig geduldet haben als diejenige der Tempel auf der Akropolis. Der riesige Bau des Olympium aus der Zeit Hadrians mit seinem Peristyl von 132 Marmorsäulen von 60 Fuß Höhe kann nur von Naturgewalten zertrümmert worden sein. Manche Tempel gingen durch Erdbeben und erst spät zugrunde, wie der berühmte zu Kyzikus nach der Mitte

des elften Jahrhunderts. Aber auch jenes angenommen, ist das fast spurlose Verschwinden der Reste des Olympium ganz rätselhaft. Der gigantische Tempel konnte wegen seines Umfanges nicht gut zu einer Kirche benutzt werden; nur an einer Stelle der Säulenhalle wurde, ungewiß in welcher Zeit, eine Kapelle des heiligen Johannes gebaut, zu deren Material Säulenstümpfe dienten.

Im Mittelalter hausten Einsiedler auf einer der Säulen gleich den Störchen, die im Orient mit Vorliebe auf antiken Trümmern zu nisten pflegen. Da die Säulenheiligen schon dem fünften Jahrhundert angehören, konnte auch in Athen bald nach dem entschiedenen Siege des Christentums ein solcher auf einer Zinne des Zeustempels seine luftige Wohnung nehmen und heidnischen Athenern, die ihn darob verhöhnten, bemerken, daß die Tonne des Diogenes nur ihren Standort verändert habe.

Auch die schönen choregischen Denkmäler in der Straße der Dreifüße luden zur Anlage christlicher Kapellen ein. Nachweislich ist eine solche der Panagia Kandeli in der Nähe des Monuments des Lysikrates.

So ist auch die Kirche des Johannes Prodromos am Eingange der Tripodenstraße und jene der Panagia Gorgopiko (alte Metropolis) aus einem Tempel errichtet worden. Selbst der kleine Niketempel auf der südlichen Brustwehr der Propyläen mußte zu einer Kapelle dienen. In der östlichen Halle der Propyläen wurde über dem Haupteingange ein christliches Heiligtum angelegt. Wenn dasselbe schon in früher Zeit entstand, so wollte sich vielleicht die Geistlichkeit Athens gerade des Ortes bemächtigen, durch welchen die Festprozessionen der Heiden ihren Durchgang nach dem Parthenon genommen hatten. Aus Gemälden der Erzengel Michael und Gabriel, die daselbst im Jahre 1836 entdeckt wurden, hat man geschlossen, daß jene Kapelle den Taxiarchen, als neuen Wächtern der Stadtburg, geweiht war.

Auch in der Grotte über dem Dionysostheater, wo sich das choregische Denkmal des Thrasyllos lange Zeit erhielt, richtete man eine Kapelle der Panagia Chrysospeliotissa ein, und wahrscheinlich wurde auch die Höhle des Apollo und Pan auf der Nordseite der Burg durch kirchliche Heiligtümer geweiht.

4.

Dieselben Beweggründe, welche die zu Christen gewordenen Römer veranlaßten, das Heidentum auf seinen städtischen Hauptsitzen, dem Kapitol und Palatin, auszulöschen, indem sie dort

nicht nur Kirchen errichteten, sondern beide Hügel mit solchen umgaben, machten sich auch in Athen geltend. Im Laufe der Zeit wurde die Akropolis nach jeder Seite hin mit Kapellen umringt. Die Erinnerungen an Dionysios, den legendären Schüler S. Pauls und Stifter der Gemeinde Athen, heiligten den neben dem Burghügel liegenden Areopag, auf dessen nördlicher Seite gegen den Theseustempel hin ihm eine Kirche erbaut wurde. Wahrscheinlich befand sich dort an der Stelle, wo das Haus des Heiligen sollte gestanden haben, die älteste Bischofswohnung. Daß auch die Agora, als der lebhafteste Sammelplatz der athenischen Bürgerschaft, schon frühe vom Christentum in Besitz genommen wurde, dürften dortige Kirchen dartun, vor allem die Panagia am Portikus des Hadrian.

Wenn man die großen und kleinen heidnischen Heiligtümer zusammenzählt, welche Athen erfüllten, als Pausanias die Stadt durchwanderte — und er hat keineswegs einen vollständigen Katalog von ihnen gegeben —, so wird man über deren Anzahl nicht erstaunen, da sie der Volksmenge und dem polytheistischen Kultus wohl entsprachen. Aber die Zahl der christlichen Heiligtümer Athens in seinem Verfall steht in auffallendem Mißverhältnis zu den Bedürfnissen der Bürgerschaft, selbst wenn man den Zeitraum ihres Entstehens über viele Jahrhunderte ausdehnt. Die Leidenschaft des Kirchenbaues erscheint bei den Athenern fast so groß wie bei den Römern; und sie kann sowohl aus einem zur Natur gewordenen Triebe des Bausinnes, als durch die Tatsache erklärt werden, daß die vielen heidnischen Tempel und Kapellen geringeren Umfanges sich ohne Aufwand in Kirchen umwandeln ließen.

Kirchen und Klöster entstanden am Metroum, am Lyzeum, am Kynosarges, am Ilissos und dem Stadium, wie überall auch vor den Mauern und Toren, an der Gräberstraße vor dem Dipylon, am Kolonos, im Olivenhain. Alte Tempel der Demen im Landgebiete wurden zu Kirchen umgeschaffen. So hat man in derjenigen des heiligen Demetrius im Olivenwalde, welche antike Reste in sich aufnahm, einen von Pausanias bemerkten Tempel der Demeter erkannt. So verwandelte sich ein Apollotempel im Paß des Korydallos in die Klosterkirche Daphnion, das Heiligtum der Aphrodite auf dem Hymettos in die Theotokos Kaisariani, und das Heraklion Marathons in die Kirche S. Georg. So wurde auf den Trümmern des Triptolemos-Tempels in Eleusis die Kirche des Hagios Zacharias erbaut.

Wie in Rom Apostel und Heilige die alten Gottheiten verdrängten oder nur verlarvten, nahmen auch in Athen die Sitze

der Götter ein: der Soter und die Panagia, die Apostoli, die Anargyri, die Asomati, der Taxiarchos, Dionysios, Elias, Nikodemos, Nikolaos, Leonides, Irene und andere. Die Anargyren konnten mit einigem Grunde den Asklepios oder die Dioskuren, der neue christliche Meergott konnte den Poseidon, S. Demetrios um des Namens willen die Demeter, und der ritterliche Georg den Herakles, Theseus und Mars ersetzen; aber wenn es wahr ist, daß an die Stelle des Altars des Zeus Anchesmios auf dem Lykabettos die Kapelle S. Georgs getreten ist, so ist dessen Beziehung zu Zeus doch ebenso unverständlich wie des S. Johann zum Tempel der brauronischen Artemis oder der Asomati zum Herakles des Kynosarges. Auch der Prophet Elias, welcher als ein Himmelsfahrer sich auf Bergspitzen niederließ und an die Stelle des Helios getreten sein soll, hat doch auf Ägina nicht diesen Gott, sondern den panhellenischen Zeus, auf dem Helikon die Musen, auf dem Menelaion bei Sparta den homerischen Heldenkönig verdrängt.

Die Entstehung athenischer Kirchen aus Tempeln kann heute nur in wenigen Fällen aus der Anpassung der Heiligen an die alten Götter nachgewiesen werden, da die Namen zu sehr gewechselt haben. Im übrigen bedarf es kaum der Bemerkung, daß die Stiftung der Kirchen Athens eine allmähliche war und sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgesetzt hat. Von keiner aber ist uns die bestimmte Zeit ihrer Errichtung überliefert worden.

Eine Veränderung von städtischer Wichtigkeit hat Athen durch Justinian erfahren, nämlich neue Befestigungen, die der drohende Ansturm der Slawen gegen die Balkanhalbinsel veranlaßte. Die nördlichen Donauslawen und die vom Dnjepr, Slawinen und Anten, sowie das turanische Volk der Bulgaren, welches von der Wolga seinen Namen erhalten zu haben scheint, waren schon im Jahre 493 in Thrakien eingedrungen. Seit dieser Zeit drohte die Slawenflut sich über die Balkanhalbinsel und Griechenland so zu ergießen, wie sich die germanische Rasse über das Abendland ergoß. Zum Zweck, das bedrohte Konstantinopel zu schützen, hatte der Kaiser Anastasius I. um 512 die von ihm genannte große Mauer errichtet, welche von Selymbria an der Propontis bis nach Derkon am Schwarzen Meere fortging, in einer Länge von zwanzig Stadien.

Noch während der Regierung Justinians fielen um 539 und 540 die Bulgaren und Slawen, von den Awaren aus ihren Sitzen fortgedrängt, verheerend in Illyrien, Mösien, Thrakien und Mazedonien ein. Sie zogen von dort, ohne irgend namhafte

Hindernisse anzutreffen, weiter durch den Paß der Thermopylen und drangen sogar bis zum Isthmus vor. Niemand weiß zu sagen, ob sie damals auch Attika und Athen heimgesucht haben. Dieser furchtbare Slawensturm muß es gewesen sein, was den Kaiser Justinian bewog, der Mauerlinie des Anastasius noch drei andere Befestigungsgürtel hinzuzufügen, sowohl an der Donau als in Epirus, in Mazedonien und Thrakien. Sodann deckte er Hellas durch die neue Verschanzung der Thermopylen, den Peloponnes durch die Herstellung der Isthmusmauer, welche seit den Zeiten Valerians dem Verfall überlassen war.

Gleich vielen Städten in Nordgriechenland ließ er auch dort die namhaftesten befestigen: Korinth, Platää nebst anderen Orten Böotiens, und Athen, deren Wälle entweder wie jene Korinths durch Erdbeben zerstört oder durch Alter und Vernachlässigung verfallen waren. Justinian stellte demnach die athenischen Stadtmauern wieder her und versah wohl auch die Akropolis mit stärkeren Befestigungen. Neuere Forscher sind der Ansicht, daß die alten schon seit langem verfallenen Mauern der Unterstadt zur Zeit jenes Kaisers entweder ganz verlassen oder doch auf den sehr kleinen Halbkreis zusammengezogen wurden, welcher vom Eingange der Akropolis 500 Schritte weit nordwärts zur Agora und zum Keramikos fortging, dann ostwärts bei der Panagia Pyrgiotissa umlenkte, um 600 Schritte in gerader Richtung weiterzugehen und dann bei der Kapelle des Demetrios Katiphori, welche heute nicht mehr vorhanden ist, zur Burg zurückzukehren. Diese Mauer war mit mächtigen Quadern bekleidet und mit mancherlei Material antiker Monumente ausgefüllt, die sie auf ihrem kurzen aber zerstörenden Laufe angetroffen hatte. Trümmer von Säulen, Architraven, Altären, Inschriftstafeln und Statuen waren dazu verwendet worden, während gewaltige Bauwerke wie die Stoa des Attalos so in die Mauer aufgenommen wurden, wie es in Rom mit der Pyramide des Cajus Cestius geschehen ist.

Der Mauerzug überschritt sogar dort, wo er die Akropolis wieder erreichte, das Dionysostheater und scheint auch das Odeum der Regilla benutzt und sich dann an das Kastell des Westeinganges der Stadtburg angelehnt zu haben. Der geringe Umfang der bezeichneten Mauerlinie setzt aber ein Zusammenschrumpfen der Unterstadt Athen voraus, wie es für das Zeitalter Justinians nicht wohl annehmbar ist. Auch konnte die Pietät der Athener für ihre Altertümer noch nicht so tief gesunken sein, um die massenhafte Zerstörung derselben zum Zweck des Mauerbaues zu gestatten.

Die französischen Ausgrabungen im Jahre 1852 haben eine untere Burgmauer an den Tag gebracht, welche 36 Meter von den Propyläen absteht und ein in der Achse des Mitteleinganges dieser gelegenes, von zwei viereckigen Türmen gedecktes Tor hat. Als Material dieser Schanze sind tumultuarisch zusammengeraffte Bruchstücke antiker Denkmäler verwendet, und selbst von der Dreifußstraße hatte man dazu Marmorblöcke herbeigeschafft. Man hat in diesem unteren Torabschluß der Burg eine Befestigung aus byzantinischer Zeit erkannt, als der Kultus des Heidentums mit seinen panathenäischen Festprozessionen erloschen und die Akropolis zu einem Heiligtum der Jungfrau Maria geworden war. Es konnte immerhin Justinian sein, welcher dieses untere Kastell erbauen ließ.

Die Akropolis diente wohl schon seit dem dritten Jahrhundert als Festung. Wie sie für die Byzantiner eine solche (ein φρούριον) war, so verlor sich mit der Zeit ihr Begriff aus dem Gedächtnis der Menschen, und an seine Stelle trat der Name Kastell Athen oder Athenisborg, wie später die skandinavischen Seefahrer, oder Kastell Setines, wie die Franken sagten.

JUSTINIAN UND DAS RÖMISCHE REICH. AUFTRETEN UND EINWANDERUNG DER SLAWEN IN DAS REICHSGEBIET. DIE AWAREN. VERSINKEN ATHENS IN GESCHICHTLOSIGKEIT. DER KAISER CONSTANS II. KOMMT NACH ATHEN. DAMALIGER ZUSTAND DER STADT. FEINDLICHES VERHÄLTNIS DER KIRCHE GEGEN DIE HELLENISCHE WISSENSCHAFT. DAS PARTHENON ALS CHRISTLICHE METROPOLE ATHENS. KIRCHLICHE ZUSTÄNDE. DER HEILIGE GISLENUS. DIE BÜRGERLICHE UND POLITISCHE VERWALTUNG DER THEMEN HELLAS UND PELOPONNES.

1.

Das Zeitalter des Slawen Uprawda aus Bederiana in Illyricum, welcher in der Geschichte als Kaiser Justinian unsterblich geworden ist, war durch zahllose Völkerstürme und menschenmordende Kriege für das ganze Reich und im besondern auch für das hellenische Land verhängnisvoll. Wiederholte Erdbeben und Seuchen verwüsteten dessen Städte furchtbarer als Goten und Slawen es tun konnten, während die Kraft des Volkes durch

Flottendienst, Feldzüge, das Schwert der Barbaren und unerträgliche Steuerlast verzehrt wurde.

Der gewaltige Plan jenes Kaisers, die werdende Welt des Germanentums im Abendland zu zerstören, den Ostgoten Italien, den Vandalen Afrika, den Westgoten Spanien zu entreißen, die Franken in Gallien und die Sachsenfürsten in England zu unterwerfen, um dann vom erhabenen Throne am Bosporus das wieder geeinigte Reich der Römer als „orbis terrarum" unter gleichen Gesetzen zu beherrschen, kann als die letzte Renaissance des Gedankens der römischen Weltmonarchie aufgefaßt werden. Das grenzenlose Elend, welches die Kriege Justinians in ihrem Gefolge hatten, verführte Procopius nicht als Geschichtschreiber sondern als Pamphletisten dazu, diese kühnen Unternehmungen dem blutgierigen Sinne des Kaisers zuzuschreiben, der auch Afrika und Italien habe verderben wollen.

Es ist wahr, nur mit tödlicher Überspannung aller ökonomischen und militärischen Kräfte und nur zu einem kleinen Teil konnte jener riesige Plan ausgeführt werden. Das byzantinische Reich, der einzige Kulturstaat, der sich aus dem Altertum in den Formen des Cäsarismus fortsetzte, wurde durch Justinian stark entkräftet. Allein es wäre doch zuviel, dasselbe deshalb schon ein Massengrab der Völker zu nennen, welches der schwer zu begreifende Kaiser mit verschwenderischem Farbenglanz ausgeschmückt hatte. Es bleibt immer ein großartiger Trieb in dem Willen des Mannes sichtbar, von dem ein Selbstgefühl in das Reich eindrang, welches jahrhundertelang vorhielt. Auch steht neben dem kirchlichen und imperialen Despotismus das von ihm vollendete Werk der römischen Gesetzgebung da, und dieses diente als feste Grundlage für die Fortdauer der bürgerlichen Kultur. Die Stadt Konstantinopel selbst wurde und blieb die unvergleichliche Königin der Mittelmeerwelt, auch nachdem die arabischen Kalifen Syrien, Ägypten und Afrika, sodann die Päpste und die Franken Westrom vom Reiche der Romäer abgelöst hatten.

Durch diese schweren Verluste erlitt dasselbe eine Schmälerung seines kosmopolitischen Charakters, aber es gewann eine Stärkung seiner nationalen Basis, welche wesentlich hellenisch war. Der Latinismus, von der griechischen Kirche und Volksgesellschaft schrittweise zurückgedrängt, konnte sich drei Jahrhunderte nach Constantin dem Großen nicht mehr als das öffentliche Gepräge des oströmischen Reichs behaupten. Derselbe Justinian, welcher dieses durch sein in der Sprache der Römer abgefaßtes Gesetzbuch nochmals zu latinisieren schien, erbaute

die Kathedrale Konstantinopels in griechisch-orientalischer Form und weihte dies Wunderwerk unter hellenischem Namen und Begriff der göttlichen Weisheit.

Aus der Zusammenschmelzung des griechischen Geistes mit dem Christentum und den römischen Staatsformen erzeugte sich seit dem siebenten Jahrhundert der Byzantinismus in seinem eigenartigen orientalischen Wesen. Das oströmische Reich, seine Kirche, seine halbasiatische Kaiserdespotie, seine Gesetze, Künste und Wissenschaften und seine bewundernswürdige Verwaltungsmaschinerie entfernten sich immer weiter von dem feudal werdenden latino-germanischen Abendlande. Endlich wurde dies Reich durch die unablässig nach dem Bosporus vorstürmenden slawischen und turanischen Völkerschwärme zu einem heroischen Kampf um sein Dasein genötigt, welcher neun Jahrhunderte gedauert hat.

Die zwanzigjährigen Kriege Justinians mit den Goten um den Besitz Italiens, des Landes, auf dem die Weihe des Römerreiches lag, hatten die antike Welt in den dortigen Städten zugrunde gerichtet. Wie für Griechenland und vorzugsweise für Athen im Zeitalter Justinians das Mittelalter begann, so geschah dies auch in derselben Epoche für Rom und Italien. Die Folge von dessen Verödung durch die Gotenkriege war die Einwanderung und Kolonisation der Langobarden, welche dort germanische Staaten errichteten und die lateinische Nation allmählich durch Vermischung zur italienischen umwandelten. Der Einzug dieses germanischen Volks und seine Ausbreitung von den blühenden Ebenen des Po bis nach Rhegium in Kalabrien fällt in dieselbe Zeit, als die Slawen von der Donau nach Nordgriechenland und weiter vordrangen.

Es war das Glück des römischen Abendlandes, daß es von einer der edelsten arischen Völkerrassen überzogen wurde, welche das Lebensblut der Lateiner erneuerte und zugleich fähig war, den Kulturgedanken Roms fortzusetzen. Nach dem Untergange des römischen Bürgertums und Rechts pflanzten die Germanen in Europa das aristokratische Gesellschaftsprinzip der Feudalität ein, welches auf dem Bewußtsein der Manneskraft und den Begriffen der persönlichen Ehre und Freiheit, aber auch der Pflichttreue gegründet war, vorchristlichen, von Tacitus bewunderten Tugenden, die glücklicherweise nicht durch die Taufe ausgelöscht wurden. Die germanische Staatenbildung konnte im Verein mit dem Einheitsprinzip der christlichen Kirche der westlichen Völkerwanderung bald ein Ende gebieten, so daß unter

Carl dem Großen das zweite weströmische Reich aufgerichtet wurde.

Dagegen war es das Unglück des byzantinischen Ostens, daß er die Einwanderung von slawischen, hunnischen und türkischen Steppenvölkern erlitt, und diese Völkerwogen kamen nicht zum Stillstande, sondern sie fluteten unter verheerenden Stürmen das ganze Mittelalter hindurch über den Orient hin. Das Reich der Romäer diente, auf die Westhälfte Kleinasiens, die Inseln und die südliche griechisch-illyrische Halbinsel beschränkt, für ebensolange als Schutzmauer Europas gegen die Einbrüche der Horden Sarmatiens und Hochasiens.

Die Erhaltung Konstantinopels in allen folgenden Bedrängnissen während der dunkeln Jahrhunderte erscheint so gut wie jene Roms als ein historisches Gesetz. Die Großstadt am Bosporus haben die Slawen niemals zu erobern vermocht. Ihre unvergleichliche Lage an drei Meeren in Verbindung mit der von den Römern ererbten Kunst des Mauerbaues machte sie für Jahrhunderte zu der stärksten Festung, welche die Geschichte kennt. In dem dreifachen Gürtel ihrer bewundernswürdigen Wälle, die selbst jene Jerusalems und Roms in Schatten stellten, hoffte das stolze Kaiserreich unzerstörlich zu sein. Die Erfindung des griechischen Feuers, die Kunst hellenischer Maschinisten und Ingenieure, die taktische Vervollkommnung geschulter Heere, die Willensstärke und Klugheit von Staatsmännern und Kaisern, endlich die konservative Widerstandskraft des oströmischen Staatswesens retten Byzanz aus hundert Gefahren, während die justinianischen Schanzen weder in den Thermopylen noch auf dem Isthmus die Völkerbrandung der Barbaren von Griechenland abzuhalten imstande waren.

Die allmähliche Einwanderung slawischer Stämme in die Balkanländer ist älter als die Zeit Justinians, da sie schon seit dem Ende des dritten Jahrhunderts, wo die Römer Dacien aufgaben, begonnen hatte. Doch wurde sie massenhaft und furchtbar, sobald mit dem Aufhören des Ostgotenreichs in Pannonien und dem Abzuge dieses Volks unter Theoderich nach Italien jenes Bollwerk an der Donau zusammenzufallen begann, welches den Andrang der Slawen vom Don her aufgehalten hatte.

Seit 493 brachen diese in das südliche Donauland ein. Die Anten überschritten den Hämus im Jahre 527 und machten den ersten Einfall in Hellas um 540. Nur die Wälle des Isthmus setzten ihren Raubzügen noch eine Schranke. Während des sechsten Jahrhunderts ergoß sich aus dem Skythenlande vom Dnjepr und der Mäotis her und aus dem inneren Sarmatien ein uner-

Tempel der Athena Nike auf der Akropolis

Figur vom Erechtheion

schöpflicher Strom von Völkern nach Illyrien. Slawinen, Anten und Bulgaren breiteten sich über die Provinzen Mösien, Thrakien und Epirus aus. Sie belagerten im Jahre 551 Thessalonich. Diese große und reiche Stadt, das zweite Konstantinopel für Nordgriechenland, verteidigte sich mit siegreicher Kraft, gleich den Bürgerschaften anderer starker Orte, wie Epidamnium, Adrianopel, Sofia, Korinth und Patras. Die Linien der Donau und Save leisteten indes immer schwächeren Widerstand, seitdem die Awaren, die Nachfolger der Hunnen, am Ende der Regierung Justinians auf den Trümmern der Gepidenherrschaft ein Barbarenreich in Pannonien gestiftet hatten. Dies aber wurde ihnen möglich, weil die Langobarden, der letzte Nachtrupp der germanischen Völkerwanderung, aus diesem Lande nach Italien abgezogen waren und so den slawischen und türkischen Stämmen Platz machten. Von Pannonien aus machten die Awaren unter ihrem Häuptling Bajan unablässige Einfälle in das untere Mösien.

Ein ungeheures Heer slawischer Völker scheint um 578, als der edle Tiberius, ein Grieche, im vierten Jahre Cäsar und Mitregent Justinians II. war, von Thrakien aufgebrochen zu sein und die Pässe der Thermopylen erzwungen zu haben, von denen die griechischen Milizen noch im Jahre 558 den Ansturm hunnischer Horden zurückgewiesen hatten. Tiberius, durch den Perserkrieg gehindert, Hellas zu schützen, suchte die Hilfe des mächtigen Awarenchans Bajan nach, welcher dann in die Sitze der Slawen einfiel, und das scheint auch jene Horden aus dem verwüsteten Griechenland zum Rückzuge genötigt zu haben. Ob damals versprengte Kolonien von ihnen in Hellas zurückgeblieben sind, ist völlig ungewiß und wenig wahrscheinlich.

Der Awarenchan war nur vorübergehend in freundlichem Verhältnis zum byzantinischen Reich, so oft es galt, Slawenstämme zu züchtigen, die ihm selbst den Gehorsam und Tribut zu verweigern wagten. Bajan trachtete nach der Eroberung Konstantinopels, das er wiederholt dem Verderben nahebrachte. Während er mit dem Kaiser Mauritius (582 bis 602) um den Besitz der römischen Save- und Donaulinie, Thrakiens und der Küsten der Propontis kämpfte, stürmten auf seinen Wink slawinische Massen, wahrscheinlich mit awarischen gemischt, nach Griechenland vor. Die byzantinischen Geschichtschreiber haben die verschiedenen Slawenstämme, welche die Länder südlich von der Donau überzogen, unter die Awaren mit einbegriffen. Bajan reizte die Slawen in den fernsten Bezirken des späteren Rußlands auf, über das griechische Reich herzufallen. So ergoß sich zwischen 588 und 591, während Mauritius gegen die Perser

kämpfte, eine awaro-slawische Völkerwoge unter entsetzlichem Verheeren über Mazedonien, Thessalien und die hellenischen Länder.

Evagrius aus Epiphania in Cölesyrien, der Zeitgenosse dieser schrecklichen Ereignisse, hat in einer Stelle seiner Kirchengeschichte berichtet, daß die Awaren Singidon, Anchialos und ganz Hellas und andere Städte eroberten und verwüsteten. Das Zusammenwerfen von „ganz Hellas" mit einzelnen Orten hat gerechten Zweifel erweckt, entweder über die Glaubwürdigkeit des Geschichtschreibers oder über die geographische Ausdehnung des von ihm gebrauchten Begriffes Hellas. Man hat daher diese Eroberungen Bajans auf Dardanien, Mösien, Thessalien und Thrakien beschränken wollen.

Die Verfechter des Slaweneinbruchs in Hellas um 588 oder 589 — und er ist in jedem Falle auch für die Geschichte Athens von Bedeutung — haben ihre Ansicht durch ein gewichtiges Schriftstück zu stützen gesucht, welches erst dem elften Jahrhundert angehört. Im Jahre 1081 erließ nämlich der byzantinische Patriarch Nicolaus II. ein Synodalschreiben an Alexius Komnenos, worin er sagte, daß vom Kaiser Nicephorus I. (802 bis 811) das Bistum Patras mit Metropolitanrechten über andere Bistümer ausgestattet worden sei, weil jene Stadt durch die wunderbare Hilfe ihres Schutzpatrons Andreas die Awaren siegreich zurückgeschlagen habe. Diese aber hätten den Peloponnes 218 Jahre lang innegehabt und vom byzantinischen Reich so vollkommen losgetrennt, daß kein Romäer dort seinen Fuß habe hinsetzen können.

Da die Belagerung der Stadt Patras durch die Slawen oder Awaren im Jahre 807 stattgefunden hat, so würde der Zeitraum der Slawenherrschaft im Peloponnes von 218 Jahren mit demselben Jahre 589 begonnen haben, in welches der große Barbarensturm zu setzen ist. Der Bericht des Patriarchen, der erst am Ende des elften Jahrhunderts geschrieben ist, enthält jedoch manche Unrichtigkeiten, denn daß während jenes Zeitraums kein Byzantiner den Peloponnes betreten hat, wird durch Tatsachen widerlegt. Die Barbaren haben niemals Korinth und Patras, Nauplion und Argos, Chalkis, Theben und Athen in Besitz gehabt. Immer behauptete sich dort die byzantinische Regierung und die griechische Nation.

Was die Stadt Athen betrifft, so sind ihre Schicksale in jenem Zeitalter von so undurchdringlicher Nacht bedeckt, daß die ungeheuerliche Ansicht aufgestellt und auch geglaubt werden konnte, sie sei vom sechsten bis zum zehnten Jahrhundert eine

unbewohnte Waldwildnis gewesen und endlich sogar von den Barbaren durch Feuer vernichtet worden. Die Beweise ihres Fortlebens auch in den finstersten Zeiten sind unumstößlich geliefert worden, aber was kann das Verschwinden Athens aus dem historischen Bewußtsein der Welt schlagender bezeichnen als die Tatsache, daß man erst solcher Beweise bedurft hat, nur um darzutun, die ruhmvollste Stadt der geschichtlichen Erde habe überhaupt noch fortgedauert? Der Strom der historischen Kunde von Athen versiegt für lange Zeit oder er fließt nur so spärlich wie das Wasser des Ilissos in seiner Felsenrinne. Seit Dexippus fand sich entweder kein Athener und Grieche, der es der Mühe für wert gehalten hätte, der Nachwelt einen Bericht von dem Zustande der Stadt des Solon und Perikles zu hinterlassen, oder solche chronistische Aufzeichnungen sind nicht bis zu uns gelangt. In jenen Jahrhunderten ist überhaupt die byzantinische Geschichtschreibung höchst dürftig und mangelhaft. Athen selbst war zu einem unwichtigen Orte herabgesunken, in einem Winkel Griechenlands vom geräuschvollen Schauplatz der Völkerkämpfe an der Donau und dem Bosporus weit abgelegen. Nur ihr erlauchter Name, ihre großen Erinnerungen und ihre herrlichen Monumente hätten ihr noch für das Empfinden gebildeter Menschen einigen Wert verleihen können, wenn nicht auch das Bewußtsein von der Bedeutung jener Denkmäler im Gedächtnis barbarischer Zeitalter erloschen oder doch verdunkelt gewesen wäre.

Den byzantinischen Geschichtschreibern bot die Stadt Athen nur selten eine Veranlassung dar, um sich mit ihren Angelegenheiten auch nur flüchtig zu beschäftigen. Dies gilt vom Lande der Hellenen überhaupt. Die griechischen Kaiser waren unablässig bemüht, Awaren und Bulgaren, Slawinen, Hunnen und Sarazenen von den Mauern Konstantinopels abzuwehren; in der Zeit, als nicht nur Mazedonien ein Slawenland war, sondern auch Hellas und der Peloponnes von Barbarenschwärmen durchzogen und teilweise bevölkert wurden, konnten diese äußersten Provinzen fast als verlorene Glieder am Körper des Reichs betrachtet werden. So geschichtlos wurde Griechenland seit dem siebenten Jahrhundert, daß die Namen italienischer Städte wie Ravenna, Benevent und Kapua, Tarent, Bari und Syrakus von den Chronisten des Reichs öfter genannt werden als Korinth, Theben, Sparta und Athen. Nun hat aber kein einziger dieser Geschichtschreiber von einer Eroberung oder Verwüstung Athens durch fremde Völker berichtet; ein solches Ereignis würde doch wohl irgendwo verzeichnet worden sein. Es kann daher höch-

stens von flüchtigen Streifzügen der Awaren und Slawen nach Attika, niemals von einer Unterjochung und Besitznahme der Stadt Athen durch sie die Rede sein.

2.

Im siebenten Jahrhundert fällt aus zerstreuten Kunden ein Lichtschein auf Athen und zeigt den Fortbestand der erlauchten Stadt und ihres Volks. Sie erfuhr sogar die Ehre, von einem byzantinischen Kaiser besucht zu werden.

Den Enkel des Heraklius, den mit dem Kainsmal des Brudermordes gebrandmarkten Constans II., welcher an die Araber im Jahre 653 Cypern und Rhodus verlor, bewogen vielleicht weniger der Haß des Volks und eigene Gewissenspein als politische Absichten zu einer Kriegsfahrt nach dem Abendlande. Er schiffte sich mit einer Flotte in Konstantinopel ein, um zunächst nach Sizilien sich zu begeben und dann die Langobarden aus Süditalien zu vertreiben. Er landete im Hafen Piräus im Winter 662, und bis zum Frühjahr blieb er in Athen. Mit Ausnahme des Isauriers Zeno, der im Jahre 486 nach Hellas und dem Peloponnes und daher wohl auch nach Athen gekommen war, hatte kein Kaiser mehr das vernachlässigte Griechenland besucht. Deshalb war die Reise Constans II. dorthin ein geschichtliches Ereignis. Die Gründe, die ihn bewogen, gerade in Athen einen längeren Aufenthalt zu nehmen, können wohl nur darin gesucht werden, daß sich ihm dieser Ort als die geeignetste, auf seinem Wege gelegene Station darbot, wo er überwintern konnte. Der Piräus aber, welcher seine Flotte aufnahm, muß zu jener Zeit noch als ein sicherer Kriegshafen benutzt worden sein.

Das Erscheinen des Kaisers Constans in Athen reizt unsere Vorstellung nicht minder als sein späterer Besuch in Rom. Was war damals von den Denkmälern und Kunstwerken übriggeblieben, die Himerius und Synesius zu ihrer Zeit betrachtet hatten? Welche Gestalt hatte die von Justinian neubefestigte Akropolis, als sie der griechische Kaiser mit seinen Höflingen und Trabanten bestieg, um, vom Bischof und der Geistlichkeit Athens mit knechtischen Ehren empfangen, im Parthenon der Panagia Atheniotissa sein Gebet darzubringen? In welchem Palast hat er seine Residenz aufgeschlagen? Geschah dies auf der Akropolis selbst, in der Wohnung des Burgvogts oder derjenigen des Bischofs? Wir wissen es nicht; denn kein Name von Athenern, keine einheimische Behörde und kein Denkmal der Stadt wird bei dieser Gelegenheit von den Geschichtschreibern

erwähnt, und kurz nichts von ihnen gemeldet als die nackte Tatsache der Anwesenheit des Kaisers in Athen. Wir wissen mehr Einzelheiten von dem Besuche, welchen derselbe Constans ein halbes Jahr später in Rom machte, da das Papstbuch und Paul Diaconus davon berichtet haben.

Das damalige Athen mußte im großen und ganzen den antiken Charakter bewahrt haben. Unter allen berühmten Städten des Altertums war vielleicht keine von den Revolutionen der Natur und Geschichte mit mehr Schonung behandelt worden. Die Zeit war an ihr ohne große Wechselfälle des Glückes vorübergegangen, und wenn das Versiegen der Lebensquellen ihr Volk gemindert hatte, so konnten doch ihre starken Bauwerke von Stein die Jahrhunderte überdauern. Tempel, Gymnasien, Säulenhallen standen noch, wenn auch verlassen und hier und da trümmerhaft, aufrecht, und Standbilder wie Inschriften riefen noch dem Athener, wenn er dies unschätzbare Museum seiner Vergangenheit durchwanderte, Namen und Taten der großen Vorfahren zu, die er selbst schon zum Teil vergessen hatte, wie der Römer die seinigen vergaß.

Da Constans II. später die Reste antiker Kunstwerke von Erz in Rom, selbst die Platten vom Dache des Pantheon raubte, so darf man glauben, daß er auch in Athen solche Schätze zusammenraffte. Hier fanden sich davon wahrscheinlich noch mehr Reste vor als in der von Barbaren und den Römern selbst fortdauernd ausgeraubten Kaiserstadt des Abendlandes. Die alten Athener hatten ihre Stadt mit Gebilden von Erz überreich ausgestattet, und diese gehörten zu den köstlichsten Werken der Kunst. Aber die Raubgier der Byzantiner, die Feindseligkeit der christlichen Priester und die Not der Bürger mußten in den zwei letzten Jahrhunderten vor Constans unter diesen Schätzen stark aufgeräumt haben. Es ist daher zu bezweifeln, daß die Agenten des Kaisers noch ansehnliche Gegenstände der Habsucht vorfanden. Wie der Erzkoloß der Pallas von der Burg verschwunden war, so fehlten dort auf ihr viele andere Bronzefiguren; schwerlich waren noch die kunstvollen Dreifüße auf den Monumenten der Tripodenstraße vollständig erhalten, schwerlich dauerten noch der eherne Zeus im Peribolos des Olympium, die Statuen des Harmodius und Aristogeiton, der Hermes, Solon, Pindar, Ptolemäos, die Tragiker und so viele andere eherne Kunstwerke in der Unterstadt.

Im Jahre 662, mehr als ein Jahrhundert nach Justinian, gab es in Athen keinen offenen Anhänger des Heidentums mehr. Doch dürfen wir dort noch versteckte Nachzügler der neuplato-

nischen Mystik suchen, die bei den Bücherrollen des Proklos saßen und den alten olympischen Göttern nachblickten. Jener letzte namhafte Philosoph der platonischen Akademie, welcher das Heidentum durch allegorische Deutung der Mythen und eine asketische Tugendlehre der christlichen Religion genähert hatte, blieb unvergessen und der orthodoxen Kirche fortdauernd gefährlich. Die meisten Ketzereien, mit denen diese zu kämpfen hatte, entsprangen überhaupt aus zwei niemals ganz versiegten Quellen, dem Neuplatonismus und dem Manichäismus. Es würde von großem Reize sein, dem geheimen Fortleben des Heidentums in neuplatonischen Doktrinen unter den Athenern während der dunklen Jahrhunderte nachzuspüren. Doch ist dies eine der schwierigsten, kaum lösbaren Aufgaben für den Forscher auf dem Gebiete der Religion und Philosophie.

Die byzantinische Kirche, erst zur Zeit Justinians aus dem heißen Kampfe mit dem Hellenentum als Alleinherrscherin hervorgegangen, hatte trotzdem die tausendjährigen Wurzeln des heidnischen Götterglaubens noch nicht überall auszurotten vermocht, und sie verhielt sich noch entschieden feindlich gegen die alten Dichter und Denker Griechenlands. Sie bezeichnete die Heiden im Reich mit dem Nationalbegriff „Hellenen“ und die heidnischen Philosophen im besondern mit dem der „Athener“. Auf dies feindliche Verhältnis wirft der berühmte Mariengesang Licht, welcher Hymnos Akatisthos heißt. Der Patriarch Sergius dichtete ihn, nachdem unter der Regierung des Heraklius der furchtbare Sturm der Awaren und Perser im Sommer 626 von den Mauern Konstantinopels siegreich abgeschlagen war. In diesem griechischen Ave Maria wird die christliche Himmelskönigin unter andern auch mit folgenden Versen angerufen:

Sei gegrüßt, die du zeigst, daß die Philosophen unweise sind;
Sei gegrüßt, die du lehrst, daß die Technologen unlogisch sind;
Sei gegrüßt, die du die Gespinste der Athener zertrennst;
Sei gegrüßt, die du die Netze der Fischer voll machst.

Da dies Marienlied, eins der schönsten in der reichen Hymnendichtung der Byzantiner, in der gesamten griechischen Kirche begeisterte Aufnahme fand, so darf man sich vorstellen, daß schon zur Zeit des Kaisers Constans auch die Gemeinde der Athener in der Parthenonkirche die Nachfolgerin der Pallas pries, weil sie die göttlichen Werke des Genies ihrer Vorfahren als Gewebe verführerischen Trugs der Dämonen zerrissen hatte.

Es mußten noch Jahrhunderte vergehen, bis die griechische Kirche die großen Philosophen und Dichter des Altertums der

Ehre würdigte, im Hofgefolge der Gottesmutter eine dienstbare Stelle einzunehmen. So sieht man sie in der Kuppel des Athosklosters Iviron, wo die thronende Jungfrau neben Engeln, Propheten und Aposteln auch von Solon dem „Athener", von Chiron, Platon und Aristoteles, von Sophokles, Thukydides und Plutarch umgeben ist. Dies war ein Zugeständnis an den unvergänglichen Wert der hellenischen Wissenschaft und ein großer Schritt zu deren Wiedergeburt im Bildungsprozeß der christlichen Welt.

Das Christentum hatte der antiken Physiognomie Athens einige neue Züge hinzugefügt, indem es Tempel zu Kirchen umgeschaffen und zwischen die Monumente des Heidentums zierliche Basiliken mit byzantinischen Kuppeln gestellt hatte. Allein die christlichen Charaktere der Stadt traten in ihr nicht so bedeutend hervor wie in Rom. Dort waren die Dome S. Peters und S. Pauls, S. Johanns im Lateran, der Jungfrau Maria und andere Kirchen neue und zum Teil großartige Bauwerke der christlichen Kunst, aber die Metropole Athens war der tausend Jahre alte Tempel der heidnischen Stadtgöttin.

Constans II. fand den Parthenon ohne Zweifel schon als christliche Kirche eingerichtet und der neuen Schutzpatronin des athenischen Volks, der Theotokos, geweiht. Daß die Kathedrale Athens ursprünglich der Hagia Sophia oder gar dem „Unbekannten Gotte" gewidmet gewesen sei, ist unverbürgt. Erst im sechzehnten Jahrhundert glaubte man das letztere aus Erinnerung an den Altar des unbekannten Gottes, von dem der Apostel Paulus geredet hat.

Über die Zeit der ersten Einrichtung der Parthenonkirche gibt es nirgends eine beglaubigte Kunde.

Die Architekten, welche die christlichen Athener dazu berufen hatten, die Nachfolger des Iktinos zu sein, sind uns unbekannt. Irgendeine spätere Sage nennt sie Apollon und Eulogios. Sie waren nicht so beneidenswert wie Anthemius von Tralles und Isidorus von Milet, die Erbauer des Sophiendoms. Diese erschufen ein neues Wunderwerk der Kunst, welches den lebendigen Geist und die Größe der griechischen Kirche wie des Reichs der Romäer vollkommen darstellte; jene verunstalteten nur den schönsten Tempel Athens und der Welt. Die Hagia Sophia besiegelte den Gedanken Constantins: sie tat dar, daß Konstantinopel die Metropole der neuen christlichen Kultur des Griechentums sei; die Parthenonkirche bewies, daß die Bedeutung, welche das Land der Hellenen oder Helladiken noch

besaß, nur in seinem Zusammenhange mit der Tradition des heidnischen Altertums lag.

Die athenischen Baumeister hatten übrigens keine zu schwere Aufgabe gehabt, da es nur darauf ankam, die antike Zelle der Parthenos in ein Gotteshaus der Jungfrau Maria zu verwandeln. Indes zog dies Unternehmen doch einen gewaltsamen Umbau des Innern nach sich. Zunächst wurde die Orientierung des Tempels umgekehrt, indem man den Eingang auf die Westseite verlegte. Der Opisthodomos wurde zum Nartex der Kirche und sein Portal zu deren Eingangstür. Die Mauer zwischen Opisthodom und Zelle ward durch eine neue große Tür durchbrochen an dem Ort, wo sich die Nische für das goldelfenbeinerne Bildwerk der Göttin befand. Aus der Zelle selbst machte man das Katholikon oder Mittelschiff, so daß auf der Ostseite des Tempels ein erhöhter Chor oder das Hagion Bema mit einer Apsis angelegt wurde. Diese Nische muß schon im siebenten Jahrhundert mit dem musivischen Bildnis der Jungfrau oder Panagia Atheniotissa geziert gewesen sein. Den Chor schloß die byzantinische Bilderwand oder Ikonostasis als Allerheiligstes ab, während hinter ihr der Altar unter einem Baldachin stand, welchen vier Porphyrsäulen mit korinthischen Kapitellen von weißem Marmor trugen. Im Halbrund waren marmorne Sitze für die Domherren aufgestellt, und im Mittelschiff befanden sich ein Ambon und der Bischofstuhl, der ein antiker Marmorsessel vom Dionysostheater gewesen zu sein scheint. Um der Kirche Licht zu geben, brachte man über der Apsis ein Fenster an, wodurch die Mitte des östlichen Frieses gestört wurde.

Dies sind die Grundzüge der christlichen Umwandlung des Parthenon zur Marienkirche, welche dann im Laufe der Zeiten noch manche Veränderung erfuhr. Ihr Ausbau war ohne Zweifel eine der größten künstlerischen Taten der Athener in dem Zeitalter Justinians. Da ihr großes Bürgertum mit der staatlichen Autonomie untergegangen war, konnte nur noch die Kirche Künstler beschäftigen. In ihrem Dienst mochte eine Schule von Meistern der Malerei und Skulptur und von Mosaizisten tätig sein, in deren Werken noch die Tradition der Alten fortlebte. Der letzte Maler von Ruf in Athen, von dem wir Kenntnis haben, war der Bithynier Hilarios gewesen, welcher bei der Goteninvasion Alarichs seinen Tod fand. Seither nennt keine Kunde irgendeinen Nachfolger des Zeuxis und Polygnot. Von den ältesten Gemälden und Mosaiken athenischer Kirchen ist leider nichts auf die Nachwelt gekommen, und auch von der kirchlichen

Skulptur jener Epoche des Überganges des antiken Stils in den Byzantinismus haben wir keine wichtigen athenischen Denkmäler.

Da unter allen Kirchen Athens keine andere als die der Jungfrau im Parthenon die Metropole der Stadt sein konnte, so nahmen die Bischöfe ihren Sitz auf der Akropolis. Dort war das Episkopium entweder neu aufgebaut oder in einer der antiken Priesterwohnungen eingerichtet worden. Sogar die Räume des Erechtheum konnten dazu benutzt werden, doch wissen wir nichts davon. In ungewisser Zeit wurde auch in diesem herrlichen Tempel eine christliche Kapelle angelegt, zu welchem Zweck man den antiken Boden vertiefte und wie beim Parthenon den Eingang auf der Westseite herstellte.

3.

Wer zur Zeit Constans II. Bischof der Stadt war, ist unbekannt. Im Jahre 680 wird Johannes von Athen auf dem ökumenischen Konzil in Byzanz bemerkt. Überhaupt entzieht sich die geistliche Wirksamkeit der athenischen Kirche im frühen Mittelalter unserem Urteil. Wie das gesamte Hellas war die Stadt der heidnischen Wissenschaft kein fruchtbarer Boden für die Erzeugung und das Wachstum der dogmatischen Theologie. Die Jungfrau Maria hatte „die Gespinste der Athener“ zerstört, und die neue Sophia wob die ihrigen in den Schulen Konstantinopels, Kleinasiens und Alexandrias, den Heimatstätten der alten Sophistik und der neuen Dogmatik, von wo Origenes, Eusebius, die beiden Gregore, Basilius der Große, Chrysostomus, Arius und Athanasius herstammten. Keins der sieben ökumenischen Konzile versammelte sich in einer Stadt Altgriechenlands. Auf diesen Synoden wurden die Grundlehren des Christentums festgestellt und jene Ketten geschmiedet, mit denen die Freiheit des forschenden Gedankens, das höchste Kleinod des Geistes der Hellenen, für alle Zeit gefesselt werden sollte. Auch die Kirche Athens hatte zu jenen Konzilien ihre Bischöfe geschickt, doch keiner von ihnen ist dort als Theologe ersten Ranges namhaft geworden.

Die ganze kirchliche Geschichte der Stadt ist für uns so inhaltsleer und stumm wie ihre bürgerliche. Nur einmal wird erwähnt, daß die Sekte der Tritheiten, eine Ausgeburt der monophysitischen Doktrin im sechsten Jahrhundert, zur Zeit des Kaisers Justinus II. (565—578) auch in Athen Eingang fand. Da diese Ketzerei das Dogma der Dreieinigkeit folgerichtig zu einem förmlichen Polytheismus von drei wesenhaften Gottheiten neben-

einander ausgestaltete, so konnte sie vielleicht eben deshalb in Athen Anhänger finden.

Keine Schule von Ruf, weder eine geistliche, noch weltliche, ist dort für uns während der dunklen Jahrhunderte irgend sichtbar. Nachdem die athenische Universität mit dem Heidentum selbst ihren geräuschlosen Untergang gefunden hatte, dauerte die Erinnerung an die Mutter der Weisheit nur noch als Sage fort, und diese erhielt sich bei den Völkern des Abendlandes das ganze Mittelalter hindurch. Sie begegnet uns zuerst in der Lebensgeschichte des heiligen Gislenus. Die Legende desselben erzählt, daß dieser in Attika geborene Grieche von vornehmer Abkunft, welcher um 640 als Missionar nach dem fernen Hennegau verschlagen wurde und dort ein berühmtes Kloster stiftete, Philosophie in Athen studiert hatte, „der edelsten Stadt Griechenlands, die den Völkern aller Zungen die Blüte der Beredsamkeit dargeboten hat". Der Heilige selbst schrieb dem Frankenkönige Dagobert: „Ich bin ein Verbannter und Fremdling, und ich kam in dies entlegene Land aus Athen, der edelsten Stadt der Griechen."

Wenn man auch glauben darf, daß die wissenschaftliche Natur und Gewohnheit der Athener nicht mit dem Falle der platonischen Akademie erlosch, sondern daß es unter ihnen immer Lehrer der antiken Sprache und Literatur gegeben hat, daß wissensdurstige Laien wie Geistliche mit Aristoteles und Plato, mit Homer und Demosthenes sich zu beschäftigen fortfuhren und Handschriften alter Autoren kopierten, so kann doch aus den fraglichen Studien des Gislenus nicht mit Sicherheit auf die Fortdauer der klassischen Schulen Athens in einer vom Staat anerkannten Form geschlossen werden. Wir haben wenigstens keine tatsächlichen Beweise für sie, noch für den Fortbestand öffentlicher Bibliotheken. Dasselbe Dunkel bedeckt die bürgerliche Verfassung der Athener in jener Zeit. Wir wissen nicht einmal, ob die Stadtgemeinde noch von einem Rat regiert wurde oder ob der alte Senat bereits dem byzantinischen Verwaltungssystem Platz gemacht hatte. Vielleicht war dies im siebenten Jahrhundert noch nicht geschehen. Denn obwohl die städtischen Kurien Griechenlands unter dem bureaukratischen Despotismus des Kaisertums ihre alte Autonomie und Form verloren hatten, so mußten sich doch noch starke Reste davon erhalten haben. Solche dauerten während aller Jahrhunderte der byzantinischen Regierung fort, selbst nachdem der Kaiser Leo VI. (886—912) die Machtbefugnis der griechischen Gemeinden aufgehoben hatte, kraft deren der Stadtrat aus seiner Mitte angesehene Magistrate

ernannte; denn alles sollte fortan von der Einsicht und Bestimmung des Monarchen abhängig sein. Die Schwäche des kaiserlichen Regiments in den vom Mittelpunkt des Reiches entfernten Provinzen mußte es mit sich bringen, daß die Gemeinden nicht alle ihre Rechte verloren.

Im übrigen war die politische Verwaltung Griechenlands schon im siebenten Jahrhundert nicht mehr die justinianische. Infolge der durch die Slawen bewirkten Revolutionen in den Balkanländern und der Einrichtung der vielen Militärstationen und Festungslinien, welche Justinian zum Schutze der Provinzen geschaffen hatte, wurde unter seinen Nachfolgern, besonders seit Heraklius, die ehemalige Provinz Achaja in Themen eingeteilt. Der Hellenismus siegte jetzt auch in der Provinzialverwaltung über die Formen des Römertums. An die Stelle des Prokonsuls, des Präfekten und Präses traten die Strategen, welche die höchste Militär- und Zivilgewalt in ihrer Person vereinigten. In Europa gab es zwölf, in Asien siebzehn solcher Themen. Ihre Entstehung war eine allmähliche, und ihre geographische Abgrenzung erlitt mit der Zeit so viele Veränderungen, daß sie nicht festgestellt werden kann.

Altgriechenland selbst zerfiel in zwei Themen, den Peloponnes, das sechste, und Hellas, das siebente des Okzidents. Jenes umfaßte die ganze Halbinsel bis zum Isthmus, und Korinth war seine Hauptstadt. Noch durch Handel lebhaft, verdunkelte diese alle übrigen Städte Griechenlands. Sie führte den Titel Metropolis von ganz Hellas oder Achaja, während andere Städte nur Metropolen von Bezirken waren, wie Athen von Attika, Theben von Böotien, Sparta von Lakonien, Elis von Arkadien, Ägium von Ätolien.

Das Thema Hellas begriff das festländische Griechenland vom Isthmus aufwärts bis zum Peneus in Thessalien, und zu ihm gehörten Attika, Böotien, die Inseln Ägina und Euböa, Phokis, Lokris und Teile Thessaliens, soweit diese Provinz nicht zum Thema Thessalonich geschlagen war. So gleichgültig blieb für die Byzantiner das Dasein Athens, daß der gelehrte Kaiser Constantin Porphyrogennetos unter den sieben Städten, welche allein er in seiner bekannten Schrift im Thema Hellas mit Namen nennt, Athen verschwieg und statt ihrer Eleusis bemerkte. Allein auch Theben nannte er nicht mit Namen, und doch ist es kaum zweifelhaft, daß gerade diese Stadt der Sitz des Strategen von Hellas war. Sie bot die Vorteile des fruchtbaren Böotien und einer vor den unmittelbaren Streifzügen der Piraten geschützten Lage dar, während das feste Chalkis auf Euböa nicht weit ent-

fernt lag. Außerdem war die Kadmea nicht minder stark als die Akropolis Athens. Die Stadt des Kadmus begann sogar die des Kekrops zu verdunkeln, und vielleicht gab ihr die Seidenindustrie, welche Justinian in Griechenland eingeführt hatte, bereits einige Bedeutung.

Alle sonstigen bürgerlichen Verhältnisse der hellenischen Länder in der Zeit des Kaisers Constans sind uns unbekannt. Er blieb bis zum Frühling 663 in Athen. Im Jahre 657 hatte er mit den Slawenstämmen im Donaugebiet erfolgreich Krieg geführt. Würde er nicht einen Zug gegen die Slawen in Altgriechenland unternommen haben, wenn diese dort schon damals tief eingedrungen und zur Macht emporgekommen waren? Weil nichts davon verlautet, muß die Slaweneinwanderung in diesen Provinzen zu seiner Zeit noch keine gefährlichen Verhältnisse angenommen haben.

Daß der Kaiser für seinen bevorstehenden Feldzug gegen die Langobarden in Süditalien Griechenland mit Steuern und Massenaushebungen, namentlich für den Flottendienst, belastete, ist nicht zu bezweifeln. Er segelte endlich aus dem Piräus nach Tarent, bestürmte fruchtlos die Langobarden in Benevent, ging nach Rom, kehrte nach Syrakus zurück und fand dort einen kläglichen Tod von der Hand eines Sklaven, der ihn im Bade erschlug.

HELLAS UND DER BILDERSTREIT. DIE HELLENEN EMPÖREN SICH GEGEN DEN KAISER LEO III. IHRE NIEDERLAGE VOR KONSTANTINOPEL. PROZESS DER SLAWISIERUNG GRIECHENLANDS. SLAWISCHE STÄMME IM PELOPONNES. DIE SLAWENFRAGE. IN ALTGRIECHENLAND ENTSTEHT KEIN SLAWISCHES REICH. KEINE SLAWISCHEN KOLONIEN IN ATTIKA. DIE ATHENERIN IRENE ALS GRIECHISCHE KAISERIN. UNTERWERFUNG DER SLAWENSTÄMME IN GRIECHENLAND. DIE AKROPOLIS ATHENS ALS STAATSGEFÄNGNIS. NIEDERLAGE DER SLAWEN BEI PATRAS. DIE ATHENERIN THEOPHANO ALS GRIECHISCHE KAISERIN.

1.

Nach der flüchtigen Erscheinung des Kaisers Constans verschwindet Athen für uns wiederum in geschichtlose Nacht. Kein

Lichtschimmer fällt während geraumer Zeit auf die vergessene Stadt. Es ist erst infolge des berühmten Bilderstreites unter Leo III., dem Gründer der isaurischen Dynastie, daß Hellas überhaupt für Augenblicke zu eigenem Leben aufgeregt und deshalb wieder sichtbar wird.

In der Geschichte des oströmischen Imperium ist seit der Einführung der christlichen Religion keine Bewegung der Geister an Wichtigkeit jener des Bilderstreites zu vergleichen, welcher länger als ein Jahrhundert den Staat, die Kirche und die Gesellschaft der Byzantiner in Aufruhr hielt. Dieser verzweifelte Kampf der aufgeklärten Despotie mit dem kirchlichen Aberglauben brachte andere Wirkungen hervor als die Isaurier ahnten; denn mit ihm standen große Umwälzungen Europas im Kausalzusammenhange: die Losreißung des Westens von Byzanz, die Gründung der weltlichen Herrschaft des Papstes und die Schöpfung des neuen Kaiserreiches durch den Frankenkönig Karl.

Wenn der kühne Versuch der isaurischen Kaiser und ihrer Verbündeten in einem Teile des hohen Klerus und im Heer, die Idolatrie aus der Kirche zu entfernen, das Volk auf eine höhere Stufe der Sittlichkeit und des Denkens zu erheben und den Staat von den Polypenarmen des ihn aussaugenden Mönchtums loszumachen, durchgeführt worden wäre, so würde die christliche Republik schon im achten Jahrhundert eine Reformation erfahren haben, deren Einfluß auf die Völker der gesamten Entwicklung unseres Weltteils eine andere Gestalt hätte geben müssen. Der Kampf des Reformgedankens wider den Paganismus in seiner kirchlichen Gestalt ging übrigens von Kleinasien und Syrien aus, woher die Isaurier stammten. Es ist das geistig regsamere, orientalische Hellenentum gewesen, welches ihn erhob, während sich das unphilosophisch gewordene Altgriechenland auf die Seite der orthodoxen Gegner der Reform stellte.

Die Bilderverehrung war die christliche Metamorphose des plastischen und malerischen Götterkultus der Heiden; es ist daher begreiflich, daß gerade die Hellenen mit Hartnäckigkeit an jenem Dienste festhielten, in welchem ihr angeborenes Gefühl für künstlerische Form Befriedigung fand. Die Kirche ersetzte ihnen, was ehemals den Glanz der heidnischen Gesellschaft ausgemacht hatte: Feste, Theater, Musik, Künste und Mysterien. Wenn auch der byzantinische Stil der Bildnisse des Heilandes, der Jungfrau, der Engel und Heiligen von dem tiefen Verfalle der Kunst in die Barbarei Zeugnis gab, so war eben der Geschmack der Griechen gleich tief gesunken. Die Athener des achten Jahrhunderts betrachteten das musivische Bild der

Atheniotissa im Parthenon sicherlich mit derselben Andacht, wie ihre Vorfahren dort das Kunstwerk der Pallas von Phidias betrachtet hatten. Die athenische Kirche war gleich den andern in Altgriechenland strenggläubig orthodox. Sie setzte den kaiserlichen Edikten Widerstand entgegen. Während andere Provinzen sich diesen unterwarfen, trieb das Verbot der heiligen Bildnisse die Hellenen schon im Jahre 727 zur Empörung gegen den Kaiser Leo. Es ist möglich, daß sie außerdem durch schwere Mißhandlungen gereizt waren, die ihre von Byzanz vernachlässigten Städte durch die Regierung habsüchtiger Satrapen erduldeten. Seit Justinian verschärfte sich überhaupt der Gegensatz zwischen Hellenen und Byzantinern. Diese hatten schon vor dem achten Jahrhundert das Römertum und den Latinismus abgestreift, und ihre gesamte kirchliche und politische Gesellschaft war griechisch; allein sie wollten nicht als Hellenen, sondern als Römer gelten. Nichts zeigt vielleicht deutlicher, wie tief das alte Rom seine Gesetze und seinen Staatsgedanken der Welt eingeprägt hatte als die Jahrhunderte hindurch von den Byzantinern festgehaltene Erdichtung, Römer zu sein. Dieser weltgeschichtliche Begriff konnte für sie keine nationale, sondern nur eine politische Bedeutung haben. Er drückte die legitime Fortpflanzung des römischen Imperium in Konstantinopel aus, der neuen Roma, wohin der Sitz der Reichsgewalt aus der alten Cäsarenstadt durch Constantin übertragen worden war. Nach dem Falle der Ostgoten hatte Byzanz Italien und Rom als Provinzen des unteilbaren Römerreiches regiert, und noch später, nach der Erneuerung des abendländischen Kaisertums durch Karl, fuhren die byzantinischen Herrscher fort, sich als die einzig legitimen Kaiser Roms zu betrachten. Das morgenländische Reich blieb daher das Römerreich, die Romania, und seine Untertanen wurden gesetzmäßig Römer genannt. Für alle byzantinischen Geschichtschreiber waren die Griechen überhaupt „Römer". Erst im fünfzehnten Jahrhundert nannte sie Laonicus Chalkokondylas, ein Athener von Geburt, wieder Hellenen. In einer bemerkenswerten Stelle hat sich dieser Historiograph über die Übertragung des Römernamens auf Griechenland so ausgesprochen: „Nachdem die Römer die Weltherrschaft erlangt hatten, überließen sie die Verwaltung Roms ihrem Oberpriester; sie selbst führte der Kaiser (Constantin) nach Thrakien hinüber; dort machten sie, in der unmittelbaren Nähe Asiens, die hellenische Stadt Byzanz zu ihrer Metropole, und sie unternahmen den Kampf mit den sie hart bedrängenden Persern. Die Griechen vermischten sich mit den Römern, bewahrten jedoch, weil

sie in der Mehrzahl blieben, ihre Sprache und Volksart; nur ihren nationalen Namen veränderten sie; denn die Kaiser von Byzanz wollten aus Ehrfurcht Kaiser der Römer und nicht der Griechen genannt sein."

Als seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts und entschiedener mit der isaurischen Dynastie jener kirchliche, staatliche und soziale Prozeß zum Durchbruch kam, in welchem sich der romäische Byzantinismus mit dem jede andere Autonomie aufsaugenden Mittelpunkt Konstantinopel herausbildete, mußte sich der Widerspruch Griechenlands dagegen noch mehr vertiefen.

Es ist sehr merkwürdig, daß in derselben Zeit, wo der vorsichtige Papst Gregor II. die von den Verboten des Bilderkultus aufgeregten byzantinischen Provinzen Italiens davon zurückhielt, Leo III. für abgesetzt zu erklären und einen neuen Kaiser orthodoxen Glaubens aufzustellen, die Ausführung dieses rebellischen Planes von den mißachteten Hellenen wirklich gewagt wurde. Diese waren die Legitimisten im byzantinischen Reich; vom Bewußtsein des alten Adels ihrer Abkunft erfüllt, haßten sie die Byzantiner als ein Bastardgeschlecht von Emporkömmlingen mit einem Kaiser, der selbst ein isaurischer Barbar war. Ohne Zweifel standen sie auch mit Rom in geheimer Verbindung, und nichts konnte dem Papst erwünschter sein als der Sturz seines kaiserlichen Feindes durch die Griechen selbst. Seine Jurisdiktion erstreckte sich noch immer über die Bistümer in Mazedonien und Illyricum mit der Metropole Thessalonich, und über das eigentliche Griechenland mit der Hauptstadt Korinth. Erst infolge seines heftigen Widerspruchs gegen die bilderstürmenden Kaiser erlosch die geistliche Oberhoheit Roms in den griechischen Provinzen des Reichs.

Die Vorgänge jener Empörung der Hellenen gegen Leo III. sind uns nicht genau überliefert worden. Nur so viel wissen wir, daß sich die Helladiken, wie die Griechen des Festlandes von den Byzantinern genannt wurden, und die Bewohner der Cykladen zu offenem Widerstande mit den Waffen in der Hand vereinigten. Sie rüsteten eine Flotte aus, stellten an ihre Spitze Stephanos und den Turmarchen Agellianos und segelten nach Konstantinopel, mit sich führend einen ehrgeizigen Mann Kosmas, sicherlich einen Nationalhelden, welchen sie dort zum orthodoxen Kaiser erheben wollten. Allein in einer Seeschlacht vor den Mauern der Hauptstadt, am 18. April 727, wurde die Rebellenflotte durch das griechische Feuer vernichtet. Agellianos stürzte sich verzweifelnd ins Meer, und die Häupter des Kosmas und Stephanos fielen unter dem Henkerschwert.

Die byzantinischen Geschichtschreiber haben nicht bemerkt, welche Folgen die Niederwerfung des nationalen Aufstandes für Altgriechenland gehabt hat. Da als eine seiner Ursachen das kaiserliche Verbot des Bilderdienstes angesehen werden muß, und nach der Vernichtung der Empörer Leo III. und dann sein leidenschaftlicher Sohn Constantin überall im Reiche ihre Edikte unter schweren Verfolgungen des widerspenstigen Klerus in Kraft zu setzen suchten, so wird auch Griechenland mit Trümmern des christlichen Götzendienstes bedeckt worden sein. Man hat daher geglaubt, daß in diesen Bilderstürmen auch die letzten Reste der antiken Kunstwerke in Hellas zugrunde gegangen sind. Doch konnte sich die Zerstörungswut der Ikonoklasten nicht gegen die längst unschädlich gewordenen Kultusbilder der Heiden richten, welche als öffentlicher Schmuck Konstantinopel und andere Städte des Reiches zierten und sich dort noch jahrhundertelang erhielten. Wenn Codinus erzählt, daß Leo der Isaurier viele alte Bildwerke (θεάματα ἀρχαῖα) vernichten ließ, so hat er darunter christliche verstanden, denn er bemerkt unter anderm, daß der Kaiser eine von Constantin dem Großen in der Chalke errichtete Figur des Heilandes umstürzen ließ, welche später die Kaiserin Irene durch ein Musiv ersetzte. Wo es in Kirchen und Klöstern plastische Bildwerke von Heiligen aus Holz, Stein und Metall gab, wurden sie zerstört, allein ihre Zahl mußte gering sein im Verhältnis zu den gemalten Bildnissen, mit denen die Mönche aus ihren Werkstätten und Fabriken die Kirchen versorgten. Der Zorn der Ikonoklasten traf daher wesentlich die genannten Heiligenbilder, und selbst die Mosaiken und Wandgemälde in den Kirchen wurden mit Kalk übertüncht.

Weil die Bibliotheken und Schulen im engsten Zusammenhange mit den Klöstern standen, werden deren manche im Bildersturm vernichtet worden sein. Trotzdem ist es irrig, den Ikonoklasten zum Vorwurf zu machen, daß sie die Künste und Wissenschaften der Byzantiner in Barbarei untergehen ließen. Die Isaurier waren keineswegs rohe und unwissende Männer. Die Kunst erlosch nicht in Byzanz, und aus der geistigen Erschütterung des Bildersturms entstand schon im neunten Jahrhundert eine Wiedergeburt der Wissenschaften in Konstantinopel, als ein musenfreundlicher Mäzen, der Cäsar Bardas, eine neue Akademie im Palast Magnaura stiftete, deren Haupt der Erzbischof Leo von Thessalonich wurde, und aus welcher der gelehrte Photius hervorging.

Wie weit sich die Stadt Athen an jener Empörung der Hellenen beteiligt hatte, ist uns unbekannt. Der merkwürdige Auf-

Athena Farnese

Athen, Nationalmuseum

Athena Parthenos

Thessalische Landschaft. Nach einem Gemälde von L. Dupré.
Lithographie von C. Motte

Beschießung von Athen. Zeitgenössischer Stich

stand des Jahres 727 erscheint aber wie ein plötzliches Erwachen des altgriechischen Nationalbewußtseins. Er kann zugleich zum Beweise dafür dienen, daß die Hellenen des Festlandes wie der um Samos gruppierten Inseln zu einer verhältnismäßig großen Kraft emporgekommen waren. Denn im ersten Drittel des achten Jahrhunderts gab es noch griechische Städte, volkreich und wohlhabend genug, um eine Kriegsflotte mit eigenen Mitteln auszurüsten und eine politische Revolution zu unternehmen. Die Slawen konnten demnach in jener Zeit noch nicht das nationale Griechentum zur Ohnmacht herabgebracht oder gar verschlungen haben.

2.

Der Prozeß der Slawisierung großer Gebiete in Hellas und dem Peloponnes ist überhaupt geschichtlich nicht begrenzbar, nur scheint er sich hauptsächlich im achten Jahrhundert unter der Regierung des Constantin Kopronymos (741—775) vollzogen zu haben. Im zehnten verfaßte ein Nachkomme dieses bilderstürmenden Kaisers seine Schrift über die Themen des Reichs, und darin bemerkte er vom Peloponnes, daß das ganze Land slawisch und barbarisch geworden sei infolge einer allgemeinen Pest. Diese aber hatte Konstantinopel und Griechenland seit 746 in entsetzlicher Weise entvölkert.

Demnach war die Ansicht byzantinischer Ethnographen diese, daß die durch jene furchtbare Seuche in der Bevölkerung des griechischen Festlandes entstandenen Lücken durch eine besonders massenhafte Einwanderung von Slawen ausgefüllt wurden. Es konnte sogar die byzantinische Regierung selbst sein, welche Slawenstämmen von Thessalien her in den verödeten Gebieten Ländereien anwies, wo sie dann nicht die Städte, sondern nur das offene Land als Hirten und Ackerbauern besetzten. Auch die Serben und Kroaten hatten im siebenten Jahrhundert ihre Sitze unterhalb der Save in Illyricum keineswegs erobert, sondern mit Erlaubnis des Kaisers Heraklius als Ansiedler besetzt, ohne alte, feste Seestädte an der Adria, wie Ragusa, Spalato, Trau und Zara, jemals in Besitz zu nehmen.

Derselbe Kaiser Constantin Kopronymus konnte übrigens das durch die Pest gelichtete Konstantinopel dadurch ergänzen, daß er Menschen aus hellenischen Ländern und Inseln dorthin verpflanzte. Daher kann Griechenland nicht so völlig verödet gewesen sein. Daß sich aber slawinische Stämme dort niedergelassen hatten, ist als sicher anzusehen. Wenn auch wegen der

mangelnden geographischen Kenntnisse des Abendlandes kein besonderer Wert darauf zu legen ist, daß in dem von einer Nonne verfaßten Bericht über die Reise Wilibalds zwischen 722 und 725 die Küste der Argolis, wo Monembasia liegt, durchaus als „terra slavinica" bezeichnet wird, so ist doch diese Benennung nicht als durchaus grundlos anzusehen. Eine teilweise Kolonisierung griechischer Landschaften durch Slawen muß vielmehr auf geschichtlich unbemerkte Weise lange vor jener Pest stattgefunden haben; nur nötigt die bestimmt ausgesprochene Ansicht eines gelehrten byzantinischen Kaisers zu der Annahme, daß sie ihren Höhepunkt erst mit der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts erreicht hat. Im zehnten war Altgriechenland von Slawenstämmen überzogen. Ein byzantinischer Scholast, welcher einen Auszug aus Strabo machte, konnte sagen: „auch jetzt sind fast ganz Epirus und Hellas, der Peloponnes und Mazedonien von den Skytho-Slawen bewohnt." Von Elis redend, bemerkte derselbe Autor: „jetzt besteht nicht einmal mehr der Name der Pisaten, Kaukonen und Pylier, denn all dies haben die Skythen in Besitz."

Im Angesicht solcher Zeugnisse der Byzantiner und der Ortsnamen, welche die slawischen Bebauer griechischer Gaue als Denkmäler ihres Daseins dort zurückgelassen haben, muß die Slawisierung althellenischer Länder als geschichtliche Tatsache betrachtet werden. Ihre Wirkung auf das griechische Volk ist so stark übertrieben worden, daß die Gegner der irrigen Doktrin Fallmerayers von der vollständigen Ausmordung der Hellenen durch die Slawen dadurch zu dem heftigsten Widerspruch aufgereizt worden sind. Ein berühmter griechischer Forscher hat schließlich die Ansicht ausgesprochen, daß es geschichtlicherweise keine slawische Frage in Griechenland gibt, weil niemals wirkliche Slawen in den Peloponnes eingedrungen sind; vielmehr seien die dort eingewanderten Stämme von den Byzantinern nur aus Haß gegen die Hellenen Slawen genannt worden und als Albanesen anzusehen.

Die Albanesen, welche schon Ptolemäus kannte, werden in der Geschichte als unabhängiges Volk nicht vor dem elften Jahrhundert bemerkt. Sie hatten in Epirus und Albanien die Stürme der Völkerwanderung überdauert als der einzige altillyrische Stamm, der seine Eigenart erhielt, wenn er auch vielfach mit slawischen Elementen durchsetzt sein mochte. Außer ihnen behaupteten sich die Wlachen, Abkömmlinge römischer Kolonisten, ein Hirtenvolk, welches von den Hochtälern des Rhodope und Pindus in das niedere Thessalien einwanderte, so daß dieses

Land Großwlachien genannt wurde. Später, im vierzehnten Jahrhundert, zogen Albanesen massenhaft erst in Thessalien, dann auch in Altgriechenland ein.

Die heutigen Hellenen betrachten dieselben als ihre Stammverwandten, nicht nur wegen ihrer heldenhaften Teilnahme an dem Befreiungskampfe, sondern um ihrer illyrischen Herkunft willen. Allein um diese Kolonisten von durchaus barbarischer Art, die eine den Griechen völlig fremde Sprache redeten, als Stammgenossen anzusehen, hätten die Griechen im Mittelalter doch wohl einiger antiquarischer Studien bedurft, welche sie belehrten, daß für Herodot die Thesproten und Molosser und für Plato die epirotischen Athamanen Hellenen gewesen waren. Dem Strabo galten die Epiroten freilich nicht als solche. In der ganzen Zeit vor dem Befreiungskriege bestand zwischen den skypetarischen Einwanderern und den Bewohnern Altgriechenlands ein durchaus feindseliges Verhältnis. Als sich die Albanesen des Peloponnes im fünfzehnten Jahrhundert gegen die griechischen Despoten empörten, nannte sie der Geschichtschreiber Phrantzes ein ruchloses Menschengeschlecht und ihre Sprache barbarisch.

Die Byzantiner faßten übrigens den ethnologischen Begriff der Slawen und Slawinen in sehr weitem Sinne auf und verbanden ihn mit Hunnen (Awaren) und Skythen. Skythen aber waren für sie alle nördlichen Völker jenseits des Tanais. Nach ihrer Ansicht ergossen sich aus jenem unerschöpflichen Völkerbehältnis im Lauf der Jahrhunderte Wanderstämme ostwärts bis zum Kaspischen Meer und westwärts bis zum Ozean, und diese ursprünglichen Skythen erhielten verschiedene Namen, wie Sarmaten, Massageten, Kelten und sogar Germanen.

Da die nordische Völkerwanderung nach der Donau seit dem sechsten Jahrhundert auch turanische, finnische und hunnische Steppenvölker in ihren Strudel zog, so kann die slawische Bevölkerung in Altgriechenland mit solchen Bestandteilen gemischt gewesen sein. Wir kennen Stammnamen der mazedonischen und thessalischen Slawen, der Drogubitzen, Sagudeten, Belegitzen oder Veligosten, der Vajuneten und Berziten, aber nicht solche der barbarischen Eindringlinge in Hellas und dem Peloponnes, mit alleiniger Ausnahme der zwei Tribus der Melinger und Ezeriten auf den Abhängen des Pentedaktylos oder Taygetos, von welchem das Gebirgsland Lakoniens den Namen „Slawenland“ erhielt. Einer der gründlichsten Kenner des Slawentums ist der Ansicht, daß die Barbaren im Peloponnes Slowenen gewesen sind,

die sich in Mazedonien und Thrakien niedergelassen, und aus deren Verbindung mit der dortigen Bevölkerung die Bulgaren hervorgingen.

Diese Vermutungen können zu keinem ethnographischen Ergebnis führen. Wichtig für die Natur der geschichtlich vollkommen dunklen slawischen Kolonisation Griechenlands ist die Tatsache, daß dort während ihrer langen Dauer kein Slawenreich entstanden ist wie in Kroatien, Serbien und Bulgarien, Ländern, welche durch die Massenhaftigkeit der sie besetzenden Barbaren ihre antike Namen für immer verloren. Würde nicht ein Slawenstaat in Hellas und dem Peloponnes emporgekommen sein, wenn ein heldenhafter Häuptling sein Volk dorthin als Eroberer geführt hätte, und wenn sich dieses Volk seiner stammlichen Einheit bewußt geblieben wäre? Keine Kunde meldet von gewaltsamen Eroberungen oder zerstörenden Kriegen der einwandernden Slawen um den Besitz Griechenlands. Von keiner einzigen Stadt wird erzählt, daß sie von Slawenhorden, wie ehedem von den Goten, erstürmt und vernichtet worden sei. Kein Führer wie Asparuch oder Bajan oder Zaberchan wird in Hellas namhaft, und keiner hat sich dort zum Stifter und Nationalkönig eines Slawenreiches aufgeworfen.

Ein Groß-Zupan in Patras, Chalkis oder Theben, in Argos oder in Athen würde leicht ein gebietender Dynast geworden sein, und ein solcher in Korinth hätte der Gewaltherrscher nicht nur über alle Slawenkantone, sondern über die Hellenen im ganzen Altgriechenland werden müssen. Doch hat sich während ihrer langen Besitznahme griechischer Länder unter solchen Barbarenstämmen kaum ein ernsthafter politischer Gedanke gezeigt. Da sie ihrer nomadischen Art treu blieben und ungern in Städten lebten, haben sie in dem schönen Lande keinen Staat zu bilden vermocht wie die Goten und Langobarden in Italien, die Franken in Gallien, die Westgoten in Spanien, die Vandalen in Afrika. Sie blieben für uns geschichtlos, weniger aus Grund ihrer rohen Natur, als weil sie der Widerstand der griechischen Nation hinderte, aus dem Zustande der Hirten und Ackerbauer in einen höheren überzugehen, was sie nur vermocht hätten, wenn sie sich der festen Städte und der Häfen des Landes bemächtigten. Diese Städte aber schützten die Fortdauer des Griechentums, so daß selbst jener Ausspruch des Constantin Porphyrogennetos als übertrieben angesehen werden muß, denn er hätte nur sagen dürfen, daß der ganze Peloponnes slawisch und barbarisch geworden sei, mit Ausnahme der vielen und ansehnlichen Städte.

Die Leiden und die Verheerungen Griechenlands, die Kämpfe seines Volks mit den eingedrungenen Barbaren, seine Ausrottung in manchen Distrikten, sein Zurückweichen und seine Flucht in die festen Orte und Gebirge oder auf die Inseln hat sich die Phantasie der Geschichtsforscher unserer Zeit ausgemalt, aber kein griechischer oder byzantinischer Gewährsmann geschildert und beglaubigt. Die Slawen nahmen offene Landschaften und kleinere Städte in Besitz und bauten mit der Zeit neue Ansiedlungen. Namen von Orten, Flüssen und Bergen lehren, daß Elis, Arkadien, Messenien und Lakonien ihre massenhafteste Kolonisation erfuhr. Manche griechischen Flecken wurden slawisch umgetauft, während aus barbarischen Niederlassungen neue Dörfer entstehen konnten, allein die Geschichte kennt keine einzige große Stadt, welche in Hellas von Slawen neugegründet worden ist. Dagegen konnten noch im siebenten Jahrhundert zwei sehr ansehnliche, durchaus von Griechen bewohnte Städte im Peloponnes erbaut werden, Monembasia und Arkadia.

Wenn die slawische Niederlassung im eigentlichen Hellas nördlich vom Isthmus minder zahlreich war, so fehlt es auch hier nicht an Zeugnissen dafür. Wie das lakonische Gebirge Parnon den slawischen Namen Malevo erhielt, so nahm der böotische Helikon den Namen Zagora an. Auf den Abhängen des Götterberges, wo ehemals das Heiligtum des Apollo und der Musen stand, erhoben sich Hütten slawischer Hirten, welche ihr Vieh aus den Quellen der Aganippe und Hippokrene tränkten. Die Erinnerung an die alte Bedeutung des Berges war erloschen, und das Heiligtum der Musen bedeckte vielleicht schon eine byzantinische Kirche. Neben diesem berühmten Tempel lag das Musentheater ohne Zweifel schon lange in Trümmern; man hat dasselbe in unseren Tagen wieder entdeckt, und noch zeigt ein uralter, viereckiger Turm auf dem Gipfel eines Hügels die Stelle an, wo einst Askra stand, die Vaterstadt des Hesiod.

Keine Kunde meldet, daß böotische Städte wie Lebadea, Orchomenos, Chäronea oder Theben von Slawen jemals besetzt worden sind. Die Kadmea, welcher die Kriegsvölker Alarichs vorbeigezogen waren, hat sich als wahrscheinlicher Sitz des byzantinischen Strategen von Hellas während der slawischen Einwanderung als Griechenstadt behauptet, wie Korinth, der Vorort des Thema Peloponnes, wie Chalkis auf Euböa und Patras in Achaja. Daß aber Slawen am Kopaissee sich niedergelassen hatten, soll dessen von dem Wort „topol“ (Pappelbaum) abzuleitender neuer Name Topolja beweisen. Platää vertauschte seinen alten

Namen mit Kochla, wie Mykenä mit Chravati und Olympia mit Miraka.

Megara scheint von slawischen Kolonisten frei geblieben zu sein. Was Attika betrifft, so hat selbst Fallmerayer erklärt, daß die Spuren nordischer Ansiedlungen dort nicht in gleichem Maße wie in Böotien und Arkadien, und überhaupt gar nicht zu finden sind, die böotische Grenze ausgenommen. Dort sind nichtslawische Ortsnamen entstanden wie die peloponnesischen Wolgast, Goritza, Granitza, Krivitza, Glogova, wie Podagora, Varsova, Sklabitza, Kamenitza, Krakova, Chlemitza, Nezero, Rachova, Lukaviza, Khlomo usw.

In den Trümmern der alten Mysterienstadt Eleusis will man eine slawische Inschrift gefunden haben, allein diese rohen, fast wie Runen aussehenden Wortzeichen auf einem Marmorblock sind, wenn sie wirklich als slawisch gelten dürfen, das einzige Seitenstück zu einer andern Inschrift geblieben, die an den Grenzen Arkadiens gefunden wurde.

In der Stadt Athen ist weder eine kriegerisch feindliche noch eine friedliche Einwanderung von slawischen Stämmen irgend erweisbar. Man könnte glauben, daß die Athener solchen Barbaren den Einzug in ihre Ebene sperrten, indem sie die Pässe nach Böotien verschlossen; jedoch ist es einfacher, den Mangel barbarischer Niederlassungen im athenischen Gebiet aus der Dürftigkeit des Bodens zu erklären, welche schon im hohen Altertum fremde Ansiedler von diesem Lande entfernt gehalten hatte. Im Pedion Attikas haben sich keine slawischen Ortsbezeichnungen vorgefunden. Niemals ist daselbst der Demos Khephisia mit seinem antiken Namen verschwunden. Selbst das heutige Marusi bewahrt noch in dem seinigen die Erinnerung an den Tempel der Arthemis Amarusia und Herakli diejenige an das Heiligtum des Herakles. In der Diakria, der Landschaft jenseits des Hymettos am Meere Euböas, erhielten sich die altgriechischen oder neugriechisch umgestalteten Ortsnamen.

Der Demos Araphen lebt noch heutigentags in Raphina fort, Thorikos in Thoriko, Anaphlystos in Anabyso. Der Demos Pentele dauert in dem Klosterort Mendeli fort, wie Apollonia in Paloi und Prasiai in Prasas, wie Gargettos in Garittos und Alopeke in Ampelokipoi. Wenn es auch ungewiß ist, ob das Vorgebirge Sunion, welches die italienischen Seefahrer von dem Rest des Tempels der Athene in ihrer Sprache „Capo delle colonne“ nannten, bei den Griechen noch seinen antiken Namen behalten hatte, so gab es doch keine Zeit, wo diese Marathon und die Bedeutung des dortigen Tumulus vergessen konnten. Wie jener

Name noch heute im Dorfe Marathonas weiterlebt, so erinnert noch daselbst Inoi an das verschwundene Oinoe der ionischen Tetrapolis. Freilich hat man behauptet, daß einige fremdartige Namen von Orten auf der Ebene Marathons, wie Vrana, Zastuni, Varnabe, Mazi, Tzioura, slawisch seien. Selbst wenn dies richtig wäre, was noch nicht erwiesen ist, so bliebe es doch immer Tatsache, daß, wenn überhaupt Slawen auch in Attika eingewandert waren, sie hier niemals so massenhafte Niederlassungen gegründet haben wie die Albanesen im vierzehnten und siebzehnten Jahrhundert, welche die ehemaligen Demen Attikas bis nach Athen hin ohne Kampf in Besitz nahmen. Wie diese Albanesen zu ihrer Zeit von den griechischen und fränkischen Fürsten und später auch von den türkischen Machthabern in Hellas und dem Peloponnes bereitwillig als Kolonisten aufgenommen wurden, um verödete Landschaften neu zu bevölkern, ganz so kann man sich in vielen Fällen auch die slawische Einwanderung in Griechenland als eine friedliche vorstellen. Die Athener hielten jedoch ihr Stadtgebiet vom Korydallos bis zum Hymettos und vom Pentelikon bis zum Piräus von den slawischen Gästen frei. Daß dies geschehen ist, daß Athen zu keiner Zeit von jenen Barbaren besetzt gewesen ist, sondern sich als wesentliche Griechenstadt, wenn auch mit manchen fremden Bestandteilen durchsetzt, immer erhalten hat, gleich Thessalonich, Patras und Korinth, ist heute als unumstößliche Tatsache anzusehen. Wir werden später bemerken, daß sich in dem Register der Kirchengüter des griechischen Erzbistums Athen, welches die Lateiner im Jahre 1205 in der Kanzlei der Metropole vorfanden, und das daher viel älter ist als dieses Jahr, unter den Namen der Orte und Klöster Attikas altgriechische und neugriechische Namen, aber keine slawischen Ursprungs vorfinden.

3.

Gerade in der Zeit, als sich slawische Stämme durch die griechische Halbinsel verbreiteten, wurde im Jahre 752 Irene geboren, die zweite Athenerin, welche das byzantinische Perlendiadem getragen hat. Das ihr plötzlich zugefallene glänzende Los erinnert, wie ihre wechselvollen Schicksale, vielfach an jene der berühmten Philosophentochter Athenaïs-Eudokia. Beide Athenerinnen zeichnete seltene Schönheit aus, und daß auch der Verstand Irenes mehr als gewöhnlich war, hat sie durch ihren Ehrgeiz, ihre Willenskraft und Herrschsucht hinlänglich dargetan. Nur das Maß der Bildung dieser Frauen war ungleich. Denn

mehr als dreihundert Jahre nach Athenaïs konnte sich die Erziehung Irenes zu jener ihrer Vorgängerin nur verhalten wie die Klosterschule des barbarisch gewordenen Athen zur Akademie der letzten Platoniker.

Irene war siebzehn Jahre alt und befand sich in Athen, als sie der Kaiser Constantin (Kopronymos) zur Gemahlin seines Sohnes erwählte. Wenn es nicht ein Zufall war, der dem Monarchen eine Tochter gerade desjenigen Landes zuführte, welches mit Entschiedenheit der Partei der Bilderfreunde angehörte, so konnte ihn leicht die Absicht leiten, die Hellenen durch diese Wahl mit Byzanz zu versöhnen. Er ehrte dieselben zugleich als die altgriechische Nation, die lange Zeit von den Byzantinern zurückgesetzt worden war, und zeichnete im besonderen ihre ruhmvolle Metropole Athen aus.

Die Vaterstadt Irenes war denn doch nicht so ganz verschollen und vergessen, daß sie mit der Weltstadt am Bosporus nicht mehr in Verbindung stand, noch war sie in solche Armseligkeit verfallen, daß es in ihr keine angesehenen Familien mehr gab. Wir kennen freilich diejenige Irenes nicht; das Haus der Sarantapechi war mit ihr nahe verwandt, doch mag sie dasselbe erst als Kaiserin groß gemacht haben. Sie konnte sogar niedriger Abkunft sein, denn das Vorurteil der Mißheirat war am byzantinischen Hofe unbekannt. Vor ihr waren Frauen aus dem Staube auf den Kaiserthron gestiegen, und nach ihr verdankte, im zehnten Jahrhundert, die Spartanerin Theophano nur ihrer Schönheit das Diadem. Auch geschah es nicht selten, daß in orientalischer Weise Kaiser für sich oder ihre Söhne eine förmliche Brautschau im Reiche hielten, und bei einer solchen kann auch Irene entdeckt worden sein und das große Los gezogen haben.

Sie war elternlos wie Athenaïs, als sie dasselbe unverhoffte Glück zur Kaiserbraut machte. Unter dem Geleit vieler schön geschmückter Schiffe wurde die Athenerin erst nach dem Palast Hieron auf der asiatischen Seite des Bosporus und dann nach Byzanz geführt, wo sie einen prachtvollen Einzug hielt. Am 3. September 770 feierte sie ihre Vermählung mit dem Kaisersohne Leo, und am 17. Dezember wurde sie im Augusteum als Augusta gekrönt.

Sie fand in Konstantinopel die Partei der Ikonoklasten herrschend, denn der aufgeklärte Kaiser Constantin, dem die erbitterten Mönche den Schimpfnamen Kopronymos angeheftet haben, und welchen Theophanes den Vorläufer des Antichrist nannte, hatte die Bilderverbote seines Vaters Leo III. noch lei-

denschaftlicher fortgesetzt und ohne Erbarmen das widerstrebende Mönchtum und den Klerus verfolgt. Aber Irene brachte aus ihrer Heimat Athen andere Neigungen mit sich, denn die Stadt der Philosophen verteidigte jetzt die Bildnisse und Figuren der christlichen Mythologie nachdrücklicher gegen die Edikte der isaurischen Kaiser, als sie ein paar Jahrhunderte früher die heidnischen Nationalgötter gegen die Theodosianer hatte verteidigen können.

Wenn wir das Dunkel der Geschichte Athens und anderer griechischer Städte im achten Jahrhundert aufzuhellen vermöchten, so würden wir daselbst wohl eine mit Rom verbundene mächtige Ikonodulenpartei entdecken, welche von den eifrigen Bischöfen und den Mönchen geführt wurde. Diese Partei hatte die erlittenen Verfolgungen bereits durch den Aufstand unter Kosmas und Agellianos zu rächen versucht, und wahrscheinlich galten die bei den Byzantinern lange Zeit als Heiden angesehenen Athener jetzt im allgemeinen als Ikonodulen. Daher mußte Irene vor ihrem bräutlichen Einzuge in die Hauptstadt den Bilderdienst feierlich abschwören, durchaus wie Athenaïs vor ihrer Vermählung mit Theodosius II. dem alten Heidenglauben durch die christliche Taufe entsagt hatte. Mit dem römischen Papsttum im Bündnis brach Irene später ihren Eid.

Nachdem Constantin Kopronymos im Jahre 775 gestorben war, wurde ihr Gemahl Leo IV. Kaiser, ein wohlwollender Fürst, sanft und schwach, wie Theodosius II. es gewesen war, während die Kaiserin Irene den energischen Herrschersinn der Pulcheria zeigte, ohne deren Tugenden zu besitzen. Unter dem Einfluß seiner Gemahlin milderte Leo IV. die strengen Gebote seines leidenschaftlichen Vaters. Er starb schon im Jahre 780, worauf Irene, von der wieder erstarkten Partei der Bilderfreunde unterstützt, die Vormundschaft über ihren Sohn Constantin erhielt, dessen Mitregentin wurde und eigentlich das Reich regierte.

Als Athenerin hatte sie dieselbe ihr naheliegende Veranlassung, die Wohltäterin ihres vernachlässigten Vaterlandes zu sein, wie Athenaïs nach der Invasion der Goten Alarichs.

Sicher war es ein Zeugnis ihrer Heimatliebe, daß sie zuerst die Unterwerfung der Slawenstämme in Griechenland unternahm, und weil sie dies tat, mußten jene dort zu großer Kraft emporgekommen sein. Der kaiserliche Schwiegervater Irenes, der tapfere Bezwinger der Araber und Bulgaren, hatte im Jahre 758 die mazedonischen Slawen bekriegt; doch es wird nicht gemeldet, daß er auch ihre Stammgenossen weiter unten im eigentlichen Griechenland angegriffen habe. Diese waren wohl zu

seiner Zeit der byzantinischen Staatsgewalt noch nicht besonders wichtig oder gefährlich erschienen. Dagegen scheint Altgriechenland 28 Jahre nach dem Tode jenes Kaisers Constantin Kopronymos durch wiederholtes massenhaftes Nachströmen der Slawinen so ganz in die Gewalt der Barbaren gekommen zu sein, daß diese Provinzen von den Byzantinern wie ein feindliches Land behandelt und erobert werden mußten.

Die slawischen Ansiedlungen breiteten sich über die ganze Halbinsel aus. Immer mehr griechische Orte wurden eingenommen und sogar die Seestädte mit Eroberung bedroht. Heiße Kämpfe mögen zwischen den Griechen und Barbaren stattgefunden haben; denn diese begannen aus Kolonisten zu Gebietern zu werden, und sie drohten mit der Zeit ein Slawenreich aufzurichten. Die steigende Gefahr machte jetzt die kaiserliche Regierung ernstlich besorgt, während der Hilferuf der Hellenen gerade bei der Athenerin Irene bereitwillige Erhörung finden mußte. Sie schickte im Jahre 783 zahlreiche Truppen nach Griechenland unter dem Befehl ihres Kanzlers und Günstlings, des Patriziers Staurakios. Dieser General unterwarf erst die Slawinen in Thessalien und Hellas, zwang sie zum Tribut und zog dann über den Isthmus auch in den Peloponnes. Mit reicher Beute beladen und mit vielen Gefangenen kehrte er von dort wie aus einem eroberten Lande zurück, um im Januar 784 einen Triumphzug durch den Hippodrom Konstantinopels zu halten. Alle genaueren Nachrichten über diesen Kriegszug fehlen. Weder Korinth, noch Theben, noch Athen werden bei dieser Gelegenheit genannt.

Die Stadt Athen hat wohl mehrfach die Gunst der Kaiserin erfahren. Wenn der Bau von Kirchen eine Wohltat für sie sein konnte, so werden die Athener sich dessen zu erfreuen gehabt haben. Man schreibt Irene solche zu wie der Athenaïs. Daß sie immer in Verbindung mit ihrer Vaterstadt blieb und auf deren Ergebenheit rechnen konnte, zeigte sich bei Gelegenheit tragischer Ereignisse in der Familie ihres Schwiegervaters. Ihr Sohn, der Kaiser Constantin VI., hatte seine Oheime, die fünf Söhne des Constantin Kopronymos, aus Argwohn, daß sie es auf seinen Thron und sein Leben abgesehen hätten, mit wahrhaft asiatischer Grausamkeit blenden oder verstümmeln lassen. Dann war er selbst, fünf Jahre später, am 19. August 797, von seiner eigenen herrschsüchtigen Mutter mit gleicher Barbarei geblendet worden. Hierauf exilierte die Kaiserin jene unglücklichen Prinzen im November 797 nach Athen. Politische Gefangene verbannte man damals nach verschiedenen Orten des Reichs,

nach Thessalonich, Cherson, Epidamnus und nach fernen Inseln. Wenn nun Irene Athen zum Ort des Exils ihrer Schwäger wählte, so tat sie das, weil sie der Treue ihrer Vaterstadt versichert war. Damals scheint ihr Verwandter, der Patricius Constantin Sarantapechos, Befehlshaber der Stadt gewesen zu sein. Die fünf Brüder, die letzten legitimen Erben des Hauses der Isaurier — die beiden ältesten waren Nicephorus und Christophorus — schmachteten in der Akropolis. Trotzdem fanden sie Gelegenheit, heimliche Verbindungen mit Slawenfürsten anzuknüpfen. Diese aber faßten im Einverständnis mit einer Partei unter den Griechen den kühnen Plan, die Verbannten zu befreien und einen von ihnen zum Kaiser auszurufen. An der Spitze der Verschwörung stand Akamir, einer der wenigen Slawenzupane in Griechenland, welche namentlich bekannt geworden sind.

Demnach hatte der Kriegszug des Staurakios die Macht der Slawen keineswegs gebrochen. Akamir herrschte in Belzetia, einer Landschaft im südlichen Thessalien, wo unter den slawischen Stämmen, die im Jahre 676 Thessalonich bedrängt hatten, die Bjelezigen namhaft waren. Sie bauten Velestino beim alten Pherä unweit des Pagasäischen Golfs, dem sie den Namen Volo gaben.

Dieser Slawenstamm hatte seine Sitze schwerlich bis nach Böotien und Attika vorgeschoben, wenn auch sein Machteinfluß so weit reichen konnte. Die Absicht der Verschworenen wurde entdeckt und wahrscheinlich von den Anhängern Irenes in Athen der byzantinischen Regierung mitgeteilt. Hierauf schickte die Kaiserin den Spathar Theophylactus, den Sohn des Sarantapechos, zur Untersuchung nach Athen. Entweder ergab diese, daß die Prinzen auch hier eine Partei gewonnen hatten, oder ihr Verbannungsort erschien jetzt nicht mehr als sicher, denn die Unglücklichen wurden nach Panormus fortgeschafft. Da sie auch dort noch später den Argwohn des Kaisers Michael erregten, beschlossen sie endlich ihr jammervolles Leben im Kerker zu Aphusia.

Irene selbst büßte ihre Verbrechen durch ein schmachvolles Ende. Eine Revolution erhob am 31. Oktober 802 den Logotheten Nicephorus auf den Thron, und dieser verbannte die Kaiserin erst auf die Prinzeninsel, dann nach Lesbos, wo sie am 9. August 803 starb. Ihre Leidenschaften und Frevel, ihre Herrschsucht, Ränke und wechselvollen Schicksale haben diese Athenerin eines wahrhaft barbarischen Zeitalters zu der hervorragendsten Frauengestalt des byzantinischen Reichs gemacht, um so mehr, als der größte Monarch des Abendlandes einen Augenblick daran

dachte, sich mit ihr zu vermählen, um dadurch die beiden Hälften des Römerreiches wieder zu vereinigen.

Die dankbare Kirche hat die Mörderin des eigenen Sohnes ohne Scham unter die Heiligen ihres Kalenders aufgenommen; dies war ihr Lohn für die Wiedereinführung des Bilderkultus, welche Irene auf dem siebenten ökumenischen Konzil zu Nicäa im Jahre 787 durchsetzte. So hatte eine Athenerin die Reformation des kirchlichen Kultus verhindert und der Idololatrie wieder zum Siege verholfen. Für das griechische Reich war das Erlöschen der isaurischen Dynastie mit Constantin VI. höchst unheilvoll, denn Palastrevolutionen und wechselnde Regierungen erschütterten dasselbe gerade in der Zeit, wo Italien durch Carl den Großen mit der fränkischen Monarchie vereinigt wurde, wo das weströmische Reich sich für immer von Byzanz trennte, die Bulgaren in der Balkanhalbinsel die Herrschaft erlangten und die Sarazenen von Afrika und Spanien her Kreta in Besitz nahmen.

Auch die Slawen in Griechenland benutzten die Schwächung der Reichsgewalt, nicht nur um sich dort weiter auszubreiten, sondern sich unabhängig zu machen. Ihre Stämme bevölkerten damals große Landstriche in Elis und Messenien, aus denen die Griechen zum Teil gewichen waren. Die dortigen Slawengaue, deren geographische wie politische Einrichtung uns unbekannt geblieben ist, müssen von Zupanen oder Häuptlingen regiert worden sein, die ihre Bestätigung vom Strategen des Peloponnes empfingen und zur Zahlung eines jährlichen Tributs an den kaiserlichen Fiskus wie zur Heeresfolge verpflichtet waren. Ihre wiederholten Bestrebungen, sich den Staatsgesetzen zu entziehen, hatten die Kaiserin Irene zu ihrer Züchtigung genötigt.

Bald nach der Thronbesteigung des Nicephorus erhoben sie sich zu neuem Aufstande. Constantin Porphyrogennetos, der davon erzählt, spricht nur von den Slawen im Thema Peloponnes; er berichtet, daß sich dieselben empörten und zunächst die Besitzungen ihrer griechischen Nachbarn plünderten. Allein ihr Aufstand nahm größere Verhältnisse an, weil das Ziel desselben die Eroberung des wichtigen Hafens Patras war. Sie belagerten diese Stadt von der Landseite im Jahre 805 oder 807, während sie zur See von einer Flotte der Sarazenen unterstützt wurden, mit denen sie demnach in Verbindung getreten waren. Die Patrenser jedoch verteidigten sich tapfer, ihrem Entsatze durch den Strategen von Korinth entgegensehend. Einer ihrer verzweifelten Ausfälle zersprengte endlich das Heer der Belagerer, und das plötzliche Erscheinen des griechischen Prätors vollendete

den Sieg. So scheiterte der letzte und drohendste Versuch der slawischen Ansiedler in Altgriechenland, ihre Unabhängigkeit zu erringen. Die Befreiung der Seestadt Patras rettete nicht nur den Peloponnes, sondern auch Hellas von der Gefahr, ein slawisches Land zu werden.

Der Kaiser Nicephorus belohnte die Patrenser durch die Erhebung ihres Bistums zur Metropolis. Die unterworfenen Rebellen machte er der Kirche des heiligen Andreas, des Schutzpatrons und vermeintlichen Retters der bedrängten Stadt, leibeigen und zinsbar; man hat daher an Slawendistrikte in der Nähe derselben zu denken.

Obwohl wir keine Kunde davon haben, daß jener Sieg einen weiteren Kriegszug gegen die Slawinen in Altgriechenland zur Folge hatte, so ist das doch sehr wahrscheinlich. Als Schauplatz der Kämpfe der Griechen mit diesen im Beginne des neunten Jahrhunderts wird nur der Peloponnes und wesentlich Patras bezeichnet. Daher wissen wir nicht, ob auch Hellas davon berührt worden ist. In jedem Falle mußte die Niederlage der Slawenstämme auch dort günstige Wirkungen hervorbringen.

Die Stadt Athen war durch die kaiserliche Größe einer ihrer Töchter der Vergessenheit wieder entrissen worden, und dasselbe Glück erfuhr sie wenige Jahre nach dem Sturze der Kaiserin zum zweitenmal. Dort waren Verwandte Irenes zurückgeblieben, deren Familien durch sie ein hohes Ansehen erlangt hatten. Es lebte in Athen ihre Nichte Theophano, als Gattin eines vornehmen Mannes. Nun fügte es sich, daß Nicephorus für seinen Sohn und Mitkaiser Staurakios eine Gemahlin suchte. Er ließ Brautschau im ganzen Reiche halten, und seine Werber empfahlen ihm Theophano. Sie wurde ohne weiteres von ihrem Gemahle getrennt und am 20. Dezember 807 mit dem Cäsar vermählt. Die brutale Mißhandlung zweier schöner Hoffräulein, welche die Braut aus Athen mit sich gebracht hatte, durch den alten Lüstling Nicephorus störte die Hochzeitsfeste so wenig, daß dieser Frevel vielmehr den Höflingen zur Erheiterung diente.

Weil Theophano eine nahe Verwandte Irenes war, mochte der Kaiser zu ihrer Wahl durch die Absicht bewogen worden sein, mit dieser Verbindung die gestürzte Partei der Isaurier für sich zu gewinnen. Allein der Athenerin Theophano war nicht, wie ihrer Muhme Irene, eine lange und glänzende Herrschaft beschieden, denn wenige Jahre nach ihrer Vermählung fiel ihr Schwiegervater Nicephorus im Bulgarenkriege. Krumnus, der schreckliche Chan dieses Volkes, der im Jahre 809 Sofia zu seiner Hauptstadt gemacht hatte, war von ihm empfindlich geschlagen

worden, machte aber noch eine verzweifelte Anstrengung und siegte am 25. Juli 811 in einem nächtlichen Überfall, wo der Kaiser, sein Heer und die Blüte des byzantinischen Adels niedergehauen wurden. Der in Silber eingefaßte Schädel des Herrschers des Ostens diente seither dem rohen Bulgarenfürsten zum Trinkgefäß bei Zechgelagen. Staurakios entrann zum Tode verwundet und überdauerte den Fall seines Vaters nur wenige Monate, denn der Gemahl seiner Schwester Prokopia, der Kuropalat Michael Rhangabe, stürzte ihn vom Thron in das Grab. Die Kaiserin Theophano beschloß ihr Leben im Kloster.

So hatten drei Frauen aus Athen das griechische Kaiserdiadem getragen, Athenaïs, Irene und Theophano, und dadurch ihre Vaterstadt in immer dunkler und barbarischer werdenden Zeiten wieder namhaft gemacht. Dies ist um so merkwürdiger, als kein Athener, noch überhaupt ein Altgrieche jemals den Thron in Byzanz bestiegen, noch während der Dauer des oströmischen Reichs auf irgendwelchem Gipfel des historischen Lebens geglänzt hat.

WANDERJAHRE IN ITALIEN

*

RAVENNA.

Seit dem August des Jahres 1863 geht die adriatische Zweigbahn von Kastell Bolognese nach Ravenna. Man gelangt in diese berühmte Stadt jetzt von Bologna aus über Imola, Lugo und Bagnacavallo in wenig mehr als drei Stunden; und so ist eine der merkwürdigsten Städte des Altertums und Mittelalters, die bisher vom Menschenverkehr abgelegen und in einer nur mühsam erreichten Einsamkeit halb verschollen war, mit dem allgemeinen Leben neu verbunden worden.

Die Städte Italiens stellen fast durchweg die zwei großen Epochen der Geschichte dieses Landes in ihren Denkmälern dar: das römische Altertum und das christliche Mittelalter. Nur Ravenna ist das Monument des Überganges aus der einen Epoche in die andere und deshalb von unvergleichlichem Wert. Das römische Kaisertum in der Zeit seines Falles unter die Germanen, die erste Gründung des germanischen Königtums von Italien auf den Trümmern jenes Römerreiches, die 60jährige Herrschaft der Ostgoten und die ihr folgende zwei Jahrhunderte umfassende Despotie der Bzantiner, alle diese Epochen haben in jener einen Stadt ihr Theater gehabt und noch zahlreiche Denkmäler ihrer Geschichte in ihr zurückgelassen. Wer nach Ravenna kommt und diese Monumente so alter Zeit sieht, Grabmäler des fünften und sechsten Jahrhunderts, Kirchen strahlend von Musiven ebenderselben Zeit, wird von ihnen fast so ergriffen wie von den Resten Pompejis. Und in der Tat, Ravenna ist das Pompeji der gotischen und byzantinischen Zeit.

Die oft fast unversehrte Erhaltung dieser Denkmäler ist einem Wunder gleich zu achten, wenn man sich vorstellt, welche wilde und verwüstende Jahrhunderte darüber hingegangen sind. Sie erklärt sich für das frühere Mittelalter aus dem glücklichen Umstand, daß es den Langobarden nicht gelang, Ravenna den byzantinischen Exarchen zu entreißen. Erst im Jahre 727 oder 728 vermochte der König Liutprand dort einzuziehen, in einer Zeit also, wo diese furchtbaren Krieger bereits von der Kultur gezähmt waren. Weder er noch sein zweiter Nachfolger auf dem langobardischen Thron, Aistulf, vergriffen sich an den Monu-

menten dieser berühmten Stadt. Nur Classe, eine Vorstadt, mochte durch Liutprand zerstört worden sein.

Lange Zeit war Ravenna Sitz der byzantinischen Verwaltung Italiens, von wo aus das tief herabgekommene Rom wie eine Provinzialstadt regiert wurde. Sie genoß daher ab und zu der Fürsorge selbst byzantinischer Kaiser, welche dies Kleinod ihrer italienischen Länder anfangs mit Eifersucht hüteten. Als später mit dem Falle des Langobardenreichs und des Exarchats der Papst in Rom ihren Besitz auf Grund der Pipinischen Schenkungen beanspruchte, erhoben sich gegen diese Anpsrüche die Patriarchen oder Erzbischöfe der Stadt. Sie machten sich zu Herren der Romagna, setzten sich an die Stelle der Exarchen und behaupteten in hartnäckigem Widerstande gegen den Primat der römischen Kirche und unter den Privilegien der Kaiser lange Zeit die Herrschaft über Ravenna. Sie wetteiferten mit den Päpsten und mit Rom, indem sie die ehemalige Kaiserresidenz vor dem Verfalle schützten und mit immer neuem Schmuck versahen. Diese noch lange Zeit mächtige und volkreiche Stadt war daher zweimal die Nebenbuhlerin Roms, nämlich in der letzten römischen Kaiserzeit und in der ersten Epoche des sich bildenden Papsttums im Sinne der kirchlichen Suprematie.

Die Erinnerungen an so große und tragische Zeiten des römischen Verfalls und der Völkerwanderung, an die Epoche des Stilicho, Attila, Alarich und Genserich, oder an die Gotenherrschaft, deren unsterbliche Charaktergestalt Theodorich noch das heutige Ravenna zu beherrschen scheint, die Vorstellung ferner von dem Untergange dieser Goten und ihren gigantischen Todeskämpfen, aus denen Totila und Belisar, Tejas und Narses heldenhaft emporsteigen, sodann das fast mythisch gewordene Dunkel der byzantinischen Epoche unter den Exarchen, welches nur sparsam durch einige Chronisten erhellt wird: alles dies verleiht Ravenna einen Reiz, der mächtig aufregt, wenn man sich der Stadt nähert und ihre braunen Türme aus der stillen und sumpfigen Ebene emporragen sieht.

Wie wird eine solche Stadt aussehen, welche das Denkmal solcher Zeiten und Taten ist? Sie wird finsterer und melancholischer sich darstellen als das hochgetürmte Bologna, welches wir nur eben verlassen haben. Wenn wir nun eintreten, erfahren wir auch hier, daß die Wirklichkeit sich zur eingebildeten Vorstellung immer ironisch verhält, und daß diese eine gewisse Zeit braucht, um sich zu reinigen und der reellen Gestalt der Dinge ganz mächtig zu werden. Die Enttäuschung ist groß. Hundert andere Städte des historischen Italiens, selbst kleine Kastelle in

Grabmal der Galla Placidia in Ravenna

Grabmal des Theoderich in Ravenna

Kaiser Justinian mit Gefolge. Mosaik. Ravenna, S. Vitale

Kaiserin Theodora mit Gefolge. Mosaik. Ravenna, S. Vitale

den Gebirgen sehen auf den ersten Blick geschichtlicher, mittelalterlicher und überhaupt monumentaler aus als dies gotische und byzantinische Ravenna. Erst wenn man dessen Denkmäler aufsucht und hin und her darin wandert, fühlt man das Wehen des Hauchs alter Vergangenheit in solcher Macht, wie etwa nur in Rom allein, wo der geschichtliche Geist freilich ein universaler ist, während er in Ravenna nur einer Periode angehört, aber diese ist hier einzig ausgedrückt und vertreten.

Hier sind überall totenstille Straßen, meist von kleinen Häusern aus moderner Zeit, doch geräumig und in der Regel geradlinig gebaut, weil die Stadt auf einer Fläche liegt. Eine träumerische Versunkenheit in sich selbst, eine melancholische Verkommenheit. Auf den Plätzen hier und da wunderliche Säulen des Mittelalters, Schutzpatrone tragend; hier und da das sitzende Standbild eines um die Stadt verdienten Papstes, nachdenklich und in sich versunken, von der Zeit geschwärzt. Jede Spur der großen Epoche des guelfischen Mittelalters in Palästen oder bedeutenden Kirchen, wie sie andere Städte in so großer Fülle darbieten, ist verschwunden. Nur dann und wann ein stumpfer und gesenkter Turm oder Paläste verödeten Ansehens, doch erst aus dem 15. und späteren Jahrhunderten. In dieser Stille zahlreiche Kirchen, in halbverfallenem Zustande von außen, mit uralten, ihnen getrennt zur Seite stehenden Glockentürmen eines einfachen und rohen Ziegelbaues. Einige modern restauriert, andere in unversehrtem, eigentümlichem Stile der Gotenzeit. Alle eher von kleinen als von großen Verhältnissen; keine durch Gestalt imponierend wie ein Dom von Pisa, Siena oder Orvieto; aber innen mit byzantinischen Mosaiken bekleidet und mit figurenreichen Kompositionen geschmückt, welche einer Zeit angehören, die sonst in aller Welt nur wenige Denkmäler aufzuweisen hat. Diese uralten Kirchen scheinen wie verzaubert in unserer Gegenwart dazustehen. Sie sind es, welche die Geschichte jener Vergangenheit festhalten, und die heutige Stadt Ravenna ist kaum mehr als ihr musivisch ausgelegtes Grab.

Die Überreste des alten Ravenna der Römer sind auffallenderweise ganz verschwunden. Classe und Cesarea, einst bedeutende Vorstädte, welche mit großen Bauwerken erfüllt waren, liegen im Sumpf versenkt, und kaum eine Spur gibt von ihrem Dasein Kunde. Ravenna war einst das Avignon der römischen Kaiser. Als Honorius im Jahre 404 aus Furcht vor den andringenden Goten seine Residenz von Rom in diese Stadt verlegte, welcher damals Sümpfe, Flüsse und das Meer eine große Festigkeit gaben, verstärkte er ihre Mauern und baute sich vielleicht

selbst eine kaiserliche Residenz. Wo diese oder wo der Palast der Galla Placidia und jener Valentinians III. standen, weiß man nicht mehr, obwohl man ihren Ort bezeichnen will. Antonio Zirardini, ein Rechtsgelehrter Ravennas und ein Archäolog ersten Ranges, schrieb im Jahre 1762 sein treffliches Buch über die antiken Bauwerke seiner Vaterstadt (degli antichi edifizi profani di Ravenna), welches noch heute das beste Werk über diesen Gegenstand ist, aber seine angestrengten Forschungen vermögen nur wenig Licht über das alte Ravenna zu verbreiten.

Honorius erlebte im dortigen Kaiserpalast den ersten Fall und die Plünderung Roms durch die Westgoten Alarichs und starb dort auch im August 423. Er wurde indes neben dem S. Peter in Rom begraben. Für uns beginnen die historischen Monumente Ravennas mit dem Mausoleum seiner Schwester Galla Placidia, einer der merkwürdigsten Frauengestalten aus der Epoche des Falls des römischen Kaiserreichs, deren Schicksale mit diesem selbst tief und tragisch verflochten sind. Die Tochter Theodosius des Großen lebte im Cäsarenpalast von Rom als ein Mädchen von 21 Jahren, während Alarich die Hauptstadt der Welt belagerte, eroberte und plünderte. Er führte sie gefangen mit sich nach Calabrien, und bald darauf mußte die Tochter und Schwester von römischen Kaisern sich in Narbonne mit Alarichs Nachfolger Ataulf vermählen. Sie folgte ihrem germanischen Gemahl nach Spanien, erlebte dort dessen und ihres Sohnes Theodosius Tod und wurde darauf unter Mißhandlungen empörender Art ihrem Bruder Honorius nach Ravenna zurückgeschickt. Er zwang sie hier, dem General Constantius ihre Hand zu geben, welchem sie zwei Kinder, Valentinian und Honoria, gebar. Als auch Constantius gestorben war, wurde Placidia von ihrem Bruder nach Byzanz verbannt, von wo sie nach des Honorius Tode mit einer griechischen Flotte wiederkehrte, um ihren jungen Sohn Valentinian III. auf den Thron des Abendlandes zu setzen und als seine Vormünderin lange und unglücklich das Reich zu regieren. Sie starb in Rom im 61. Jahre ihres vielbewegten Lebens am 27. November 450. Mit ihrem Sohne Valentinian III., welcher fünf Jahre später in Rom ermordet wurde, erlosch der kaiserliche Stamm des großen Theodosius überhaupt.

So ist die Geschichte des Falls der Familie von Theodosius zugleich die vom Falle des römischen Reichs, und das Grabmal der Placidia, eins der merkwürdigsten Monumente der Welt, gleichsam das Mausoleum des römischen Reichs der alten Imperatoren. Man betritt diese kleine und düstere, mit Mosaiken bekleidete Gruft mit einem Gefühl historischer Pietät, welches

in solcher Stärke weder das Mausoleum des Augustus noch das Grabmal Hadrians in Rom erwecken kann.

Die unglückliche Fürstin wollte in Ravenna begraben sein, welches sie liebte und mit vielen Kirchen geschmückt hatte, nicht in Rom, wo ihr ganzes Lebensschicksal in der Blüte ihrer Jugend durch die schreckliche Katastrophe des Falls der Stadt eine so düstere Richtung hatte nehmen müssen. Sie hatte sich ein Grabmal bauen lassen und dieses als eine Kapelle den Heiligen Nazarius und Celsus geweiht. Es liegt nicht fern von der berühmten Kirche S. Vitale und in unmittelbarer Nähe von S. Maria Maggiore, in einem Straßenviertel so ärmlichen Aussehens, daß man schwerlich einen so kostbaren Schatz darin erwarten möchte. Zur Zeit, als Placidia dies Mausoleum baute, lag in jener Gegend wahrscheinlich ihr eigener Palast.

Wenn man diese Gruft der letzten Kaiserdynastie Roms mit den pomphaften Mausoleen früherer römischer Imperatoren oder selbst nur alter Senatorenfamilien vergleicht, so erkennt man an ihren bescheidenen Dimensionen wie an ihrem Charakter den Unterschied der Zeiten. Sie ist ganz vom christlichen Geist durchdrungen und in der Tat eine Kapelle in lateinischer Kreuzesform, nur 55 römische Palm lang und 44 Palm breit. Eine Kuppel wölbt sich über ihr, mit Mosaiken bedeckt wie die Nischen und die Bogen, und ein mattes Zwielicht fällt durch kleine Fensteröffnungen ein. Fünf Sarkophage stehen im Mausoleum, zwei kleinere sind in die Seitenmauern des Eingangs eingefügt, drei große aus griechischem Marmor, von plumper und bildloser Gestalt, füllen die drei Nischen aus, die durch die Kreuzesform gebildet sind. In der Hauptnische gegenüber dem Eingang steht die größte Urne, sie ist 7 Fuß hoch, sehr einfach und auffallenderweise ohne Schmuck von heiligen Darstellungen in Relief. Es ist kein Zweifel, daß in ihr die Schwester des Honorius bestattet war. Die ravennatische Tradition erzählt, daß sie in diesem Sarkophag, auf einem Thron von Zypressenholz in kaiserlichen Gewändern sitzend, sich Jahrhunderte lang erhielt, und spätere Geschichtschreiber Ravennas berichten, daß erst im Jahre 1577 diese seltsame Gruftgestalt zu Asche ward. Neugierige Kinder hatten eine brennende Kerze in die Öffnung des Sarkophags geschoben, worauf die Grabgewänder in Flammen aufgingen und das Traumgebild der Placidia zerfiel.

Wer in den übrigen Sarkophagen bestattet liegt, weiß man nicht anzugeben, wahrscheinlich umschließen die beiden größeren die Reste des Generals Constantius und seiner und der Placidia

Tochter, der unglücklichen Prinzessin Honoria, die sich dem furchtbaren Attila verlobt hatte. Nach einem Leben voll abenteuerlicher Leidenschaft hatte sie in einem Kloster Ravennas verschmachten müssen. Die Meinung, daß Honorius in einem jener Sarkophage bestattet liege, ist sicher irrig, denn dieser Kaiser, welcher in Rom starb, wurde in dem kaiserlichen Mausoleum am S. Peter begraben, wie die Historia Miscella es ausdrücklich erwähnt, und dort hat man noch in später Zeit, als dieses selbst verschwunden war, den Sarkophag seiner Gemahlin Maria, der Tochter Stilichos, aufgefunden. Und auch dieser berühmte Feldherr gehört wenigstens im Tode Ravenna an, denn hier wurde er ermordet.

Die Musive des Mausoleums sind sehr merkwürdig wegen ihres hohen Alters. Da sie vor das Jahr 450 fallen, gehören sie zu den ältesten der christlichen Kunst überhaupt. Sie stellen, außer gut komponierten Arabesken, Einzelfiguren von Propheten und Evangelisten und die zweimal wiederholte Figur des Heilands dar. An ihr ist sowohl hier als in den ältesten Kirchen Ravennas die schöne, ganz jugendliche und bartlose Gesichtsbildung auffallend. Die jugendliche Vorstellungsweise des Heilands ist aber das früheste und ursprüngliche Christusideal, denn erst später fixierte sich jener greisenhaft finstere und erschreckende Typus des Christusantlitzes, welches man als byzantinisch zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Daß dies irrig sei, kann Ravenna beiweisen. Wenn irgendwo in Italien, so mußten hier vor allen andern Städten byzantinische Mosaizisten arbeiten, und namentlich haben sie in der Epoche Justinians ohne Zweifel in Ravena gearbeitet. Und doch werden wir selbst noch in S. Vitale, dessen Mosaiken etwa 100 Jahre später als jene im Mausoleum der Galla Placidia gearbeitet wurden, denselben jugendlichen Typus des Heilandes wiedersehen, welcher so wenig byzantinisches Wesen hat, daß er vielmehr dem ursprünglichen Ideal der Katakombenmalerei ähnlich sieht. Der zweite, fast dämonische Typus Christi findet sich aber wunderbarerweise schon auf dem Triumphbogen von S. Paul zu Rom, welchen dieselbe Placidia zur Zeit des Papstes Leo I. (440—462) mit Musiven schmückte, wie noch heute dort die Inschrift es besagt (Placidiae pia mens operis decus . . .). Der Heiland, welcher dort in einem Brustbild übermenschlicher Größe dargestellt ist, trägt schon einen Ausdruck von wahrhaft furchterregender, greisenhafter Düsterkeit. In Rom arbeiteten damals keineswegs byzantinische Künstler, sondern Mosaizisten aus der alten Kunstschule, welche bei den Thermen tätig gewesen waren, und dieses ab-

schreckende Christusideal muß daher nicht byzantinischer, sondern römischer Auffassung angehören.

Placidia, die Freundin oder Gönnerin jenes großen Papstes Leo, welcher bald nach ihrem Tod Attila von Rom zurückschreckte, und der Liebling der orthodoxen Geistlichkeit jener Zeit, stiftete in Ravenna noch eine große Menge von Kirchen. In diesen Gründungen der Pietät spricht sich der tief religiöse Sinn der merkwürdigen Frau aus und auch die Schwermut ihrer Seele. Ihr Lebensende schien sie in frommer Selbstbetrachtung über ihre Schicksale dankbar dem Himmel geweiht zu haben. Und wahrlich, wenn uns die Gestalt ihres Bruders Honorius, von dem man sagte, er habe bei der Kunde vom Falle Roms nur den Tod seines Lieblingshuhns Roma beweint, Verachtung einflößt, so zwingt uns das unglückliche und wechselvolle Leben Placidias eine tiefe Teilnahme ab.

Es ist passend von ihrem Grabmal an das noch berühmtere Theodorichs zu treten, weil es doch neben jenem die zweite Epoche der Geschichte Ravennas und einen merkwürdigen Abschnitt der Geschichte Italiens selber darstellt.

Der germanische Held Odoaker hatte im Jahr 476 dem weströmischen Kaiserreich ein Ende gemacht und sich zum ersten Könige Italiens aufgeworfen. Er herrschte mit Klugheit und Macht in Ravenna, wo er im Palast des Kaisers seine Residenz genommen hatte, dann aber führte Theodorich sein Ostgotenvolk zur Eroberung nach Italien. Odoaker wurde in Ravenna eingeschlossen; er verteidigte sich glänzend drei Jahre lang bis 493, wo er sich ergab und von seinem siegreichen Feinde wider die Artikel der Kapitulation bald darauf in jenem Palast niedergehauen wurde. Dieser Treubruch und die spätere Hinrichtung zweier berühmter Senatoren Roms sind dunkle Flecken, die vom Andenken des großen Gotenkönigs nicht getilgt werden können. Odoaker, ein gewaltiger Krieger und unsterblich durch die Tat, das Römerreich gestürzt zu haben, hat kein Denkmal in Ravenna.

Auch Theodorich regierte Italien, welches unter dem Gotenregiment zum letztenmal als ein Reich vereinigt war, von Ravenna aus. Er baute sich hier einen prachtvollen Palast. Dies würde lehren, daß die Residenz der letzten abendländischen Kaiser in den Stürmen der Zeit bereits untergegangen war, wenn es sich beweisen ließe, daß Theodorich wirklich jenen bewohnt hat. Aber alte Schriftsteller, die von dessen Bau berichten, bemerken zugleich, daß er ihn zwar vollendete, doch nicht einweihte, d. h. also nach dem Sprachgebrauch jener Zeit, daß er

nicht in ihn einzog. Wenn dies angenommen werden darf, so charakterisiert es sehr gut das Schicksal der Goten überhaupt, die in Italien nicht Wurzeln fassen sollten. Der Gotenkönig fuhr also fort, in dem alten Kaiserpalast zu wohnen und baute für sich noch einen zweiten. Von ihm haben sich einige Trümmer erhalten. Man findet sie in der Hauptstraße, welche Ravenna von der Porta Serrata bis zur Porta Nuova durchschneidet. Dort steht eine hohe, aus gebranntem Ziegelstein erbaute Mauer, der dürftige Rest von nur irgendeinem Teile des ganzen Palastes. Das obere Wandgeschoß wird von einer großen Nische und acht kleineren römischen, auf Säulen ruhenden Bogen gegliedert; auch die Türen haben römische Bogenform. In seiner heutigen traurigen Gestalt zeigt dieser Rest schon kleinliche Verhältnisse, welche das beginnende Mittelalter ahnen lassen, wo die große römische Anschauung in der Architektur unterging, und überhaupt ist die Verkleinerung der Maßstäbe in allen Bauten Ravennas sichtbar. Man darf freilich aus dem, was von der Gotenresidenz übrig blieb, nicht schließen, daß nicht der ganze Bau groß und prächtig gewesen sei.

Die alten Geschichtschreiber berichten, daß Theodorich Säulen und Marmor von Konstantinopel und von Rom nach Ravenna kommen ließ, und namentlich bediente er sich des kostbaren Materials von dem zertrümmerten Palast der Pincier in Rom. Dies ist sehr auffallend, weil doch Ravenna selbst eine Fundgrube des schönsten Gesteins sein mußte. Die Residenz Theodorichs scheint mit Portiken umgeben gewesen zu sein, und sie war innen mit Mosaiken überreich verziert. Im Jahr 800 raubte ihrer viele Carl der Große. So ist auch der Untergang musivischer Bilder zu beklagen, welche dort Theodorich selbst darstellten, wie er auch in seinen andern Palästen zu Verona und Pavia und selbst in Neapel in Mosaik sich hatte abbilden lassen.

Vor der Fassade seines Palastes stand seine Reiterstatue von vergoldeter Bronze, ein Werk, dessen Schönheit, freilich in schon barbarischer Zeit und von Carl dem Großen, der sich auf Kunstkritik sehr wenig verstand, überschwenglich gelobt wurde. Wenn nun Theodorich durch seinen Tod verhindert wurde, in den vollendeten Bau einzuziehen, so bewohnten die neue Residenz doch die folgenden Gotenkönige, nach ihnen aber die Exarchen, während der alte Palast der Kaiser gleich jenem von Rom in Trümmer fiel. Aber auch das schöne Haus Theodorichs zerfiel in zwei Jahrhunderten. Carl der Große plünderte es zuerst mit Bewilligung des Papstes Hadrian I., um daraus Marmor und Mosaiken nach Aachen zu schaffen, wo er die berühmte Kapelle

und seinen eigenen Palast baute. Selbst die Reiterfigur Theodorichs ließ er nach seiner Heimat entführen. Man sehe demnach wie im Mittelalter die Trümmer wanderten: vom Palast der Pincier in Rom nach Ravenna, vom Palast Theodorichs aus Ravenna nach Aachen, von dort vielleicht nach Skandinavien, als die Normannen die Residenz Carls des Großen zerstörten. Übrigens hat Zirardini aus alten Dokumenten nachgewiesen, daß der Palast des Gotenkönigs noch im 11. und einmal sogar im 12. Jahrhundert genannt wird. Bis auf diese Zeit muß er sich also in noch bedeutenden Trümmern erhalten haben. Er gab einem ganzen Quartier der Stadt den Namen „Palast des Theodorich". Und noch heute dauert die Benennung eines Stadtviertels vom Gotenkönig fort, so daß es immer überrascht, wenn man an den Straßenecken seinen Namen liest.

Es kann nicht mehr bezweifelt werden, daß jene Mauerreste dem gotischen Königshof angehört haben. Die Tradition seines Lokals konnte sich in Ravenna unmöglich verlieren. Außerdem zeigt ein glücklich erhaltenes Abbild der Front von Theodorichs Palast in den Mosaiken von S. Apollinare Nuovo eine ähnliche Architektur. Im Jahr 1564 ließ ein päpstlicher Legat eine porphyrne Urne in jene Palastmauer einfügen. Weil man sie neben dem Grabmal Theodorichs gefunden hatte, schloß er daraus, daß sie die Asche des großen Gotenkönigs bewahrt habe, und dies wurde dreist in der Inschrift ausgesprochen, die man noch heute dort liest.

Der Gotenkönig starb am 30. August 526, in vollem Zerwürfnis mit der römischen Kirche, mit dem italienischen Volk und mit Byzanz. Er wurde in dem Mausoleum bestattet, welches er für sich und sein Haus neben der Stadt hatte errichten lassen. Dies berühmte Grabmal, für die Geschichte der Denkstein der Gotenherrschaft in Italien, für die Kunst das Monument der Übergangsform einer Epoche in die andere, hat sich, wenige und unwesentliche Veränderungen abgerechnet, in wunderbarer Reinheit erhalten, gleich dem Mausoleum der Placidia. Die berühmten Mausoleen Roms gingen entweder fast gänzlich unter, wie das des Augustus und anderer Kaiser, oder das Mittelalter verwandelte sie durch die Benutzung zu Kastellen bis zur Unkenntlichkeit, wie das Grabmal des Hadrian und selbst der Cäcilia Metella. Aber das Monument Theodorichs hat die Zeit im wesentlichen verschont. Sein äußerer Schmuck, vielleicht Arkaden, welche die Terrasse des Obergeschosses umgaben, zerfiel, doch keine Gewalt der Jahrhunderte vermochte das feste Gefüge der Quadersteine zu zerbrechen oder den riesigen Kuppelmonolith

niederzuwerfen, der das Grab des nordischen Heldenkönigs umschloß.

Es begrüßt zuallererst den deutschen Wanderer, wenn er auf der Eisenbahn nach Ravenna gelangt; der Zug braust ihm auf nur 100 Schritte vorbei. Mitten in Gärten und Weinbergen erhebt es sich als eine Rotunde von hellgrauem Stein. Auf seinen Prospekt führt ein mit Bäumen bepflanzter Weg, dessen dichter Graswuchs dartut, daß nur selten Besucher ihn betreten. Die verwilderte Einsamkeit und das schöne Grün ringsumher geziemen gut dem germanischen Helden, der wie sein Volk die frische Natur liebte.

Wenn die fromme Placidia, welche lange in Byzanz gelebt hatte, sich in einer von Mosaiken und Heiligenbildern glänzenden, fast unterirdisch zu nennenden Kapelle bestatten ließ, so wollte der arianische Gotenkönig zugleich wie ein nordischer Held und wie ein römischer Cäsar begraben sein. Die heldenhafte Ruhe und Kraft des Monuments, welches ein Steinblock bedeckt, den nur Giganten erhoben zu haben scheinen, mag dem alten Dietrich von Bern, dem Recken des Nibelungenliedes, geziemen, aber der im ganzen römische Charakter des Baues zeigt den germanischen König doch in römischer Kulturverwandlung und geziemt dem Freunde des klassisch gebildeten Cassiodor und dem Erben wie Nacheiferer der Imperatoren Roms.

Als Theodorich im Jahre 500 zum ersten Male Rom sah, mochte ihm die Grabrotunde Hadrians den Gedanken eingeben, sich ein ähnliches Mausoleum in Ravenna zu erbauen. Die verringerten Verhältnisse römischer Herrschaft und auch der Mittel der Kunst, wahrscheinlich auch sein eigener Sinn, hielten ihn jedoch ab, ein pharaonenhaftes Monument aufzutürmen, wie es die alten Römer taten. Als ich Theodorichs Grabmal erblickte, war mein erstes Gefühl das der Täuschung, denn ich fand seine Verhältnisse bei weitem kleiner, als ich sie mir vorgestellt hatte; vielleicht deshalb, weil ich an die römischen Dimensionen zu sehr gewöhnt bin. In der Tat, es imponiert durch seine Größe nicht und selbst weniger als die Pyramide des Cestius und das Grabmal der Cäcilia Metella. Aber es wächst dennoch vor den Augen empor, wenn man seinen schönen harmonischen Bau betrachtet und die gewaltige aus einem einzigen lebenden Marmorstück gehauene Flachkuppel sieht, durch welche der Gotenheld mit den Riesenbauten selbst der Römer mochte zu wetteifern meinen. Dieser Monolith und der einfache Ernst des architektonischen Stils bringen noch immer einen mächtigen Eindruck hervor, und indem die Tradition römischer Baukunst schon von einem ihr

fremden nordischen Wesen durchdrungen zu sein scheint, stellt sich dies merkwürdige Mausoleum als das letzte Monument römischer Formen dar, welches schon leise an den Barbarismus der kommenden Jahrhunderte grenzt. Man versteht es recht und belebt es mit dem eigenen Geist der Regierung jenes Goten, wenn man die Reskripte seines Ministers Cassiodor kennt und weiß, wie Theodorich sich bemühte, die Formen des alten Römerreichs aufrechtzuerhalten.

Im unteren Geschoß öffnet eine römische Bogentür ein Gewölbe von lateinischer Kreuzform; im oberen eine viereckige Tür ein Rundgewölbe, das von der Kuppel bedeckt wird. Die beiden steinernen Treppen, die zum Obergeschoß führen, wurden erst im Jahre 1780 angelegt. Kein Sarkophag steht mehr in den völlig leeren Räumen; keine Inschrift zeigt die Stelle an, wo Theodorich oder einer seiner Nachfolger begraben lag. Niemand weiß zu sagen, in welcher Zeit die Graburnen verschwanden und wohin sie gebracht wurden. Nur die Sage berichtet, daß Theodorichs Porphyrsarg oben auf der Kuppel selber stand; aber dies ist irrig, denn ihr Platz muß jene große Nische gewesen sein, welche im Obergeschoß dem Eingange gegenübersteht. Eine andere Sage erzählt, daß sein Sarkophag in der Kirche S. Prassede in Rom sich befindet. Als Belisar Ravenna eroberte, mögen die wilden Griechen und Isaurier das Innere des Mausoleums aus Rache verwüstet und die Asche des edlen Gotenkönigs hinausgeworfen haben; und wenn sein Sarkophag nicht schon damals zerschlagen wurde, so mochte ein späterer Exarch ihn als Trophäe nach Byzanz gesandt haben. Carl der Große fand ihn in Ravenna nicht mehr vor, denn sonst hätten wir wahrscheinlich gehört, daß er ihn nach Aachen bringen ließ oder wenigstens, daß er ihn voll Ehrfurcht in Augenschein nahm.

Als Theodorich sein Mausoleum baute, hoffte er, daß es seiner Dynastie zum Grabmal dienen und noch zahlreiche Enkel und Urenkel umschließen würde. Er täuschte sich. Sein Haus fand einen schnellen und furchtbaren Untergang, und das ganze Gotenreich wurde wie vom Sturmwind hinweggeweht. Dieses jähen Unterganges gedenkt man, wenn man heute im Grabmal zwischen leeren Wänden steht und vergebens eine Spur von seinen Toten sucht. Amalaswintha, Theodorichs berühmte geistvolle Tochter, bestattete darin schon im Jahre 534 ihren Sohn Athalarich, den letzten Erben vom Haus ihres Vaters, den unglücklichen Jüngling, welcher in italienischer Schwelgerei so früh ausgeartet war. Sie selbst wurde bald darauf auf einer Insel im See von Bolsena erwürgt, und es ist ungewiß, ob sie in Ravenna

ihr Grab fand. Ihr Gemahl und mutmaßlicher Mörder, der entartete Theodat, Sohn von Theodorichs Schwester Amalafrida, wurde schon im Jahre 536 auf der Flucht von Rom nach Ravenna von Bluträchern erstochen; er fand sein Grab schwerlich im Mausoleum Theodorichs. Auch die unglückliche Mataswintha, die Tochter Amalaswinthas, welche Vitiges, der Nachfolger von Theodat, gezwungen hatte, sich ihm zu vermählen, wurde dort nicht begraben. Sie endete, wie Vitiges, gefangen in Byzanz oder irgendwo im Orient; und auch keinen der letzten Heldenkönige des Gotenvolks nahm das Mausoleum auf. Der hochherzige Totila wurde verscharrt in den Apenninen und Tejas auf dem Gefilde des Vesuv, wo er nach einem heroischen Kampf wie ein homerischer Held gefallen war.

Das Grabmal Theodorichs ist eine Stelle in Italien, wo der Deutsche, wenn er dort vor ihm in der grünen Wildnis steht, von geschichtlichem Geiste und von schwermütiger Liebe zu seinem großen Vaterlande durchdrungen wird. Die Schatten jenes heldenhaften Jahrhunderts, wo das Epos des griechischen Homer sich mit den deutschen Nibelungen zu verschmelzen scheint, schweben um dies ernste Gotengrab: Belisar, Narses, Totila und Tejas, Theodorich und Amalaswintha, Cassiodor, Procopius, Boethius, Justinian und so viele andere berühmte Goten, Römer und Griechen, die hier auf der Schwelle zweier Weltalter eins der merkwürdigsten Schauspiele der Geschichte und der miteinander sich mischenden und sich bekämpfenden Nationalitäten und Kulturen darbieten. In Rom bezeichnet der Triumphbogen Constantins die Grenze zwischen Heidentum und Christentum; in Ravenna das Grabmal Theodorichs die Grenze zwischen der antik-römischen Welt und dem römisch-deutschen Mittelalter, zu welchem es hinüberführt. Es ist aber zugleich das Grabmal der römischen Kunst und Literatur, der Wissenschaft und Kultur überhaupt, welche Theodorich und seine Tochter noch zum letztenmal schützten und erhielten, denn hinter ihnen folgt die lange Geisteswüste und der Schutt der Barbarei.

Das Grabmal versumpft wieder. Vergebens hat ein wohlgesinnter Papst, ich glaube es war Gregor XVI., den Sumpf durch einen gemauerten Kanal abzuleiten gesucht. Ich fand selbst in trockenster Jahreszeit Pfuhlwasser umher, welches im Herbst sich in Strömen in das Untergeschoß ergießen muß. Und noch schlimmer, die Quadersteine des oberen Geschosses lösen sich hier und da. Der Graf Alessandro Cappi, ein um die Pflege Ravennas verdienter Mann, beklagte bitter den Verfall des herrlichen Monuments, für dessen Restauration schon lange Zeit

nichts geschehen sei, und ich wiederhole auch an diesem Ort den Appell an die Italiener, dies berühmte Denkmal so schnell als möglich vor einem größeren Ruin zu bewahren. Italien mag sich an das Wort des letzten Römers Cassiodor erinnern, des Ministers des unsterblichen Gotenkönigs, welcher den Goten, die einst Unwissenheit oder Fremdenhaß als die Zerstörer der alten Kultur darstellte, freudig nachgerühmt hat, daß sie deren Erhalter gewesen sind: „Gothorum laus est civilitas custodita." Wir Deutsche haben ein moralisches, die Italiener das historische Recht auf das Denkmal der Goten; wir stellen es in den Schutz ihrer Pietät für die Monumente ihrer eigenen großen Vergangenheit, und heute leben wir glücklicherweise nicht mehr in jenen wahrhaft vandalischen Zeiten des Mittelalters, wo man die herrlichsten Denkmäler der Geschichte so gleichgültig verfallen ließ.

Der große Belisar war am Ende des Jahres 539 als Sieger in das noch nie bezwungene Ravenna eingezogen, wo er in Theodorichs verwaistem Palast Wohnung nahm. Aber nicht ihm, sondern dem gleich kühnen Eunuchen Narses war es vergönnt, den furchtbaren Gotenkrieg zu beendigen. Justinian ernannte ihn zu seinem Patrizius oder Statthalter Italiens, und auch Narses residierte ab und zu im Palast Theodorichs, so oft er in Ravenna war. Seit dieser Zeit überhaupt wurde Ravenna die Hauptstadt Italiens oder fuhr fort, es zu sein, wie in der Gotenzeit.

Als die redenden Denkmäler jenes Sieges von Byzanz über die Goten können einige uralte, glücklicherweise völlig erhaltene Basiliken betrachtet werden.

Die berühmteste aller Kirchen Ravennas ist S. Vitale, in der Nähe des Mausoleums der Galla Placidia. Sie wurde im letzten Jahre der Regierung Theodorichs angefangen, während des Gotenkrieges weiter gebaut, so daß Belisar sie noch in ihrer Unvollendung betrachtete, als er in Ravenna eingezogen war, und endlich eingeweiht unter dem Erzbischof Maximian, im Jahre 547, zur Zeit, als Totila Rom zum zweitenmal bestürmte und Belisar es zum zweitenmal siegreich verteidigte. Der Bau von S. Vitale begleitet daher den Fall der Goten und verherrlicht schon den Sieg von Byzanz, wo Justinian zu gleicher Zeit den Prachtbau der Sophienkirche aufrichtete, welcher sich in der Form von S. Vitale abspiegelt. Diese Basilika ist von so reinem byzantinischen Charakter, daß sie in der Geschichte der Kunst um so mehr als das Monument der Architektur und Malerei der justinianischen Periode gelten muß, weil von deren Bauten in Konstantinopel selbst, außer der Sophienkirche, sich so wenig Ursprüngliches erhalten hat. Dies betrifft namentlich die Musive,

mit denen die byzantinischen Basiliken in der Zeit Justinians so reich geschmückt waren, die aber dort alle untergingen.

S. Vitale hat die Form eines überkuppelten Achtecks, welches innen Pfeiler tragen und eine Galerie von Arkaden oberhalb umzieht. Die Kuppel war einst mit Mosaik bekleidet, die indes herunterfiel; dagegen haben sich die weltberühmten Musive im Presbyterium in ihrer ganzen Ursprünglichkeit erhalten. Die Einfügung der Pasten ist so fest, daß sie schon 1300 Jahre dauern, ohne eine irgend namhafte Restauration erfahren zu haben, ein seltenes Glück, welches wenigen Musiven zuteil geworden ist. Die Mosaiken von S. Vitale scheinen jedoch zwei Perioden anzugehören, einer früheren und einer späteren, wenn sie auch kaum ein Jahrhundert voneinander trennen mag. Die letztere bemerkt man an den oberen Wänden des Presbyteriums, wo die Bildnisse des Heilands und der Apostel schon an den sogenannten Byzantinismus streifen. Hier ist Christus schon bärtig, mit lang herabwallendem blondem Haar dargestellt. Dagegen erscheint er in der jugendlicheren Bildung des ersten Typus in der Tribüne, deren figurenreiche Musive die frühesten in dieser Kirche sind. Er sitzt auf der Weltkugel zwischen zwei Engeln und reicht dem Märtyrer Vitalis die Krone, während zur Linken Sankt Ecclesius, der Gründer der Basilika, ihm deren Abbild übergibt. Der Heiland trägt den Nimbus mit dem Kreuzesbild und ein schlichtes braunes Gewand. Sein Antlitz von antiker, jugendlicher Idealität ist so anmutig, daß ich nie auf Musiven ein gleich schönes und ansprechendes gesehen habe.

In dieser Tribüne ist es nun, wo man gewagt hat, einen weltlichen Fürsten damaliger Gegenwart, Justinian mit seinem Gefolge, neben Heiligen darzustellen. Ein zweites Beispiel dieser Art ist nicht bekannt, weil das berühmte Musiv vom römischen Lateran, welches Carl den Großen darstellt, doch nur einem Triklinium oder Speisesaal angehört hat. Auf der rechten Wand der Tribüne steht Justinian, einen Nimbus um das Haupt (welcher damals also noch keineswegs die spätere dogmatische Bedeutung gehabt haben kann), ein Weihgeschenk in der Hand, bekleidet mit einem einfachen braunen Gewande, worüber die goldene Stola liegt, und mit den byzantinischen Purpurstiefeln. Sein Kopf ist jugendlich, von schönem Oval, seine Gestalt kräftig und schlank. Er trägt einen Schnurrbart, während die Kriegergestalten neben ihm mit Lanzen und Schilden, die das Monogramm Christi bezeichnet, auffallenderweise bartlos sind. Gegen ihn bewegt sich auf der andern Seite des Bildes Sankt Maximian mit zwei Geistlichen. Er scheint aus Ehrfurcht vor der kaiser-

lichen Majestät, welche auch die Würde des Pontifex Maximus beanspruchte, sich des Nimbus entäußert zu haben, denn er trägt ihn nicht, und dies ist sehr charakteristisch für das byzantinische Dogma von der unnahbaren und göttergleichen kaiserlichen Gewalt. Im übrigen mag man wissen, daß der Glorienschein ursprünglich dem Haupt Apollos entlehnt war, und daß ihn schon die Köpfe apotheosierter römischer Kaiser haben.

Diesem berühmten Musiv gegenüber erscheint auf der linken Seite der Tribüne die Gemahlin Justinians, Theodora, einst eine öffentliche Dirne in Byzanz, eine durch ihre schamlose Kunst, die unzüchtigsten Szenen auf der Bühne darzustellen, berüchtigte Schauspielerin, dann die erlauchte Kaiserin des Morgen- und des Abendlandes, wert erachtet, im Sanktuarium einer Kirche unter frommen Heiligen abgebildet zu sein und wie der Heiland selbst einen Nimbus ums Haupt zu tragen. Wenn man die haarsträubenden Geschichten kennt, welche Procopius, der Geheimschreiber Belisars und der letzte klassische Geschichtschreiber des Altertums, von diesem Weibe erzählt, oder wenn man gelesen hat, wie er in der Historia Arcana (den Mysterien von Byzanz) den Charakter Justinians brandmarkt, so befremdet es gar sehr, ihre Abbilder in dem schönen und heiligen Raum eines Tempels zu finden. Aber missen möchten wir sie dennoch nicht, denn sie sind für die Anschauung der Geschichte von hohem Wert, und weil die damalige Kunst noch darstellende Kraft genug besaß, so dürfen wir annehmen, daß jene Kaisergestalten mehr als nur einen Anflug von Porträtähnlichkeit besitzen.

Theodora erscheint als ein imposantes und schönes Weib von wahrhaft kaiserlicher Gestalt und in noch jugendlichem Alter. Sie trägt das reiche byzantinische Diadem. Ihr braunes Obergewand ist nach orientalischer Art kostbar mit Gold und Edelsteinen geziert. Auch sie hält eine Vase als Weihgeschenk in den Händen. Die Hofdamen neben ihr sind nicht minder schöne Gestalten in reichen brokatenen Gewändern, lebhaften Farbenschmucks, und noch antiker Form. Auffallend ist ihre Haartracht, denn sie gleicht durchaus den Frauenperücken aus der Zeit der Flavier und Antonine in Rom. Wenn in diesen Frauen, welche einander ähnlich sehen, auch kein Porträt gesucht werden kann, so betrachtet man doch mit lebhaftester Spannung die Gestalten von Griechinnen aus der Epoche der glänzendsten Pracht und der raffiniertesten Üppigkeit des Hofes von Byzanz. Der Künstler verlieh ihnen allen wahrhafte Größe ohne Übertreibung, und einen so feierlichen und doch schönen Ernst goß er selbst über diese profanen Weiber aus, daß die Heiligkeit des

Ortes durch keinen unpassenden Zug gestört werden konnte. Überhaupt ersieht man aus diesen prächtigen und farbenglühenden Musiven, daß die byzantinische Kunst, welche sie schuf, noch auf dem Grunde der Antike stand. Nicht eine Spur von jenem überheiligen, alle weltliche Freude abtötenden Wesen oder jenem späteren verknöcherten Mönchsstil der Malerei, welchen man einmal den byzantinischen zu nennen beliebt hat, ist hier sichtbar.

Die Kirchen Roms, so unschätzbar ihre musivischen Monumente sind, besitzen keine mehr aus jener Epoche des 6. Jahrhunderts, welche dem geschichtlichen oder künstlerischen Werte jener von S. Vitale gleichkämen. Zu derselben Zeit, als man die ravennatische Basilika baute, oder doch höchstens zehn Jahre später, wurde in Rom unter Narses die Basilika der zwölf Apostel aufgeführt; aber ihre Musive gingen unter, und sie bieten daher keinen Vergleich mehr mit denen von S. Vitale dar. Nur die berühmten und schönen Musive aus der Basilika von S. Cosma und Damian, die von Felix IV. in der Gotenzeit (524—530) auf dem alten Forum Roms erbaut wurde, haben sich erhalten. Ihr Stil, äußerst kraftvoll und sehr eigentümlich, kommt an künstlerischer Vollendung den ravennatischen Musiven nicht gleich.

Ich war erfreut, in S. Vitale römische Mosaikarbeiter zu finden, welche dort schon lange arbeiten und noch vom päpstlichen Regiment beauftragt waren, die Musive Ravennas zu restaurieren. Es gab eine Zeit, wo die musivische Kunst in Rom untergegangen war und wo man dorthin Künstler aus Byzanz oder aus der Mosaikschule holte, welche der berühmte Desiderius in Monte Cassino errichtet hatte. Als mit dem 13. Jahrhundert seit Innocenz III. und Honorius III. die römische Kunst einen neuen Aufschwung nahm, wurde das freilich anders. Die einheimische römische Musivarbeit erhielt sich seither mit geringer Unterbrechung in schöner Blüte bis auf den heutigen Tag. Die Familie, die ich in Ravenna arbeitend fand, Vater und Sohn, hat diese Kunst ererbt, und alle ihre Mitglieder haben sich ihr gewidmet. Sie erinnerte mich deshalb an die Cosmatenfamilie Roms im 13. Jahrhundert. Hr. Kibel war gerade dabei tätig, schadhafte Stellen in einem Nebenmusiv der Tribüne zu ersetzen und andere zu reinigen. Man hat ein chemisches Wasser erfunden, welches die von der Zeit geschwärzten Mosaiken glänzend wieder herstellt. Der Versuch, den der Mosaizist an einem Bilde bereits gemacht hatte, war so vollständig gelungen, daß das Gemälde in der blühendsten Farbenfrische verjüngt worden war.

Mit der Zeit werden alle jene Musive die gleiche Reinigung erhalten und dann erst den vollen Genuß ihrer Ursprünglichkeit gewähren.

Diese Herren beschenkten mich mit einer der seltensten Gaben für ein photographisches Album der Gegenwart, mit dem Porträt Justinians in Visitenkartenformat. Sie hatten ein musivisches Brustbild des Kaisers als den Rest von Musiven vorgefunden, welche ehemals die innere Wand über dem Portal von S. Apollinare Nuovo schmückten, sie hatten es gereinigt und von ihm Photographien genommen. Justinian ist darin wie in S. Vitale vorgestellt, doch nur bis zur Büste. Sein Antlitz ähnelt durchaus dem in jener Basilika, nur erscheint es mehr in fast weichlich gewordener Fülle des Alters. Er trägt auch hier die braune Toga mit der diamantenen Agraffe auf der Schulter; sein Diadem ist auch hier von jener doppelten Reihe von Edelsteinen gebildet, wie man es auf byzantinischen Kaisermünzen sieht. Auch hier umgibt sein Haupt ein kreisförmiger Nimbus von purpurroter Farbe und mit weißen Punkten, welche Perlen zu bedeuten scheinen. Das Bild steht auf Goldgrund, über ihm liest man in römischer Schrift den Namen IVSTINIAN. In der Tat ein merkwürdiges Porträt und eine Photographie, wert, daß man sie ins Ausland sich verschreibe.

Wenn man aus S. Vitale in einen der äußeren Räume tritt, so gelangt man an eine verschlossene Zelle, welche Trümmer von Altertümern bewahrt. Unter ihnen steht ein großer Sarkophag aus griechischem Marmor, dessen Vorderteile mit der Verehrung des Christuskindes durch die drei Magier in Relief geschmückt ist und auf dessen Deckel eine große griechische Inschrift in den schönsten und saubersten Charakteren zu lesen ist. Ich kannte diese merkwürdige Inschrift lange; sie jetzt wirklich mit Augen zu sehen und zu lesen machte mir die größte Freude. Sie verherrlicht einen toten Exarchen; die Urne überhaupt ist das einzige Exarchengrab, welches sich in Ravenna erhielt, also das geschichtliche Monument jener Epoche, wo diese byzantinischen Patrizier und Höflinge, unter denen mehrere, gleich Narses, Eunuchen waren, Italien regierten, als Vampyre aussogen und zugrunde richteten. Es ist der achte Exarch Isaak, der dort im Jahre 641 oder 644 bestattet wurde. Er war Armenier von Geburt. Das Glück wollte ihm wohl, denn er vermochte eine Rebellion in Rom zu unterdrücken, wo sich ein kaiserlicher Beamter zum Tyrannen aufgeworfen hatte. Nun rühmt die pomphafte Inschrift, daß Isaakios, Mitstreiter der Kaiser, der Glanz von ganz Armenien, welcher Rom und den Okzident 18 Jahre lang

seinen erlauchten Herren unversehrt erhielt, von der keuschen Susanna, seiner Gemahlin, die der Turteltaube gleich seinen Verlust beseufzte, nach ruhmvollem Tode als Strateg des Abendlandes und des Morgenlandes hier bestattet wurde.

Mit S. Vitale fast gleichzeitig wurde die schöne Basilika Sant Apollinare Nuovo vollendet; begonnen hatte sie schon Theodorich als Hauptkirche seines arianischen Glaubens. Nach dem Falle der Gotenherrschaft wurde sie sodann dem katholischen Ritus geweiht. Das Schisma zwischen Arianern und Katholiken trennte damals Italien in zwei kirchliche Systeme, aber der aufgeklärte Geist Theodorichs hielt die religiöse Duldung bis gegen sein Ende fest, ehe ihn ein gegen die Arianer erlassenes Edikt des byzantinischen Kaisers von diesem Prinzip abzugehen zwang. Er baute in Rom wie in Ravenna, wo sich noch die gotische Taufkapelle erhalten hat, arianische Kirchen, und diese wurden damals von den Katholiken als ebenso ketzerisch und profan betrachtet wie heute die Kirchen der Waldenser und Protestanten.

Apollinare Nuovo stellt sich äußerlich, wie alle übrigen Basiliken Ravennas, als sehr unscheinbar dar. Ihr zur Seite steht ein Glockenturm von jener auffallenden Gestalt, welche Ravenna eigen zu sein scheint, da sie sich auch bei mehreren anderen Kirchen findet. Diese barbarisch aussehenden Türme sind kreisrund und unverjüngt, von nur mäßiger Höhe, aus rohem Ziegelstein gebaut, ohne Gliederung noch sonstiges Ornament, außer jenem, welches durch die Rundbogenfenster mit kleiner Mittelsäule hervorgebracht wird. Ich halte sie für Bauten nicht schon des sechsten, sondern frühestens des achten oder neunten Jahrhunderts. Der innere Raum der Kirche besteht aus drei Schiffen, die auf 24 Säulen von griechischem Marmor ruhen und, wie die meisten alten Basiliken Ravennas, durch klare Einfachheit sich auszeichnen. Was diese Kirchen von den römischen derselben Epoche unterscheidet, ist überhaupt der Eindruck heiterer Leichtigkeit und Anmut, welche die Genüsse der Welt noch nicht verleugnet hat. Auch bemerkt man bald, daß sie freie Produktionen der damaligen lebenskräftigen Zeit sind, welche ein typisch gewordenes Ideal doch eigenartig durchführte. Obwohl das in Trümmer gehende alte Ravenna den Baumeistern eine reiche Fülle antiker Säulen darbieten mußte, so haben sie es doch verschmäht, sich ihrer zu bedienen. Vielmehr zeigen sich sowohl die Säulen als die schwieriger herzustellenden komponierten Kapitäler als selbständige Arbeiten der Zeit. Anders ist dies in Rom, wo neu entstehende Basiliken meist aus zusammengesuchten Resten des Altertums er-

S. Apollinare Nuovo. Ravenna

Inneres von S. Apollinare Nuovo. Ravenna

Inneres von S. Apollinare in Classe. Ravenna

baut wurden, daher ihre Säulen und selbst die Kapitäler ungleichartig sind und den Eindruck eines harmonischen Ganzen beeinträchtigen.

Das Mittelschiff von S. Apollinare Nuovo ist mit schönen Musiven geziert. Wenn jene von S. Vitale durch die Aufnahme wirklicher historischer Persönlichkeiten merkwürdig sind, so sind es diese durch Abbildungen von Bauwerken Ravennas aus jener Zeit. Freilich sind diese Bilder nur andeutend getreu. Auf der rechten Wandfläche des Schiffs erblickt man in lebhaft strahlenden Farben die Stadt Ravenna mit der Kirche S. Vitale, mit anderen Gebäuden und dem Palast Theodorichs. Er stellt sich als eine Fassade von Säulenstellungen in Rundbogenform dar; zwischen den Säulen des Portikus hängen Vorhänge von weißer Farbe mit roten darein gewirkten Blumen. Theodorich mochte solchen Schmuck der byzantinischen Palastsitte entlehnen und man weiß, daß im frühesten Mittelalter zwischen den Säulen auch der Kirchenschiffe wie der Vorhallen kostbare Teppiche ausgespannt wurden. Dieser Gebrauch war vom Tempel Salomos und überhaupt vom Orient entlehnt. Auf dem Frontispiz des Gebäudes steht in goldenen Buchstaben das Wort Palatium, womit nur die Residenz Theodorichs bezeichnet sein kann. Es folgen 25 Gestalten von Heiligen mit Kronen in den Händen, durch Palmenbäume voneinander abgetrennt. Ihre Reihe beschließt Christus auf dem Thron zwischen Engelfiguren in schwarzbraunem Gewande, bärtig, doch ganz jugendlich und ohne den späteren Ausdruck unnahbarer Majestät.

Auf der linken Wand eine entsprechende Komposition von heiligen Jungfrauen, welche auf der einen Seite die Verehrung der Magier, auf der andern ein architektonisches Abbild beschließt. Die thronende Jungfrau ist eine anmutige Gestalt mit nonnenhafter Verschleierung um das Haupt. Die Magier tragen bunte, brokatene, sehr kurze Mäntel, Röcke und Hosen, womit ihre barbarische Herkunft aus fremden Landen mag bezeichnet sein. Ihrer Gestalt nach stellen sie, wie gewöhnlich, die drei Lebensalter dar. Die heiligen Frauen erscheinen ohne Individualität in einer und derselben Haltung und Gesichtsbildung, mit reichen byzantinischen Gewändern, weißen Schleiern und griechische Diademe auf dem Haupt. Diese Gestalten, alle noch kunstvoll in Licht und Schatten gemalt, zeichnen sich vor anderen Figuren der ältesten Darstellungen von Heiligen aus, die man in römischen Basiliken, so in S. Paul und anderen Kirchen, meistens auf den Triumphbogen oder den Seitenflächen der Tribünen abgebildet sieht. In ihnen lebt noch die Tradition antiker Kunst;

kein Zug späterer Barbarei ist sichtbar und selbst die immer wiederkehrende Gleichheit ermüdet nicht durch Einförmigkeit, sondern verleiht dem Ganzen eine feierliche Ruhe, welche doch durch die Wohlgestalt reichgeschmückter Erscheinungen angenehm belebt wird.

Dem Abbilde Ravennas entspricht am Ende jener Reihe das Bild der untergegangenen Vorstadt Classe: eine festgemauerte Burg mit Zinnen und Türmen, das blaue Meer, Segelschiffe, welche den Hafen bezeichnen. Dies ist von kräftiger Wirkung.

Ravenna besitzt keine Kirche mehr, welche S. Apollinare Nuovo an edler Pracht und schönen Verhältnissen gleichkäme; aber noch eine Reihe von andern alten und merkwürdigen Basiliken, die ich nur andeuten will. Theodorich ließ dort manche arianische Kirche bauen, wie Spirito Santo, die noch erhalten ist, und S. Maria in Cosmedin, einen achteckigen Bau, die arianische Taufkapelle. Ich werde mich weder hier aufhalten, noch bei älteren Monumenten aus der Zeit der Galla Placidia, wie S. Giovanni Evangelista, S. Agata und S. Franziskus. Nur die Metropolis oder Domkirche der Stadt würde als Sitz der einst mächtigen Patriarchen eine aufmerksame Betrachtung fordern, wenn sie nicht im 18. Jahrhundert gänzlich umgebaut worden wäre.

Sie war der älteste Kirchenbau Ravennas und wenig später gegründet als S. Peter, S. Paul und der Lateran in Rom. Ihre Anlage rührte vom Erzbischof Ursus her, von dem sie auch den Namen Basilika Ursiana erhielt. Sie war ursprünglich, wie der alte S. Peter und S. Paul, eine fünfschiffige Basilika, die auf 56 Säulen ruhte. In ihren Schiffen sah man manches Gemälde, welches Szenen aus der Geschichte Ravennas darstellte. Alles dies ist untergegangen, und der Neubau, so prächtig einzelne Teile in ihm sind, reizt uns nicht. Dagegen hat der erzbischöfliche Palast, welcher mit dem Dom verbunden ist, noch Reste des Altertums bewahrt, namentlich die sogenannte Capella Domestica, die noch mit Musiven des fünften Jahrhunderts bekleidet ist.

Heute ist der größte Schatz des erzbischöflichen Palastes sein berühmtes Archiv. Die Sammlung von Pergamenten (noch jetzt fast 25 000 an der Zahl) und von Papyrusschriften, die bis ins 5. Jahrhundert hinaufreichen, gehörte, ehe diese letzteren in den Vatikan nach Rom kamen oder teils in den Stürmen der Zeit untergingen und zerstreut wurden (eine große Zahl mittelalterlicher Urkunden liegt heute in Forli und wird wahrscheinlich an das Archiv von Bologna kommen), zu den größten Schätzen der diplomatischen Wissenschaft. Wer nur immer mit der Geschichte

des Mittelalters bekannt ist, weiß von den Papiri di Ravenna, welche der gelehrte Marini edierte, von des Rossi Geschichte Ravennas, deren urkundlicher Stoff (freilich unkorrekt genug) aus jenem Archiv gezogen wurde, und von Fantuzzis großer Urkundensammlung (Monumenti Ravennati). So groß ist jedoch der Reichtum des in jenem Archiv heute Vorhandenen, daß er noch lange nicht erschöpft ist. Ein diplomatischer Kodex ravennatischer Urkunden nach dem System der gegenwärtigen Wissenschaft ist sehr zu wünschen.

Nicht weit vom Dom steht das alte Baptisterium S. Giovanni in Fonte. Auch dessen Errichtung schreibt man dem Erzbischof Ursus zu. Der merkwürdige Bau, achteckiger Form, hat nur zwei römische Bogenstellungen übereinander von höchst altertümlicher Gestalt. Eine Kuppel umwölbt ihn, mit Musiven ganz und gar bekleidet, welche sich noch vom antiken Ideal durchdrungen zeigen. Sie stellen in der Mitte die Taufe Christi im Jordan, ringsumher die zwölf Apostel, dar.

Außerhalb der Stadt liegen noch zwei andere alte Basiliken, S. Maria in Porto und S. Apollinare in Classe fuori. Die letztere ist bei weitem die schönste von allen Kirchen, welche Ravenna besitzt, und dahin wollen wir noch hinübergehen. Man weiß, daß ehemals das Meer nahe an Ravenna lag und im Verein mit Flüssen und Sümpfen dieser Stadt eine Festigkeit und zugleich eine Bedeutung gab, welche dem späteren Venedig gleich kam. Auch das alte Ravenna, dessen Gründung fabelhaften Zeiten angehörte, war ursprünglich, wie Venedig, zum Teil auf Inseln gebaut, während die Lagunen des nahen Po im Norden und andere Sümpfe im Westen sich ausbreiteten. Eine so ausgezeichnete Lage bestimmte schon Augustus, Ravenna zu einer Flottenstation des adriatischen Meeres zu machen, und so entstanden die Vorstädte Cäsarea und der Hafen Classe, welcher letztere von der Flottenstation selbst seinen Namen erhielt. Lange Zeit behauptete Ravenna den Handel auf dem adriatischen und jonischen Meer mit dem Orient, bis es teils durch Versandung seines Hafens, teils durch allgemeine politische Verhältnisse herabkam und seine Bedeutung auf Venedig überging.

Das Meer hat sich mit der Zeit sieben Millien weit von der heutigen Stadt zurückgezogen, so daß man seiner dort nirgends ansichtig wird. Nur an der feuchten Seeluft, welche über die Wälder der Küsten herweht, merkt man seine Nähe. Der alte Hafen ist verschwunden; nicht einmal seine Lage kann man heute mit Sicherheit angeben. Der Name einer Kirche vor den Mauern der Stadt, Santa Maria in Porto, und auch S. Apollinare in Classe

bezeichnen obenhin die Richtung, wo einst Hafen und Arsenale sich befunden haben.

Um nach der Basilika von Classe zu gelangen, muß man etwa drei Millien weit nordostwärts gehen. Man überschreitet zuerst den Ponte Nuovo, die Brücke über den Fluß Ronco. Sodann erblickt man zwei Millien vor sich jene altertümliche Basilika mit dem runden braunen Glockenturm neben ihr in völliger Einsamkeit. Ringsum eine weite, zum Teil sumpfige Ebene von ernstmelancholischem Charakter, hier und da mit Reis bepflanzt, welcher das Wasser liebt. Gegen das Meer hin umschließt sie als der schönste Gürtel der meilenweite berühmte Pinienwald, und landwärts steigen am Horizont die blauen Apenninen Bolognas auf.

S. Apollinare in Classe verhält sich zu Ravenna wie S. Paul vor dem Tor zu Rom. Aber während diese große Basilika durch den Brand, der sie verschlang, zerstört wurde und jetzt als ein moderner Luxusbau der Asche entstieg, ist jene unversehrt geblieben. Sie bietet, äußerlich halb verrottet und neben Ruinen ihres ehemaligen Klosters, in einer grenzenlosen Verlassenheit das reizendste Bild des Mittelalters dar.

Sie wurde im Jahre 535 von Julianus Argentarius errichtet (dem man die meisten Basiliken Ravennas jener Zeit zuschreibt) und schon im Jahre 549 von demselben Patriarchen Maximianus geweiht, welcher auch S. Vitale vollendet hatte. Von dem Quadriportikus, der sie umgab, ist nur die vordere Seite stehen geblieben. Sie bildet jetzt die Vorhalle, welche bei allen alten ravennatischen Kirchen mit dem Begriff Ardika (entstanden aus Narthex) bezeichnet wird.

Das Innere ist ein herrlicher Raum von den edelsten und einfachsten Verhältnissen. Vierundzwanzig prächtige Säulen aus griechischem Marmor, nicht alten Tempeln entrafft, sondern zum Bau gehauen und geziert mit komponierten Kapitälern, teilen diese Schiffe, über denen sich, nach dem ursprünglichen Baustil, noch das nackte Sparrendach erhebt. Die schönen Mosaiken der Tribüne, ehrwürdige Werke des 6. Jahrhunderts, glänzen beim Eintritt dem Blick entgegen. Alles atmet hier den Geist der alten Zeit, und dieser Eindruck wird verstärkt durch den Anblick einer großen Reihe von gewölbten und schwerfälligen Sarkophagen, welche an den Wänden der Nebenschiffe stehen. Ich habe in keiner Stadt so viel alte Sarkophage in Kirchen frei aufgestellt und beisammen gesehen außer in Arles in der Provence, und der Anblick jener in S. Apollinare (auch andere Kirchen Ra-

vennas sind daran reich) rief mir sofort die Erinnerung an die berühmte Gräberstraße von Arles zurück.

Die ravennatischen Graburnen unterscheiden sich auf eigentümliche Weise von den römischen der christlichen Epoche. Rom besitzt deren viele und ausgezeichnete in den Grotten des Vatikan oder im lateranischen Museum, hier und da auch in Kirchen, namentlich aus dem späteren Mittelalter. Es besitzt eine große Menge von Graburnen des frühesten Christentums, welche alle mit Reliefs von heiligen Geschichten bedeckt sind. Die Urnen von Ravenna dagegen gehören der gotischen, byzantinischen und auch barbarischen Zeit an. Sie sind fast durchweg bildlose und sehr massive Sarkophage aus griechischem Marmor von weißgrauer Farbe, mit christlichen Symbolen bezeichnet und mit einer einfachen Inschrift versehen. Keiner von ihnen ist, meines Wissens, dem heidnischen Altertum entlehnt, wie es in Rom selbst einige Grabmäler der Päpste sind, sondern sie wurden selbständig gearbeitet. Ihre seltsame, ernste und grandiose Form bringt eine tiefe Wirkung hervor, und in diesen hohen, gewölbten und grauen Sarkophagen möchte man eher gotische Helden als fromme Patriarchen bestattet glauben. Aber es scheint, daß die Skulptur in Ravenna schon zur Zeit der Galla Placidia abstorben war, denn sie ist dort nur wesentlich in ihrer Beziehung auf die Architektur sichtbar. Die bildnerische Kunsttätigkeit konzentrierte alle ihre Kraft in dem Mosaik allein, wo sie freilich noch eine schöne Blüte trieb.

Jene Graburnen standen ehemals, christlicher Sitte gemäß, im äußeren Portikus der Kirche. Sie verschließen Patriarchen der Stadt vom 5. bis zum 8. Jahrhundert. Die lange Reihe der ravennatischen Erzbischöfe hat man übrigens doch erst in moderner Zeit auf den Wänden der Kirchenschiffe in Porträts dargestellt und dies dem Muster von S. Paul bei Rom nachgeahmt. Sie beginnt, wie die der Päpste mit Petrus, so mit seinem Missionar Apollinaris, dem Stifter des ravennatischen Erzbistums. Der Schutzpatron und das hierarchische Haupt von Ravenna, obwohl der römischen und absichtlichen Tradition nach von S. Peter in Rom zum Bischof eingesetzt, der Schüler also und Jünger des Fürsten der Apostel, machte dennoch lange Zeit dem Schutzpatron von Rom den Primat streitig, oder vielmehr die ravennatischen Bischöfe, welche sich seine Nachfolger nannten, sträubten sich Jahrhunderte lang, die Obergewalt des römischen Stuhles anzuerkennen. Auch das Dominium temporale von Apollinaris war sehr reich. Die Erzbischöfe Ravennas besaßen liegende Güter selbst in dem fernen Sizilien und im Orient, und wir bemerkten

schon, daß sie sich zu Herren des Exarchats machten, die Ansprüche der Päpste nicht achtend, welche diese schöne Erbschaft seit dem Falle des Langobardenreichs unter die Franken ihnen lange Zeit ohne Erfolg bestritten.

Noch im 11. Jahrhundert war der Patriarchat von Ravenna so reich und mächtig, daß Heinrich IV. dort seine kräftigste Stütze im Kampf mit Gregor VII. und der Gräfin Mathilde fand, und es war Wibert, Erzbischof von Ravenna, den er als Clemens III. zum Gegenpapst erhob. Er bezeichnet indes die Grenze der Macht der ravennatischen Kirche, welche seither zerfiel.

In der Blütezeit des Reiches waren mehrere Deutsche von den Kaisern zu Erzbischöfen Ravennas erhoben worden und mit großen Privilegien der Immunität und Jurisdiktion beschenkt. Auch gingen einige Päpste aus der Reihe der ravennatischen Erzbischöfe hervor, wie der kräftige Johann X. und der berühmte Gerbert oder Sylvester II. zu Ottos III. Zeit, während große Heilige, Romuald und Pier Damiani, ihrer Kirche Glanz verliehen. So ist die Geschichte der Erzbischöfe von Ravenna (sie verdiente eine gründliche und kritische Durcharbeitung) bis zum 12. und 13. Jahrhundert ein wesentlicher Teil der Geschichte der römischen Kirche selbst und des italienischen Mittelalters und von der größten Merkwürdigkeit. Den Anfang sie zu schreiben machte in der Mitte des 9. Jahrhunderts Agnellus von Ravenna in seinem Liber pontificalis, einem Werk, das den Stempel tiefster Barbarei in der Behandlung der lateinischen Sprache und des Stoffes an sich trägt, aber ehrwürdig ist durch Alter, unschätzbar durch viele historische Nachrichten und anziehend durch seine kindliche Naivität.

Mehrere Erzbischöfe Ravennas sind in den Mosaiken der Tribüne abgebildet; diese ähneln im Charakter noch jenen, die wir in der Stadt gesehen haben, scheinen mir aber doch später als sie. Auch hier ist die Konsekration der Basilika dargestellt durch die Figuren S. Maximians und des zu seiner Rechten stehenden Justinian. Der Kaiser hält hier Pergamentrollen in der Hand, auf denen man das Wort Priviligia liest, und seine Gestalt wie Gewandung gleicht seinen anderen musivischen Porträts. Die Pietät der Geistlichkeit von S. Apollinare hat das Andenken der Wohltäter ihrer Basilika durch Inschriften auf den Wänden geehrt. Wenn sie auch neueren Datums sind, so erfüllen sie doch den schönen Tempel noch mehr mit historischem Geist und rufen die Erinnerung einer langen und großartigen Geschichte ins Gedächtnis zurück. Eine Tafel ist Narses geweiht, von dem sie rühmt, daß er nach Besiegung der Gotenkönige

und der Wiederherstellung des Friedens in Italien dieser Kirche ein neues Gebäude hinzugefügt habe. Eine andere preist die Kaiser Justinian, Ludwig II., Otto I., Otto II., Otto III., Heinrich II., Konrad I., Heinrich III., Otto IV. und selbst die Hohenstaufen Friedrich I. und Friedrich II. wegen der Privilegien, welche sie dem Tempel und dem Kloster von Classe so reichlich verliehen haben.

Seit Carl dem Großen, der Ravenna eines Teils seiner Zierden beraubt hatte, gab es bis auf die Hohenstaufenzeit nur wenige deutsche Kaiser, welche jene Stadt auf ihren Romfahrten oder während ihrer Kämpfe in Italien nicht besucht hätten. Dies kann man aus Itinerarien sehen, die ihre Regesten darbieten. Die Hauptstadt des alten Exarchats bot eine bedeutende Stellung in Italien, im Kampfe mit den Städten sowohl als mit den Päpsten dar; die Kaiser anerkannten die Besitzestitel nicht, welche jene darauf geltend machten, denn seit der Ottonischen Zeit waren die Romagna und das Exarchat anerkannte Reichsländer und von kaiserlichen Grafen regiert. Erst Rudolf von Habsburg verzichtete zugunsten des heiligen Stuhls feierlich auf die uralten Rechte, welche das Reich dort behauptete. Am häufigsten waren die drei Ottonen in Ravenna, Otto I. sogar fünfmal, in den Jahren 967, 968, 970, 971 und 972. Dieser kräftigste unter den deutschen Herrschern über Italien betrachtete den Papst so wenig als Herrn Ravennas, daß er sich sogar nicht weit von den Mauern dieser Stadt einen neuen Palast erbaute. Wo dieser lag, ist nicht mehr mit Gewißheit auszumachen, aber weder Cäsarea noch Classe waren zu jener Zeit schon ganz und gar verschwunden.

Zweimal wohnte Otto II. in Ravenna, dreimal Otto III. Dieser jugendliche Fürst erhob hier im Jahre 996 den ersten deutschen Papst überhaupt, seinen Vetter Bruno, der ihm bald darauf als Gregor V. in Rom die Kaiserkrone aufsetzte. Otto III. liebte Ravenna und dessen Heilige mit der ihm eigenen schwärmerischen Leidenschaft. Er erhob den berühmten Gerbert, seinen Lehrer, vom Erzbischofstuhl Ravennas auf den päpstlichen von Rom. Wenige Jahre gingen hin, und Otto III. erschien als Flüchtling, von den Römern vertrieben, im Kloster zu Classe, um einige Wochen in der Zelle des berühmten Romuald im Mönchsgewand unter Bußübungen zuzubringen. Dies war die schmerzlichste Epoche im Leben des letzten der Ottonen.

Heute erinnert daran eine, obwohl moderne und pfäffische Inschrift, welche in die Wand jener Basilika eingefügt ist. „Otto III., deutsch-römischer Kaiser, um seiner Missetaten willen der

strengsten Disziplin Sankt Romualds sich unterwerfend, pilgerte mit nackten Füßen von der Stadt Rom zum Berg Garganus, wohnte in dieser Basilika und dem Kloster Classe 40 Tage als Büßer, sühnte im härenen Gewand und mit freiwilligen Kasteiungen seine Sünden, gab ein erlauchtes Beispiel der Demut und adelte als Kaiser diesen Tempel durch seine Bußfertigkeit."

Das berühmte Kloster Romualds wurde erst in der Epoche Napoleons I. aufgehoben; seine Gebäude liegen neben der Basilika in Trümmern unter wildem Wuchs von Farnkraut und Ölgestrüpp. Die Mönche sind verschwunden; nur einer wandelt dort in der Kirche umher als trauriger Tempelhüter. Die Basilika verwittert gleich dem alten Turm zu ihrer Seite, welcher eher einem Pharus als einem Glockenturme ähnlich sieht. Die Verlassenheit umher ist in Wahrheit so grenzenlos wie der Blick auf das schwermütige Gefilde unbeschreiblich schön; ich sah diese große maremmenartige Fläche während eines Gewitters, das fern über dem unsichtbaren adriatischen Meere schwebte und den Himmel mit einem finstern Blauschwarz umzogen hatte. Das sumpfige Wasser, hier und da durch einige Gräben abgeleitet, in denen die schöne Sumpflilie üppig wucherte, die düstern Tamarisken, welche die Nähe des Meeres andeuten, die zerfallenen Ruinen, die altersgraue Basilika mit ihren Erinnerungen, die öde Straße, welche dies Gefilde nach Cesena hin durchzieht, der finstere, meilenlange Pinienwald, dessen riesige Wipfel still und majestätisch gleich Palmen sich erheben, und auf der anderen Seite die in der blitzenden Gewitterluft ragenden Türme des alten Ravenna, alles still, schwermutsvoll und tot, nichts von der Stimme eines Vogels, noch von der Gestalt eines Menschen belebt — ja, dies brachte eine unaussprechliche Wirkung hervor.

Die melancholischen Ufer des Flusses Ronco belebt noch eine andere Erinnerung der Geschichte, die an die Schlacht von Ravenna am 11. April 1512, eine der furchtbarsten Schlachten überhaupt, die auf dem blutigen Boden Italiens gekämpft wurden und von einem so heroischen Charakter, daß auch Theodorich und Odoaker den Heldenmut der Streiter würden bewundert haben. Die alliierten Armeen Spaniens und des martialischen Papstes Julius II. wurden dort von dem Heere des Königs Ludwigs XII. von Frankreich unter dem Befehle des jungen Helden Gaston de Foix angegriffen, als sie Ravenna zu entsetzen versuchten, worin der General Marcontonio Colonna lag. Die Franzosen, mit denen sich der große Alfonso von Este vereinigt hatte, gingen als Sieger aus dem mörderischen Kampfe hervor, aber sie bezahlten den Sieg mit dem Tod ihres glänzenden und genialen

Führers, den eine spanische Kugel zu Boden warf. Die berühmtesten Kapitäne und Männer jener Zeit, die Helden des beginnenden großen Jahrhunderts Carls V., Spanier, Franzosen, Italiener, Deutsche, die Blüte der damaligen Aristokratie, nahmen an der Schlacht teil; selbst ein großer Dichter, Ariosto, befand sich im ferrarischen Lager, und der später so weltberühmte Papst Leo X. geriet als Legat in Gefangenschaft. Im Heere Frankreichs, welches damals seine Kriege auch mit der erkauften Söldnerkraft unseres zersplitterten Vaterlandes führte, diente deutsches Fußvolk unter Jakob Embser und Philipp von Freiberg; dessen Zusammenstoß mit dem spanischen Fußvolk war der Gipfel dieser Schlacht, und der heldenhafte Rückzug der 3000 Spanier an dem Roncoufer ihre bewundernswerteste Tat. Die Schlacht von Ravenna wurde wesentlich durch Fußvolk und durch die Artillerie des Herzogs von Ferrara zur Entscheidung gebracht. Wenn der junge Foix seinen Sieg überlebt hätte, so würde ihn nichts aufgehalten haben, Rom selbst zu erobern und den Papst Julius II. gefangen hinwegzuführen, aber das Glück, welches die Päpste fast immer begünstigt hat, brachte bekanntlich einen solchen Umschwung hervor, daß in kürzester Frist die Franzosen aus Siegern zu Besiegten wurden und Italien verlassen mußten.

Im Jahre 1557 ließ der päpstliche Präsident der Romagna Donato Cesi, später Kardinal, auf dem Schlachtfelde am Ronco die Denksäule aufrichten, welche heute dort aufrecht steht. Inschriften auf Medaillons, sehr mittelmäßiger Art, rufen das große Ereignis ins Gedächtnis. Charakteristisch für die schon manieriert werdende Zeit ist die alberne Spielerei in diesen Versen:

Hac Petra Petrus Donatus Donat, Iberos
Galosque hic caesos, Caesius enumerat.

Ich habe den berühmten Pinienwald (la Pineta) leider nicht besucht. Der Anblick seiner schwarzen Massen in nicht zu weiter Entfernung von Classe reizt mächtig genug, sein Dickicht zu durchstreifen oder ihn wenigstens auf der Straße nach Comacchio zu durchziehen. Der Forst ist uralt. Man sagt, daß schon die Römer aus ihm das Material für die Werften des ravennatischen Hafens zogen. Das Heer der Goten lagerte in ihm, als Theodorich den König Odoaker in Ravenna eingeschlossen hielt. Seine Hauptmasse besteht aus dichtem Gestrüpp verschiedenartigen Baumwuchses, aus welchem sich die herrlichen Pinien erheben. Ihre Zapfen enthalten mandelartige Kerne, welche von Ravenna aus in großer Menge weit und breit versendet werden. Man

berechnet sie auf 10 000 Scheffel jährlich. Ravennaten schilderten mir die innersten Wildnisse dieses Waldes, in welchem der Jäger das wilde Schwein jagt, als bezaubernd schön und nicht minder die Gegenden, wo er bis zur Küste hinabsteigt und in malerischen Buchten vom Meer bespült wird. Er erstreckt sich längs desselben 24 Millien weit von der Stadt Cervia bis zur Mündung des Po, welche Spina oder Spineticum heißt. Seine größte Breite beträgt drei Millien. Der herrliche Wald gehört seit alters Ravenna, deren Geistlichkeit sich fast ganz in seinen Besitz setzte. Die Päpste schützten ihn vor der Zerstörung und er verdiente mit vollem Recht seine eigene Geschichte, die ihm gewidmet worden ist: Francesco Ginanni, Storia civile e naturale delle Pinete Ravennati. Roma, Salomoni 1774.

Wir haben die Monumente Ravennas nach der Folge ihrer Zeiten, nicht nach ihren Lokalen aufgesucht, und von ihnen auch nur wenige, aber solche herausgehoben, welche als Charaktergestalten ihrer Epochen bedeutend sind. Wir sagten, daß die ganze große Periode der guelfischen Zeit in Kirchen und Palästen monumental kaum mehr sichtbar sei, aber statt ihrer zeigen die Ravennaten voll Stolz in einer unscheinbaren Gasse eine kleine Gruftkapelle, welche sie mit keinem Prachtdom der Welt vertauschen würden. Dort liegt der größte Genius Italiens begraben, Held und zugleich Opfer der Kämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen, denen er ein Denkmal gründete, das nur mit der Menschheit selbst untergehen kann. Die Vereinigung dreier weltberühmter Mausoleen in Ravenna, welche so große Abschnitte des geschichtlichen Lebens bezeichnen, ist ganz wunderbar: Galla Placidia, Theodorich und Dante! Der Gang von einem zu dem andern ist wahrlich eine Wanderung durch große, von Gestalten reich erfüllte Räume der Weltgeschichte.

Wenn Ravenna keine andere Zierde besäße als die ihm die Verse auf der Gruft Dantes verleihen und keinen anderen Ruhm als den, diesem Poeten das letzte Asyl dargeboten zu haben, so wäre dies hinreichend genug, es für alle Zeit dem Dunkel zu entreißen. Es war um das Jahr 1320, als Dante von Verona nach Ravenna ging, heimatlos und in bitterster Armut. „Damals", so erzählt Boccaccio, „war Herr über Ravenna, eine hochberühmte und alte Stadt der Romagna, ein edler Ritter mit Namen Guido Novello da Polenta; dieser war in den liberalen Wissenschaften wohl unterrichtet, ehrte die tüchtigen Männer hoch und vor allem diejenigen, welche durch Kenntnisse andere überragten. Als er hörte, daß Dante ohne alle Aussicht in der Romagna sich befinde, von dessen Ruf er lange vorher vernommen hatte, so entschloß

er sich, ihn in diesem verzweifelten Zustande aufzunehmen, ohne von ihm darum angegangen zu sein." „Dante wohnte also in Ravenna, nachdem er jede Hoffnung der Rückkehr nach Florenz verloren hatte, einige Zeit unter dem Schutze dieses gnädigen Herrn; hier bildete er mehrere Schüler in der Dichtkunst, zumal in der lingua volgare, welche er, nach meinem Dafürhalten, zuerst unter den Italienern zu dem Range erhoben hatte, welchen Homer unter den Griechen und Virgil unter den Lateinern ihren Muttersprachen gegeben haben."

Die Familie der Polenta hatte sich im Jahr 1275 die Signorie der Stadt angemaßt und in der Epoche der italienischen Tyrannis zu Herrschern Ravennas aufgeworfen, wo früher die Herzoge vom uralten Geschlecht der Traversari regiert hatten. Guido da Polenta war Neffe der Francesca da Polenta, welche, mit Giovanni Malatesta von Verucchio, dem Podestà von Rimini, vermählt, durch Dante selbst als Francesca da Rimini unsterblich geworden ist. Der Herr von Ravenna nahm keinen Anstoß an den Versen Dantes, der den Schatten seiner unglücklichen Muhme unter den zu ewiger Qual verdammten Seelen aufgeführt, aber ihr tragisches Schicksal durch die Verklärung seiner Poesie zu einem Gegenstande der Rührung für alle Zeiten gemacht hatte. Dante brachte sein Lebensende unter dem Schutze Guidos zu. Doch der Palast der Polentanen ist spurlos verschwunden. Von ihrer Herrschaft über Ravenna blieb als das schönste Denkmal nur diese Poetengruft übrig. Sonst ruft nichts mehr ihren Namen ins Gedächtnis, es sei denn ein Stein, welcher in der Wand der Kirche von S. Francesco eingemauert ist, einen in die Kutte der Minoriten gehüllten Mann darstellt und diese Inschrift trägt: Hic jacet Magnificus Dominus Hostasius de Polenta qui ante diem felix obiens occubuit MCCCLXXXVI die XIV. Mensis Martii. Cujus anima requiescat in Pace.

Die Kämpfe in der leidenschaftlichen Seele Dantes, welche sein Gedicht durchstürmen und ihm seinen unvergleichbaren Lebensgeist eingehaucht haben, waren geschlichtet, als er in Ravenna seine Tage beschloß. Er widmete sie hohen religiösen Betrachtungen, der vita contemplativa. Er dichtete hier die Bußpsalmen und sein Kredo; er schien ein Büßer geworden zu sein wie jener Otto III., welcher, nachdem seine Herrschaft über Rom in Trümmer gegangen war, sich in die Kutte hüllte und in der Zelle von S. Apollinaris betete. Als er nun zum Sterben sich legte (er starb am 14. September 1321), wollte er in der Kutte der Franziskaner begraben sein. Die Minoriten rechnen ihn daher zu den ihrigen, und man erinnere sich, daß er sich selber

schon in seinem Gedichte darstellt, den Strick jenes Ordens um den Leib gegürtet. Man sagt sogar: er habe sich in Ravenna wirklich unter die Tertiarier von S. Franciscus aufnehmen lassen.

Guido Polenta bestattete den toten Dichter in einem Marmorsarkophag bei den Minoriten. Er beschloß, ihm ein prachtvolles Denkmal zu errichten, aber dies unterblieb. Während der Unruhen, denen das Haus der Polenta erlag, wurde das Dichtergrab vernachlässigt und fast vergessen, und erst im Jahre 1482 erinnerte man sich an eine heilige Pflicht. Die Polentanen waren vertrieben worden. Hostasius, der letzte dieses berühmten Hauses, endete in der Gefangenschaft auf der Insel Kandia, denn die Stadt Ravenna hatte die Republik Venedig angerufen und sich in ihren Schutz gestellt. Sie wurde nun ein integrierender Teil derselben und bis zum Jahre 1509 von venezianischen Prätoren regiert. Unter diesen war es Bernardo Bembo, der Vater des berühmten Kardinals, welcher den Plan Guidos da Polenta wieder aufnahm und im Jahre 1482 dem Dichter ein schönes Mausoleum bauen ließ. Es ist das heutige, aber in der Umwandlung durch die päpstlichen Legaten im 17. und 18. Jahrhundert. Die Venezianer hatten nämlich Ravenna wieder an den Heiligen Stuhl abgetreten, im Jahr 1509, zur Zeit Julius II., welcher auch Bologna an die Kirche brachte.

Das Grabmal Dantes ist ein kleiner Tempel, den eine Kuppel deckt, im Stile der Renaissance. Den innern Raum schmücken Reliefs und Inschriften. Vier Medaillons stellen Virgil, Brunetto Latini, Can Grande della Scala und Guido von Polenta dar. Der Eingangstüre gegenüber steht der Marmorsarkophag, über ihm das Bildnis Dantes in Relief. Die bekannte Inschrift, welche er selbst sich dichtete, sagt:

Jura monarchiae superos phlegetonta lacusque
Lustrando cecini voluerunt fata quousque:
Sed quia pars cessit melioribus hospita castris,
Auctoremque suum petiit foelicior astris,
Hic claudor Dantes patriis extorris ab oris
Quem genuit parvi Florentia mater amoris.

Das Grab ist stets verschlossen; der Schlüssel wird auf dem Stadthause verwahrt. Der Graf Alessandro Cappi, welcher mich in das Mausoleum führte, ein schöner Mann im ersten Greisenalter, hatte in früher Jugend hier noch Lord Byron gesehen, in jener Epoche seines Lebens, wo er die Gräfin Guiccioli liebte (diese Dame lebt noch, hochbetagt, nicht in Ravenna, sondern in Paris, so wenigstens erzählte man mir). Der Lord, so sagte mein Führer, ging niemals an dem Grabmal, auch in der Weite, vor-

über, ohne ehrfurchtsvoll sein Haupt zu entblößen, und ich erinnerte mich der schönen Verse, die er der Danteschen Gruft gewidmet hat. Wohl, hier ist ein Heiligtum, welchem jeder fühlende Mensch nur mit tiefster Rührung nahen wird, ein Wallfahrtsort der Andacht für alle, welche fähig sind, die freie schöpferische Kraft eines Menschengeistes zu bewundern, der über dem Sturm seiner Leidenschaften einen solchen ruhigen und ewigen Himmel verklärter Ideale aufzubauen vermochte. Dante hat in Wahrheit an seinem eigenen Leben dargestellt, was eigentlich sein ganzes Vaterland in der guelfischen Epoche so bewundernswürdig macht, wo mitten unter den schrecklichsten Kämpfen der Parteien überall aufsproßten zahllose edle Blüten der Kunst und des Wissens, und schon dies bewundernswürdige Verhältnis macht ihn zum Repräsentanten und Inbegriff seines Nationalgeistes in einer langen Periode.

Die Einsamkeit seines Grabes in der Stadt, wo er noch sein Exil fortsetzt, ist bezaubernd, und es ist gut, daß die Ravennaten den reuigen Florentinern es verweigerten, den Nationalschatz auszuliefern. Wäre dies geschehen, so würde sich heute in S. Croce wahrscheinlich ein überladenes Grabmal unter den vielen andern Denkmälern auftürmen, dem jeder Zauber der Geschichtlichkeit fehlte. Jetzt aber ruht Dante im Exil, in der berühmten Stadt, unter deren gastlichem Schutze er gestorben ist, in einem Monument, an dessen Errichtung die erlauchte Republik Venedig und das Papsttum Anteil haben, und welches sich frei in der Stadt erhebt, isoliert in königlicher Einsamkeit, wie das Grabmal des großen Theodorich.

STREIFZUG DURCH DIE SABINA UND UMBRIEN

Eine Fahrt von Rom durch römisch Tuscien, die Sabina und Umbrien ist heute um so anziehender, weil der Reisende in den ehemaligen päpstlichen Provinzen, nun annektierten Teilen des Königreichs Italien, viele neue Beobachtungen machen kann. Statt mit der täglichen Post zu fahren, ist es besser, einen Vetturin bis Perugia zu nehmen. Das echt italienische Institut der Vetturine wird in einigen Jahren durch die Eisenbahnen verschwinden, und mancher wird es bedauern. Wenn auch nicht immer bequem, so ist diese Art des Reisens doch mit vielerlei Vorteilen verbunden. Man lernt das Land kennen und hat Erlebnisse unterwegs, was mit der Eisenbahn aufhört.

Mein Vetturin trabte recht wacker auf der alten flaminischen Straße fort, in hoher Morgenfrühe, bei dem köstlichsten Septemberwetter. Die Fahrt durch jene tuscische Campagna ist wahrhaft schön, weil der Soracte und das mächtige Sabinergebirge zur Rechten die herrlichsten Ansichten entfalten. Der Orte gibt es in dieser Öde sehr wenige. Zuerst passiert man hinter dem dritten Meilenstein Prima Porta, die Saxa Rubra des Altertums, so genannt von den rötlichen Tuffelsen, die sich dort erheben. Dieses vulkanische Gestein ist der römisch-tuscischen Landschaft besonders eigen; es bildet sehr malerische Formationen von Hügeln, Schluchten, natürlichen Mauern und Hochflächen, die zum Anbau von Städten einladen. Wer Veji und Civita Castellana kennt, erinnert sich dieses ausgeprägten Charakters, welcher so ganz von jenem Latiums abweicht.

Der Tiber fließt in schönen Windungen durch dies Gebiet, von den fernen Bergreihen prachtvoll eingefaßt. Man verläßt ihn jedoch bald, indem man linkswärts abbiegt, um Castelnuovo vorbei Rignano zu erreichen. Ein Zug päpstlicher Reiterei belebte die Straße; diese Truppe bewegte sich, in dichten Staub eingehüllt, ziemlich rasch vorwärts, und bald sollte mir klar werden, was dies letzte militärische Schauspiel in päpstlichen Landen für einen Zweck hatte.

Man weiß, daß römisch Tuscien, durch den Tiber von Latium oder der Campagna geschieden, das eigentliche Patrimonium S. Peters genannt wird. Mit Unrecht datiert man den Besitz dieses Gebiets von der Schenkung der Gräfin Mathilde her. Die berühmte Beschützerin der römischen Hierarchie hatte freilich dort Domänen, aber ihre Hausmacht reichte bis tief nach Latium hinein, wo sie viele zerstreute Güter besaß. Was man nun das Patrimonium S. Petri nennt, bildete vielmehr die ältesten Grundbestandteile des Kirchenstaats; dort liegen dessen Anfänge, und das erste weltliche Besitztum, welches der Heilige Stuhl erwarb, war Sutri oberhalb des Sees von Bracciano, eine Schenkung des Langobardenkönigs Liutprand.

In der karolinischen Epoche gebot der römische Bischof über alle die noch heute dauernden Städte von römisch Tuscien, die er durch Delegaten unter dem Titel von Duces, Komites und Rektoren administrieren ließ. Doch dies Besitztum ging allmählich verloren, sobald sich nach dem Falle des karolinischen Reichs erbliche Grafen jener Städte bemächtigten. In der Epoche Mathildens besaß der Papst weder in Tuscien noch in der Sabina mehr politische Landesgewalt, sondern hundert kleine Grafen und Landbarone herrschten dort und spotteten der Schenkung

Pipins und Carls. Vieler Krieger, langer Jahrhunderte bedurfte es, um den Heiligen Stuhl in den Besitz dieser alten Patrimonien zu setzen.

In Rignano rasteten wir sechs Stunden des Tags über. Dieser Ort gehört noch zur Comarca von Rom, welche hier endet, denn jenseits beginnt die Delegation Viterbo. Er ist klein und unansehnlich, aber ein Herzogtum wie viele andere römische Nester. Der älteste Sohn des Hauses Massimo führt jetzt den Titel Duca di Rignano. Im Gasthofe des Städtchens fand ich einen päpstlichen Kolonel, welcher als verabschiedeter Offizier nach seiner Heimat Macerata reisen wollte, aber in Narni von den Piemontesen zurückgewiesen war, weil auf seinem Paß das Visum des „italienischen Konsuls" fehlte. Man schilderte mir überhaupt die piemontesische Grenzwacht, die ich bald erreichen mußte, als sehr streng; man sagte mir, daß alles, was von Rom komme, verdächtig, daß die Furcht vor reaktionären Umtrieben groß sei. Zugleich gingen sowohl in Rignano als in allen andern Orten dieses Gebiets aufregende Gerüchte von dem Einbruch von 200 Neapolitanern oder von einer Bande Reaktionäre, welche, als Zuaven verkleidet, von Corneto her sich aufwärts bewegten, um den Fluß zu passieren. Einige Leute versicherten sogar, daß sie dies Korps im Lager gesehen hätten, und kurz, man fürchtete Exzesse ähnlich jenen im Neapolitanischen. Selbst mein Vetturin wurde ängstlich und beschloß, seinen Tagesmarsch abzukürzen, indem er schon in Civita Castellana haltmachte. Die Bewegung eines Zuavenkorps oder einer Freischar dieser Art war es denn auch, welche, wie man mir sagte, den Ausmarsch jener päpstlichen Reiterei in der Richtung auf den Tiberfluß veranlaßt hatte. Wir haben indes nichts von dieser Bande wahrgenommen, sondern wir setzten unsere friedliche Reise nachmittags durch die entzückende Tiberlandschaft weiter fort.

Und entzückender wird die Gegend, sobald man Rignano verläßt, um nach dem nahen Civita Castellana zu fahren. Man rollt auf der herrlichen Flaminia dicht am Fuße des Soracte hin, welchem man lange Zeit so nahe bleibt, daß man den Ort auf ihm, die mittelalterlichen Türme und die Kirche auf seiner Höhe deutlich betrachten kann. Jener Berg, dem Horaz und Virgil ein paar Verse gewidmet haben, ist weithin im tuscischen Lande und schon von Rom aus sichtbar. Er erhebt sich ganz isoliert als eine rötliche, scharf und schön gemeißelte Kalksteinmasse seitwärts vom Tiber. Seine inselartige Gestalt, seine Farbe und die graziöse Form erinnerten mich lebhaft an den Monte Trocchio in der nächsten Nähe S. Germanos, obwohl er größer und höher ist.

Seine Höhe beträgt nämlich über 2000 Fuß. Der Archäolog kennt diesen reizenden Berg wegen der uralten Kulte, die dort ihr Lokal hatten, und den Geschichtschreiber erinnert er an vielerlei Epochen im Mittelalter. Jener Papst Sylvester, welcher sich vom Kaiser Constantin, den er der Sage nach im lateranischen Palast taufte, das ganze Land Italien, die Hauptstadt Rom, ja das ganze Abendland schenken ließ — und wie lange Zeit hindurch hat man nicht an diese Schenkung geglaubt? — jener glückliche Papst also lebte in der Einsamkeit des Soracte versteckt, so lange, als die letzte Christenverfolgung dauerte. Ihm zu Ehren wurde schon im frühesten Mittelalter das Kloster S. Sylvester auf der Spitze des Bergs, und wie man behauptet, über den Trümmern des Apollo-Tempels erbaut. Dies Kloster war eine Zeitlang berühmt und stark besucht als eins der ältesten im Landgebiete Roms. Karlmann, der älteste Sohn des großen fränkischen Helden Karl Martell, nahm hier im Jahre 746 die Kutte, vertauschte aber die reizende Einsiedelei mit dem noch reizenderen Monte Cassino, um sich den lästigen Besuchen zu entziehen, welche ihm fränkische Edle machten, wenn sie die flaminische Straße herab nach Rom reisten. Diese Beziehung des einsamen Berges auf die große Epoche Carls gibt ihm in der Tat einen Reiz mehr.

Noch zwei andere Klöster entstanden hier; darunter S. Andrea am Fuße des Berges (jetzt zerstört), wo im 10. Jahrhundert der Mönch Benedikt eine barbarische, doch durch historische Notizen wichtige Chronik schrieb. Pertz fand sie in der Chigiana zu Rom und ließ sie in den Monumenta Germaniä abdrucken. Überhaupt war gerade diese Gegend an den Grenzen der alten Sabina ein wahres Stammland der Benediktiner. Jenseits über dem Tiber, wenig entfernt vom Soracte, liegt noch heute das uralte Kloster Farfa, jetzt in Verlassenheit, eine ehemals berühmte Stiftung langobardischer Zeit, eine kaiserliche und ghibellinisch gesinnte Abtei, welche den deutschen Kaisern oftmals zum Stützpunkt in diesen Gegenden diente. Sie hat der Kulturgeschichte im ganzen wenig Früchte getragen; aber die Forschung über das römische Mittelalter verdankt dem Sammlerfleiß ihrer Mönche den kostbaren Kodex farfensischer Regesten, welchen die Vaticana verwahrt. Dies wichtige Urkundenbuch, ein Seitenstück zu den Regesten des Petrus Diaconus von Monte Cassino, ist eine vorzügliche Quelle geschichtlicher Forschung geworden. So betrachtet man mit nicht geringem Anteil das großartige Gefilde um den Soracte, und man erinnert sich mancher Romfahrt unserer deutschen Kaiser während ihrer Kämpfe mit dem gre-

Stadtplan von Terni

Stadtbrunnen von Nicolo Pisano. Perugia

Der Dom von Spoleto

Ponte delle Torri in Spoleto

gorianischen Papsttum. Unterhalb des Soracte liegt auch die Tiberfurt, wo sie gewöhnlich über den Fluß setzten, bei dem alten Flajanum, dem heutigen Fiano.

Ich habe es bedauert, daß ich nicht zu dem Ort S. Oreste emporsteigen konnte, welcher recht einladend auf dem Rücken des Berges steht. Die Archäologen wollen wissen, daß dort einst der berühmte Tempel der Feronia stand, daß der darauf gebaute Ort ursprünglich S. Edistio, dann korrumpiert S. Resto hieß, woraus S. Oreste entstanden sei. Doch viel wahrscheinlicher ist es, daß dieser Name aus dem alten Soracte selbst herzuleiten sei. Der Name eines heidnischen Bergs verwandelte sich im barbarischen Mittelalter in den eines unbekannten oder fingierten Heiligen.

Ich erreichte Civita Castellana um 6 Uhr abends. Der Anblick dieses merkwürdigen Orts ist unvergleichlich und übertrifft selbst den von Veji, weil er viel mehr ein ganzes und abgeschlossenes Gemälde darstellt. Er erhebt sich auf einem Felsenplateau, dessen schroffe, rötliche, malerisch umrankte Wände als natürliche Mauern dienen, während der Fluß Treja um sie herfließt. Herrliche, zum Teil alte Brücken führen von mehreren Seiten über den Fluß; eine derselben sieht der neuen Brücke von Arricia ähnlich, ist aber keineswegs so großartig. Die tiefe und prachtvolle, oft sehr enge Felsschlucht, welche die Treja durchrissen hat, bietet die mannigfaltigsten und wahrhaft überraschenden Ansichten dar, die den Maler entzücken müßten. Die Wahl des Lokals dieser etruskischen Orte ist immer höchst passend und praktisch gewesen.

Hier soll das uralte Falerii gestanden haben, während man in den noch heute sichtbaren Ruinen von Falari, wenig seitwärts von Civita Castellana, die spätere römische Kolonie Falerii zeigt. Im Mittelalter, als die Sarazenen diese Gegenden unsicher machten (sie zerstörten einst auch die Abtei Farfa), wurde das älteste verlassene Falerii wieder bevölkert, weil seine ausgezeichnet feste Lage auf dem Felsenplateau den besten Schutz darbot, und so entstand die Civitas Castellana, lange Zeit der Sitz mächtiger Grafen, und in der Geschichte der Päpste häufig genannt. Der standhafte Gegner Gregors VII., Wibert von Ravenna, als Gegenpapst Clemens III., residierte hier in seiner letzten Zeit und starb auch daselbst. Auch Alexander III. starb hier. Heute bietet diese freundliche und geräumige Stadt (von nur 2400 Einwohnern) wenig Bemerkenswertes dar. Sie ist ein Bistum seit alter Zeit, wie fast jeder beträchtliche Ort im Patrimonium und in Latium von alters her Sitz eines Bischofs ist.

Die Kathedrale S. Maria ist sehenswert, ihr romanisches Portal und Vestibulum ein merkwürdiges Denkmal des 13. Jahrhunderts. Rundbogen, Rundfenster mit römischer Gotik; Säulen und ein mosaizierter Architrav, völlig römisch. In der Vorhalle noch alte Inschriften, worunter die älteste eine Schenkung von Gütern aus dem 9. Säkulum an die Kirche enthält.

Sonst zeigt die Stadt keine Reste munizipaler Epoche, und die feudale Periode ist nur an dem alten Kastell sichtbar, einem Bau aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, wie das Wappen Borgia es lehrt; denn Alexander VI. ließ diese Burg von Antonio da Sangallo errichten. In der letzten Zeit diente sie als Bagno oder Staatsgefängnis, und mancher Reisende erinnert sich vielleicht, hier den berühmten Räuberhauptmann Gasparone gesehen zu haben. Ob dieser Mensch noch lebt und dort noch verwahrt wird, vergaß ich zu erfragen. Ich erinnere mich, daß mir jemand in Rom erzählte, diesen Banditen in Civita Castellana aus Neugierde aufgesucht zu haben, und daß Gasparone, auf die Frage, wieviel Menschen er umgebracht, ihm geantwortet habe: „Es sind deren nicht so viele, vielleicht nur etliche zwanzig."

Heute weht die französische Trikolore auf dem schwarzen und malerischen Turm von Civita Castellana; denn dies ist der äußerste Ort des Patrimonium Petri gegen die Sabina hin, welchen die Truppen Napoleons besetzt halten. Die französischen Soldaten, die ich sprach, schilderten mir ihr Leben in dieser Einsamkeit als sehr traurig und langweilig, und sie hatten Grund, über die brennende Sonnenglut in so schattenloser Gegend zu klagen, welche sonst ziemlich gesund sein soll. Auch ist der Wein, eine säuerliche, weiße Gattung, die man hier überall zu ziehen scheint, nicht kräftig genug.

Nach einer guten Nachtrast in dem ziemlich saubern Hotel der Post, welches wegen der Verbindungsstraßen nach der Sabina, nach Nepi, Amelia und Viterbo, die in Civita Castellana zusammentreffen, sehr lebhaften Verkehr zu haben scheint, sollte ich in kurzer Zeit die päpstliche Grenze verlassen und auf die ersten Piemontesen stoßen. Denn die Grenzscheide zwischen dem gegenwärtigen Rest des Kirchenstaats und dem neuen italienischen Reich bildet der Tiber, soweit er in seinem Laufe hier das Patrimonium und dort Umbrien und die Sabina voneinander trennt.

Des Morgens um 5 Uhr von Civita Castellana abgereist, erreichte ich in einer Stunde Borghetto, ein zerfallenes malerisches Kastell unweit des Flusses und heute dort der letzte päpstliche Ort. Unten strömt der Tiber durch ein herrliches breites Tal, in

entzückender Landschaft, da jenseits die schönen Berge der Sabina nahe herantreten, mit vielen altertümlichen Ortschaften, die jetzt alle voll von Piemontesen und von Lombarden sind.

Hier führt unterhalb Borghetto die Brücke Felice über den noch ziemlich breiten Strom. Sie ist das schöne Denkmal Sixtus V. (Felix Perretti). Er baute sie im Jahre 1589. Bis hierher können Tiberschiffe stromauf fahren; seit einigen Jahren gehen von der Ripetta Roms sogar kleine Dampfschiffe in regelmäßiger Wochenfahrt dorthin und stellen so einen mäßigen Warenverkehr zwischen der Hauptstadt und der Sabina her. Die große Sommerdürre hatte den Fluß sehr geschmälert, und höchstens zwei oder drei Kohlenschiffe sah ich am Ufer fest.

Mitten auf der Brücke stand gerade über der Inschrift von Sixtus V. die Fahne Frankreichs. Bis dahin reicht also heute das Dominium Temporale seiner Nachfolger, und jenseits beginnt der neue Staat, welchen die merkwürdige Revolution Italiens von 1859 per fas et nefas geschaffen hat. Es war ein interessanter Anblick, am Ende der Brücke die zwei italienischen Trikoloren zu betrachten, welche, mit schon welken Lorbeeren bekränzt, dort hingen, nicht hoffnungsvoll in den Lüften flatternd, sondern, von keinem Winde bewegt, melancholisch an dem Lanzenschafte niederhängend. Sie schienen so verzweifelte Blicke auf die unerbittliche französische Fahne zu werfen, wie die großen und breitschultrigen Grenadiere Piemonts, die am Haupt der Brücke vor einer Hütte auf der Wacht standen. Diese kräftigen Leute sahen ernst und argwöhnisch aus, als sie in ihrem piemontesischen Dialekt, der mein an die Sprache Latiums gewöhntes Ohr beleidigte, meinen Paß verlangten. Während sie nun denselben studierten, benutzte ich diese kleine Pause, wieder nach der Mitte der Brücke zurückzugehen, um dort die Inschriften der Päpste Sixtus V. und Urban VIII. abzuschreiben. Aber wunderlicherweise hinderte mich daran ein mir rasch nachfolgender Grenadier, welcher mir ziemlich heftig erklärte, daß er mir nicht erlauben dürfe, die Brücke nochmals zu beschreiten; er selbst wagte sich nicht einen Schritt über die französische Fahne hinaus, so daß ich mich von der energischen Wirkung dieses Grenzsymbols bestens überzeugen konnte. Meine Demonstration war vergebens, der wackere Soldat begriff weder meine Absicht, noch wollte er sonstige Gründe anhören, ich mußte schlechterdings zurückgehen. Im übrigen benahm sich der Wachtposten freundlich, und nicht minder der Doganenbeamte, dem man sich alsbald präsentieren muß. Das Panorama, welches man von der Brücke selbst nach der Sabina hinein vor sich hat, ist schön und

mannigfach. Nahe gegenüber zeigt sich der alte und finstere Ort Magliano, Sitz des sabinischen Bischofs — der Prälat wurde vor mehreren Monaten gefangen hinweggeführt —, weiter hinein liegt Poggio Mirteto, jetzt eine der Hauptstationen für die piemontesische Grenzarmee, während sich die Zivilintendantur der ganzen Sabina in der großen Stadt Rieti befindet, dem bisherigen Sitze des päpstlichen Delegaten.

Ich fuhr nun in das sabinische Bergland hinein. Lachende Hügel durchziehen die Sabina, reich an Wein, Öl und Kastanienwuchs, bevölkert von einem kräftigen, biederen und patriarchalischen Menschenschlag ohne Kultur. Der Charakter dieser Gegenden ähnelt nicht dem von Latium, wo doch alles sonniger und südlicher ist, sondern schon eher jenem in den mittleren Apenninen. Die ungewöhnliche Dürre des Sommers hatte auch hier alles verbrannt; der Mais stand kümmerlich in Kolben, der Weinstock versprach einen guten Ertrag, der Ölbaum nur die geringste Frucht.

Die erste Stadt, die man auf der dortigen Straße erreicht, ist das uralte, jetzt sehr kleine Otricoli, der berühmte Fundort mancher Altertümer, wie des Jupiterkopfes im Vatikan. Merkwürdig ist er auch dadurch, daß hier der berühmte Arnold von Brescia von den Landsknechten Barbarossas gefangen und den Kardinälen ausgeliefert wurde, wonach man ihn zur Hinrichtung nach Rom führte. Was heute Italien vom Papst verlangt, hatte schon er damals gelehrt!

Otricoli wird eigentlich bereits zu Umbrien gerechnet, aber die Grenzen beider Provinzen sind hier kaum bestimmbar und waren immer schwankend. Heute gehört die Stadt zur Delegation Spoleto, man betritt also schon hier das Gebiet dieses alten, einst so mächtigen Herzogtums. So viele Orte man nun durchfährt, überall wird dem von Rom Kommenden die Menge der italienischen Trikoloren und Farben sowie der frisch gemalten Wappen des Hauses Savoyen ins Auge fallen, als nicht genug wiederholte Demonstration eines neuen Zustandes. Überall wird er piemontesisches Militär sehen, Grenadiere, Lanzenreiter, Alpenjäger in spitzen Federhüten und blauen kurzen Mänteln, ziemlich theatralischer Erscheinung; ferner die stattlich aussehende, überall gleichförmig gekleidete Nationalgarde, welche, je weiter man sich von der römischen Grenze entfernt, desto mehr hervortritt, bis das Linienmilitär ganz verschwindet.

Hinter Otricoli zeigt sich die große Schlucht, welche die Nera durchströmt, ein wildes Bergwasser, das dem Tiber zueilt, einst die geographische Grenze zwischen der Sabina und Umbrien.

Dann steigt das schön gelegene Narni, eine der alten Hauptstädte Umbriens, mit seiner prächtigen Burg droben und vielen Kirchentürmen empor. Die Lage Narnis ist reizend; der aus der grandiosen Schlucht kommenden Nera öffnet sich plötzlich zu den Seiten ein weites, herrliches Tal, welches der Fluß durchrauscht, während links und rechts Bergreihen sich fortziehen. Eine großartige Brücke der Römer überspannt noch den reißenden Bergstrom. Man blickt hier voll Verlangen zu jenen Bergen Umbriens hinüber, wo das feigenreiche Amelia und so viele andere Orte deutlich sichtbar werden. Vorwärts dagegen taucht in einer Weite von nur fünf Millien zwischen grünen Hügeln das alte Interamna auf, die Vaterstadt des Tacitus, heute Terni genannt. Nichts dürfte entzückender sein, als diese Landschaften im Frühling oder Herbst fußwandernd zu durchstreifen.

Außer dem schönen Schlosse hat Narni einige sehenswerte Kirchen und Klöster, so die alte dem ersten Bischof des Orts S. Juvenal geweihte Kathedrale; doch der größte Schatz des kleinen Orts ist ein berühmtes Bild von lo Spagna im Kloster der Zoccolanti, welches die Krönung der Madonna vorstellt. Man begegnet Gemälden dieses ausgezeichneten Meisters in manchen Kirchen Umbriens, aber einige werden ihm fälschlich zugeschrieben.

Die Zyklopenmauern oben auf der Arx sind bis auf wenige Überreste untergegangen, und von den römischen Monumenten der alten Narnia, wo der Kaiser Nerva geboren wurde, hat sich nichts mehr erhalten als die Trümmer der Brücke des Augustus über der Nera. Dies Werk, eins der großartigsten dieser Art überhaupt, ist noch heute bewundernswürdig, obwohl von den ursprünglichen drei oder vier Bogen, welche die Brücke bildeten, nur noch einer aufrecht steht. Der Anblick dieser herrlichen Trümmer in Verbindung mit dem wildflutenden Wasser der Nera, einem nahen Kloster, und den übrigen Architekturmassen der Stadt wie endlich der prächtigen Landschaft ist unvergleichlich, von welchem Standpunkte auch man diese Brücke betrachten mag.

Zum ersten Male erwähnte ihrer Martial:

Narnia sulphureo quam gurgite candidus amnis
Circuit, ancipiti vix adeunda jugo,
Quid tam saepe meum nobis abducere Quintum
Te juvat, et lenta detinuisse mora?
Quid Nomentani causam mihi perdis agelli
Propter vicinum qui pretiosus erat?
Sed jam parce mihi, nec abutere, Narnia, Quinto;
Perpetuo liceat sic tibi ponte frui.

Die Brücke stürzte erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts zusammen. Zur Zeit der Hohenstaufenkaiser bestand sie nicht mehr, denn Parcival Doria, der General Manfreds, ertrank, gepanzert, wie er war, auf seinem Rosse, als er oberhalb Narni den reißenden Fluß zu durchschwimmen wagte. Man baute, da die Kosten der Wiederherstellung der alten Brücke zu groß waren, die neue und bequemere in der Nähe jener.

Die Erwähnung des tapferen Parcival auf diesem Lokal bringt eine andere Kriegergestalt in Erinnerung, und diese ist noch heute ein Stolz der Narnesen. Wer vor dem Dom S. Antonio von Padua stand, sah daselbst die bronzene Reiterfigur Gattamelatas, ein Werk Donatellos, und das erste dieser Art überhaupt seit dem Wiederaufleben der Künste in Italien. Dies Denkmal ließ die Republik Venedig einem ihrer verdienstlichsten Kondottieri, jenem Gattamelata, setzen, welcher der Fahne S. Marco bis zum Jahre 1441 gedient hatte. Er stammte aus Narni, sein eigentlicher Name war Erasmus.

Noch ein anderer Narnese gab dem kleinen Ort im 15. Jahrhundert Ansehen; der Kardinal Bernardino Eroli, der im Jahre 1479 starb und dessen Grabmal in den Grotten des Sankt Peter zu Rom gesehen wird.

Die Familie dieses Kardinals dauert noch in Narni als die erste der dortigen Patriziergeschlechter fort. Sie bewohnt daselbst einen alten Palast. Einer ihrer Mitglieder ist der Marchese Giovanni Eroli, Antiquar, Geschichtsforscher und die lebende Chronik seiner Vaterstadt, deren Merkwürdigkeiten er vielfach beschrieben und in seiner Sammlung von Kollektaneen unter dem Titel Miscellanea Narnese zusammengefaßt hat. Da ich mich einige Zeit in dem Orte aufhielt, besuchte ich diesen Herrn, einen unverheirateten Mann in noch kräftigsten Jahren. Das Leben eines Patriziers in einer kleinen, geistig öden Landstadt muß um so entbehrungsvoller sein, je größere Kenntnisse und Neigung, sie auszudehnen, er selbst besitzt. Der Marchese, offenbar erfreut, einen wissenschaftlich Reisenden vor sich zu sehen, und zumal einen, der von Rom gekommen war, empfing mich auf das freundlichste, befriedigte meine Nachfragen über das Gemeindearchiv Narnis wie über die Archive anderer Städte Umbriens, und er lud mich endlich ein, ihn außerhalb seines Palastes in sein Atelier zu begleiten. Dies war kein Studium für Bildhauerkunst oder Malerei, sondern für Photographien. Als ich in dies bunte, mit Glas gedeckte Gemach trat, glaubte ich, in einem Treibhause zu stehen, denn die Gluthitze darin war in Wirklichkeit kaum erträglich. Hier zeigte mir der Marchese die Anfänge

seiner Produktionen, welche indes so wenig gelungen erschienen, daß sie seine Gäste nicht gerade einladen konnten, sich zu Opfern seiner delettantischen Versuche herzugeben, obwohl sie bei dieser Prozedur auf einem schwarz und weiß getäfelten Marmorboden sitzen oder stehen dürfen.

Von Narni aus vertieft sich der Wanderer mit wahrhafter Freude in das umbrische Land, diesen von wonnigen Hügeln, Olivenhainen, lachenden Tälern, von durch Wiesenpläne strömenden Flüssen belebten Garten Mittelitaliens. Heiterkeit und Grazie scheinen überall verbreitet, selbst die Sprache des Volkes ist melodiös. Kein Wunder, daß hier die umbrische Malerschule blühte, für deren Gestalten voll reizender und seelenvoller Anmut die Landesnatur die Quelle gewesen ist. Umbrien ist in Wahrheit die Vorstufe für das noch schönere, noch anmutigere Toskana selbst.

Nach einer herrlichen Fahrt durch die fruchtbare Campagna Narnis erreicht man schnell Terni, die Vaterstadt des Tacitus, dem Reisenden sonst durch den berühmten Fall des Velino bekannt und eine betriebsame Stadt von nahe an 9000 Einwohnern. Ich habe den Wasserfall nicht gesehen, aber die Stadt hin und her durchwandert. Ein ziemlich sauberer Ort, in welchem die Periode der Renaissance und des baronalen Luxusstils das charaktervolle Mittelalter schon ausgelöscht hat. Viele recht ansehnliche Paläste lehren, daß reicher umbrischer Adel hier seßhaft ist. Auch bringen die gegenwärtigen politischen Verhältnisse einige Bewegung hervor.

Als ein ansehnlicher Ort, größer als Narni, an Einwohnerzahl sogar Spoleto gleichkommend und in der üppigsten Landschaft gelegen, scheint Terni schon starke Ansprüche politischer Bedeutsamkeit zu machen. Die Italianisierung der Stadt war in starken Farben aufgetragen; ich sah selbst die Schilder von Handwerkern und Gewerbetreibenden fast überall in rot, grün und weiß gemalt, und in meinem Hotel stand die Trikolore selbst mitten auf dem Speisetisch aufgepflanzt. Wo nur immer die Nationalfarbe anzubringen ist, da wird sie in diesen neu-annektierten Orten sichtbar. Dies ist kein Wunder. Unter gleichen Verhältnissen würden wir in Deutschland Dörfer und Städte nicht minder mit unserer Trikolore schmücken. In Italien wächst eine bekannte Art Wassermelone, der Cocomero; sie ist von außen hellgrün und zeigt, durchschnitten, innen den purpurroten Wasserkern, ringsumher aber eine weiße Lage. Sie bietet also die natürliche italienische Kokarde dar. Nun sah ich in einem Ort folgende heitere Darstellung: ein Melonenverkäufer hatte

über seinem Tisch eine große Trikolore errichtet, worauf die Melonengöttin, eine genienhafte Frauengestalt, in ihrer natürlichen Cocomerofarbe als Italia abgebildet war mit der transparenten Unterschrift: Natura mi diè questi colori! Der moderne und geistreiche Cocomeraro hatte ohne Zweifel einen wohlverdienten Zuspruch. In päpstlichen Landen bringt die Natur übrigens auch die Kokarde des Gouvernements hervor, nämlich als durchschnittenes gesottenes Ei. Viel Calembours laufen über beide Kokarden im Volke um.

Eine andere Wahrnehmung wird man machen, nämlich, daß die italienische Bewegung auch eine Revolution in den Namen von Straßen, Cafés und Hotels hervorgebracht hat. Ein von mehrjähriger Reise wiederkehrender Bürger würde sich in kaum einer Stadt seines erneuerten Vaterlandes mehr zurechtfinden. Wo es in kleineren Orten einen Hauptplatz gibt, kann man sicher sein, daß er jetzt nicht mehr S. Maria oder S. Paolo, sondern Vittorio Emanuele heißt, und so sind andere heilige Patrone von Straßen durch Cavour, Garibaldi, Ricasoli, durch Männer des Schwerts oder des Parlaments verdrängt. Es würde erheiternd sein, die Straßen und Cafés zusammenzuzählen, welche heute in Italien allein von Garibaldi benannt sind.

Terni ist gegenwärtig das Hauptquartier des Generals Brignone; viel Linienmilitär liegt hier in Garnison. Die Straßenecken fand ich bedeckt mit Aufrufen der umbrischen Intendantur betreffs der einzuberufenden Militärkategorien. Man sagte mir, daß die Bevölkerung in ganz Umbrien sich der verhaßten Konskription williger füge als in den übrigen annektierten Provinzen des alten Kirchenstaats, namentlich den Marken. Konskriptionsflüchtige gibt es freilich auch hier; sie verstärken die Reaktion in Neapel, und die Überwachung der neapolitanischen Grenze ist kaum möglich bei der Beschaffenheit des Landes. Es wird eine lange Zeit hingehen, ehe die Italiener sich an den Militärzwang gewöhnen. Die Freiheit davon ist ein kostbares Gut des Landmannes unter dem päpstlichen Regiment gewesen.

Groß ist die Zahl der römischen Emigranten in Terni, wie überhaupt in Umbrien und der Sabina. Die gesamte Emigration, wie sie in verschiedenen Orten zerstreut ist, gab man mir auf 5000 an. Indes diese Zahl dürfte übertrieben sein. Ein großer Teil der Fuorusciti lebte bisher in Rieti, aber ein zwischen den Römern und den Bürgern dieser Stadt ausgebrochener Zwist zwang jene, den Ort für immer zu verlassen und sich über Umbrien zu zerstreuen. Das Leben dieser Verbannten mag kümmerlich genug sein, denn die Komitate, welche sich zum Zweck ihres

Unterhalts gebildet haben, bringen schwerlich das Nötige auf. Sie konspirieren eifrig, in so naher Nachbarschaft Roms, wo sie mit dem Nationalkomitee in direkter Verbindung stehen. Wahrscheinlich sind sie es, welche die umbrischen und sabinischen Journale redigieren, namentlich L'Italia e Roma, eine Zeitung, die in Perugia erscheint. Diese Blätter werden eifrig gelesen und auch in vielen Exemplaren nach Rom eingeschmuggelt.

Von Terni fuhr ich nach Spoleto. Einförmige, aber frische Bergfahrt, viele Stunden lang, oft durch herrliche Eichenwaldung. Man passiert nämlich gleich hinter Terni den Apennin oder jenen Gebirgskamm, welcher Somma heißt. Die sehr gute Fahrstraße geht bis gegen den Gipfel immer an einer durch die Strettura gebildeten Schlucht entlang, bei mäßiger Steigung. Der im Winter gewaltige Bergstrom lag von der Hitze ausgedörrt. Die Bergabhänge zu beiden Seiten sind bebuscht; Ortschaften sieht man keine, nur hier und da einzelne Gehöfte. Das Fuhrwerk verstärkte sich durch Apenninochsen weißer Farbe, prächtige Tiere. Weil es nun recht langsam aufwärts geht, so ist eine Fußwanderung in dieser Gebirgseinsamkeit ein wahrhafter Genuß. Die Lüfte sind frisch und elastisch, man kann stundenlang marschieren, ohne Ermüdung zu spüren. Von Räubern ist hier nichts zu fürchten, denn ganz Umbrien erfreut sich der tiefsten Ruhe. Indem ich so, den Wagen hinter mir lassend, rüstig fortwanderte, bemerkte ich plötzlich einen Mann sich im Gebüsche seitab verstecken, wo er kauerte und mir, sobald er meiner gewahr wurde, heftige Zeichen machte. Diese Zeichen waren die den Italienern eigenen des Herankommens. Ich blieb indes mitten auf dem Wege stehen; der Mann winkte heftiger und offenbar, daß ich weitergehen solle. Ich aber blieb stehen. Wollte er mir sagen, daß ich vorsichtig sein solle? Endlich kam er selbst von dem Felsen über den Weg herab, und es enthüllte sich ein junger hübscher Mann in der Kleidung der Nationalgarde. Ihr scheint mißtrauisch zu sein, sagte er; ich habe Euch zugewinkt, daß Ihr ruhig Euren Weg fortsetzen möget, um mir mein Spiel nicht zu verderben, denn ich habe mich hier versteckt, weil ich beobachten wollte, was dort unten in der Schlucht ein junger Bursch und ein Mädchen vorhaben. Auf diese passe ich. Der Nationalgardist sagte dies heftig aufgeregt. Ja: „Eifersucht das größte Scheusal!" Auch hier mitten in diesem stillen Gebirge, das nur für patriarchalische Zustände geschaffen zu sein scheint, kauert dieser Drache in seiner Höhle. Der von diesem Dämon Geplagte mochte freilich guten Grund haben, denn ich sah bald darauf das Pärchen aus mysteriösen Waldbüschen hervorschleichen, wo sich

das Mädchen von seinem Schatz trennte und am Rinnsal des Bergbachs weiter fortging, während jener verschwand. Einer Coltellata wird er schwerlich entgangen sein.

Wir erreichten endlich das Joch der Somma, wo die Ochsen ausgespannt wurden. Von hier rollt man auf der Fahrstraße, gerade an einer eben solchen Wasserschlucht als man aufwärts begleitete, sechs Millien weit abwärts, durch reizende Bergpartien, bis sich überraschend schnell das alte Spoleto und hinter ihm das Tal des Clitumnus wie die Tiberebene zeigen. Der Anblick dieser Stadt, nach vielstündiger Vereinsamung im tiefsten Gebirge, ist sehr schön. Mir schien, als hätte ich nie etwas so Malerisches gesehen als jene alte schwarze Burg über der vielgetürmten, schöngegliederten Stadt, wie sie sich mit ihren stumpfen Türmen und krenelierten Mauern hoch über ihr erhebt. Sie empfing gerade das tiefgoldene Licht der untergehenden Sonne, und so war dies ein Gemälde von vollkommen historischem Stil. Es kommt freilich viel darauf an, aus welchem inneren Gesichtspunkt man eine altertümliche Stadt betrachtet; denn es ist immer die Vorstellung selbst, welche das den Dingen an sich Eigene und Bedeutende verklärt. Ich kannte Spoleto noch nicht, und welche reiche Geschichte enthält diese Stadt nicht vom alten Langobardenherzog Faroald an bis zum verunglückten General Lamoricière, der hier im Jahre 1860 sein Hauptquartier aufschlug, um den Kirchenstaat gegen die neuesten Usurpatoren mit einer Handvoll Legionäre zu verteidigen.

Als ich in Spoleto einfuhr, verwischte sich jedoch das Bild des Altertums; auf der saubern Esplanade strömte die elegante Welt hin und her, und freundliche, selbst reinliche Straßen, moderne Gebäude, ein Anstrich von heiterer Wohlhabenheit machten den angenehmsten Eindruck fröhlichen Lebens.

Das langobardische Herzogtum Spoleto wurde um 570 gestiftet, bald nachdem König Alboin sein Volk nach Italien geführt hatte. Seine ersten beiden Herzoge waren Faroald und Ariolf; sie entrissen den Griechen eine Provinz nach der andern, und das Herzogtum umfaßte mit der Zeit einen großen Teil Mittelitaliens, ganz Umbrien, die Sabina, das Marsenland (die heutigen Abruzzen) und die Marken Fermo und Camerino. Die Päpste in Rom gerieten oft in äußerste Bedrängnis durch die Herren von Spoleto, deren Macht ihnen gefährlicher wurde als die von Benevent, des zweiten großen Herzogtums der Langobarden, welches ebenfalls am Ende des 6. Jahrhunderts gestiftet worden war. Selbst als Carl der Große dem Langobardenreich ein Ende machte, blieb die Gewalt der Herzoge von Spoleto, der

nun fränkischen Vasallen, noch groß genug. Franken selbst trugen dort die Herzogswürde, und nach dem Falle der Karolinger konnte Guido von Spoleto sogar die römische Kaiserkrone sich aufs Haupt setzen. Er vererbte sie seinem Sohn Lambert, einem glänzenden und heldenmütigen Jüngling, der aber plötzlich durch einen Sturz auf der Jagd sein Leben verlor (898). Guido und Lambert waren demnach die beiden Kaiser, welche aus Spoleto auf den römischen Thron stiegen, Nationalkaiser, wie die Italiener sie im Gegensatz zu den Imperatoren deutscher Nation nennen, obwohl auch sie von fränkischem Geschlecht waren.

Als später das Reich in der deutschen Nation durch die Ottonen hergestellt wurde, besetzten die Kaiser den herzoglichen Stuhl von Spoleto nach Willkür; kein erbliches Dynastengeschlecht kam dort auf. Vorübergehend wurde Spoleto mit dem Mathildischen Lande, selbst mit Ancona, verbunden, bis die Päpste günstige Verhältnisse benutzten, sich jenes Herzogtums zu bemächtigen, auf welches sie schon seit Carl dem Großen Ansprüche machten. Es war Innocenz III. und vollends Gregor IX., welcher Spoleto, die Marken Ankona, Camerino und Fermo an die Kirche brachten. Die eigentliche Besitzergreifung jener Gebiete durch den Heiligen Stuhl datiert also vom Anfang des 13. Jahrhunderts; aber manche Landschaften gingen ihm später wieder verloren; so die Mark Ankona, welche erst im Jahr 1532 definitiv an Rom fiel, und ebenso Fermo und Ascoli, das gleichfalls erst damals römisch wurde.

Alle diese Provinzen verlor der Heilige Stuhl in kurzer Zeit, um die Mitte des Septembers 1860. Lamoricière hatte Spoleto zu seinem Hauptquartier gewählt; die Position war gut, weil sie eine mittlere Lage darbot, von wo nach jeder der drei Seiten des Angriffs Kolonnen leicht dirigiert werden konnten. Der General Schmidt hatte sein Quartier in Foligno, Pimodan stand mit der zweiten Brigade in Terni und de Courten in Macerata. Nun glaubte Lamoricière anfangs, daß er sich nach dem Neapolitanischen gegen Garibaldi würde zu wenden haben, aber die Notifikation des Generals Fanti belehrte ihn, daß die Piemontesen in Umbrien und die Marken einrücken würden. Schon am 8. September brachen die Freischaren Masis bei Città della Pieve in den Kirchenstaat und rückten auf Orvieto. Am 10. September zog Lamoricière seine Korps zusammen, und am 12. brach er von Spoleto nach den Marken auf, während ihm Pimodan folgte. In der Zitadelle Spoletos hatte er 300 Irländer unter dem Major O'Reilly zurückgelassen mit ein paar Kanonen. Diese kleine Festung wurde am 17. September von den Piemontesen unter

dem General Brignone angegriffen; die Irländer verteidigten sich nach Lamoricières Bericht tapfer, schlugen einen Sturm zurück und kapitulierten endlich nach zwölf Stunden. Die Piemontesen hatten, so sagt Lamoricière, 100 Mann an Toten, 300 an Verwundeten verloren, die Päpstlichen zählten nur 3 Tote und 6 Verwundete. Es ist wunderlich genug, daß die letzte Waffentat, welche in der alten Burg geschah, Irländern angehört.

Diese Burg ist eins der schönsten Denkmäler des Mittelalters, welche Italien überhaupt besitzt. Es wäre ein Jammer, wenn sie sollte abgetragen oder beschädigt werden. Man sieht noch die Spuren des letzten Kampfes auf ihr. Kein Militär liegt gegenwärtig darin, aber sie dient noch zum Bagno für Verbrecher.

Sonst ist alle Erinnerung an die Ereignisse des vorigen Jahrs in Spoleto fast verschwunden. Die ehemalige Delegation hat sich in eine Unterpräfektur verwandelt und steht unter Perugia, dem Sitze der Zentralintendantur von ganz Umbrien. So hat Spoleto den Charakter und die Vorteile einer Provinzialhauptstadt verloren; der Sitz der Delegaten konnte bisher mit einem kleinen Hofe verglichen werden, und solche päpstliche Provinzialgouvernements, namentlich die Kardinallegaten, behaupteten eine gewisse Autonomie. Das alles wird nun fortfallen, Präfekturen und Kreise werden an die Stelle ehemaliger politischer Provinzen treten und die alten historischen Begriffe Umbrien, die Marken, Sabina nur noch einen geographischen Wert behalten.

Die Straßen der Stadt gehen bergauf, doch in sanfter Steigung, und angenehme Plätze durchbrechen sie. Viele Teile sind außerordentlich malerisch, so recht italienisch, auch hier und da wüst und verwohnt. Man sieht dem Ort an, daß er einst ein reiches Land beherrschte und der Mittelpunkt einer kleinen Monarchie war, obwohl er heute kaum noch 9000 Einwohner zählt. Auch hier ist der vorherrschende Charakter der Architektur die Renaissance. Das höhere Mittelalter ist ziemlich zurückgedrängt, von römischen Antiquitäten zeigt sich mancher Überrest, und ein altes Tor beim Palast Gavotti erinnert sogar noch an Hannibal, der nach der großen Schlacht am trasimenischen See von Spoleto zurückgewiesen wurde. Es heißt Porta della Fuga oder di Annibale.

Nur langobardische Altertümer wird man in Spoleto vergebens suchen. Meine erste Frage war hier die: wo der Palast der alten Herzöge gestanden habe. Aber niemand weiß darauf eine Antwort zu erteilen, und auch der Geschichtschreiber der Herzöge Spoletos Giancolombino Fatteschi erklärt, daß dies unbekannt sei. So spurlos verschwand die Erinnerung an die Resi-

denz einst so mächtiger und so lange herrschender Fürsten, nicht ein einzelner Stein mehr redet davon. Nur eine unverbürgte Tradition behauptet, daß der Palast Aroni auf dem Domplatze die Stelle einnehme, wo seit dem ersten Herzoge Faroald (569) die Ariulf, Toto, Trasmund, Agebrand und Hildebrand, die Gisulf, Lambert und die Guido geherrscht haben, bis mit dem letzten ihrer langen Reihe, dem Schwaben Conrad, das Herzogtum im Jahr 1198 erlosch.

Nun erhebt sich als eins der ältesten Denkmäler Spoletos der Dom auf seinem zierlichen Platz und dem Hintergrunde der malerischen Berghöhen. Er wurde schon vom dritten Herzoge Teudilapius im Jahre 617 gebaut, dann im Laufe der Zeit vielfach restauriert. Es ist eine Kirche von schöner Einfachheit, mit einem Turm neben der romanisch-gotischen Fassade aus dem 13. Jahrhundert. Das Atrium ist neu und ein Bau Bramantes. Die Fassade ziert ein großes Musiv, ein Werk des Solsernus, welches die Jahreszahl 1267 trägt. Man bemerkt an ihm mit Überraschung die erste freiere Entwicklung umbrischer Kunst. Drinnen hat sich Fra Filippo Lippi, einer der liebenswürdigsten Maler der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, durch seine Fresken im Chor verewigt, und er selbst liegt dort bestattet. Das Innere ist leider gänzlich modernisiert; von mittelalterlichen Inschriften blieb nichts mehr, selbst nicht im Atrium, übrig. Der Dom ist jetzt die Hauptzierde und größte Merkwürdigkeit Spoletos, außer ihm noch S. Pietro, eine Kirche im lombardischen Stile sehenswert. Ihre Fassade ist mit Skulpturen bedeckt, unter denen die Fabel von Reinhard dem Fuchs in naivster Weise dargestellt ist.

Das in manchen Teilen noch altertümliche Gemeindehaus bewahrt ein schönes, ja bewundernswertes Freskobild von lo Spagna, die Madonna mit Heiligen darstellend, und eine Marmorinschrift, welche die barbarische Zerstörung der Stadt durch den Kaiser Barbarossa, den großen Städteverwüster des Mittelalters verewigt. Ich kopierte diese Inschrift in den Charakteren des 12. Jahrhunderts von dem Steine. Sie ist diese:

HOC EST SPOLETVM
CENSV PPLQE REPLETVM
QVOD DEBELLAVIT
FRIDERICVS ET IGNE CREMAVIT
SI QVERIS QVANDO
POST PARTV VIRGINIS ANO
MCLV.
TRES NOVIES SOLES JVLIVS
TVNC MENSIS HABEBAT.

Wahrscheinlich ging die alte langobardische Residenz in eben diesem Brande ganz unter.

Besonders malerisch ist die Verbindung des oberen Stadtteils mit dem Monte Luco durch den riesigen Brückenaquädukt. Dieser Berg wird nämlich von dem Hügel, auf welchem die Burg steht, durch eine 260 Fuß tiefe Schlucht getrennt, und über sie spannt sich eine großartige Brücke von zehn Spitzbogen. Ihr erster Erbauer soll schon der langobardische Herzog Teudilapius im Jahre 604 gewesen sein; im Laufe der Zeit wurde sie vielfach erneuert. Das Wasser wird über sie vom Monte Luco fortgeleitet. Wenn man auf dem schmalen Brückengange vom Kastell nach dem Berge geht, so erregt der Blick in die Tiefe Schwindel, zumal der Wind hier heftig zu wehen pflegt; er zwang mich bisweilen, mich ans Geländer festzuhalten. Der Monte Luco ist der Mont Serrato Umbriens. Nachdem zuerst ein syrischer Heiliger Isaak dort im 6. Jahrhundert eine Einsiedelei gegründet hatte, entstand im 10. Säkulum das Kloster S. Julian und eine Reihe von Eremitagen. Von diesen Einsiedeleien stehen noch einige aufrecht, aber die Eremiten sind längst verschwunden; aus manchen ihrer Kapellen haben Bürger Spoletos sich kleine reizende Landhäuser errichtet. Das Wandern in den tiefen Eichenschatten des Berges ist ein wahrer Genuß; das balsamische Kraut strömt vom Boden sein süßes Arom aus, die Lüfte säuseln im Laub tausendjähriger Eichenwipfel, und sonst stört kaum ein Ton, kaum ein Glockenklang die zaubervolle Stille. Dort oben gelagert, blickt man auf das malerische Spoleto und die weiße Fahrstraße der Flaminia zu den Füßen der Stadt nieder oder in das lange und duftige Tibertal hinab.

Aber vor allem majestätisch erscheint dann die Burg selbst auf ihrem Stadt und Land weit beherrschenden Berge, ein betürmtes Viereck von edelster Einfachheit der Renaissance. Der berühmte Kardinal Gil d'Albornoz, der Zeitgenosse des Volkstribunen Cola di Rienzo, hatte diese wohl schon uralte Burg im Jahre 1356 neu ausgebaut, worauf ihr später der Papst Nicolaus V. die Vollendung gab. Die Erinnerungen an die alten Herzöge oder die Vögte, welche in jenem Kastell hausten, sind hingeschwunden, aber aus den hohen Fensterräumen des Schlosses blickt auf den Wanderer das Bild eines reizenden, weltberühmten Weibes herab, welches einst dort residierte, weil sie Regentin von Spoleto war. Es ist Lucrezia Borgia, die Tochter Alexanders VI., die Kleopatra des 15. Jahrhunderts. Ihr Vater hatte sie im Jahre 1499 zur Regentin jener Stadt und ihres Distriktes ernannt, eine Handlung, welche in der Geschichte des

Papsttums völlig unerhört ist. Die schöne Herzogin verließ mit stattlichem Gefolge Rom am 8. August zu Roß, um sich auf ihren Posten zu begeben. Schon vor Spoleto empfingen sie mit höchsten Ehren die Prioren der Stadt und geleiteten sie nach der Burg, wo sie Wohnung nahm. Sie überreichte hier ihren Untergebenen ihr päpstliches Diplom und ein Breve ihres Vaters dieses Inhalts:

„Geliebte Söhne, Gruß und den apostolischen Segen. Wir haben dies Amt der Bewahrung des Schlosses wie die Regierung unserer Städte Spoleto und Foligno und ihres Komitats und Distrikts der in Christo geliebten Tochter der Edelfrau Lucrezia de Borgia, der Herzogin von Biseglia übergeben, zum Wohle und friedlichen Regiment eben dieser Orte. Vertrauend auf die besondere Klugheit und die vorzügliche Treue und Aufrichtigkeit derselben Herzogin, wie wir das des weitern in unsern andern Breven erklärt haben, und auch auf Grund eures gewohnten Gehorsams gegen Uns und diesen Heiligen Stuhl, hoffen wir, daß ihr nach Pflicht eben diese Herzogin Lucrezia als eure Regentin mit aller Ehre und Ehrerbietung aufnehmen und ihr in allen Stücken gehorsamen werdet. Indem wir aber wünschen, daß dieselbe ganz besonders ehren- und achtungsvoll von euch empfangen und angenommen werde, so befehlen Wir auch durch Gegenwärtiges, insofern ihr Unsere Gnade wert haltet und Unsere Ungnade vermeiden wollet, daß ihr dieser Herzogin Lucrezia und eurer Regentin in allem und im einzelnen, was immer von Rechts und Gewohnheits wegen sich auf die besagte Regierung bezieht und was sie euch zu befehlen für gut halten wird, wie Unserer eigenen Person gehorsamet und mit allem Eifer und Fleiß ihre Gebote ausführet, damit ihr euch die verdiente Billigung eurer Dienstbarkeit erwerbet. Gegeben zu Rom am Sankt Peter unter dem Fischerring, am 8. August 1499. Hadrianus.

An die Prioren von Spoleto."

Das Leben, welches Lucrezia Borgia, plötzlich Nachfolgerin der alten Langobardenherzoge geworden, im Schlosse zu Spoleto führte, konnte ihr freilich nur langweilig und unerträglich sein. Es verlautet auch nichts von ihren Regentenhandlungen; außer daß sie eine Aussöhnung zwischen den streitenden Gemeinden von Spoleto und Terni stiftete. Im Stadtarchiv von Trevi zeigt man noch ein Aktenstück, welches von ihrer Hand mit dieser Formel unterschrieben ist: Placet ut supra Lucretia de Borgia.

Der Aufenthalt der schönen Papsttochter in ihrem einsamen Regierungssitze dauerte auch nur kurze Zeit. Sie besuchte von Spoleto aus am 21. September ihren Vater in Nepi und kehrte

schon im Oktober zu ihrer Entbindung nach Rom zurück. Wenige Monate später, im Juli 1500, erlitt sie den Tod ihres Gemahls Don Alfonso von Aragon, Herzogs von Biseglia, welchen Cäsar Borgia erst auf der Treppe des Sankt Peter dolchen und dann in seinem Palast erwürgen ließ.

In Spoleto blieben ihre Beamten zurück, ihr Auditor Antonio degli Umioli von Gualdo, Doktor des Rechts, und ihr Sekretär Cristoforo Piccinino. Sodann übertrug am 10. August 1500 Alexander VI. die Regierung Spoletos dem Lodovico Borgia, Erzbischof von Valenza.

Man fährt von Spoleto durch schönes Land weiter nach Foligno, durch das Tal des Clitumnus, vorüber an dem kleinen unbedeutenden Tempel dieses Flußgottes, welchen man indes nicht mehr für den von Plinius beschriebenen gelten läßt; er steht kurz vor der Poststation Le Vene und nahe an dem Ursprung des kristallreinen Quells. Ich übersah ihn völlig beim Fahren.

Ringsumher ist lachende Landschaft, mit entzückenden Fernsichten auf die Berge Umbriens. Wenn man dies kleine Reich der Päpste durchreist, welches ich in wenigen Wochen von der tiefsten Mitte Latiums bis zur toskanischen Grenze hinauf durchzog, so muß man sich allerdings sagen, daß es eine köstliche Monarchie war, deren Krone jeder König gern hätte tragen mögen. Man muß diese Gefilde und Landschaften mit Augen sehen und ihre altertümlichen Städte kennen, um zu begreifen, daß eine geradezu übermenschliche Größe der Gesinnung dazu gehören würde, sich eines solchen altererbten Besitztums in friedlicher Entsagung zu begeben. Doch der Gewalt der Zeit kann am Ende keine noch so legitime Macht widerstehen.

Die ansehnliche Stadt Foligno zählt doppelt so viel Einwohner als Spoleto. Sie ist betriebsam; namentlich werden hier Tuch, Papier, Wachskerzen und, wie man sagt, die besten Konfetti in ganz Italien bereitet. Sie liegt in einer reichen Ebene, wo sie den Knotenpunkt für die umbrischen und romagnolischen Eisenbahnen bildet. Daher ist ihr eine wachsende Bedeutung für die Zukunft gewiß.

Alles ist hier mehr oder minder modern; doch gibt es noch Paläste in der Stadt, welche den Stil der Epoche Bramantes zeigen. Der Dom ist innen ganz modernisiert, und nur die Front hat noch die gotische Bauweise mit dem alten Portal bewahrt. Andere Kirchen sind nur durch ihre Gemälde sehenswert; so besitzt S. Nicolo eins der Hauptwerke des Meisters der Maler-

Tor des Kaisers Augustus in Perugia

S. Bernardino in Perugia

Der Dom in Perugia

Palazzo Comunale in Perugia

schule von Foligno, des Nicolo Alunno, dessen Schüler Perugino war.

Von Foligno geht es vorbei an Trevi, dann durch Spello auf der Anhöhe. Diese Städte sind originell und mittelalterlich; ihre schwarzen Mauern mit Zinnen und Türmen und ihre alten Stadttore halten den Charakter der Vergangenheit fest. Bei Spello liegen noch viele Häuser in Ruinen, wie sie das schreckliche Erdbeben vom Jahre 1831 zerstörte. Dies ist nicht gerade ein Beweis von Lebenskraft der Bevölkerung. Nun wird das Land eben, man nähert sich wieder dem Tal des Tiber, der hier zwischen den beiden Berghöhen von Assisi und Perugia strömt. Man passiert ihn selbst unterhalb Bastia, wo er schon recht klein und kindlich aussieht. Durchweg ist die Campagna fruchtbar und wohl kultiviert; man baut viel Mais und viel Wein, der hier an Ulmen rankt.

Ich bin an Assisi vorübergefahren, welches ich erst von Perugia aus bequem zu sehen gedachte. Die Vaterstadt des heiligen Franziscus liegt herrlich auf einer Berghöhe, welche sie selbst terrassenförmig bedeckt, mit vielen uralten Türmen und den starken Aufmauerungen der Kirche des Heiligen. Kaum zwei Millien unterhalb gelangt man zu der großen Kirche S. Maria degli Angeli. Sie war im 16. Jahrhundert über der Kapelle des heiligen Franziscus gebaut worden und stürzte durch das Erdbeben von 1831 zusammen. Gregor XVI. ließ sie durch den Architekten Poretti wiederherstellen. Dies Bauwerk ist eine Kopie des S. Peter zu Rom, von kolossaler Masse und geistlos nüchtern. Es gibt keinen grelleren Gegensatz als der ist zwischen den mittelalterlichen Städten, die man eben gesehen hat und solchem modernsten Bau, dem auch nicht eine Spur religiöser Ursprünglichkeit mehr innewohnt. Die erste Vorstellung, welche man bei seinem Anblick bekommt, ist vielleicht diese, daß er ganz erstaunliche Summen muß gekostet haben.

Der Raum der Kirche ist prachtvoll, das ist alles, was man zu ihrem Lobe sagen kann. Nun hat sich aber mitten in ihr das Sanktuarium des heiligen Franziscus unzerstört erhalten; eine kleine Kapelle gotischen Stils, die einen grellen Kontrast zu dem modernen Raum bildet, in dem sie so fremdartig dasteht. Man baute sie einst zum Andenken an die Erscheinung der Rosen, welche den Heiligen, als er hier betete, bestimmt haben soll, seinen berühmten Orden zu stiften. Votivtafeln, Weihgeschenke hängen in dem finstern, von Kerzen sparsam erhellten Oratorium, worin auf Betstühlen Andächtige niederknien, wenn es

geöffnet wird. Denn diese Kapelle ist ein Heiligtum in Umbrien. An den beiden Giebeln auswärts sieht man Fresken, eines ist das Werk von Overbeck und, wie man sagt, das beste, was er gemalt habe; das andere, stark restauriert, ein schönes Gemälde aus der Schule Peruginos, vielleicht von lo Spagna. Beide Bilder scheinen sich zueinander zu verhalten wie eine neue Kirche zu einer alten oder wie ein moderner Heiliger zu einem alten oder wenigstens doch wie ein moderner Heiligenmaler zu einem alten. Jede Zeit hat ihr Maß, und nachgemachte Blumen haben keinen Duft und keine Seele. Auch der trefflichste Künstler, ja der größte Maler wird heute kein Bild mehr zustande bringen, welches mit dem Zauber eines Perugino, Spagna oder Pinturicchio auf uns wirkte.

Im Konvent der S. Maria leben 90 Franziskaner. Die Revolution hat weder sie noch die Klöster in Assisi angetastet, wie der mich begleitende Mönch mir versicherte. Er schien indes sehr scheu und gedrückt. Was man überhaupt von der gänzlichen Aufhebung der Klöster Umbriens geschrieben hat, ist übertrieben. In allen Orten, wo ich mich aufhielt, habe ich Mönche gesehen; man wird sie in Italien niemals los werden, sie niemals ganz entfernen können. Sie gehören zu diesem Lande, wie Pflanzen oder Tiere zu ihrem Klima. Die Kapuziner, die Zoccolanti, die Benediktiner, die mit dem Volksunterricht sich beschäftigenden Klosterbrüder hat man nirgends angetastet; man hat die Klöster reduziert, nach dem Gesetze Sicardi. Das Kirchengut, sehr bedeutend in Umbrien, steht unter Sequester, verkauft ist nichts worden. Daß hier und da mancher zu hastige Eingriff geschehen sei, kann nicht bezweifelt werden.

Hochgelegen auf einem Gebirgszuge über dem weiten Tibertal, höchst altertümlichen Aussehens, recht an die Lage und den Charakter Palestrinas erinnernd, doch nur aus der Ferne, zeigt sich jetzt Perugia. Tritt man endlich in diese berühmte Hauptstadt Umbriens ein, so befindet man sich in einem ansehnlichen Ort mit höchst eigentümlichem Gepräge bedeutenden Munizipallebens im Mittelalter. Diese Stadt, das Haupt des ganzen Landes Umbrien, reich und blühend, ein Museum umbrischer Kunst, ein Zentrum der Wissenschaft durch ihre einst berühmte Universität, war immer ein Kleinod der Päpste, welche sie mit Vorsicht, Schonung und Liebe behandelt haben. Seit dem byzantinischen Bilderstreit war Perugia, wenigstens dem Namen nach, ein Besitz der Kirche; aber sie entzog sich für Jahrhunderte, wie andere Städte, ihrer Gewalt, und lange ragte sie unter den Republiken jener Gegend hervor. Abwechselnd hatten hier die Popolanen (Raspanti) und die Nobili (Beccarini) die Gewalt; abwechselnd

herrschte die guelfische und die ghibellinische Partei. Eine Zeitlang konnte indes Perugia gerade während dieser Faktionskämpfe vielen Päpsten zum Sitze dienen. Der große Innocenz III. starb hier im Jahre 1216 und liegt auch im Dom begraben, in ein und derselben Urne mit jenem Martin IV., welcher an den Aalen des trasimenischen Sees gestorben ist, die er am heiligen Sonnabend im Übermaß zu sich genommen hatte. Auch Innocenz IV. hielt sich in Perugia auf. Daselbst starb auch der unglückliche Benedict XI., der letzte Papst vor dem avignonischen Exil.

Im 14. Jahrhundert blühte die städtische Republik so mächtig, daß sie ganz Umbrien sich unterwarf, aber schon im Jahre 1370 mußte sie sich dem Papst ergeben. Zwar erhoben sich die Bürger schon nach fünf Jahren und zerstörten die Festung, welche die päpstliche Regierung angelegt hatte, doch am Ende des Jahrhunderts bezwangen sie die Päpste wieder. Damit hörten keineswegs die innern Bürgerkriege und die Wiederkehr republikanischer Selbständigkeit auf. Das Geschlecht der Oddi und Baglioni spielte darin die hervorragende Rolle, namentlich das letztere, welches sich durch einige tapfere Kapitäne ausgezeichnet hat. Peruginer war auch der bekannte Braccio Fortebraccio, der sich im Jahre 1416 zum Signoren der Stadt machte. Endlich unterwarf sich Paul Baglione dem Papst Julius II.; es ist derselbe, welchen Leo X. in der Engelsburg enthaupten ließ. Paul III. vernichtete sodann auch den letzten Rest der Unabhängigkeit Perugias, und diese Republik wurde seither von Kardinallegaten regiert, die in dem alten, schönen Kommunalpalast ihre Wohnung nahmen.

Wie nicht viele andere Städte ist Perugia noch ganz vom Charakter des Mittelalters durchdrungen. Nichts hier von der kasernen- oder salonartigen Gleichförmigkeit modernen Wesens, überall diese feste und ernste, zugleich künstlerisch durchbildete Eigenartigkeit der Zeit der Stadtgemeinden und des Parteienkampfes zwischen Adel und Bürgerschaft. Aber die Namen der Baglioni und Braccio, der Volkshäupter und Tyrannen sind noch heute von dem eines schlichten Künstlers und Handwerkers verdrängt. Perugino ist der Glanz der Stadt und ihr schönster Ruhm. Man begreift erst hier die ganze Bedeutung dieses Talents, welches dem Genie Rafaels als feste Grundlage gedient hat. Doch ich will nicht Eulen nach Athen tragen, nicht von den Gemälden jenes Meisters, nicht einmal von denen im Cambio reden, noch sonst eine Beschreibung dieser überreichen peruginischen Schatzkammer Umbriens geben.

Zwei Hauptmassen bilden die eigentliche Stadt, eine obere und untere; beide sind oft durch seltsame Stiegen und Brücken aus gebranntem Stein verbunden, von denen herab der Anblick der Architekturen wie der Landschaft höchst überraschend ist. Die obere Stadt ist das wahre alte Perugia und enthält dessen merkwürdigste und schönste Teile, wie die breite schöngepflasterte Hauptstraße, das Monument republikanischer Größe, mit vielen Palästen aus dem 15. und noch dem 14. Jahrhundert. Ihre altertümlichen, gotisch-romanischen Fassaden wirken höchst charaktervoll nebeneinander als geschichtliches Gepräge, ja als das eigentliche Antlitz der Stadt. Da ist der großartige Gemeindepalast, schon gegründet im Jahre 1281, düster und tief ernst, dunkel und schwermutsvoll, mit moresker Architektur an Fenstern und Portalen, mit Wappenschildern verbündeter Städte und Fürsten, mit Skulpturen mancherlei Art. Zu Füßen des Greifen, des Sinnbildes von Perugia, hingen einst die Ketten des Tors von Siena, welche die Peruginer erbeutet hatten.

Den Domplatz, dem die eine Seite des Stadthauses zugekehrt ist, ziert noch das große Brunnenwerk des Johann von Pisa und die bronzene Statue von Julius III. Ich sage nichts vom Dom, noch von so vielen andern Kirchen, wie von S. Domenico, worin das Grabmal Benedicts XI. steht oder von S. Agostino und S. Francesco, denn all dies ist hundertfach gesagt worden; und hundertfach sind die Schätze der großen Privatpaläste Conestabili, Donini, Baglione, Bracceschi und Baldeschi, Monaldi, Penna und Cenci geschildert worden.

Nicht weit vom Korso erhebt sich die päpstliche Festung, das Werk Pauls III. Farnese und seines gräßlichen Sohnes Pierluigi, welcher Perugia eigentlich bezwang. Diese Zwingburg wurde dort gebaut, wo ehemals die Paläste der Baglioni standen. Schon im Jahre 1848 legte man Hand daran, sie abzutragen, und gegenwärtig bezeichnet nur noch ein Steinhaufen die Stelle, wo dies Fort stand, welches noch eben erst der Schauplatz der letzten Kämpfe mit dem päpstlichen Schweizergeneral Schmidt gewesen ist.

Die Ruine des Kastells sieht kläglich aus. Ich fand eine Menge von Personen, namentlich von jungen Leuten, mit sichtbarer Genugtuung darauf umhergehen. Sie schienen sich an den Trümmern dieser kleinen Bastille zu weiden und unterhielten sich eifrig mit Erzählungen von dem letzten Bombardement und der Kapitulation mit dem General Fanti. Das alte Fort hatte übrigens keinerlei strategische Wichtigkeit. Es war von vornherein nur dazu bestimmt, die Stadt im Zaum zu halten. Die

Piemontesen konnten sich deshalb von allen Seiten nähern und ihrer sich bemächtigen, ohne von der Besatzung daran gehindert zu werden.

Man weiß nicht recht, was man auf den Trümmern der Zitadelle errichten soll; denn ein öffentliches Gebäude soll dort seinen Platz finden. Die Lage des Hügels ist schön, die Aussicht in das Tibertal und die Bergreihen angenehm. Der Platz vor dem abgetragenen Fort ist heute schon von Victor Emanuel benannt, und eine Marmortafel sagt, daß dies geschehen sei zum Andenken an den 14. März, an welchem er durch das Nationalparlament zum König Italiens proklamiert worden ist.

Unter dem Kastell führt die Promenade in die niederen Stadtteile; das alte Glacis ist nämlich schon längst darin verwandelt worden, wie dies das Schicksal der Wälle in so vielen andern Städten in aller Welt geworden ist. Der Spaziergang ist etwas beschwerlicher Natur, weil man ihn doch, hin und her wandelnd, bergauf wieder zurücksteigen muß. Ich erfreute mich der Allee deutscher Kastanien, mit denen er bepflanzt ist; aber diese Bäume waren von der Dürre völlig blattlos, wie im Winter, und noch saßen hier und da verkümmerte und gequälte Blütendolden auf den kahlen Zweigen. Die Entwicklung der Vegetation fällt in Perugia in eine spätere Zeit als drunten im Tal, und schon früh vor Winters Eintritt bedeckt sich diese hochgelegene Stadt mit Schnee.

Es ist für einen Fremdling immer praktisch, wo er sich in einer ihm unbekannten Stadt findet, die Promenaden aufzusuchen. Zumal an Festtagen kommt ihm meist die Blüte des Ortes entgegen. Nun aber kann ich in dieser Beziehung nicht viel gutes von Perugia sagen; die Zahl der auf dem Glacis am sonnevollsten Abend Wandelnden war sehr gering, Frauen zeigten sich einige wenige in Gesellschaft ihrer Männer. Dagegen drängten sich frech und mit Geräusch die Freudenmädchen hervor, angetan mit einem Schleier, in bergähnlichen Krinolinen, widerliche Gestalten. Es ist bedauerlich, daß die Revolution von 1859 das Dekorum, welches in gewisser Hinsicht fast durchweg in italienischen Städten festgehalten worden ist, nicht mehr achtet; so hat es wenigstens den Anschein, und namentlich mag in ehemals päpstlichen Städten um des Widerspruchs willen die Lizenz noch zügelloser ausarten. So freches Auftreten der Dirnen erinnere ich mich indes in keinem anderen Orte gesehen zu haben als gerade in Perugia, und dies am hellen Tage, wo sich junge Männer nicht scheuten, mitten auf dem Korso Unterhal-

tungen mit ihnen anzuknüpfen. Abscheulich ist auch die Überschwemmung Italiens mit obszönen Photographien, die in Frankreich gefertigt werden. Es ist sehr zu loben, daß die päpstliche Regierung in Rom den Verkauf solcher Photographien durch ein Edikt untersagt hat. Man sollte dies in jeder anderen Stadt tun. Nichts muß die öffentliche Sittlichkeit so zerrütten als dieser Mißbrauch.

Im ganzen ist Perugia wenig belebt. Von Linientruppen sah ich nicht viel; die Nationalgarde hat auch hier alle Wachen bezogen; masisches Volk liegt in der Stadt. Dies Freischarenkorps ist bereits regulär organisiert und wird, wie man mir sagte, in die Armee eingereiht werden. Sein Chef Masi, jetzt Kolonel, war ursprünglich Sekretär bei einem Prinzen des Hauses Bonaparte; er trieb sich dann lange Jahre in Amerika herum, wo er sich in vielerlei Spekulationen, wie es scheint ohne Glück, versuchte. Im Jahre 1859 tauchte er an der päpstlichen Grenze Toskanas als Bandenführer auf und verdiente sich seine ersten Sporen bei Montefiascone, ein Piccinino oder Fortebraccio dritten oder vierten Ranges. Es ist sehr merkwürdig, daß das Wesen der Kondottieri, Italien im Mittelalter vor allen andern eigen, sich so hartnäckig erhalten hat. Die Italiener scheuen den regulären Waffendienst, weil sie, bei ihrem unabhängigen Naturell, sich der Disziplin nicht gerne fügen. Ich habe die Armee Franz II. von Neapel im Jahre 1858 gesehen, als sie sich nordwärts gegen Aquila bewegte. Sie sah prachtvoll gerüstet und gut organisiert aus, aber diese 100 000 Mann stoben vor den Freischaren Garibaldis auseinander, und nun stellen sich ihre aufgelösten Trupps hier und da unter die Führung sehr unbedeutender Bandenchefs, eines Chiavone, Crocco, Ninco Nanco und Cipriani, um wie Räuber tapfer zu kämpfen und sich totschießen zu lassen. Eine solche romantische Art des Kampfes sagt dem südlichen Naturell zu. Dem masischen Volk (es ist auch Reiterei darunter) gesellen sich noch immer viel Freizügler bei, selbst aus Rom, wo oft ganz junge Leute ihren Eltern oder Brotherren davonlaufen, um in Spoleto oder Perugia zu dienen.

Man sieht in den Cafés junge Offiziere in lebhaften Gruppen und merkt, daß sie voll Eifer und Nationalgefühl sind. Es erschien mir überhaupt die Stimmung hier, wie in ganz Umbrien, hoffnungsvoll, wenn sich auch niemand verhehlte, daß die Schwierigkeit der Lage sehr groß sei. Ein Kern von Reaktion ist im Lande zurückgeblieben; er besteht aus den ehemaligen Beamten, welche man, wo es immer möglich war, mit Schonung in ihren Stellen gelassen hat, aus der Aristokratie und dem Priestertum.

Der umbrische Adel, namentlich in Perugia, zum Teil sehr wohlhabenden und alten Familien angehörig, ist vielfach dem alten System freundlich geblieben. Außer, daß ihn Tradition, Familienverbindungen und Ämter an das Papsttum ketten, fürchtet er seine Vernichtung durch die Demokratie. Diese Herren halten sich daher in mürrischer Zurückgezogenheit auf ihren Landsitzen oder in ihren Palästen in der Stadt. Der geringere Adel dagegen hat sich der Bewegung bereitwillig angeschlossen, und dasselbe gilt vom niederen Klerus.

Perugia besitzt nicht weniger als 36 Männer- und Frauenklöster. Einige von ihnen, wie die Klöster der Dominikaner, sind geschlossen, die Mönche haben sich ins Römische gezogen. Die Priester in höheren Stellen sind der Revolution feind, aber sie betragen sich vorsichtig und klug. Der ganze umbrische Episkopat steht wie ein Mann zum Papst, wie überhaupt dies feste Zusammenhalten des Klerus in Italien, wenn man sehr wenige Ausnahmen abrechnet, etwas Imponierendes hat. In vielen Hirtenbriefen hat sich der höhere Klerus den Maßregeln des umbrischen Intendanten opponiert, wo es Klöster, Kirchengüter, Aufhebung des geistlichen Forum, Befreiung des Unterrichts von der kirchlichen Aufsicht betrifft. Die Intendantur (heute in Händen Gualterios) nimmt selbstverständlich auf diese Proteste keine Rücksicht. Die Presse ist ganz frei. In dem altpäpstlichen Perugia verkauft man jetzt öffentlich die Bibeln Diodatis so gut wie in Florenz, und bei den Straßenbuchhändlern liegen die heftigsten Invektiven gegen das Papsttum aus. Die Gazetta dell' Umbria und das Wochenjournal Roma e l'Italia, welche in Perugia erscheinen, bringen furiöse Artikel gegen einheimische Priester wie gegen die Kardinäle in Rom. Und so wird ein alter Zustand, nur auf passiven Widerstand beschränkt, öffentlich durch die Gewalt des neuen überflutet.

Die Universität, eine Lieblingsanstalt der Päpste, durch viele treffliche Lehrer in alter und neuer Zeit ausgezeichnet, bietet denselben Gegensatz dar. Viele Professoren, darunter Männer von altumbrischem Adel, sind reaktionär; das jüngere Personal hat sich der Revolution in die Arme geworfen. Die Stockung in der Lehrtätigkeit ist sehr fühlbar, denn die Jugend verläßt den Hörsal, um das Gewehr in die Hand zu nehmen. Natürlich fühlt sich die gelehrte Welt in Zuständen unbehaglich, welche den Studien die Ruhe und Bedeutung nehmen. Und keine Aussicht ist vorhanden, daß diesen Übeln in Jahren abgeholfen werde, oder es müßte Perugia die Hauptstadt Italiens werden, was einige Peruginer, wie man mir lachend versicherte, in allem

Ernst vorgeschlagen haben, weil ihre Stadt, abgesehen von allen anderen Vorzügen, eigentlich der Nabel Italiens sei.

Der Zweck meines Aufenthaltes in Perugia waren archivalische Forschungen für die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, sowohl in dem vortrefflich geordneten Dezemviralarchiv des Gemeindehauses als in anderen Anstalten dieser Natur.

Gegenwärtig sind an die Gemeinde alle Archive gekommen, welche den aufgehobenen Klöstern der Stadt und ihres Distriktes angehört haben. Es sind deren 22 unterdrückt, mit Ausnahme der Bettelbrüder und des Benediktinerklosters S. Petrus vor der Stadt. Da aber eben dieselben Klöster schon im Jahre 1810 aufgehoben waren, so haben sich bereits damals viele Urkunden aus ihnen verloren. Ein Professor der Universität, Herr Adamo Rossi, führte mich in das ehemalige Servitenkloster S. Maria Nuovo, wo in mehreren Zimmern solche nun der Stadt überlieferte Archive versammelt sind. Ich sah hier ganze Massen von Pergamentrollen aufgehäuft und über den Boden hingestreut, ein verzweifelter und zugleich aufregender Anblick wie eines Schatzes, für dessen Hebung die Kräfte fehlen. Wir wühlten freilich darin wie Schatzgräber und warfen eine ganze Staubwolke aus den Rollen empor, doch nicht ein einziges für mich bedeutendes Dokument kam in unsere Hand, da diese Klosterurkunden nur lokaler Natur sind.

Die Verlassenheit solcher abgeschaffter Klöster ist grenzenlos — Gras wächst in ihren leeren Höfen; die scholastische Spinne webt ihre Netze in öden Sälen und Korridoren; in einigen schleicht noch wie ein Geist der Vergangenheit ein trübseliger Mönch als Schatten umher. Es ist das Ende einer ganzen Epoche der Geschichte, welches hier empfunden wird.

Acht Mönche lebten noch in dem altberühmten Benediktinerkloster San Pietro, worin einst Gregor IX., der große Feind Friedrichs II., zwei Jahre wohnte. Das Kloster ist 900 Jahre alt, seine Kirche eine auf antiken Granitsäulen ruhende Basilika von reizender Form, wie ein Kleinod der Stadt geachtet und erhalten und ein wahres Museum umbrischer Malerei. Denn schöne Gemälde von Perugino, Orazio Alfani, Doni, lo Spagna und andern Meistern erfüllen sie, nebst den köstlichsten Kopien von Werken Peruginos und Rafaels, welche Sassoferrato gemacht hat. Die Benediktiner beklagten dort ihr Los nicht, sondern sie schienen gefaßt. Der würdige Abt selbst sprach sich patriotisch für die Einheit Italiens aus, nur Rom wollte er dem Papst gesichert wissen. Ich merkte indes, daß er noch mehr auf dem Herzen hatte, was er verschwieg. Man hat auch dieser Abtei wie der

Metropole von Monte Cassino das Privilegium des Forthestandes bis zum Tode der letzten Mönche gewährt, und diese haben eine agrarische Schule von 50 Zöglingen eingerichtet.

Ein junger Benediktiner führte mich in das Archiv des Klosters. Es besitzt einige Kaiserdiplome von Heinrich III., Conrad III. und Barbarossa und viele Papstbullen. Sein Stolz aber ist oder war die älteste Urkunde, welche Perugia überhaupt besitzt: das Privilegium Benedicts VII. vom Jahre 978 für den Gründer und ersten Abt des Klosters Petrus. Als die päpstlichen Schweizer unter ihrem Oberst Schmidt im Jahre 1859 das abgefallene Perugia erstürmten, drangen sie in dies Kloster, wo sie arge Verwüstungen anrichteten. Sie warfen, so erzählte man mir, im Archiv die Diplome auseinander, rissen die Siegel und Bullen von vielen ab und zerstörten leider auch jenes unschätzbare Dokument. Es ist davon nur ein Bruchstück übriggeblieben, und das hat man an der Wand des Archivs unter Glas gesetzt. Ein klagender Mönch hat daran ein lateinisches Epigramm geheftet, welches zum Denkmal für spätere Zeiten die vandalische Untat des furor Helveticus verewigen soll.

Ich dehnte meine umbrische Reise zum Zweck der Forschung in Archiven später noch über andere Städte aus, in welchen allen ich durch Briefe des italienischen Unterrichtsministers Michele Amari angekündigt war und die liberalste Aufnahme fand.

Von diesen Orten hat mir kaum einer so angenehme Erinnerungen zurückgelassen als das reizende Todi.

Diese uralte Stadt Umbriens, im Altertum Tuder oder Tudertum genannt, liegt auf einer lachenden Höhe über dem Tibertale, in einer von Olivenhainen und Weinbergen bedeckten Hügellandschaft, an welcher der schöne Fluß vorüberzieht. Von den großen Verkehrsstraßen nicht berührt, ist sie wie eingeschlummert in ihrer eigenen Vergangenheit, in einer zauberhaften Stille, die aber keineswegs Abgestorbenheit zu nennen ist.

Es war schon Nacht, als ich mit der Post in der unten an der Höhe gelegenen Vorstadt anlangte, von welcher ich mich sofort bergauf durch das Stadttor führen ließ, um einen Gasthof aufzusuchen. Ich erwartete nichts Gutes von Todi, denn der Eintritt durch wüste und finstere Straßen in eine finstere und unheimliche Locanda versprach mir schlechte Tage. Aber schon am folgenden Morgen überzeugte ich mich, daß meine Befürchtungen grundlos gewesen seien.

Todi stellte sich mir im heitersten Morgenlicht als ein reizender kleiner Ort dar, mit so entschieden mittelalterlichem Charak-

ter, wie ihn wenige Städte haben bewahren können. Von alten Stadtmauern, zum Teil noch etruskischer Anlage umgeben, bedeckt diese Stadt die Höhe, auf welcher sie liegt, doch so, daß ihre Hauptplätze geräumig und ganz eben sind. Alte Paläste, braune Türme des Mittelalters, höchst malerische halbgotische Architekturen, ehrwürdige Kirchen und Klöster erheben sich aus ihr, überragt von dem stattlichen Dom.

Auf dem Hauptplatze stehen die öffentlichen Gebäude, die Monumente jener Zeit, wo Todi eine freie umbrische Republik war und Kriege mit Nachbarstädten wie Terni und Spoleto führte oder mit anderen Bündnisse schloß. Denn im 13. Jahrhundert, ihrer Blütezeit, konnte diese Stadt 1000 gewaffnete Reiter ins Feld stellen. Während sie heute nur 4000 Einwohner zählt, hatte sie damals deren 30 000 in ihren sechs Quartieren. Ihre guelfische Verfassung war ganz und gar volksmäßig, denn die Handwerkerzünfte allein regierten durch Ausschüsse des Parlaments. Ein Podestà und ein Volkskapitän für die Justiz standen an der Spitze des Freistaates, und diese jährlich wechselnden Beamten waren stets Fremde. Es finden sich darunter viele Römer aus den namhaftesten Geschlechtern des 13. Jahrhunderts, Colonna, Orsini, Frangipani, Anibaldi, Cenci, Gaetani, Savelli, Malabranca und andere.

Die Denkmäler nun dieser republikanischen Stadtgeschichte Todis sind noch heute das Gemeindehaus, der Palazzo Communale und der Palast des Governators, beide auf dem Hauptplatz. Der erste ist ein großes Gebäude im römisch-gotischen Stil von sehr edlen Verhältnissen mit einer mächtigen Freitreppe aus Stein. Der andere hat einen höheren Turm mit einem Zinnenaufsatz an der ganzen Front und erinnert leise an den venezianischen Palast in Rom. Gegenüber liegt der Dom von gleichfalls halbgotischer Architektur mit mächtigem Turm. Das Innere hat drei Schiffe, von denen das Hauptschiff noch die vorgotische Bogenarchitektur des 11. oder 12. Jahrhunderts zeigt; ein viertes Nebenschiff in gotischer Form ist später hinzugefügt worden.

Außer dem Dom ist die sehenswürdigste Kirche Todis die von S. Fortunat, ein mächtiges gotisches Gebäude vom Ende des 13. Jahrhunderts. Der Heilige ist der Schutzpatron der Stadt, seine in malerischer Einsamkeit gelegene Kirche daher die Hauptkirche von Todi selbst.

Ich habe während meines Aufenthalts in dieser Stadt gerade in S. Fortunat die meisten Stunden zugebracht, denn dort befindet sich das Gemeindearchiv. Nachdem ich von dem Syndikus die Erlaubnis erhalten hatte, dies Archiv zu benutzen, führte

mich der Archivar Herr Angelo Angelini durch die Kirche von S. Fortunat in einen unteren Raum derselben neben der Sakristei. Hier schob er von der Wand einen zerlegbaren Beichtstuhl und machte so eine Tür frei, durch welche wir in ein kleines Gemach traten, das Archiv selbst. In Schränken an dessen Wänden lagen, zum Teil in trauriger Vernachlässigung, ungezählte Pergamente in Haufen aufgeschichtet; in der Mitte aber auf dem Boden und auf einem Tische, mit Staub bedeckt und modernd, Stöße von Büchern und auch von Pergamenthandschriften, welche einst einen Teil der Bibliothek des Kardinals und Bischofs von Albano, Bentivegna d'Acquasparta, ausgemacht haben sollen. Dieser Mann, dessen Dante in seinem Gedicht einmal Erwähnung tut, starb im Jahre 1289.

An das Archiv grenzt der Raum der Bibliothek, und dort arbeitete ich über Pergamenten und Papier in der reizendsten Stille viele Stunden des Tages lang. Man gab mir erst einen Kommunaldiener förmlich zur Wache; da ich aber dagegen als einen mich entwürdigenden Akt Protest einlegte, so setzte man mich in Besitz des Schlüssels, selbstverständlich nicht des Archivs sondern der Bibliothek.

Es verbreitete sich schnell in Todi die Kunde, daß hier ein Fremder sich aufhalte, welcher alte Schriften und Urkunden zu lesen verstehe; infolge dieser Neuigkeit erschien eines Tages in meinem Gasthaus der Prior der Schneiderzunft, einen Stoß von vergilbten Papieren und Pergamenten nebst den Statuten seiner ehrenhaften Gilde unter dem Arm. Es war ein junger Mann in sehr sauberer Kleidung mit intelligentem Gesichtsausdruck. Ich komme, so sagte er, zu Ihnen in Angelegenheiten unserer Zunft, Sie um Ihren Rat zu fragen. Nur mit Mühe unterdrückte ich hier ein Lachen bei der Vorstellung, zu wie großen Dingen ich es doch bereits in der Welt gebracht hätte, da ich, ein Fremdling aus Ostpreußen, in einer umbrischen Stadt der Konsiliar von deren Schneiderzunft sein sollte. Indem ich also die feierliche Miene eines der sieben Weltweisen annahm, fuhr der Prior fort mir zu sagen oder vielmehr zu klagen, daß die italienische Regierung ihre Hand auf alle Güter der frommen Stiftungen, also auch auf gewisse Renten der Schneiderzunft Todis lege. Die Regierung betrachtet nämlich die Ars Sartorum der Stadt und andere Gewerke als eine Konfraternität oder Genossenschaft zu frommen Zwecken, da sie seit alters ein Hospital S. Giacomo besitze. Sie habe die Rente der Zunftgüter, 360 Scudi jährlich, eingezogen und werfe den Schneidern dafür eine nur sehr geringe Entschädigung aus. Der Schneidermeister, welcher sich

vortrefflich und geläufig auszudrücken wußte, bemerkte, daß die Revolution des Jahres 1860 wesentlich durch die Handwerker gemacht sei; auch er habe damals das Gewehr ergriffen und sei nach Orvieto marschiert. Zum Dank entziehe nun die Regierung auf gewaltsame Weise den Zünften ihre uralten Güter, um sie der cassa ecclesiastica zuzuweisen. Die Pergamente, welche in Todi niemand lesen könne, habe er nach Perugia auf die Präfektur gebracht, aber dort seien sie gar nicht angesehen, sondern in einer Kammer verächtlich auf den Boden geworfen worden. Der Prior ersuchte mich schließlich, diese Urkunden einzusehen und ihm dann zu sagen, ob sich aus ihrem Inhalt die Rechte der Zunft dem Staat gegenüber gerichtlich erweisen ließen.

Ich beschied den Schneidermeister, folgenden Tags zurückzukehren, wo ich ihm Antwort geben wolle. Er kam und beruhigte sich bei meiner Erklärung, daß diese Pergamente nur Notariatsinstrumente solcher Art enthielten, daß sie für die Zunft keinen andern als den Wert der Altertümlichkeit besäßen, und dies hatte er sich, wie er selbst gestand, bereits vorgestellt.

Die Schneiderzunft von Todi ist übrigens ein lebendiges und ehrwürdiges Monument des Mittelalters, da sie schon viele Jahrhunderte besteht. Sie hat noch jetzt einen Vorstand, welcher „Konsul" heißt, und sie wählt zwölf Minister als Konsiliare, welche „Fratelli" genannt werden. Ihre Statuen sind sauber in einem Pergamentheft von 60 Blättern zusammengeschrieben; sie datieren vom Jahre 1308, wurden aber im Jahre 1492 aus dem ursprünglichen Latein ins Italienische übersetzt.

Ihr Anfang lautet:

El prohemio della matricola de sarturi: capitulo I.

Nel nome del nro signor Iesu Xpo et della beatissima sempre vergine maria sua madre: et del beato sancto michele archangelo: et del b. sancto ioanni baptista et S. Joani Evangelista: et de beati apostoli S. Pietro et S. Paolo: et de beati confessori: Sancto Fortunato sancto Calisto et S. Cassiano: et de tutti i sancti et sancte della corte celestiale: Questi sono i ordinamenti et statuti iscritti: dell arte de sarturi: et cinaturi della citta et contado de Todi: facte et ordinate per glomini della dectaarte: nel tempo, dello offitio de consoli: cioe delli sapienti homini iacobuccio dandreelle: della rione de sancta presedia: et de cechole de manella: del rione della valle: iscripti per me ser francesco de maestro iacomo publico notario della detta arte: nel tempo et neglanni del signore nel mille trecento otto: nella indictione sexta: nel Tempo del pontificato del nro signore benedecto papa duodecimo: et addi ventidua de novembre.

Ich habe manche freundliche Menschen in Todi kennengelernt, die mir in allen Stücken hilfreich sich erwiesen, wie Herr Alessandro Natali, ein ehemaliger Buchhändler aus Rom, doch Bürger jener Stadt, Verleger der Geschichte Todis von Leoni und des Lebens Bartolomeos d'Alviano von demselben Verfasser; dieser berühmte Feldhauptmann vom Anfange des 16. Jahrhunderts war nämlich Todiner durch Geburt.

Herr Natali ist Rector Ökonomus von Monte Christo, einem ehemaligen Frauenkloster und jetzt Findelhause. Er führte mich an diesen schön gelegenen Ort, worin 98 Findelkinder aufgezogen werden. Auch hier ist ein Archiv; ich sah viele Pergamente, hauptsächlich das Institut betreffend, welches ursprünglich als ein Hospitale Caritatis für die Leprosi oder Aussätzigen bestimmt war.

Derselbe freundliche Führer zeigte mir auch das Kapuzinerkloster von Monte Santo, das in nächster Nähe der Stadt auf einem Hügel gelegen ist. Die kleine Kirche daselbst besitzt einen schönen lo Spagna über dem Hochaltar, dieselbe Krönung der Jungfrau darstellend, wie sie in Narni gezeigt wird. Man sagt, daß beide Bilder von der Hand des Meisters seien. Im Zimmer des Priors bewirtete man uns mit Kaffee, und man fragte mich nach Witte, dessen großer Ruf in der literarischen Dantekultur selbst bis in diese Einsamkeit gedrungen war. Man zeigte mir mit einem gewissen Stolz eine Handschrift der Poesien des Fra Jacopone von Todi, und dieser Poet, der tiefsinnige Mystiker vom Zölestinerorden, der mutige Feind Bonifacius VIII., ist der Ruhm von Todi. Er starb in Collazzone im Jahre 1304, liegt aber in S. Fortunat begraben. Man schreibt ihm die Dichtung Stabat mater zu, und wohl mit allem Recht. Dieser berühmte Trauerhymnus reicht hin, ihm die Unsterblichkeit zu sichern. Ich fand in Monte Santo einen Mönch eben damit beschäftigt, den Kodex zu kopieren, worin sich auch das Stabat mater unter den anderen Gedichten Jacopones befindet. Doch gibt es ältere Handschriften der Poesien dieses Franziskaners in Venedig und Florenz; die von Todi kann frühestens vom Ende des 14. Jahrhunderts herrühren.

Alle Herren, deren Bekanntschaft ich in Todi machte, schienen mir eines zufriedenen Daseins in ihrer engen, kleinen Welt zu genießen, und diese wird kaum durch irgendein bemerkbares Ereignis unterbrochen. Abends, beim Mondschein, lustwandelten auch die Damen auf dem Spaziergange, welchen sich die Stadt unter der alten zerstörten Rocca am Abhange des Hügels angelegt hat, von wo man weiter zu der nach Bramantes Plan ge-

bauten Kuppelkirche der Consolazione gelangt. Es gibt hier keinen großen Feudaladel mehr, denn die alten Geschlechter sind meist untergegangen. Von ihnen waren in mittelalterlichen Zeiten die mächtigsten die Acti oder Atti, dann Oddi, Fredi, Bentivenghi, Carocci, Pontani, Landi, Corradi, Astancolli.

Manche altertümliche Paläste erinnern noch an diese Feudalherren. In den stattlichen Häusern, welche sie gegründet haben, wohnen jetzt jüngere Geschlechter oder verarmte Enkel. Am heutigen Tage, wo alles nur für die augenblicklichen Bedürfnisse eingerichtet wird, beschämen uns selbst in den kleinsten Städten die festen und dauernden Häuser der mittelalterlichen Vorfahren eines massiven Geschlechts, welches von sehr starkem Willen und sehr praktischer Gediegenheit war. Diese Bemerkung machte ich Herrn Pierozzi in Todi, einem Doktor des Rechts, welcher zugleich Komödiendichter ist; und wohl mancher Dramendichter dürfte diesen einsamen Todiner um das solide Glück beneiden, welches er in seinem urväterlich ererbten Palast genießt.

In Rom hatte mir Visconti dringend angeraten, nach Aspra in den Bergen der Sabina zu gehen, wo ich ein merkwürdiges Kommunalarchiv finden und eine bezaubernde Bergwildnis sehen würde. Dies beschloß ich demnach von Terni aus zu tun, von wo eine Fahrstraße bis in die Nähe jenes Kastells führt. Nur war das Unterkommen dort schwierig, denn in dem ganz vereinsamten Aspra gibt es kein Gasthaus. Ein Bürger von Terni versprach mir jedoch dafür zu sorgen, indem er einen Brief mir voraussandte.

Ich mietete in Terni einen kleinen Wagen und machte mich dort auf um 4 Uhr morgens am 1. August. Man durchzieht ein Bergland auf dem besten Wege, von Nord nach Süd, und berührt auf ihm nur kleine Gehöfte.

Manchmal geht es durch köstliche Eichenwälder hin. Die Berge öffnen sich bei Torri, einem uralten Kastell, welches im 10. Jahrhundert dem in dieser sabinischen Landschaft mächtigen Geschlecht der Crescentier von Rom gehörte. Es liegt schwarz und malerisch rechts auf der Höhe. Ein großer Blick auf den Berg Soracte, die Campagna Roms, die Abhänge der Sabina und der Apenninen öffnete sich jetzt und links eine tiefe Bergschlucht, über welcher hoch auf einem Felsen ein schwarzer Häuserklumpen lag, von einer schwarzen Mauer umfaßt und von einigen Türmen überragt. Dies war Aspra, das alte Casperia in

Römerzeiten, in Wahrheit ein Adlernest, unzugänglich und uneinnehmbar scheinend.

Es war Mittagszeit, doch die Augustluft wehte hier frisch. Langsam umkreiste das Fuhrwerk den tiefen und langen Taleinschnitt und schleppte sich dann mühsam den Felsweg bis unter die Mauer des Kastells empor, wo der Fuhrmann halt machte, mir erklärend, daß er in den Ort selbst nicht gelangen könnte, weil dieser keine fahrbare Straßen habe. Ich stieg ab und trat durch das Tor ein; welch ein Ort, wie schauerlich wild, verfallen und einsam; welche schreckliche enge Gassen ohne Luft zwischen steinernen Häuserklumpen, nicht Straßen zu nennen, sondern Rinnsale für die Wasser der Wolkenbrüche und Gewitter, die sich hier mit furchtbarer Heftigkeit entladen müssen.

Es war eben Sonntag. Das Volk von Aspra, in blaugraue Jacken sabinischer Landesart gekleidet, spielte Ball vor den Häusern. Man starrte mich verwundert an. Ich ließ mich zum Syndikus führen bergauf, bergab. Der Bürgermeister von Aspra, angetan mit der Bauernjacke des Volks, kam hervor und sagte mir, Briefe seien von der Präfektur in Perugia wie von Terni eingetroffen, ich könne aber heute das Archiv nicht sehen, weil es Sonntag sei, wo der Gemeindesekretär andere Beschäftigung habe. Ein Unterkommen würde ich bei einem Schuster finden, der so etwas wie eine Locanda halte.

Man führte mich zu diesem Wirt in ein wüstes Haus, wo mir ein kammerartiges Loch angewiesen wurde. Das einzige zerbrochene Fenster zitterte und klirrte von dem scharfen Luftzuge, der hier oben beständig weht, und aus ihm blickte ich mit Erstaunen auf ein Panorama von unbeschreiblicher Erhabenheit. Ich warf mich ermüdet auf das unsaubere Bett, welches in der Kammer stand, erwachte aber bald von den Bissen der Moskitos und noch anderer Plagegeister. Der Wirt setzte mir alsbald ein Mittagessen vor, welches ich nicht genießen konnte, und in Verzweiflung erklärte ich, daß ich hier nicht bleiben könne.

Ich eilte wieder zum Syndikus, der mich jetzt zu seinem Sekretär begleitete. Wir standen alle drei unter einem steinernen Bogen, der eine Gasse mit der andern verband, während die beiden Magistrate ratschlagten, was zu tun, wie mir zu helfen sei. Endlich ward folgender Beschluß des hochweisen Magistrats gefaßt: das Archiv solle mir vom Sekretär unverzüglich aufgetan werden, indes der ehrenwerte Syndikus sich bemühen wolle, mir Aufnahme in einem anständigen Hause zu verschaffen.

Der Sekretär führte mich in das Stadthaus, ein massives, doch nicht altertümliches Gebäude, wo er eine kleine Kam-

mer aufschloß. Ein paar Schränke standen darin, den Dokumentenschatz der Gemeinde enthaltend. Ich fand dort viele Urkunden, die sich auf den römischen Senat des Mittelalters beziehen, denn Aspra bildete zwar in jener Epoche eine eigene Gemeinde wie andere sabinische Orte der Nachbarschaft, doch unter der Jurisdiktion des Kapitols, welches dorthin seine Rektoren oder Podestaten schickte. Wunderlicherweise gab es auch hier einige gefälschte Urkunden aus dem 10. Jahrhundert.

Als der Abend kam, erschien der Sekretär wieder, mir zu sagen, daß eins der besten Häuser des Kastells mich aufzunehmen bereit sei. Er führte mich in der Tat zu einem Hause, welches palastähnlich aussah. Eine junge, hochgewachsene Dame empfing mich dort, in römischer Kleidung und mit städtischen Manieren. Sie sagte mir, das Haus schätze es sich zur Ehre, einen Fremden zu beherbergen, und sie geleitete mich nach meinem Zimmer. Wir kamen durch einen wüsten Saal; der Blitz hatte vor Wochen darin eingeschlagen, Fenster und Kamin zertrümmert und die Vorderwand zerspalten, durch welche der blaue Himmel hereinschien. Nichts war getan, diesen Schaden zu verbessern. Alte Familienwappen aus Stein zeigten, daß dieses Haus einst einem der ersten Geschlechter des Orts gehört hatte, welches nun herabgekommen war.

Die Verwüstung des Saales machte mich neugierig auf die Beschaffenheit meines Zimmers, welches die Signora alsbald öffnete; es war sehr wohnlich und ein sauberes römisches Bett darin. Der Bruder der Dame erschien, ein rüstiger sabinischer Jäger, ein schöner Mann, in die Uniform des Hauptmanns der Nationalgarde gekleidet. Auf das freundlichste ward ich ersucht, mich nach Gefallen einzurichten. Ich nahm die Gastfreundschaft des Hauses an, doch mit der Bedingung, daß man mir erlaube, bei meinem ersten Wirt speisen zu dürfen, an welchen ich doch von Terni aus gewiesen sei; dies ward mir zugestanden.

Zwei Tage blieb ich in Aspra, und so schrecklich mir dieser Ort anfangs erschien, so angenehm verging mir daselbst die Zeit. Ich arbeitete im kleinen Archiv von der Morgenfrühe bis 5 Uhr abends, was die größte Verwunderung erregte. Neugierige kamen ab und zu herein; sie grüßten mich freundlich und sahen mir mit Erstaunen zu, denn seit Jahren hatte man dort keinen Fremden gesehen. Ich zeigte dem Sekretär ein Pergament als höchst wertvoll, weil es ein Schreiben des Volkstribun Cola di Rienzo an die Gemeinde von Aspra sei; er bat sich eine italienische Übersetzung davon aus, die ich ihm diktierte, worauf er sie zum Andenken in das Archiv niederlegte.

Nachmittags ging ich mit diesem Herrn und dem Lehrer des Ortes, einem Laien, zum Kloster der Kapuziner, wo man ein Fest feierte. Es liegt reizend auf einem von Steineichen bedeckten Berge. Frauen knieten dort in der kleinen Kirche, in dunkle Schleier gehüllt. Im Portal sah ich andere, die Frauen meiner Begleiter und junge Mädchen, unter denen eins von ganz ungewöhnlicher Schönheit war, ein junges Geschöpf von kaum sechzehn Jahren, in voller Blütenpracht ihres Frühlings und doch tiefsinnig und ernst. Glücklich der Asperaner, der dies Götterkind einst in sein verräuchertes, vom Blitz zerschlagenes Haus heimführen darf! Meine Begleiter machten mich den Damen bekannt, unter welche ich künstliche Blumen verteilte, die man am Kloster feilbot, was sehr gut aufgenommen wurde.

So weit ich gewandert bin, so sah ich doch kaum ein Panorama von gleicher Heldenschönheit als sich mir dort von der Höhe des Kapuzinerberges darbot. Unten vor mir der plastisch geformte Soracte, das ganze Tibertal, die umbrischen Ebenen und Berge, weiter hin die Reihen der Apenninen, die Sabina, Latium, die Campagna von Rom: all dies entzückende Land in den wandernden und wallenden Karmin des Augustabends getaucht, in Wahrheit ein Paradies der Erde. In den nächsten Bergen eine majestätische Wildnis, worin uralte dunkle Kastelle stehen, die Städte der Sabiner, festhaltend Geschlechter, Sitten und Lebensformen der Vergangenheit. In meilenweiter Ferne südwärts zieht sich ein dachförmiges Gebirge hin: dies ist der Monte Mario. Wo es absinkt, steigt ein gewölbter Bergkegel auf: dies ist die Kuppel von S. Peter Roms. Sie selbst erscheint in dieser Ferne wie ein Produkt der Natur. Zur Osterzeit genießen auch die Menschen von Aspra den Anblick ihrer Illumination; sie funkelt dann am Horizont wie ein Ball von Feuer. Wir zählten von der Zinne des Klosters 28 nähere und fernere Orte, von denen ich nur wenige nennen will, damit man die Weite dieses unvergleichlichen Gesichtskreises erkennen mag: der Soracte und Civita Castellana, die Kuppel von Rom, Ronciglione, Caprarola, Collevecchio, Montasole, Stimigliano, Magliano, Rocca antica, Poggio Sabino, La Fara, Poggio Mirteto, Montopoli, Torrita über dem Tiber, welcher silbern aufblinkt, Filacciano, Cantalupo, der Monte Gennaro, Tivoli, Palestrina, das Albanergebirge mit seinen Kastellen.

Als wir nach Aspra zurückkehrten, stand der Syndikus vor der Tür seines Hauses, uns einladend, einzutreten. Der treffliche Mann führt den Namen seines Ortes, denn er heißt Asprone, und so schien er als Bürgermeister die wahrhafte Ver-

körperung der Gemeinde, welche er regiert. Seine Frau kam, eine korpulente Matrone. Ich mußte ganz allein auf dem Kanapee sitzen, wo mir dann die Bürgermeisterin einen Teller voll sabrinischer Kringel präsentierte. Alsbald tauchte der Syndikus mit einem Licht in den Keller hinab und kam daraus hervor mit einem mächtigen Steinkruge voll Wein. Wir tranken wacker von diesem ausgezeichneten Gewächs des sabinischen Unterlandes; ich brachte das Wohl der Gemeinde Aspra und ihres Magistrats aus, worauf der Bürgermeister und die anderen Herren warm wurden. Sie sprachen mit Verwunderung über meine Mühen und den ihnen nicht recht verständlichen Zweck derselben, da ich so unwegsame Gegenden aufsuche, alte Schriften durchzulesen. Sie baten mich wiederzukommen, und zwar auf viele Wochen, um mit ihnen die Herbstzeit zu verbringen.

Als wir den Syndikus verließen, drang der Sekretär in mich, auch sein Haus mit einem Besuche zu beehren; denn offenbar wollte er nicht hinter jenem zurückstehen. In seinem wohnlich eingerichteten Hause empfing mich seine junge Frau, ein Kind an der völlig entblößten Brust, und so blieb sie auch in der größten Naivetät neben mir sitzen. Wiederum wurden Wein und Kringel präsentiert.

In später Nachtstunde verabschiedete ich mich von den Eigentümern des Hauses, wo man mir so gastfreundliche Herberge geboten hatte, und ich empfing auch hier dieselbe herzliche Einladung zur Wiederkehr, nebst einem Brief an Verwandte in Rom. Als ich mich vor der Morgenfrühe erhob, brannte schon Licht in dem Hausflur, doch niemand ließ sich sehen. Die gemieteten Esel standen bereit, und ich verließ Aspra mit Befriedigung; denn hier sind die Menschen in der Tat gut wie die ursprüngliche Natur. Durch köstliches Bergland ritt ich so fort bis zum Paß von Correse, wo ich die Post nach Rom erreichte.

KORFU

*

EINE IONISCHE IDYLLE

Auf dem griechischen Schiff Heptanisos sind wir von Neukorinth in den ionischen Archipel gefahren. Es ist Mitternacht. Die Berge des Phäakeneilandes Korfu sind aufgetaucht und ihnen gegenüber die mächtigen Gestade des Festlandes bei Parga und Saruna. Das Meer ist still und wellenlos. Es schläft, vom Mond bezaubert.

In solcher Nachtstunde läßt Euripides den ruhelosen Agamemnon aus seinem Zelt am Strand in Aulis treten, den Sirius betrachten und zum Greise sagen:

„Es schallt ringsum keines Vogels Ruf
Es schlummert das Meer, und die Winde sie schlafen
Lautlos hier am Sund des Euripos."

Mit so wenig Zügen hat sich der große Tragiker begnügt, die Zauber der Nacht am Meere zur Empfindung zu bringen. Seinem Beispiel will ich folgen und nicht weiter davon reden, wie unergründlich still und tief die Frühlingsnacht im Sunde von Epirus war.

Die Küsten Korfus, die hier in niedrigen Höhenzügen sich wellenförmig dahinziehen, und ihre Fortsetzung, die Inselschollen Paxo und Antipaxo, ruhen auf der Flut wie eine Reihe schwärzlicher Schilde. Auch Homer läßt Scheria dem herantreibenden Odysseus so erscheinen:

Trübe lag's, wie ein Schild, in der dunkelwogenden Meerflut.

Am Kap Leukimne bin ich vorübergefahren, gleichgültig und kaum jener grimmigen Seeschlacht zwischen den Korinthern und Corcyräern gedenkend, welche dort den Peleponnesischen Krieg eingeleitet hat. Mag es Thukydides mir und anderen Nachtfahrern an diesem Kap vergeben, wenn wir, statt kämpfender und sinkender Triremen, auf den Meereswellen nur immer wieder das dunkle Floß des göttlichen Dulders von Ithaka zu erblicken glauben, wie es Scheria zutreibt. In solcher Nacht auf diesem ionischen Sunde ist es verzeihlich, Kriegsflotten für den Kahn des Odysseus, den Thukydides für Homer und die Geschichte für ein Schiffermärchen hinzugeben. Und ertappt sich

nicht jeder an die Betrachtung historischer Tatsachen noch so sehr gewöhnte Mensch auch anderswo, selbst am hellen lichten Tage auf einer Stelle, wo der Hauch dichterischer Mythe ihn gewaltiger bewegt als ein großes geschichtliches Ereignis? Ich behaupte, daß jeder von uns mit tieferer Erregung das Gefilde Iliums betritt als das Schlachtfeld bei Marathon, und daß er das sagenhafte Löwentor des Atreus in Mykenä begeisterter durchschreitet als die Thermopylen des Leonidas. Alle bildnerische Kraft, das Geheimnis der Kunst und der Religion, beruht auf diesem scheinbaren Mißverhältnis der Wirkung, welche Wirklichkeit und Einbildung auf die Menschenseele haben. Auch das Geschehene tritt, kaum geschehen, in das Reich der Phantasie; und hier allein hat es seine Fortdauer als geistige Wirklichkeit.

Die Gestalten Homers sind im Dasein der Menschheit so wirklich und so fest geworden wie historische Tatsachen; nur eine Erdrevolution könnte sie uns entreißen. Ihre Macht und Fortdauer mehrt und sichert auch dies, daß sie wie Naturgebilde in einer lokalen, wirklichen Welt festwurzeln und zu deren Erscheinungen geworden sind. Man nehme einmal das unsterbliche ionische Märchen, welches Odyssee heißt, von diesen Inseln und Küsten hinweg, und man wird sie zu einem Teil entgeistern und entzaubern. Man nehme aus Korfu Odysseus, Alkinoos und Nausikaa, und man wird der Insel mehr Reize entziehen, als zerstörte man ihre prachtvollen Olivenwälder.

Ein Leuchtturm wirft sein Licht von einer schwarzen Felsenmasse herab, vor welcher noch eine zweite ähnliche Pyramide im Meere steht. Das sind die weltberühmten Zwillingsklippen Korfus, die „Koryphäen“ der Byzantiner. Sie tragen die trotzige Festung, auf welcher die Fahne des Propheten niemals geweht hat. Die Türken haben Byzanz und die Akropolis Athens, das hohe Akrokorinth, den steilen Palamidi Nauplias, die Schlösser in Kandia, Zypern und Rhodus und hundert andere Burgen am Meer bezwungen, niemals dies ionische Gibraltar, welches doch nur aus zwei keineswegs kolossalen Felsklippen besteht.

Wir sind im Hafen, einem der herrlichsten der Welt. Rechts erhebt sich eine Felsterrasse, die ihn als Festung gedeckt hat, ehe vor jetzt sechzehn Jahren die von Korfu abziehenden Engländer ihre Werke gesprengt haben.

Der Mond beleuchtet die Stadt und läßt sie vornehm und groß erscheinen; Barcarolen bringen uns zum Molo, still und geräuschlos. Es ist ein Uhr in der Nacht. Meer und Ufer, die dunklen Berge Albaniens drüben, das gehügelte Inselland, Zypressen schwarz am Nachthimmel sich abhebend, Gärten, Villen,

Paläste mit italienischen Balkons, alles das umgibt uns als eine geheimnisvolle Licht- und Schattenwelt im tiefen Schweigen der Mondnacht. Durch schlummernde Straßen sanft aufwärtssteigend, gelangen wir auf einen großen, freien, mit Bäumen besetzten Platz. Es ist die berühmte Spianata Korfus. Hier liegt mondhell unser Gasthof in einer Reihe weißglänzender Gebäude, ihm gegenüber das dunkle Schloß am Meer mit seinem Fanal.

Ich ziehe es immer vor, ein mir fremdes Inselland nachts statt am Tage zu betreten; wie ich vor Jahren so auch Korsika betreten habe. Man hat da Wahrheit und Dichtung zugleich und überläßt sich für einige Stunden dem Spiel der Phantasie; man legt sich erwartungsvoll nieder, bis der helle Morgen die Wirklichkeit entschleiert und das phantastisch schwankende Gemälde der Nacht zu einer ganz neuen Tatsache für die bewußte Anschauung wird.

Ich habe keinen genußreicheren Augenblick in Korfu gehabt als den ersten blendenden Blick am Morgen, da ich aus dem Gasthause auf die Esplanade trat. Der Eindruck war der eines über elysischen Küsten schwebenden Paradieses, einer weichen, duftigen, doch großstilisierten Idylle am Meer. Auf einer „Isola beata" glaubte ich in Wahrheit zu stehen und den Götterhauch der Seligkeit zu atmen. Vielleicht war es nur der Zauber der Dichtung Homers, was mir damals dieses Inselgemälde schöner erscheinen ließ als selbst die Küsten Siziliens. Die Stadt Korfu, die sich vom Hafen mit vielen Gassen und Hallen aufwärts zieht und die Ufer zu beiden Seiten mit einem Kranz von Vorstädten einfaßt, ist zwar ansehnlich genug; aber die grünen Ölwälder ringsum, die schattigen Berge, die azurnen Meeresweiten, die leuchtenden Golfe lassen sie nur als ein monumental wirksames Glied in diesem hinreißenden Schauspiel der Natur erscheinen. Warme Luftströme wehen darüber hin vom Spiegel der See; man atmet Duft des Meeres und der Orangengärten zugleich.

Die Esplanade mit ihren Pinien und einer grünen Rasenfläche, worauf das Ehrendenkmal des Lords Maitland, ein kleiner ionischer Rundtempel, steht, ist wohl der schönste öffentliche Platz, den eine Stadt haben kann. Von zwei Seiten umgeben ihn Gebäude zum Teil mit Portiken und der Regierungspalast aus gelblichem Malteserstein. Nach dem Meere schließen ihn steinerne Balustraden hinter Blumengärten; an seiner Ecke steigt machtvoll das Kastell empor mit schwarzen Felsenwänden, welche blühende Ranken schön umwinden. Überall strahlt das Meer aus Golfen und rötlichen Felsenbuchten. Es umsäumt stille Ufer, die

hier steil absteigen, dort auf sanften Hängen Olivenhaine bis in die kristallene Flut niedersenken.

Jenseits über der Meerenge ragen die Gestade des nahen Festlandes in majestätischen Bergreihen hervor, deren Gipfel hier und da noch Schnee bedeckt. Nordwärts steigen aus der Insel selbst schöngeformte Berge auf: sie scheinen sich an jene in Epirus anzuschließen. Ich hielt sie für albanisches Festland, bis man mir sagte, daß sie die Bergwand des Pantokrator bilden, des höchsten Gebirges der Insel überhaupt. So ziehen sich auch südostwärts lange dunkle Küsten fort, die sich in der Gesichtslinie mit den Ufersäumen von Paxo und Parga verbinden und alle noch Glieder Korfus sind.

Der weitgepriesene Held Alkinoos hat ein ganz ansehnliches Inselreich beherrscht. Aber ist Korfu wirklich Scheria, das Eiland der segelberühmten Phäaken? Alte und neue Kritiker haben es verneint. Welcker hat in seiner Abhandlung: „Die homerischen Phäaken und die Inseln der Seligen" den schönen Wahn zu zerstören gesucht. Die Lage Korfus im Angesicht des nahen Epirus paßt nicht zu den Worten der jungen Fürstin Nausikaa, daß ihre Heimatsinsel weit abwärts, ganz am Ende der Meerflut liege und von keinem der anderen Menschen besucht werde. Die Natur Korfus stimmt nicht immer zu der Beschreibung Homers. Aber auch die Kritik stimmt nicht zu einem Dichtertraum. Ich bin hier herumgewandert, den Homer in der Hand, und wie Alexander von Warsberg habe ich an Scheria geglaubt. Wenn man einmal für die zaubervollste Dichtung des Altertums ein geographisches Eiland suchen will, so ist doch keins passender als dieses schönste im Ionischen Meer, worin es auch von Ithaka am weitesten entfernt liegt. Die alten Corcyräer haben sich die Weihe Homers nicht rauben lassen; schon im fünften Jahrhundert verehrten sie den König Alkinoos als Heros ihres Eilandes.

Sie nannten dieses freilich nicht Scheria, sondern Kerkyra. Kerkyra heißt es beim Herodot und Thukydides, Korkyra beim Strabo. Auf Münzen las ich stets Korkyra. Heute ist der offizielle Name wieder Kerkyra. Ich erfuhr das schon im Piräus; denn dort klebte man auf mein Gepäck einen Frachtzettel mit dem Namen Κερκυραν. So hat das neuerwachte Bewußtsein des Griechentums den mittelalterlichen Namen Korfu ausgelöscht, welchen die Anjou von den Byzantinern, die Venezianer von den Anjou überkommen hatten und nach ihnen auch die Engländer festgehalten haben.

Koryphaioi nannten die Byzantiner jene Zwillingsklippen, welche sie befestigten. Standen auf ihnen schon Stadtburgen im Altertum? Weder Thukydides noch andere griechische Autoren haben uns darüber aufgeklärt. Das alte Corcyra, welches der Insel den Namen gab, lag nicht, wo das heutige Korfu liegt, in der Nähe jenes Doppelfelsens und um den großen Hafen, sondern südlicher auf einer Landzunge zwischen zwei Golfen, die jetzt verlassen sind, im Altertum aber die beiden Stadthäfen waren, der eine des Alkinoos, der andere des Hyllus genannt. Zwei Häfen hat die Stadt der Phäaken auch beim Homer.

Der byzantinische Name Koryphûs erscheint geschichtlich erst 968. Es ist Liudprand, der Legat des Kaisers Otto II. an dem Hof in Byzanz, der ihn in seinem berühmten Gesandtschaftsbericht gebraucht: „Ad Coriphus pervenimus." Aber leider hat der geistreiche Bischof von Cremona, einer der ältesten Reisenden aus dem Abendlande nach dem Orient im Mittelalter, nichts über die damalige Stadt und Insel berichtet. Zu seiner Zeit war schon ihr antiker Name durch jenen der strategisch wichtigen Felsenklippen verdrängt. Die Meerpiraten der Völkerwanderung, Vandalen und Goten, hatten Corcyra wiederholt geplündert und verwüstet; doch wird im zehnten Jahrhundert die alte Griechenstadt noch in Trümmern fortgedauert haben und teilweise bewohnt gewesen sein. Man nannte sie Paläopolis im Gegensatz zu einer neuen Stadtansiedlung. Diesen Zunamen aber führt noch heute eine der ältesten Kirchen Korfus, die Panagia di Paläopoli, welche im alten Stadtgebiet aus einem Tempel entstanden ist.

Zweihundert Jahre nach Liudprand nannte der arabische Geograph Edrîsi die Hauptstadt der Insel Korphos, wie auch Chroniken der Normannenzeit und Urkunden der Anjou sie Korpho oder Curpho nennen. „Es gibt dort eine blühende Stadt und eine Festung, die auf einem steilen Felsen erbaut ist; die Einwohner dieser Insel sind tapfer und können ihren Feinden Widerstand leisten." Unter der „blühenden Stadt" konnte Edrîsi nicht die Reste Corcyras verstehen, sondern nur eine byzantinische Neustadt, und weil eine solche damals nur sehr klein gewesen sein kann, so hat der Geograph Rogers II. Korfu schwerlich mit Augen gesehen.

Zwanzig Jahre nach Edrîsi scheint Benjamin von Tudela Korfu besucht zu haben. „Die von Otranto hinüberschiffen", so sagt er, „können in zwei Tagen nach Korfu gelangen, wo sich nur ein einziger Jude befindet, mit Namen Rabbi Joseph." Mehr hat Benjamin nicht zu berichten gewußt.

Es vergingen Jahrhunderte, ehe Korfu wieder ein Reisender namhaft machte. Der Florentier Cristoforo Bondelmonte, welcher das berühmte „Buch der Inseln des Archipels" verfaßt hat, war daselbst im Jahre 1414. Auch er hat Korfu nur flüchtig gesehen. Die alte Stadt Kerkyra nennt er zerstört, wie Cassiope, welches er irrig auf das Kap Leukimne versetzt hat. Von einer Neustadt redet auch Bondelmonte nicht.

Neukorfu ist eine venezianische Anlage. Henry Jervis, der im Jahre 1852 eine Geschichte der Insel schrieb, sah eine 1573 zu Venedig gedruckte Schrift von Simon Pinargenti, in welcher die Festung abgebildet ist mit Türmen auf beiden Felsen, und kaum eine Spur von Stadt draußen zu sehen ist. Doch muß schon ein Borgo in der Nähe der Festung gestanden haben; denn Tommaso Porcacchi nennt in seiner „Beschreibung der berühmtesten Inseln der Welt" (Venedig 1572) bereits die heutige Spianata.

Im Jahre 1614 war der Römer Pietro della Valle in Korfu. Er schreibt davon: „Ich sah dort die Stadt, welche klein und häßlich ist, und die Landschaft ringsumher, die sehr schön ist." Er fand dort nichts Merkwürdiges als die Mumie des heiligen Spiridion und die von den Venezianern auf hohen Klippen erbaute Festung, welche ihn an die Worte Virgils in der Äneide erinnerte: „Arces aërias Phaeacum." Der spanische Rabbi Benjamin hatte in Korfu nur einen einzigen Juden bemerkt, aber Valle hätte die dort eingewanderten Hebräer bereits nach Hunderten zählen können. Die Korfioten zeigten ihm sogar einen lebendigen Nachkommen des Judas Ischarioth und versicherten ihn, daß im Innern der Insel noch das Haus dieses Verräters bestehe und von jenem Juden bewohnt sei.

Zweiundsechzig Jahre später besuchten Korfu auf ihrer Fahrt nach Athen die berühmten Reisenden Spon und Wheler. Sie fanden hier bereits eine „große und schöne Stadt", was sie erstaunen machte, da dieselbe „hundert Jahre früher nur aus der alten Festung und dem Borgo Castrati bestanden hatte". Die Stadt wuchs, als die Republik Venedig nach dem Verlust Moreas, Cyperns und Candias ihre Herrschaft in den griechischen Meeren auf die Ionischen Inseln beschränken mußte. Seither wurde Korfu ein Zentrum des venezianischen Levantehandels und die stärkste Schanze zum Schutz der Adria. „Mit einem Aufwand von Schätzen haben die Venezianer aus Korfu den Schild ihrer Meeresherrschaft und das staunenswürdige Bollwerk Italiens gegen die Türken gemacht": so sagte im Jahre 1760 der Prove-

ditor da Mar Francesco Grimani („Relationen über die Ionischen Inseln", Venedig 1856).

Es gibt eine seltene Silbermünze, die sogenannte Galeazza des Dogen Alvise Pisani, welche die Republik im Jahre 1736 für die venezianische Levante prägen ließ: sie zeigt auf der einen Seite den vor Sankt Markus knienden Dogen, auf der anderen eine bewimpelte Galeere auf dem Meere, in welchem zwei spitze Felsen stehen, mit Fahnen auf ihren Gipfeln. Das sind die Zwillingsfelsen Korfus, das Symbol der Levanteherrschaft der Venezianer.

An diesem festen Kastell bauten die Byzantiner, die Anjou, die Venezianer, die Franzosen, die Engländer. Seine mittelalterlichen Türme sind verschwunden; die Felsengipfel sind abgeplattet und von Mauern umpanzert, die keine kühne, malerische Gestalt mehr für das Auge darbieten; aber doch wirken diese finsteren Klippen machtvoll genug, da sie so fest, steil und drohend in das Meer sich hineinlagern. In dieser entzückenden Küstenszenerie sind sie ein ehrwürdiges Monument des Kampfes zwischen Europa und Asien um die Herrschaft der Welt, und so hat sie in diesem westöstlichen Sunde die Natur selbst als Säulen aufgerichtet und den Taten der Geschichte überliefert.

Im Jahre 1716 warf hier der Marschall Schulenburg die Türken blutig ins Meer zurück: seither haben sie keinen Sturm mehr versucht. Die Rettung Korfus machte damals, wo das Abendland noch vor dem Halbmond der Osmanen zitterte, ein unbeschreibliches Aufsehen. Der Nürnberger Kartograph Homann entwarf einen sauber ausgeführten Plan der Belagerung unter dem Titel: „Plan du Siège de Corfu par terre et par mer avec la situation de deux Flottes Venetienne et Ottomane etc." Unter den vier Löwen, welche vor dem berühmten Arsenal in Venedig stehen, sind drei athenische und einer aus Korfu; denn er trägt die Inschrift „Anno Corcyrae Liberatae." Schulenburg wurde den Helden des Jahrhunderts beigezählt. Noch während seines Lebens, ja nur ein Jahr nach jenem Siege, errichtete Venedig ihm, dem türkenabwehrenden Heros Korfus, hier eine Ehrenbildsäule. Sie steht nahe vor dem Eingang in die Festung, ein barockes, häßliches Ding mit langer Perücke, den Marschallstab in der Hand. Wenn man die Marmorgestalten der Feldherren Griechenlands und Roms mit diesem Ungetüm der Rokokozeit vergleicht, so kann man sich des Lachens nicht enthalten. Der Kriegsgott Mars hat, je nach dem Bedürfnis und Geschmack der Zeiten, sein Kostüm gewechselt, aber nie ein abgeschmackteres getragen als im Zeitalter Ludwigs XIV. und XV. Ein Mann in der Kleidung Tillys und Gustav Adolfs sieht noch immer wie ein Held aus,

aber wie sollte das ein Marschall in der Perücke sein? Und doch waren Helden Marlborough, Prinz Eugen, Condé, Moritz von Sachsen und der bezopfte Friedrich der Große.

Der Brandenburger Schulenburg war im Dienst Venedigs glücklicher als sein Zeitgenosse, der schwedische Graf Königsmark, an dessen Namen die Zertrümmerung des herrlichsten Bauwerkes der Welt, des Parthenon, geheftet ist. Der venezianische Krieg unter Morosini und Königsmark hatte in der Tat kein anderes Resultat zurückgelassen als die Trümmer der Akropolis und das Elend des wieder aufgegebenen Athen. Im Frieden zu Passarowitz (1718) gab Venedig Morea den Türken zurück, und statt der Befreiung gewann Griechenland nur doppelte Sklaverei. Ohne Schulenburg würden auch die Ionischen Inseln türkisch geworden sein. Die Zeiten haben sich seither gründlich geändert. Auf den Bergen Albaniens drüben, welche der Bildsäule des Marschalls zum geschichtlichen Hintergrunde dienen, herrscht noch heute der Türke dem Namen nach, aber nur sein schwindsüchtiges Siechtum ist jetzt die Verlegenheit und der Schrecken der Kabinette Europas. Diplomaten am grünen Tisch in Berlin dekretieren die Liquidation des bankrotten Reichs des einst furchtbarsten Beherrschers der schönsten Küsten- und Binnenländer dreier Weltteile. Seine Auflösung bietet den widerlichsten Anblick dar, den jemals ein geschichtlicher Untergang von Reichen und Völkern dargeboten hat: sie ist eine langsame Vivisektion.

Die Festung Korfus ist sehenswert. Sie gleicht einem plastischen Kunstwerk von ästhetischer Durchführung. Die Zwillingsfelsen bilden eine Insel, da sie ein Meerkanal vom Lande trennt, ganz so wie das Kastell in Tarent. Das steinerne Wappenbild des Löwen von Man Marco über dem Portal ist nur noch in den Umrissen kenntlich; denn vandalische Zerstörungswut hat es auszulöschen gesucht, wahrscheinlich zur Zeit der ersten bonapartischen Besitznahme. Der Löwe Venedigs hat noch manche Krallenspur in der Levante zurückgelassen. Ich fand sie auch in Nauplia, wo er sich kühn bis in die Nähe jenes uralten Löwenpaares der Atriden am Burgtor Mykenäs gelagert hatte. Ein Löwenhaupt war das Wappen Agamemnons; so zeigte es als „Feindesschrecken" der Schild dieses Heerkönigs der Achäer auf dem Bildwerk der Kiste des Kypselos, die Pausanias beschrieben hat (ἔχων τὴν κεφαλὴν λέοντος). Nun der Lagunenlöwe tot ist, vergnügen sich die Zwerge damit, seine Raubgier, seinen Stolz und Hochmut zu brandmarken. Aber die Macht und Herrlichkeit dieser jetzt als Wrack ins Meer zurücksinkenden Wunderstadt

Venedig wird ewig eins der glänzendsten Phänomene der Geschichte sein. Schon im Jahre 1204, nachdem die Franken Konstantinopel erobert hatten, nannte sich der Doge der kleinen Republik den Herrn des vierten Teils des Romäerreichs, und doch umfaßte ihr gesamter Landbesitz damals kaum mehr Areal als etwa diese Insel Korfu einnimmt. Wie würden heute die Städte Italiens aussehen, wenn nicht die Fürstin der Meere ihren Schild mit dem Löwenhaupt kühn dem Halbmond des Islam entgegengestreckt hätte. Ein Venezianer freilich muß tief trauern, steht er hier auf diesem alten Bollwerk der Seeherrschaft seiner Vaterstadt und sagt er sich, daß diese, einst die Königin im Orient, jetzt eine Bettlerin, bei der Regierung Italiens fruchtlos um Subvention nachsucht für eine Schiffahrtslinie nach den ehemals von ihr beherrschten Küsten, nach Zara, Cattaro, Durazzo, Korfu, Zante usw. Denn so möchte sie noch mit dem Triestiner Lloyd wetteifern, der heute die illyrischen und ionischen Meere befährt.

Im Jahre 1718 fiel der Blitz in die Pulvermagazine der Zitadelle; ihre Trümmer begruben 300 Mann der Besatzung samt dem Generalkapitän Pisani. Schulenburg stellte hierauf die Festung wieder her; noch heute bewahrt sie und haben auch die anderen Bastionen Korfus wesentlich die Gestalt, die er ihnen gegeben hat. Ich sah im Burghof eine kolossale Steinplatte, die im Rahmen eines eingemeißelten Lorbeerkranzes die Inschrift enthält: „D. O. M. Senat. Consult. Johannes Mathias Co. A. Sculemburg Summus Terrestrium Copiarum Praefectus Urbem Quam Obsidione Asseruit Propugnaculis Auctam Illustrat. A. MDCCXXI."

An die Herrschaft Venedigs erinnern noch andere Inschriften in den Höfen der Zitadelle; sie gehören, soviel ich wahrnahm, alle dem achtzehnten Jahrhundert an. Als die Engländer im Jahre 1864 Korfu verließen, sprengten sie zum Schimpf und Jammer der Griechen mehrere der stärksten Forts in die Luft, die Werke auf der Insel Vido, welche den Eingang zum Hafen deckt, einen Teil der Fortezza nuova und das Fort Abraham. So wollten es Frankreich, Rußland und Österreich. Von diesem tristen Abschied Englands von Ionien hat Vincent Kirkwall einen unparteiischen Bericht gegeben („Four years in the Ionian Islands", 1864). Glücklicherweise blieb die alte Festung verschont. Die Engländer entführten aus Korfu alle Kanonen, 350 an der Zahl; sie ließen im Kastell nur sieben Stück zurück, um bei Salutschüssen gebraucht zu werden, und einige andere Bombarden venezianischer Herkunft. Ich sah diese melancholischen Reliquien aufgereiht im Burghofe, vier Mörser mit dem Wappen-

zeichen der Republik und der Jahreszahl 1684, und sieben lange Geschütze von Gußeisen aus der berühmten Fabrik Camozzi in Bergamo. Zur Zeit Schulenburgs haben sie manche Todeskugel unter die Türken geschleudert.

Wie luftig und sauber sind diese Festungshöfe! Von den Felswänden umher schweben Rosen, Geranien und goldige Ginsterbüsche nieder; stacheliger Kaktus wuchert in ihren Spalten; Lorbeerbäume und Pinien bilden kleine Gärten. Im Vorderhof steht ein dorischer Tempel aus gelbem Stein, die ehemalige Militärkirche der Engländer, jetzt dem griechischen Kultus übergeben. Ein Tempel in einer Festung — man glaubt sich in das alte Corcyra zurückversetzt. Nichts trägt hier den Charakter des Kriegs und seiner mörderischen Werke. Die wenigen griechischen Soldaten bewachen nur ein geschichtliches Monument.

Ein schöner Palast, die Wohnung des Kommandanten, steht im Vorhof der Burg. Durch mehrere Tore und bedeckte Gänge steigt man auf steinernen Stufen den höchsten der Zwillingsfelsen empor, welcher terrassenförmig die Bastionen trägt. Alles ist hier so zierlich ausgeführt, als hätten Künstler nicht ein Kastell, sondern einen kolossalen Felsaltar zu Ehren des Mars erbaut. Zypressenalleen schmücken die steinigen Pfade. Auf der Plattform steht ein optischer Telegraph und ein Leuchtturm. An diesen lehnt sich das Wärterhäuschen im Schatten eines riesigen Feigenbaums. Von hier blickt man auf den zweiten Felsgipfel hinab, welcher die Pulvermagazine und die Hospitäler trägt. Der Wächter holt ein großes Fernrohr herbei, während sein Kind am Boden sitzt und mit Rosen spielt, die es vom Felsen gepflückt hat. Ich nahm dies Fernrohr in die Hand — es ist nicht wie jedes andere auch — denn wer hier durch dasselbe blickt, sieht ein wunderbares Stück Weltgeschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert vorüberziehen.

Erst welch ein Panorama von Meer und Küstenlandschaften! so groß, farbenstrahlend und formenreich, daß es zu dem Schönsten gehört, was Europa besitzt. Die herrliche Insel liegt da mit Bergen, Hügeln und Tälern, mit vielen Ortschaften im Grün üppiger Olivenwälder, mit der Hafenstadt und den schimmernden Buchten. Ihr gegenüber steigt schroff aus dem Meer das Festland Epirus. Seine ernsten Bergmassen stehen im wirksamsten Kontrast zu dem lachenden Sommer des milden Insellandes. Von den Akrokeraunien, den Donnerbergen des Zeus, oberhalb Buthrotum bis nach Parga hin überblickt man die Reihen dieser gewaltigen Felsenufer. Sie spiegeln sich finster, scheinbar strandlos in der Flut.

Der Name Epirus bedeutet „Festland" an sich. In Wahrheit lagert sich dies drohend Korfu gegenüber als eine starre, unerschlossene Kontinentalwelt. Der Sund, der die Insel von Epirus trennt, ist an der schmalsten Stelle nur eine halbe Stunde breit. Nordwärts nähert sich auch der Pantokrator so sehr dem Festlande, daß er mit ihm eins zu sein scheint: seine architektonische Form, eine Architravlinie, aus der zwei Felszacken als Akroterien aufsteigen, wiederholt sich sogar drüben in einem Gipfel der thesprotischen Alpen. Indem nun auch die südwestliche Spitze Korfus sich dem Festlande nähert, scheint der Sund selbst ein großer, lichtstrahlender Binnensee zu sein.

Mit magischer Gewalt zieht Epirus die Blicke auf sich, dies alte pelasgische Barbarenland an den äußersten Grenzen homerischer Dichtung und griechischer Kultur. Von diesen illyrischen Bergen herab weht ein Hauch aus Mythen grauer, unerforschlicher Urzeit. Dort war die Heimat der mauerbauenden Pelasger, die einst in die Ebenen Thessaliens und weiter nach Griechenland hinabgestiegen sind; dort hat der Name der Gräken und die Geschichte von Hellas den Ursprung und das Quellenland gehabt; dort lag das rätselhafte Dodona, die älteste Kultstätte Griechenlands. Ein geheimnisvolles Dunkel bedeckte schon zur Zeit des Herodot und Thukydides die Geschichte der Hirten- und Jägervölker dieser altillyrischen Hochländer, und noch heute sind sie die Sitze barbarischer Heldenstämme von schöner Körpergestalt und patriarchalischer Sitte. Selbst ihre Sprache ist der Wissenschaft noch ein Rätsel geblieben. Die Albanesen oder Arnauten und Schypetaren, die Tosken und Gegen sind noch Epigonen der alten Chaonen, Thesproten und Molosser. Ihre abenteuerlichen Helden und Kapitäne in alter und neuer Zeit gleichen einander, mögen sie heißen Pyrrhus von Epirus, oder Skanderbeg von Kroja, oder Ali-Pascha von Janina und Botzaris von Suli. Auch Alexander der Große stammte durch seine Mutter Olympias, die Tochter des Epirotenfürsten Neoptolemos, aus jenem Heroenlande, und bis zu Achill haben die epirotischen Pyrrhiden und Neoptolemiden ihren Stammbaum hinaufgeführt.

Weder die Zivilisation der Hellenen noch die Macht der Römer hat diese Bergvölker bezähmt, noch hat es das Christentum vermocht. Der größte Teil der Albanesen nahm den Islam an. Die Stunde ist nahe, wo der türkische Halbmond dort verlöschen und das Königreich Griechenland an seiner Stelle die blau-weiße Nationalfahne aufrichten soll. Wird das menschenleere neue Hellas eine Aufgabe durchführen, welche das alte in seiner Blütezeit nicht geleistet hat? Wird es jene trotzigen Alba-

nesenstämme seiner Herrschaft unterwerfen können? Solange die Geschichte besteht, hat jenes illyrische Ländergebiet vom Sunde Korfus und dem Pindus aufwärts bis zur Donau es niemals zu einer festen politischen Gestalt gebracht. Nur in heroischen Eruptionen sind dort Reiche entstanden und wieder versunken, illyrische, epirotische, mazedonische, Königreiche der Serben und Bulgaren. Immer wieder hat sie Barbarei verschlungen.

Ich erkenne mit dem Fernrohr, ja mit bloßem Auge die heute noch türkischen Ortschaften drüben auf nackten braunen Felsenhängen. Das virgilische Buthrotum, die vielumkämpfte Burg Butrintó des Mittelalters, verdecken mir hohe Uferlande um das Kap Stilo; aber ein großer Ort mit vielen zerstreuten weißen Gehöften liegt gerade vor mir: es ist Konispoli. Weiter in der Nähe des Kaps zeigt sich Kataito, dann Liopesi, Sajada, und selbst Murto über den sybotischen Eilanden. Alle diese Ufer scheinen starr und tot. Nur selten schwebt an ihnen eine Barke hin, mit roten Segeln, wie solche auch hier wie im saronischen Golf die Griechenschiffe zu führen pflegen.

Wie jetzt das Meer in einem unbeschreiblichen Schmelz erglänzt! In seiner wallenden Flut scheinen alle Linien und Formen der irdischen Körperwelt in ein einziges flüssiges Element der Schönheit aufgelöst. Aus dem Haupt des Zeus entsprang die Denkerin Athene, aber nur das Meer konnte die Geburtsstätte der Aphrodite sein. Sie teilt mit der Göttin der Schönheit Venedig allein, die schaumgeborene, schönste der Meeresstädte: „Venetia, orta mari." Wenn sich die Sonne hinter Korfu zum Abend neigt, hauchen purpurne Lichtströme leise über den Sund, es ist Musik im harmonischen Spiel der Irisfarben. Die thesprotischen Felsenberge schimmern noch vom letzten Strahl des Helios, der ihre Schneegipfel flüchtig erglühen macht, bis sie durchsichtig smaragdne Töne annehmen und dann schnell verblassen, während ihr zerspaltetes Geklüft voll schwarzer Nacht hängt. Wie alle Berge Griechenlands haben auch diese illyrischen, trotz ihrer Mächtigkeit, die maßvollen Übergänge der kühnen, scharf aufsteigenden Linien zu den ruhigen breiten Horizontalflächen, woraus die plastische Form des einfach Großen entsteht, und dieses ästhetische Naturgesetz ist allem hellenischen Wesen eingedrückt.

Ich könnte hier lange Stunden auf den Koryphäen sitzen, versunken in das Anschauen des dahinflutenden Sundes und seiner Küstengebilde. Wie erst würde sich dies neptunische Theater gestalten, wenn eine große geschichtliche Handlung es belebte;

denn die Natur ist doch nur die Bühne für das Drama des Menschengeistes. Als ich in Eleusis am salaminischen Sunde stand, begriff ich die Wonne des Xerxes, wie er dort auf dem Ägaleos vom Thron herab der Völkermeerschlacht zwischen Asien und Europa zugeschaut hat. Wie erbärmlich erscheint die Zirkuswut der römischen Cäsaren gegen diese welthistorische Theaterlaune des Großkönigs von Asien. Hellas wollte er im Meer versinken sehen und ein Schauspiel für Götter genießen. Das Stück bekam indes eine andere Katastrophe: Asien, nicht Europa sah er sinken; er floh entsetzt vom Thron; doch eine Götterempfindung und ein Götterschauspiel war es immer, was Xerxes vor Salamis genossen hatte.

Es gibt Aussichtspunkte für die physisch-landschaftliche und für die moralische Welt. Wenige sind so hoch geweiht, daß sie beides in sich vereinigen, wie die Akropolis von Athen, wie Akrokorinth, der Monte Mario in Rom, und in einer kleineren Kulturperipherie San Miniato in Florenz. Hier auf den Burgklippen der Phäakeninsel ist auch ein Aussichtspunkt, von dem herab durch das Fernrohr der Geschichte zu sehen es fast so lohnend ist als am Goldenen Horn bei Byzanz. Denn dieser schöne Sund ist die alte Wasserstraße zwischen Italien und Griechenland, zwischen Europa und Asien, durch welchen die Flut der Völkerbewegung sich Jahrhunderte hindurch hin und her gewälzt hat. In lauter Flottenzügen auf diesem Kanal läßt sich nicht nur das Schicksal der Insel Korfu, sondern ein großer Teil der Weltgeschichte darstellen. Es ist Weltgeschichte zu Schiff, was da an unserm Auge vorüberzieht.

Erst Schiffe der Mythenzeit! Herakles kommt mit Melita, die ihm hier den König Illyriens Hyllus gebiert. Die Argonauten schiffen mit Jason herbei, dem hier die Königin Arete die kolchische Medea vermählt. Das Floß des göttlichen Helden Odysseus erscheint. Der Urahn der Römer Äneas zieht vorüber mit den flüchtigen Trojanern; er landet dort drüben in Buthrotum, wo er den Priamussohn Helenus über Griechenstädte herrschend findet und gastlich von ihm und von Andromache bewirtet wird.

Die Mythe versinkt, die Geschichte beginnt mit dem Erscheinen der Flotte Korinths, die um das Jahr 734 den Bacchiaden Chersikrates und andere Ansiedler auf die Insel führt. Sie gründen Corcyra. Die Stadt wird blühend und durch illyrischen Handel reich, sie selbst sendet Kolonien aus, sie baut Epidamnus, Apollonia, Anaktorion und Leukas.

Ein Boot führt den flüchtigen Themistokles in diesen Sund. Mit einem Geleitschiff entsenden ihn die gastlichen Corcyräer, wie einst den Odysseus, und sie retten ihn aufs Festland hinüber zum Molosserkönig Admet.

Die reiche Tochterstadt wird Nebenbuhlerin ihrer Mutter Korinth, des Venedigs der Hellenen. Man schlägt die Seeschlacht zwischen Sybota und Leukimne. Der Peloponnesische Krieg beginnt. Corcyra gerät in die Machtsphäre Athens.

Hier sammelt sich die stolzeste Flotte der Athener; Thukydides hat sie beschrieben. Unter Nikias, Lamachus und Alkibiades ziehen 134 Kriegsschiffe aus diesem Hafen gegen Syrakus. Da fand die Blüte Athens den Untergang.

Konon, Timotheus, Mnasippus, Iphikrates erscheinen in diesem Sund, und abwechselnd bemächtigen sich Sparta und Athen Corcyras. Dem großen Tyrannenbändiger Timoleon folgen corcyräische Schiffe nach Syrakus.

Corcyra, noch immer eine reiche und blühende Republik, bewahrt ihre Autonomie selbst unter Philipp und Alexander von Mazedonien. Dann bedrängt sie in der Diadochenzeit Kassandros; Agathokles von Syrakus befreit sie und gibt sie zur Mitgift seiner Tochter Lanassa, welche sich dem Könige Pyrrhus von Epirus vermählt. Aber von dort segelt mit Schiffen herüber Ptolemäus; jenes Pyrrhus Sohn, und er nimmt die schöne Insel seiner Stiefmutter, um sie selbst zu beherrschen.

Ihre griechische Epoche endet mit ihrer Selbständigkeit. Das nahe Festland zieht Corcyra an sich. Die illyrische Semiramis Teuta nimmt sie in Besitz; die Piratenflotten der Illyrier durchziehen diesen Sund. Dann kommen die Römer: sie säubern das Ionische Meer und zerstören die illyrische Seemacht. Seit 229 tritt Corcyra in ein Schutzverhältnis zu Rom, und von dem Machtbereiche Griechenlands abgetrennt wird die Insel durch ein halbes Jahrtausend an die Schicksale der Weltgebieterin festgebannt.

Rom wird der Angelpunkt der Weltgeschichte; seine inneren Verfassungskämpfe sind zugleich Kämpfe um die Weltmonarchie. Die großen Entscheidungen Roms aber fallen im Orient, zu Pydna, bei Pharsalus, Philippi und Actium. Die Schlüssel zum Orient sind Illyrien und Korfu. Von Epirus dringen die römischen Landheere auf der Via Egnatia nach Mazedonien und Thessalien, und weiter zum Hellespont; von Korfu segeln die Flotten aus, welche die mazedonischen Könige Philippus und Perseus bekämpfen. Corcyräische Schiffe verstärken die römische Seemacht. Es gibt dann kaum einen berühmten Römer,

der nicht in diesem Sund oder in Corcyra erschienen wäre. Flaminius, Mummius, Paulus Emilius, Sulla, Pompejus und Cäsar, Cato, Antonius und Octavian, Cicero und Atticus, Brutus und Cassius, sie alle ziehen hier an unserm Blick vorüber. Einige dieser Römer haben die Insel selbst besucht. Nur wenige Stunden von Korfu entfernt liegt Actium. In diesem Ionischen Meer kam das römische Kaisertum zur Welt.

Die Römer liebten dies Eiland, um welches die Dichtung Homers einen Glorienschein auch für ihre Empfindung verbreitete. Sie suchten hier nicht die schönen Künste und die Sophistenschulen Griechenlands, wie in Rhodus und Athen; sie fanden hier nicht die üppigen Städte und Götterkulte wie auf der Insel der Aphrodite von Paphos; aber Korfu war für sie der erste Eintritt in Hellas selbst, so etwas wie die Propyläen Griechenlands. Hier wehte sie zuerst die feine geistige Seeluft der hellenischen Kultur an, mit der sie ihr eigenes Wesen ergänzten, wie wir Germanen durch Italien uns ergänzen.

Auch die römischen Kaiser begünstigten Korfu; die Corcyräer ehrten sie durch Bildsäulen und prägten zu ihrem Andenken Münzen. Eine des Septimius Severus zeigt das Abbild des steuerlosen Phäakenschiffs. Dem edlen Germanicus setzten sie eine Bildsäule, deren Inschrift erhalten ist. Er landete hier auf seiner Fahrt nach Asien mit Agrippina. Dann kam diese allein wieder mit dem Trauerschiff, welches die Aschenurne des unglücklichen Gemahls an Bord führte, und an ihrem Schmerz nahmen die Corcyräer aufrichtig teil.

Nero kam auf seinem phantastischen Zuge nach Griechenland: vor dem Altar des Zeus Cassius in Cassiope auf der Nordküste der Insel hat der kaiserliche Schauspieler gesungen und getanzt. Seither entschwindet das schöne Eiland den Blicken der Geschichtschreiber, weil die großen Flottenzüge Roms nach Griechenland und Asien aufhören. Nur den corcyräischen Münzen ist die Geschichte der Zeit in Bild und Namen von Kaisern aufgeprägt; die uns erhaltenen reichen von Antoninus Pius bis auf Gordian.

In der Teilung des Römerreichs wird Korfu byzantinisch; dann senkt sich die Nacht der Barbarei auf diese Küsten und Meere. Die Flut der Völkerwanderung wirft ihre germanischen, hunnischen und slawischen Massen bis an die ionischen Ufer. Die Vandalen Genserichs erscheinen. Belisar und Narses treten mit Flotten auf. Der Gotenheld Totila segelt in den Sund mit 300 Schiffen; er verheert Epirus bis nach Dodona hinauf und plündert auch Corcyra. Die Insel ist seither eine Station des

byzantinischen Reichs; sie tritt in ihre zweite griechische Periode, welche einen Zeitraum von 800 Jahren umfaßt.

Eine neue Weltbewegung dringt durch diesen Sund auf den Orient ein. Der uralte Kampf Europas mit Asien erwacht in den Kreuzzügen: die Normannen, die Franken, die Seerepubliken Pisa, Genua und Venedig, sie alle streben nach dem Besitz der Levante. Korfu wird, wie in den Römerzeiten, als der geographische Schlüssel des Orients gleichsam wieder neu entdeckt: um seinen Besitz streiten die italienischen Küstenmächte mit dem alternden byzantinischen Reich.

Im Mai 1081 sah diese Meerenge zum erstenmal die Flotten des Robert Guiscard und seines Heldensohnes Boemund. Es wurden blutige Schlachten geschlagen bei Cassiope, im Hafen Korfu, bei Butrinto und Durazzo. Boemund eroberte Korfu, aber die Griechen entrissen ihm die Insel wieder mit Hilfe Venedigs. Denn damals trat diese Lagunenrepublik rastloser Seefahrer und Kaufleute zuerst in den ionischen Meeren als politische Macht auf, noch im Dienst des byzantinischen Kaisers. Gleich kühn wie die Normannendynastie, aber feiner und schlauer, warf sie ein Netz von Handelsverträgen um das griechische Reich. Sie verfuhr mit ihm wie Rußland mit China. In Kephalonia starb der große Robert Guiscard am 17. Juni 1085; aber mehr als hundert Jahre lang setzten die normannischen Könige Siziliens den heißen Kampf um Korfu fort, welches endlich doch durch die Kraft des Kaisers Manuel den Byzantinern erhalten blieb.

Dann bedeckt sich der Sund mit jener gewaltigen Frankenflotte, welche von Venedig zum vierten Kreuzzuge ausgezogen ist. Der greise Doge Enrico Dandolo führt sie; mit ihm schiffen Balduin von Flandern und Bonifacius von Montferrat. Am 29. Mai 1203 segeln sie, 480 Schiffe stark, aus diesem Hafen ab. Das byzantinische Reich fällt in Trümmer; das lateinische Kaisertum richtet sich in Konstantinopel auf; fränkische Barone stiften Herrschaften auf dem Kontinent und den Inseln Griechenlands. Korfu wird zum erstenmal venezianisch, aber die Republik ist noch zu schwach, die Insel zu behaupten. Sie kommt in die Gewalt des griechischen Despoten Michael I. Angelo von Epirus.

Seine schöne Enkelin, die Tochter Michaels II., ist Helena. Als Braut des Königs Manfred segelt sie im Jahre 1259 von Arta durch diesen Sund nach Trani. Ihre Mitgift sind epirotische Länder, von Butrinto bis nach Vallona, und die Perle des Ionischen Meeres, Korfu. Zum zweiten Male wurde sie Mitgift der Gemahlin eines Heldenkönigs. Die großartigen Pläne der Nor-

mannen auf die Levante hat Manfred, ihr Erbe, wieder aufgenommen, aber ein anderer Prätendent erscheint, Karl von Anjou. Manfred fällt bei Benevent: die Königin Helena wird auf ihrer Flucht nach Epirus Gefangene des Anjou. Zwar behauptet für sie Korfu und die epirotische Küste noch Manfreds tapferer Admiral Filippo Chinardo, doch im Jahre 1267 nimmt Karl von Anjou Besitz vom epirotischen Erbe Helenas.

Seit dieser Zeit wird die Insel wieder von dem Verbande mit dem griechischen Osten losgetrennt und mehr als ein halbes Jahrtausend lang an Italien gekettet. Sie blieb beim Hause Anjou, bis dieses selbst in dynastischen Revolutionen verfiel. Müde der tumultuarisch wechselnden Regierung boten nach dem Tode des Königs Karl von Durazzo die Barone und das Volk Korfus die Herrschaft dem mächtigen Venedig dar. So wiederholten sie den Beschluß ihrer Vorfahren, der alten Corcyräer, welche einst durch Gesandte sich den Römern dargeboten hatten. Am 28. Mai 1386 pflanzte die Republik ihr Löwenbanner auf diese Felsenburg, und glorreich hat es hier durch mehr als vier Jahrhunderte geweht.

Als Konstantinopel unter die Türken gefallen war, wurde das feste Korfu ein Asyl byzantinischer Flüchtlinge und durch sie auch eine Station der italienischen Renaissance. Hier erschien im Juli 1461 der Despot Moreas Thomas, der letzte Paläologe, um sich dann zum Papst nach Rom zu flüchten. Seine Gemahlin Katharina starb in Korfu. Die Lascaris, der gelehrte Diplovataccio, auch der letzte byzantinische Geschichtschreiber Phranzes flüchteten nach Korfu.

Unablässig sind die Flottenzüge der Türken, der Venezianer, der Franken, welche diesen Sund durchziehen. Im Jahre 1537 schickt der Sultan Soliman sein Heer von Butrinto nach Korfu, welches siegreich die Belagerung abschlägt. Die Türken nahmen damals viele Tausende von Gefangenen mit sich, und unter ihnen ein Mädchen Cali Quartano, welches später die Gattin des Sultans Selim und die Mutter Amurats wurde.

Von Korfu segelt im September 1571 die große Christenflotte unter Don Juan d'Austria nach Lepanto, wo der berühmte, aber erfolglose Sieg erfochten wird. Dann rettet Schulenburg Korfu und die Ionischen Inseln: sie und die Küsten Dalmatiens, Butrinto, Parga, Prevesa und Vonitza in Epirus behauptet Venedig, und erst sterbend läßt die erlauchte Republik das Szepter fallen, welches sie so ruhmvoll und so lange Zeit über dem Ionischen Meere gehalten hat.

Frankreich bemächtigt sich unter Bonaparte im Jahre 1797 Korfus und der andern Inseln. Die vereinigten Russen und Tür-

ken entreißen sie Frankreich wieder 1799 und richten sie zu einer Septinsularrepublik unter dem Schutz des Sultans ein. Im Frieden zu Tilsit fallen sie wieder an Frankreich und bleiben sieben Jahre lang französisch. Dann treten die Engländer seit 1815 als Schutzmacht des ionischen Inselstaates ein. Unter zehn Vizekönigen haben sie ihn mit kräftiger und wohltätiger Hand regiert, bis das wiedererstarkte Bewußtsein der Zugehörigkeit zu Griechenland die englische Regierung zwang, die sieben Inseln dem Königreiche Hellas zu übergeben. Seit dem 1. Juni 1864 weht die Fahne Griechenlands auf dieser ionischen Akropolis.

Ich will nicht von ihr herabsteigen, ohne mich auch nach den Geschichtschreibern Korfus umzusehen. Keinen einheimischen hat die Insel im Altertum hervorgebracht, wo ihre Verfassung dem Philosophen Aristoteles so merkwürdig erschien, daß er ihr eine Abhandlung widmete, die leider verloren gegangen ist. Vielleicht regten ihn jene Kapitel des Thukydides dazu an, worin der große Geschichtschreiber die wütenden Parteikämpfe Corcyras geschildert und davon Anlaß genommen hat zu der berühmten Betrachtung über die Furie des hellenischen Parteiwesens überhaupt im Peloponnesischen Krieg. Aus ihm, aus Xenophon, Diodor und Polybius muß man die fragmentarischen Kunden über das alte Corcyra zusammensuchen. Auch im ganzen Mittelalter gab es keinen Geschichtschreiber Korfus. Kein griechischer oder lateinischer Chronist hat dort Ereignisse aufgezeichnet oder Urkunden zusammengetragen. Der greise Phranzes allein schrieb in Korfu Geschichte. Wie einst Cassiodor aus dem untergehenden Rom sich lebensmüde in ein Kloster zurückgezogen hatte, so war auch der unglückliche Minister der letzten byzantinischen Herrscher nach dem Sturz des griechischen Reichs und nach schrecklichen persönlichen Erlebnissen Mönch geworden. In einem Kloster Korfus schrieb er als Flüchtling sein Buch über die letzten Zeiten und den Fall Konstantinopels. Er verfaßte es auf Zureden korfiotischer Edelleute und beendigte es am 29. März 1478, im Alter von 77 Jahren.

Erst im siebzehnten Jahrhundert fand die Insel ihren einheimischen Geschichtschreiber. Andrea Marmora schrieb die Geschichte Korfus und widmete sie dem Senat Venedigs („Della Historia di Corfu descritta da Andrea Marmora nobile Corcirese libri otto, Venezia 1672"). Marmora war wesentlich Antiquar. Spon und Wheler besuchten ihn und haben von ihm und seinen Sammlungen erzählt. Er war der erste Gelehrte, welcher griechische Inschriften und Münzen des alten Corcyra sammelte und

abdruckte. Sein Werk hat schon dadurch Wert. Als erster Versuch einer Geschichte der Insel darf es ein bleibendes Verdienst beanspruchen; aber es ist unkritisch, voll von Fabeln und willkürlichen Erfindungen.

Um diese zu widerlegen, schrieb im Jahre 1725 Angelo Maria Quirini seine „Primordia Corcyrae", das zweite geschichtliche und erste wissenschaftliche Werk über Korfu, welches sich jedoch nur auf die Anfänge Corcyras beschränkt. Es wurde von dem berühmten Hellenisten Eugenius Bulgaris ins Altgriechische übersetzt, und diese Übersetzung ist im Jahre 1804 in Moskau gedruckt worden. Qurini, ein edler Venezianer von Geburt, kam im Jahre 1723 als Erzbischof nach Korfu; 1727 wurde er Bischof von Brescia und Kardinal, sodann Bibliothekar der Vaticana. Er war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, Freund der Kardinäle Polignac und Passionei, und stand mit Newton und andern hervorragenden Zeitgenossen in Verkehr. Friedrich der Große ehrte ihn, Voltaire verherrlichte ihn und widmete ihm seine „Semiramis". Im Jahre 1759 starb Quirini in der Stadt Brescia, deren Literaturgeschichte er geschrieben hat. Er schrieb auch seine eigenen Memoiren.

Bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts ruhten sodann die historischen Arbeiten über Korfu. Dann beschäftigte man sich, infolge der französischen Besitznahme, in Frankreich mit dieser Insel. D'Arbeis veröffentlichte 1798 in Paris ein „Mémoire sur le trois departements de Corcyre, d'Ithaque et de la mer Egée", und Grasset de Saint-Sauveur beschrieb Korfu in seinem „Voyage historique, littéraire et pittoresque dans les îles et possessions ci-devant Vénitiennes dans le Levant".

Nun aber brachte Korfu selbst den größten seiner Antiquare und Philologen hervor, Andrea Mustoxidi, der dort im Jahre 1785 geboren war. Dieser berühmte Freund des Kapodistrias ist bei uns Deutschen wenig bekannt und eher noch durch seine publizistische und diplomatische Tätigkeit während der Befreiung und Konstituierung Griechenlands als durch seine gelehrten Werke in Erinnerung. Er war seit 1806 offizieller Historiograph Korfus. In acht Jahren sollte er die Geschichte der Ionischen Inseln schreiben, und dafür erhielt er die geringe Besoldung von 30 Talern monatlich. Kein Wunder, daß er niemals mit seiner Aufgabe fertig geworden ist. Lord Maitland, der erste Oberkommissar der ionischen Republik unter dem englischen Protektorat, entzog ihm sogar das Stipendium und den Titel des Historiographen infolge einer heftigen Schrift, die Mustoxidi im Jahre 1819 gegen die Auslieferung Pargas an die Türken ge-

schrieben hatte. Als nun Griechenland frei geworden war, berief Kapodistrias seinen gelehrten Landsmann im Juli 1829 als Direktor des Museums der Altertümer nach Ägina; er übertrug ihm zugleich die Einrichtung der Schulanstalten in Griechenland. Dann kehrte Mustoxidi, nach der Ermordung seines Freundes in Nauplia, nach Korfu zurück, wo man ihn zum Mitgliede des ionischen Parlaments erwählte. Er war dort zweimal Archont oder Minister des öffentlichen Unterrichts und einmal Senator. Als Anhänger der Reformpartei lebte er in Zwiespalt mit der eigenwilligen, bisweilen tyrannischen Regierung der Oberkommissare, gegen die er im Senat und einmal auch als Abgesandter der Korfioten in London die vertragsmäßigen Rechte seines Vaterlandes eifrig verteidigte. Im Jahre 1860 ist Mustoxidi gestorben, ohne die Genugtuung erlebt zu haben, die Ionischen Inseln mit Griechenland vereinigt zu sehen.

Es ist sehr merkwürdig, daß diese beiden befreundeten Patrioten, Kapodistrias und Mustoxidi, für uns die namhaftesten Söhne ihrer Heimatinsel sind, und daß sie als solche der modernsten Zeit angehören. Wenn man alle Jahrhunderte der Geschichte Korfus durchsucht, bleibt man doch in Verlegenheit, berühmte Persönlichkeiten in ihr aufzufinden. Aus den paradiesischen Gärten und Olivenwäldern der Phäaken ist kein großer Dichter und Künstler, kein Philosoph oder Staatsmann, kein Admiral und Feldherr von Weltruf jemals hervorgegangen. Hat vielleicht der zürnende Poseidon eine Mauer statt um die Stadt des Alkinoos um die Geister der Phäaken herumgezogen? Aber derselbe Mangel ist allen sieben ionischen Inseln gemeinsam, von Corcyra bis zu Cythera herab, wo die rosige Aphrodite einst ans Land gestiegen war. Es scheint, als konnte der Odem des griechischen Geistes auf jenen Küsten kein höheres Leben erwecken, während er doch auf anderen, selbst den kleinsten Eilanden des Archipels, Genien ersten Ranges hervorgerufen hat.

Wenn man auch der Insel Chios den Vater Homer, den sie für sich beansprucht hat, nicht zugestehen will, so gehören ihr doch der Tragödiendichter Ion und der Geschichtschreiber Theopompus an. Samos glänzt durch Pythagoras, Lesbos schmückt sich mit den Kränzen des Alcäus und jener unsterblichen Sappho, deren tragisches Schicksal noch heute als Glorie um die weißen Felsen Leukadias schwebt. Dieselbe Insel war die Geburtsstätte der Sänger Terpandros und Arion und der Geschichtschreiber Hellanikos und Theophanes. Auf Paros wurde der Jambendichter Archilochos, auf Kypros Zenon geboren, und in Rhodus schufen berühmte Bildhauer ihre zahlreichen Werke. Kos brachte

den großen Apelles hervor und das kleine Keos die gefeierten Dichter Simonides und Bakchylides.

Ich will die Korfioten nimmer kränken, sondern ihnen gern den Sänger Demodokos gönnen, der vor dem schiffbrüchigen Odysseus die damals neuen Lieder von Troja so herzbezaubernd zur Harfe zu singen wußte, noch will ich die Richtigkeit des Katalogs berühmter Männer Corcyras bezweifeln, welchen Marmora und Mustoxidi gesammelt haben. Aber das sind doch nur Namen für uns. Die gebildete Welt weiß heute leider nichts mehr weder vom Tragöden Philiscus noch vom Künstler Ptolichos, dessen Pausanias erwähnt hat, und in langen Jahrhunderten, die nach dem Altertum hingegangen sind, ist gewiß mancher im Dunkel verlorene tüchtige Mann, aber kein Genie ersten Ranges in Korfu erschienen. Erst mit der Renaissance erwachte auch hier die griechische Wissenschaft, und die schöne Insel hat seither manche Zierde der neuhellenischen Literatur hervorgebracht.

Die beiden namhaftesten modernen Korfioten sind die Charaktere der Übergangszeit und der Rückkehr der Insel aus ihrem geschichtlichen Verbande mit Italien zu der großen hellenischen Familie, der sie angehört. Es ist ein schöner Ruhm Korfus, daß es den Mann erzeugt hat, welcher der erste Regent des befreiten Neugriechenland geworden ist. Kapodistrias hat einen Bezug auf die politische Welt im allgemeinen, im besonderen zu Rußland. Der Korfiote diente dieser Macht als Diplomat in derselben Zeit des Sturzes Napoleons, in welcher Rußland auch einen andern Insulaner, den Korsen Pozzo di Borgo, in seinem Dienst verwendete. In Rußland hatte Kapodistrias die natürliche Schutzmacht Griechenlands gesucht; an seiner russischen Neigung ist er dann auch zugrunde gegangen.

Auf Rußland hatte auch Mustoxidi zuerst seine Hoffnung gerichtet. Schon im Jahre 1804 schrieb er eine Schrift: „Notizie per servire alla storia Corcirese dai tempi eroici fino al secolo XII", und widmete sie dem Kaiser Alexander. Auch er stellt die Übergangszeit dar, aber ganz entschieden auch die Doppelnatur Korfus. Er war Italiener und Grieche zugleich. Er schrieb in beiden Sprachen, seine Hauptwerke jedoch italienisch wie Marmora. Die Venezianer hatten die Sprache Italiens in Korfu gesetzlich gemacht, und selbst noch unter dem Protektorat Englands blieb sie die amtlich geltende. Wie Kapodistrias hatte auch Mustoxidi in Padua und Venedig studiert; lange lebte er in Mailand, wo die Tochter des Vincenzo Monti seine Gattin werden

sollte, aber wohl zu seinem Glück sich mit Perticari vermählte. Er blieb stets im Zuhammenhange mit der italienischen Gelehrtenwelt; auch draußen hatte er Verbindungen, so mit Boeckh, der griechischen Inschriften wegen. Einer seiner besten Schüler, Johannes Romanós, zeigte mir eine Kopie der französischen Ausgabe der „Ansichten der Natur" mit einer handschriftlichen Widmung Humboldts an Mustoxidi.

Leider hat der ionische Historiograph seine Arbeiten über die Geschichte Korfus nicht vollendet. Im Jahre 1811 erschienen seine „Illustrazioni Corciresi", 1848 sein Hauptwerk „Delle cose Corciresi", die formlose Arbeit eines gelehrten Antiquars, nicht eines den Stoff ordnenden und bewältigenden Geschichtschreibers, leider voller Lücken, sogar typographisch zusammenhanglos. Dies Werk wurde auf Regierungskosten gedruckt. Es ist sehr selten; ich fand es weder in den Bibliotheken Roms noch in München; ich besitze es jetzt als das liebenswürdige Geschenk des Herrn Romanós.

Die philologische Gelehrsamkeit des Mustoxidi und seine bleibenden Verdienste um die Erforschung der Altertümer, namentlich um die Epigraphik seiner Insel in hohen Ehren, so muß ich doch sagen, daß er nicht den Beruf des Geschichtschreibers gehabt hat. Die Geschichte Korfus ist noch nach ihm zu schreiben. Sie ist eine schwere Aufgabe, denn das Leben der Insel entwickelt sich nicht von innen heraus; es macht keine historische Individualität. Korfu ist, wie wir gesehen haben, eine Flottenstation in der Weltgeschichte: aber was sie als solche darstellt, was sie erfahren hat, was sich an sie drängt und ihr vorüberzieht, ist doch ein geschichtliches Panorama vom größten Stil. So seltsam es ist, unser deutscher Geschichtsforscher Karl Hopf bietet noch immer die meiste Belehrung auch über das Mittelalter Korfus dar. Seine riesigen Forschungen bilden neben denen Buchons die reichste Schatzkammer zur Kunde des griechischen Mittelalters überhaupt. Er war in Korfu, wo er, wie jener hochverdiente Franzose, das Archiv der Stadt benutzt hat. Ich sah diese in Begleitung des Professors Romanós. Es ist in den Räumen eines alten Palastes aufgestellt, den ehemals der venezianische Bailo und zur Zeit der Engländer der Princeps des ionischen Senats bewohnt hat.

Buchon hat von diesem Gemeindearchiv berichtet im ersten Band seiner „Nouvelles recherches historiques sur la Principauté française de Morée" (Paris 1843). Seine Materialien reichen bis zu dem berühmten Akt des 9. Juni 1386 hinauf, wodurch Korfu sich den Venezianern übergab. Ich sah dort den Libro d'oro des

korfiotischen Adels und die Gesandtschaftsberichte (ambascerie) der Oratoren, welche Korfu in Venedig gehalten hat. Sie sind mit Miniaturen geschmückt; das Stadtwappen stellt das Phäakenschiff dar. Aus diesem Archiv, aus den sehr reichen Archiven der Judenschaft Korfus, aus denen Zantes, Venedigs und Neapels muß die Grundlage der mittelalterlichen Geschichte Korfus gezogen werden. In dem Bibliothekzimmer des Herrn Romanós sah ich dessen eigene Sammlung von Urkunden aus der Zeit der Herrschaft des Hauses Anjou-Tarent.

Ionische Griechen haben vor, während und nach dem hellenischen Befreiungskriege manches über die Verhältnisse Korfus geschrieben, wie Theotokis („Détails sur Corfu", 1826) und der Zantiote Ermanno Lunzi („Della condizione politica delle Isole Ionie sotto il dominio Veneto", 1858; „Storia delle Isole Ionie sotto il reggimento dei Republicani Francesi", 1862; „Della Republica settinsulare", 1863).

Franzosen, Deutsche, Engländer, Italiener haben sich bis auf unsere Tage mit der schönen Insel beschäftigt. Ich nenne den Philhellenen Christian Müller („Reise durch Griechenland und die Ionischen Inseln", 1821) und den Schweizer W. Vischer („Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland", 1853). Ein französischer Kapitän Bellaire hat die Verteidigung der Ionischen Inseln durch die Franzosen gegen die allierten Russen und Türken in einer Schrift sehr lebendig dargestellt (Paris 1801). Sodann gab Bory de Saint Vincent eine Geschichte und Beschreibung der Ionischen Inseln heraus, und noch 1863 beschäftigte sich damit Pauthier.

Besonders aber sind es Engländer, welche auf Grund der schutzherrlichen Stellung ihrer Regierung sich mit Korfu und den andern Inseln vertraut gemacht haben. Woodhouse legte in Korfu eine zahlreiche Sammlung von Altertümern an, die dann später nach England gekommen ist. Goodisson, Davy, Kendrick und manche andere beschrieben die physischen und politischen Verhältnisse Korfus. Henry Jervis verfaßte ein Kompendium der Geschichte der Insel (1852), und Vincent Kirkwall hat als Augenzeuge der letzten Jahre und Augenblicke des englischen Protektorats sein interessantes Buch: „Four years in the Ionian Islands" im Jahre 1864 veröffentlicht.

In der jüngsten Zeit sind von einem Österreicher, Alexander von Warsberg, die anschaulichsten Kunden von jener ionischen Inselwelt neu zu uns gedrungen. Wie niemand vor ihm hat er jene wundervollen Zonen uns aufgeschlossen, welche nicht die Dichtung Homers allein, sondern auch der Genius der Welt-

geschichte für immer geheiligt hat. Es sind einige Jahre her, daß mir dieser jüngere Freund des Grafen Prokesch in Castellamare seinen Plan zu den „Odysseeischen Landschaften" mitteilte, und mit freudigem Anteil habe ich denselben in der Ausführung fortschreiten gesehen. Warsberg befindet sich in der beneidenswerten Unabhängigkeit, sagen zu können: „Deus nobis haec otia fecit." Er ist ein begeisterter Kreuzfahrer auf den Spuren Homers. So segelt er schon seit Jahren auf den ionischen Meeren umher, landend hier und dort, die Gestade durchstreifend, auf den Golfen sich schaukelnd, die Odyssee vor sich aufgeschlagen.

Sein Reisewerk ist die edle Passion seines Lebens. Wie es die Leidenschaft unsers Landsmannes Heinrich Schliemann, eines Columbus der Archäologie, war und noch ist, in Ilium, Mykenä und Orchomenos das homerische Altertum aus dem Schutt der Jahrhunderte zu graben, so sucht in derselben Zeit Warsberg für die Gestalten der Odyssee und auch für geschichtliche Erscheinungen des Altertums hier in Ionien die landschaftlichen Szenen auf, und in diesen die Naturbedingung des Daseins jener. Ich fühle ihm hier in Korfu lebhaft die Wonne nach, die er im Empfinden und Anschauen von Natur, Mythe und Geschichte genießt auf allen solchen Punkten, wo sie in der dichterischen Totalität eine höchste ideale Einheit empfangen. Dies anschauende Genießen ist für den Menschen das höchst Erreichbare und oft das mindest Sagbare für den Schriftsteller, der immer, wenn er die Schranke seiner Kunst verläßt, statt der Hera die Wolke umarmen wird. Das Wort gibt nimmer den farbigen Abglanz des Lebens wieder. Von dem Dinge der Welt gehört ihm nicht der schöne Schein, sondern das, was sich geistig bewegt, empfindet und handelt. Selbst ein stümperhafter Maler wird auch dem besten Schriftsteller in der Darstellung einer Landschaft überlegen sein, da ihm Linie, Luft und Perspektive, Schatten, Licht und Lokalfarbe zu Gebote stehen, während der andere all dies sinnlich Wirkende nur als Vorstellung für das Erinnern geistig wieder erzeugen soll. Die literarische Komposition odysseeischer Landschaften ruft sofort die Werke Prellers ins Gedächtnis, und oft genug habe ich hier in Korfu an diesen herrlichen Künstler und an den genialen Rottmann gedacht. Auf ihr Gebiet hinüberzutreten hat Warsberg nicht im Sinne gehabt. Im ganzen bestätige ich aus seinen schönen und geistreichen Büchern die Wahrnehmung, daß dem künstlerisch gebildeten Schriftsteller eine Landschaft am ehesten gelingt, die sich als Szene für eine historische Handlung darbietet, zumal wenn diese selbst in ihr noch eine monumentale Fortdauer hat. Der Leser findet bei

Warsberg neben einer Fülle von dichterischen Anschauungen auch lichtvolle Blicke in die Geschichte des griechischen Orients, und namentlich hat er die Schicksale Korfus durch alle Epochen in der anziehendsten Weise dargestellt. Die beiden ersten Bände seiner odysseeischen Landschaften sind durchaus dem „Reich des Alkinoos" und den Kolonialländern der Corcyräer gewidmet. Der dritte Band umfaßt das „Reich des Odysseus", die Inseln Zante, Kephalonia, Ithaka und Leukadia.

*

Korfu hat ein Janusgesicht, welches nach dem Morgen- und Abendlande blickt. Auf diesem geschichtlichen Berührungspunkt Griechenlands und Italiens, wo sich die Wasser der Adria mit denen Ioniens vermischen, erscheint es naturgemäß, daß die Nationalelemente beider Hälften der antiken Welt nebeneinander friedlich fortbestehen. Während das hellenische Festland eine bunte Schichtung fremdartiger Völkerstämme auf sich nahm, hat diese Insel seit dem dreizehnten Jahrhundert nur die Einwanderung der Italiener von Neapel und von Venetien her erfahren.

Der lateinische Feudaladel bemächtigte sich der besten Güter Korfus und drückte das einheimische Landvolk zu Zinsbauern herab. Neben die byzantinische Kirche stellte sich die römische, jene beschränkend und anfangs bedrückend; schon die Anjou errichteten hier ein lateinisches Erzbistum, und sie duldeten an Stelle des griechischen Metropoliten nur einen einfachen Erzpriester mit dem Titel des Protopapa. Die Republik Venedig verfuhr wie sie; doch sie war schonender, und immer hat sie in der Levante den staatsklugen Grundsatz der Duldung durchgeführt.

Privilegien schützten die Nationalität und den Kultus der Ionier, und weil die anatolische Kirche die einheimische nationale Macht blieb, so stand auch die griechische Sprache des Volks in ihrem Schutz. Diese Kirche erlangte freilich erst im Jahre 1799 durch die mit den Türken verbundenen Russen ihre alten Rechte als ionische Staatskirche wieder, und die italienische Sprache hörte erst im Jahre 1852 auf, die amtliche zu sein. Das griechische Selbstbewußtsein hat unter der lateinischen Fremdherrschaft bei den Ioniern so gut fortgelebt wie in Attika und Morea, und zu keiner Zeit haben jene ihren Zusammenhang mit der großen hellenischen Familie ganz eingebüßt. Die Liebe zum gemeinsamen Vaterland ist aber die glänzendste Eigenschaft

aller Hellenen überhaupt. Niemals hätte eine griechische Provinz ihr altes, wenn auch unterdrücktes und zerrissenes Mutterland für ein fremdes Adoptivland aufgegeben, wie deutsche Provinzen in bezug auf das ihrige dies getan haben.

Rom und Byzanz, Lateinertum und Griechentum, sind politische, kirchliche und nationale Mächte, die sich nicht vermischen können. Venedig hat hellenische Länder beherrscht und ausgebeutet, aber weder die Kraft noch das Prinzip gehabt, die Griechen zu romanisieren. Die hellenische Kultur war, wie im Altertum der römischen, so im Mittelalter auch der romanischen lange Zeit geistig überlegen. Erst nach dem Falle Konstantinopels unter die Türkengewalt erschien der Genius Griechenlands als schutzflehender Flüchtling im Abendlande, und hier hielt er einen Triumphzug, von welchem die moderne Zivilisation datiert. Das erste enthusiastische Philhellenentum begann im Abendlande; Griechenland fand hier seine literarische Auferstehung und Fortdauer, und die einzig mögliche Versöhnung zwischen Byzanz und Rom wurde in der italo-hellenischen Renaissance erreicht. Damals ist Korfu die Station des westwärts flüchtenden Griechentums geworden. Die Mythe des Odysseus erneuerte sich in anderer Gestalt; denn der schiffbrüchige Homer selber und mit ihm die Weisen und Dichter von Hellas genossen das Gastrecht in Korfu. Auch Venedig wurde, gerade weil es die ionischen Inseln besaß, eine Pflegerin des Hellenentums. In Padua blühte schon seit 1407 eine griechische Schule; in Venedig entstand im Jahre 1500 die hellenische Akademie (Νεαχαδημία) und später das griechische Institut τῆς Κοινότητος. Aldus Manutius druckte dort die griechischen Texte, und in gleicher Tätigkeit bemühte sich der korfiotische Hellenist Sophianos, einer der Gründer der neugriechischen Literaturepoche. Wenn die Phäakeninsel im Altertum nicht vermocht hat, durch literarischen und künstlerischen Ruhm zu glänzen, so hat sie doch seit dem sechzehnten Jahrhundert, mit ihren ionischen Schwesterinseln vereinigt, an der Wiedergeburt der griechischen Nation sich ruhmvoll beteiligt. Ihre griechische Schule wetteiferte mit jenen andern in Konstantinopel, in Janina, auf dem Athos, in Bukarest. Dichter und Philologen zierten sie, wie Davaris und Sophianos, die Schüler des Johannes Laskaris, wie Trivolis, Phortios und Antonios Eparchos, mit welchem Melanchthon in Briefwechsel stand. Im Jahre 1657 entstand hier die erste neugriechische Akademie, die sich bis 1716 erhielt und im Jahre 1732 erneuert wurde. Wie im gesamten Hellas, nahm die griechische Literatur seit dem achtzehnten Jahrhundert auch hier

einen neuen Aufschwung; Korfu ehrte sich durch die wissenschaftlichen Verdienste seiner Bürger Eugenios Vulgaris und Nikephoros Theotokis.

Im Jahre 1808 wurde die Akademie als ionische neu eingerichtet; aus ihr entstand sechzehn Jahre später die griechische Universität, deren erster Kanzler der Philhellene Lord Guilford gewesen ist. Mustoxidi lehrte nicht an ihr, aber als Archont des öffentlichen Unterrichts hat er ihr große Dienste geleistet. Zu seinen Verdiensten um die antiquarische Durchforschung seiner Heimatinsel gesellte er noch andere; als Textkritiker, als Übersetzer griechischer Geschichtschreiber ins Italienische, als Gründer des wichtigen periodischen Sammelwerks „Hellenomnimon". Segensreich hat die Universität Korfu die Stellung einer Zentralanstalt der wissenschaftlichen Bildung für ganz Griechenland bis zum Jahre 1865 ausgefüllt, wo sie vom hellenischen Ministerium aufgehoben ward, da die Universität Athen für Hellas ausreichend war. Sie dauert nur als ein Lyzeum fort. Ich erwähnte schon eines Schülers des Mustoxidi, des Herrn Romanós. Er wurde noch von seinem berühmten Lehrer, als derselbe Unterrichtsminister war, zum Professor am Gymnasium ernannt und ist heute dort ein angesehener Lehrer der griechischen Literatur. Ich hoffe, daß er die Geschichte seiner Heimatinsel schreiben wird. Seine Kenntnisse des urkundlichen Materials der Ionischen Inseln, die ihn befähigen würden, das Werk Mustoxidis zu vollenden, hat er unter andern auch durch seine im Jahre 1870 in der Druckerei Ionia zu Korfu erschienene Übersetzung einer Schrift Hopfs („Graziano Zorsi, Herr Leukadiens") bewiesen, da er dieselbe mit einer umfangreichen gelehrten Einleitung versehen hat.

Wenn Romanós mir als ein Repräsentant der wissenschaftlichen Bedeutung erschien, deren Höhepunkt Korfu in der Übergangszeit mit Mustoxidi erreicht hat, so stellte er mir zugleich die internationale Richtung dar, welche die Insel selbst als westöstliche Kulturstation einnimmt. Alle Gelehrten, die vom Abendlande nach Griechenland gehen, berühren Korfu. Romanós ist bekannt mit Curtius, wie er es mit Hopf gewesen ist; Franzosen, Engländer, Deutsche, Italiener suchen ihn auf. Er ist im Besitz der Kultursprachen des Abendlandes; er kennt Rom und liebt die Italiener. So ehrte ich in ihm auch den Repräsentanten des noch fortdauernden geistigen Zusammenhanges der Ionier mit dem großen Kulturlande Italien, auf dessen Universitäten noch bis zu Mustoxidi ihre talentvollsten Männer studiert haben.

Die heutigen Griechen des Festlandes lieben Italien und seine

Sprache nicht, weil ihre geschichtliche Beziehung zu jenem Lande eine weit andere gewesen ist als die der Heptanesier. Denn die Erinnerung an die lateinisch-fränkische Invasion und ihr Feudalwesen ist im übrigen Griechenland nicht mit dem dankbaren Bewußtsein des Schutzes gegen die Barbarei und anderer Wohltaten verknüpft, sondern mit jenem der gewaltsamen Zerstörung und Zersetzung der nationalen Eigentümlichkeit. In Korfu dagegen war mir immer zumute, als sei ich schon in Italien; mit jedem Gebildeten konnte ich italienisch reden. Mehr als 4000 Italiener wohnen noch hier neben den Griechen, als katholische Gemeinde, deren Haupt der Erzbischof ist. Anders als die vereinzelten Franzosen in Korsika bilden sie hier einen Niederschlag der Geschichte von Jahrhunderten und also ein legitim eingebürgertes Volkselement. Doch ist es vorauszusehen, daß die Vereinigung Korfus mit Griechenland das allmähliche Aufzehren dieses geschichtlichen Elements durch das Griechentum zur Folge haben wird.

Den kosmopolitischen Zug Korfus verstärkt ein zahlreiches Judentum. Wann zuerst die Hebräer in dies ihr Eldorado der Levante eingewandert sind, weiß ich nicht zu sagen. Die Geschichte ihrer ionischen Diaspora ist dunkel. Diese Menschen kamen truppweise, flüchtig zuerst aus dem Orient. Im zwölften Jahrhundert wollte Benjamin von Tudela nur einen Juden in Korfu gefunden haben. Ich nehme deshalb an, daß sie später infolge des Umsturzes des byzantinischen Kaisertums durch den lateinischen Kreuzzug nach Korfu einzuwandern begonnen haben. Unter den Anjou waren sie hier schon zahlreich; ihr ältestes Privilegium datiert von 1323. Dreiundsechzig Jahre später galten sie schon als so einflußreich, daß unter den Boten Korfus an den Senat Venedigs, dem sich die Insel übergab, auch ein Jude, David Semo, genannt wird. Die Griechen mißhandelten sie durch Steinigung und Plünderung, durch Schändung ihrer Kirchhöfe. Eine boshafte Sage machte Korfu sogar zum Geburtsort des Judas Ischarioth. Schon dem Engländer Bromton wurde am Ende des zwölften Jahrhunderts ein Kastell nicht hier, sondern am epirotischen Ufer als dieser Ort gezeigt. Es ist seltsam, daß er später nach dem korfiotischen Dorfe Iskaria verlegt wurde, in welchem man zugleich den Namen der homerischen Scheria wiederfinden wollte. So hat man die Odyssee mit dem Judentum in Verbindung gebracht.

Die venezianische Regierung verbot im Jahre 1406 die Steinigung der Juden; sie legte ihnen dafür einen Tribut von 300 Dukaten auf. Die Juden aber wünschten lieber „mäßig“ ge-

steinigt zu werden, als Geld zu zahlen. Fortdauernd schützte sie die Republik; als sie im Jahre 1571 alle Juden aus ihren Staaten vertrieb, nahm sie nur die in Korfu aus. Der Marschall Schulenburg, ein Protestant, begünstigte sie. Kirkwall behauptet, daß er, um die von ihnen bei der türkischen Belagerung bewiesene Tapferkeit zu ehren, einem Fort den Namen Abramo gegeben hat. Im Jahre 1760 zählte man schon 1171 Juden in Korfu, darunter viele mit großem Reichtum. Ich habe in meiner Skizze „Der Ghetto und die Juden in Rom" die prachtvolle Prozession beschrieben, welche die Synagoge Korfus im Jahre 1780 zu Ehren des katholischen Erzbischofs gehalten hat. Heute ist ihre Zahl auf 5000 angewachsen. Korfu hat also Stoff genug zur Entwicklung der „Judenfrage", während auf Zante kaum 300, auf Kephalonia etwa 40, auf dem griechischen Festland nur sehr wenige Hebräer leben. Zur Zeit der französischen Regierung wurde das gelbe Schandzeichen der Juden Korfus abgeschafft, und die Engländer haben hier wie in Zante auch den Ghetto aufgehoben. Er ist ein ansehnliches Quartier mit guten Straßen und Häusern.

Noch ein viertes Nationalelement tritt in Korfu auf, das albanesische vom nahen Festlande. Aber dies ist hier nur zu Gast. Denn niemals hat Heptanesien, wie Attika, Böotien, Korinth, Euböa, Hydra und andere Inseln, die massenhafte Einwanderung und Ansiedlung der Albanesen erfahren. Selbst dem schrecklichen Ali-Pascha gelang es nicht, sich der Ionischen Inseln zu bemächtigen. Sie haben nur flüchtige Epiroten mehrmals beherbergt. Täglich kommen Albanesen herüber, als Arbeiter oder in sonstigen Geschäften. Man erkennt sie sofort nicht nur an ihrem Nationalkostüm, sondern an ihrem Rassetypus. Sorglos und vornehm, wie ein geborener Held, als wäre er sich seines pelasgischen Adels bewußt, schreitet der ärmlichste Albanese einher, im zottigen Vlies, den roten Fes auf dem Kopf, Gamaschen und Schnabelschuhe an den Füßen. Als Lasttier geht neben ihm das Weib, den Sack oder das Holzbündel auf dem Kopf und so noch die Spindel drehend. Auch in ihm ist Stoff für Heldentaten, gleich jenen der Weiber Pargas und Sulis. Selbst das dürftigste Weib trägt Stickereien am wollenen Kittel. Ich sah einmal ein albanesisches Bettelkind, dessen zerrissenen Rock die Mutter geflickt hatte, die Naht an diesen Flicken war mit roten Fäden zu einer zierlichen Stickerei gemacht. Ich sah bisweilen auch schöne, wohlhabende Frauen in den prächtigsten Kostümen, ähnlich denen in Eleusis und Argos. Große silberne Kugeln oder Münzen aus dem purpurnen Mieder herabhängend; den Hals, die Ohren schwer mit Gold beladen; das Gewand, die

roten Schuhe in Gold gestickt; den Kopf in gelbe Schleier gehüllt: so schritten sie familienweise, wie antike Chöre, über die Spianata hin.

Dieser Platz ist das abendliche Theater für die bunte levantinische Welt. Hier wandeln in den Alleen Einheimische und Fremde. Der Rasen ist mit Tischen besetzt für die Kaffeetrinker. Knaben spielen und Lämmer grasen um den Rundtempel Maitlands. Reiter kommen auf kleinen türkischen Pferden vorüber; schwarze, langhaarige Popen, Türken, Albanesen, griechische Offiziere, fremde Schiffer gehen hin und her. Engländer, einst Herren in Korfu, jetzt nur Touristen, stürmen vorbei, mit helmartigen Filzhüten. Die Militärmusik zieht zum Konzert auf. Alles ist voll Behagen, nichts treibt und drängt einander. Man genießt in phäakenhafter Ruhe die Abendkühle und den Blick auf das Meer. Sobald es dunkelt, wird die Spianata verlassen. Leuchtfliegen schwärmen um die Gebüsche, und aus den Pinienwipfeln tönt der bange Klageruf der Eule. Er mahnt mich an die Mondnächte auf der Akropolis Athens.

Das griechische Osterfest gab dem Leben Korfus einen besonderen Reiz. Abends schien jede Gasse des Marktviertels ein orientalischer Basar zu sein. Blecherne Öllampen erleuchteten grell die Butiken in den Straßenhallen, worin ein buntes Allerlei zu Verkauf stand: türkische Süßigkeiten ekelhaften Ansehens, Fenchelhonig, Chaleva und Leka, in Öl Gebackenes, gelber Kaviar in Fässern, schwarze Oliven, rote Ostereier, in Hühnerformen von Teig steckend, massenhafte bunte Wachskerzen auf Tischen, Haufen Maisbrotes auf den Straßen liegend, Haufen von Orangen; Weinschenken mit Fähnchen, welche die Weinsorte angeben, wie χρασι ἀσπρον von Kephalonia, Kaffeeschenken, Barbierstuben, Kämmerchen, worin Handwerker arbeiten, alles grell und bunt ausgeflittert, wie im Basar Athens. Durch das Menschengewühl arbeiten sich mühsam Treiber von Eseln hindurch, welche buntbemalte Wassertönnchen auf dem Rücken tragen.

Man strömt in die Kirchen, nach der Kathedrale Spiliotissa oder nach San Spiridion, wo die Reliquien des Schutzpatrons Korfus verwahrt liegen. Ich hörte dort die Responsorien am Abend des Grünen Donnerstags und bedauerte, daß die Griechen stets in einem näselnden Ton singen, der die alten schönen Gesänge entstellt. Man küßte mit Inbrunst den Reliquienschrein. Am Karfreitagabend zog die Prozession des Grabes Christi mit Fackeln durch die Stadt. Sie wiederholte sich am Vormittag des Ostersonnabends. Feierlich schritten daher Behörden, Militär

und die Geistlichkeit mit dem Erzbischof, meist würdevolle Gestalten in Prachtgewändern, auch jugendliche Johannesköpfe darunter mit lang wallenden Haaren. Man trug eine rote Fahne mit dem Bilde Spiridions, Kreuze, vergoldete Laternen auf Stäben, große gelbe Säulen, woraus wohlriechende Flammen brannten. Es folgte ein kleiner vergoldeter Sarkophag, bedeckt mit blauem Samt, dann eine vergoldete Sänfte. In diesem bizarren Gehäuse steckte die Mumie Spiridions; ihr schwarzes Gesicht mit dem zur Seite gedrehten Halse nickte gespensterhaft hin und her. Wunderlicherweise ist diese abgöttisch verehrte Reliquie das Privateigentum der Familie Vulgaris.

Als die Prozession am Regierungspalast durch das festlich geschmückte Volk dahinzog, das Meer und die Berge im Hintergrunde, gab sie ein wirklich schönes Bild. In die Trauerklänge der Chöre mischte sich das Blöken der Osterlämmer, die an Haustüren und Bäumen angebunden ihr Opferschicksal erwarteten; denn neben ihnen standen schon blutgierige Burschen, das Messer in der Hand.

Wir gingen nach der Spiliotissa, das „Gloria" zu hören, doch die ganze Feier war hier ohne die Würde des römischen Kultus. Ein Priester gab ein Zeichen gegen die Eingangspforte: Böller donnerten, Glocken erklangen, das Volk strömte hinaus — Christus war auferstanden. Augenblicklich verwandelte sich die stille Fastenzeit in das wüsteste Gelärm. Aus jedem Hause knallten Schüsse; aus den Fenstern fielen krachend irdene Töpfe nieder, zum Schimpf des Judas Ischarioth und als Symbol der ehemaligen Steinigung der Juden. Vor den Haustüren erstach man mit wetteifernder Furie Lämmer und malte mit ihrem Blut Kreuze auf die Pfosten. Die Idylle Korfus war mit einemmal ausgelöscht, und das durch die Religion. Die ganze Insel wurde zur Schlachtbank. Den Tag über erwürgte und briet man vor der Porta Reale Lämmer und Schafe: Blutlachen sammelten sich auf dem Boden. Jeder Korfiote schien mit dem Fleischerhandwerk vertraut zu sein wie ein antiker Mensch. Der Spruch: „Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier", galt hier nimmer. Die lateinische Kirche hat diese blutigen Osteropfer nicht beibehalten; in der griechischen sind sie ein Rest des Judentums und Heidentums zugleich. Das ewige Morden der Opfertiere, die heiligen oder vielmehr scheußlichen Festhekatomben sind der widerlichste Zug im Altertum. Die Götter Griechenlands triefen von Blut.

Die dogmatischen Unterschiede des griechischen und lateinischen Glaubens sind nicht sehr groß: denn ihr Schisma wurzelt

doch nur im Machtbegriff des Papstes; gleich, wie ein Ei dem andern, sind beide Kirchen im Kultus der Jungfrau Maria und der Heiligen, im Wunder-, Zauber- und Aberglauben, in der Unzahl der Festtage.

Ich floh gern in die ewig reine Natur der Insel, in den heiligen Schatten der Olivenwälder hinaus, und weil die Stadt Korfu der Betrachtung wenig darbietet, so wollen wir uns aufmachen, erst ihre Umgebung nach beiden Seiten zu sehen und dann ins innere Land zu wandern.

Sir Howard Douglas hat den schönen Fahrweg durch die venezianischen Bastionen der Stadt gebrochen, welcher jetzt als Via Marina von der Spianata nach Castrati oder Garitza hinabführt. Diese Vorstadt liegt im Kreise um den Hafen des Alkinoos, welchen die Zitadelle und eine Landzunge begrenzen. Dann setzt sie sich zu einem andern Borgo fort, Molin a vento oder Anemomilo genannt, von einem stumpfen Turm am Meer, der einst zu einer Windmühle gedient hat. Die Landzunge steigt zu belaubten Hügeln auf, welche die Villa Reale tragen. An diesem heute verlassenen Golf Castrati standen einst die Arsenale und das Forum Corcyras; über die heutigen Vorstädte hinaus und bis zur Landzunge aufwärts lag überhaupt die antike Stadt. Castrati entstand aus ihren Trümmern sicherlich schon in früher byzantinischer Zeit, obwohl die älteste Erwähnung dieses Ortes, wie Romanós mir zeigte, erst in einer Urkunde vom 18. August 1370 gefunden wird. Es steht darin geschrieben: „In loco, qui dicitur Castradi."

Beide idyllische Strandorte erinnerten mich an Marinen Korsikas, namentlich an Luri. Hier ist alles Garten- und Gemüseland. Häuser, worin man antike Fragmente eingemauert sieht, einstöckig, bizarr und klein, liegen unter Kaktus, Zypressen, Palmen und Lorbeerbäumen; kleine Kirchen stehen zwischen ihnen, als wären sie Villen, in Gärten und auf stillen Plätzen. Schafe weiden im Grase. Frauen sind an gemauerten Zisternen geschäftig; Männer graben das Gartenland, wie Laertes beim Homer. Manche Häuser sind nach außen fensterlos; bisweilen sah ich Jalousien aus Blättern geflochten; im Innern saubere Kammern, ein weißgedecktes Bett, darüber die Panagia mit einem Lämpchen.

In Anemomilo steht unter hohen Palmen die älteste Kirche Korfus, die einzige byzantinischen Stils, ein kleiner Kuppelbau; sie ist den Heiligen Jason und Sosipater geweiht, und so blieb

der Argonautenname doch auf dieser Insel. Jene ersten Apostel des ionischen Christentums gelten als Schüler Sankt Pauls, in deren Namen er einmal die Römer gegrüßt hat. Mustoxidi setzt den Bau der heutigen Kirche in das zwölfte Jahrhundert. Zwei griechische Inschriften, dunkel an Sinn, sind an ihrem Portal eingemauert. Das Innere ist leider übertüncht. Der Nartex mit zwei antiken Säulen hat drei Bogen, den drei Apsiden entsprechend.

Das Kloster an dieser Kirche ist untergegangen; einst hat in ihm Katharina Centurione als Nonne den Fall Konstantinopels beweint, die Gemahlin des letzten Paläologen Thomas, des Bruders und Erben des letzten Herrschers auf dem byzantinischen Cäsarenthron. Hier ist sie auch am 16. August 1462 gestorben. Reste ihres Grabsteins will Buchon in der Kirche entdeckt haben. Das große Trauerspiel des Untergangs der Paläologen ist so ergreifend wie das der Hohenstaufendynastie. In Klöstern oder sonst im Elend sind sie verdorben. Thomas starb als Pensionär des Papstes in Rom, sein Bruder Demetrius als Mönch in Adrianopel, seine Tochter Helena, Königin der Serben, als Nonne in Leukadia. Von seinen Söhnen verkam der eine in Konstantinopel, der andere bettelhaft in Rom. Unter den Palmen der kleinen Kirche durchdrang mich die Vorstellung des byzantinischen Untergangs um so gewaltiger, weil jetzt die Stunde naht, wo die Schicksalsmacht auch den Thron des Sultans Mohammed in demselben Byzanz zermalmen wird. Wer wird ihr Vollstrecker sein? Wer wird dort den großen Einzug halten und die Worte wiederholen, mit denen jener furchtbare Eroberer den öden Palast der Cäsaren betreten hatte: „Die Spinne hängt ihr Gewebe auf im kaiserlichen Palast, und der Eule Nachtgesang durchtönt die Türme zu Afrasiab"?

Von Castrati führt ein Weg zum Borgo Stratía, wo verlassen die alte Basilika der Panagia di Paläopoli liegt.

Die Apsis ist jetzt der Fahrstraße zugekehrt, das Portal in Pflanzenwuchs versunken. Schwalben fliegen im öden Raum umher; Grabsteine zeigten mir, daß Familien, die ein Recht darauf haben, sich hier begraben lassen. Das Portal der Basilika ist zusammengesetzt aus Marmorstücken und Säulen, deren Basen in der Erde stecken. Über dem Architrav mit einer byzantinischen Inschrift ist der Löwe San Marcos in Stein gegraben, so daß hier alle drei geschichtliche Epochen beisammen sind: Corcyra, Byzanz und Venedig. Die Kirche ist aus Trümmern eines Tempels erbaut.

Ihr wichtiger Zuname di Paläopoli beweist, daß sie auf dem Gebiet der antiken Corcyra steht, die ringsumher unter Blumen- und Gemüsegärten begraben liegt.

Man zeigte einst Wheler die Lage dieser Altstadt auf der Landzunge. Er sah noch viele Ruinen an beiden Häfen; man wies ihm die Gärten des Alkinoos auf einer Fläche, welche die Antiquare Chrysida nannten. Heute sieht man sich auf dem alten Stadtgebiet vergebens nach hervorragenden Trümmern um. So wenig antike Reste auf der Insel überhaupt noch über dem Boden vorhanden sind, hat ein junger französischer Gelehrter, Othon Riemann, eben erst verzeichnet in den „Recherches archéologiques sur les Isles Ioniennes“ im achten Heft der „Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome“ (Paris 1879).

Korfu hat kein Nationalmuseum, außer der ungeordneten Sammlung von Antiquitäten im Lyzeum. Es befremdete mich, auch auf dem englischen Friedhof antike Grabstelen und Skulpturen unter freiem Himmel aufgestellt zu finden, und zwar als Rest der Sammlung des Ritters Woodhouse. Diese selbst hat Vischer im Jahr 1853 noch an Ort und Stelle gesehen und von ihrem Reichtum berichtet an Gefäßen und Terrakotten, an Schmucksachen, Kameen, ionischen Münzen und Inschriften auf Erz. Die Sammlung kam ins Britische Museum. Schon lange zuvor wurden Altertümer aus Korfu nach Venedig geführt, namentlich ins Museum Nani. Ich sah einige Antiquitäten auch beim deutschen Konsul Fels. Landleute bringen solche, doch immer seltener, meistens Münzen; und an Münztypen war Corcyra reicher als Athen. Viele führen den Pegasus wie jene Korinths.

Das berühmteste und besterhaltene Altertum Korfus ist heute das Grabmal des Menekrates, ein Rundbau aus Kalksteinquadern, nicht ganz ausgegraben, jetzt umgittert und mit Zypressen umpflanzt. Man fand es im Jahr 1843 beim Abtragen einer Bastion, nebst andern Gräbern. Altertümliche Hexameter auf seinem Gesims (Kirchhof setzt sie ins sechste Jahrhundert) bekunden, daß die Corcyräer dem Menekrates aus dem lokrischen Öanthe, der zur See verunglückt war, dies Denkmal als ihrem Proxenos gesetzt haben. Die Proxeni waren öffentliche Gastfreunde eines fremden Staates und ihm in politischen und Handelsgeschäften dienstbar. So ist Alkibiades der Proxenos Spartas gewesen. Mehrere Dekrete der Proxenie des corcyräischen Stadtrates auf Erz haben sich erhalten; man findet sie in den Inschriftensammlungen bei Mustoxidi und Boeckh abgedruckt.

Gegnern der Phäakenprätension Korfus könnte es zum Argument dienen, daß der Name Phäax, welcher in Athen häufig war, auf Corcyra nur einmal inschriftlich vorgefunden ist. Eine Inschrift ist Philo geweiht, als Sieger in Olympia; dort, wie in Delphi haben die Corcyräer Weihgeschenke gestiftet, je einen ehernen Stier.

Gegenüber der Panagia di Paläopoli liegen die modernen Gärten des Alkinoos, das heißt ein großer Park mit der Villa Reale. Ich habe schönere Villen genug gesehen, aber keine von herrlicherer Lage als diese hier hoch auf dem Meeresufer. Das Kasino ist nur ein bescheidener Sommersitz von wenigen Räumen. Lord Maitland erbaute es, die englische Regierung trat es den Ionischen Inseln ab. Viel Köstliches haben die Lords mit Korfu dahingegeben, die Landsitze, die Kanalfahrten, die Wettrennen am See Kalichiopulo, die Jagdpartien in Kataito und an anderen Ufern Albaniens. Die Insel war fünfzig Jahre lang das Paradies englischer Sportsmänner.

Der Park in Korfu ist reicher als der in Athen. Ein Triestiner, dort Gartendirektor, führte uns in ihm umher. Der letzte Winterfrost hat auch ihn beschädigt, wenn auch nicht so arg wie den Schloßgarten Athens, wo wir die Palmen der Königin Amalia und Hunderte von Orangenbäumen erfroren sahen. Hier waren Zuckerrohr und Kaffeebäume zugrunde gegangen, nicht die Eukalyptus, während solche derselbe Frost auf dem Pincio in Rom getötet hatte. Die Banane reift im Klima Korfus, aber nicht die Dattel.

Die ganze Landzunge, worauf der Park liegt, ist ein fortgesetzter Garten. Es gibt dort kleine Villen von entzückender Schönheit, wie jene des Herrn Vasilakis, wo man eine unbeschreibliche Mannigfaltigkeit von Land- und Meerszenerien überblickt. Welche Rosenfülle ringsumher und Blütenpracht der Erikabäume! Dies Landhaus ist zu phäakenhaft schön für einen Deputierten der Boule Athens. Es ist ein Musensitz für einen Ariost.

Mit gutem Grunde sucht man die Stelle der Akropolis Corcyras auf der Höhe dieser Landzunge, etwa da, wo der kleine anmutige Weiler der Hagia Analipsis steht. Dort dehnt sich eine grüne Hochfläche bis zum steilen Ufer des Kap Sankt Elia hin, beschattet von riesigen Olivenbäumen. Wir sahen hier blühende Jünglinge vereinigt beim Kugelspiel und gedachten der Spiele der Phäaken bei Homer. Das Volk pflegt hier beim Fest der Himmelfahrt zu tanzen; eine solche Szene hat Warsberg beschrieben. In Wahrheit, dieser Platz ist ein olympischer Festsaal, herrlich umwölbt von stillen Olivenhainen. Wir stiegen

weiter aufwärts zur Kapelle der Himmelfahrt, und dort fanden wir Frauen, welche die Heiligenbilder mit Myrten umkränzten zum Fest des Karfreitags.

Von hier aus blickt man auf den See oder Golf Kalichiopulo hinab, der im Altertum der hylläische Hafen gewesen ist. Die Landzunge trennt ihn vom Golf Castratis, dem Hafen des Alkinoos. Er zieht sich tief ins Land hinein, wo er als Lagune versumpft. Schilf wächst an seinen Ufern. Nekrotalassa, totes Meer, nannte ihn schon Porcacchi. Laubbedeckte Hügel, worauf die Orte Virò, Psorarus und Skilopiastes stehen, umkränzen ihn, und weiterhin steigen zwei charaktervoll geformte Berge auf, eine Pyramide, welche die zypressenumkränzte Kapelle der Hagia Kyriaki trägt, und die massive Kuppe der Santi Deka, so genannt vom Ort der zehn Heiligen, der diesem Berge an die Brust geheftet ist. Der See öffnet sich ins Meer zwischen Landvorsprüngen, die sich einander so nähern, daß die Hafeneinfahrt leicht abgesperrt werden konnte. Hier lagen in Sicherheit die Triremen der Corcyräer, wie im „Mare piccolo“ Tarents die der Tarentiner. Der schöne Golf ist längst versandet; nur Fischerbarken befahren ihn.

Man gelangt an seine Ausmündung, wenn man unterhalb der königlichen Villa weitergeht am schattigen Berggelände durch sanfte Gründe voll südlicher Pracht des Baumwuchses und Blumenflors, welchen frische Quellen tränken. Hier ist ein Eden der Natur, dessen beglückenden Frieden das Wort nicht sagen kann. Lachende Kinder kommen auf den Weg gesprungen; sie bieten Blumen dar, sie laden den Wanderer ein, in die Gärten zu treten und von der Lotosfrucht zu pflücken nach Herzenslust. Glanzvoll wölbt sich der Himmel über diesen dunklen Baumwipfeln; ionische Ostern in der Luft und der glühende Äther Homers! Überall sieht man Lämmer unter den Olivenbäumen grasen; von ihren sanften Klagelauten hallen die Täler und Meergestade wider. Sie machen zur Osterzeit die ganze Insel vollends zu einer klassischen Idylle.

Nun blitzt schon durch das Laubgitter der Gärten die Purpurflut des Hylläischen Sees herauf. Sie lockt hinunter zu seinen Gestaden, aber wir steigen noch aufwärts, um ein volles, ganzes Bild zu haben. Ich stand ergriffen, als ich dies eines Tages erblickte, ja mir entdeckte: ein strahlender Golf liegt in der Tiefe ausgegossen, zwischen dunklen Höhenzügen, umschlungen von sanften Ufern, traumhaft still — zwei kleine Eilande in seiner Flut — darüber hinaus das offene Meer und die Gebirge von Epirus, duftumschleiert. Dies ist Dianas Spiegel; Endymion

schläft hier in Myrtenhainen. Nymphen steigen hier, wenn das Mondlicht auf den Wellen zittert, zum unbelauschten Bade nieder.

Wo der Hylläische See mündet, liegen jene Inselschollen, seltsame Gebilde, von der Flut zurückgespiegelt. Die nächste ist durch einen schmalen Molostreifen mit dem Ufer unter uns verbunden. Ein kleines Nonnenkloster, mehr feenhaftes Spielwerk als ein Bau zu nennen, bedeckt die flache Scholle. Wenige Minuten von ihr entfernt liegt die andere, eine höhere Klippe, wie ein marmornes Schiff geformt, und dort umstehen Zypressen, gleich Säulen eines Tempels, die Zelle des Pantokrator.

Von der Küste jenseits tritt ein Ufersaum in den Golf; auch er trägt ein Heiligtum, die Kapelle Sankt Nikolaus, des Heiligen, der zum Meergott der christlichen Griechen geworden ist. Weiterhin ragen dunkle Berge auf, die von Santi Deka, von Kyriaki, von Benizze, und reihenweise sinken sie als Kaps ins Meer. Die Stelle, von der man dies ideale Naturgemälde, eines der berühmtesten der Insel, betrachtet, heißt „un cannone" oder „one-gun battery".

Am Ufer, wo der Molo beginnt, steht ein Stein mit schneeweißen Linnen bedeckt, darauf eine grüne Sparbüchse von Holz. Auf ihr ist geschrieben: „M. Θ. Βλαχερναις". Das wunderliche Nonnenkloster heißt also „in Blachernis" oder „Vlachérena", wie hier von den Griechen gesagt wird. Diese Inschrift entführte mich nach Byzanz, in das kaiserliche Viertel der Blachernen, wo die berühmte Palastkirche der Pulcheria stand. Ihr Name wanderte mit den Byzantinern ins Abendland. Zu Ravenna erscheint er im frühen Mittelalter, und selbst auf dem Aventin in Rom gab es einen Ort, der „in Blachernis" genannt wurde. So trug die Namen geweihter Lokale erinnerungsvolle Andacht der Menschen in die Länder fort; eine Kirche in Rom ward „in Hierusalem" genannt, „in Lateranis" nannte Carl der Große seinen Palast in Aachen, und das Palatium der Cäsaren lebte fort als deutsche Pfalz.

Die Inselscholle ist so zwerghaft klein, daß sie eben ausreichte zum Nisten für ein Halkyonenpaar. Eine Nonne bewohnt sie. Die Schwester von Blachernä schmückte eben, am Karfreitagmorgen, die Pforte ihres kleinen Tempels, und schon hatte sie die alten byzantinischen Heiligenbilder drinnen mit Lorbeeren frisch umkränzt. Sie selbst, schon alternd, sah nicht asketisch aus wie ein Heiligenbild; vielmehr ruhte ein heiteres Genügen auf ihrem milden Angesicht von edlem griechischen Typus.

Wie märchenhaft ist das ganze Wesen hier, dies stille Tun der Priesterin, welche Myrtengirlanden um die Pforte flicht, während die Meereswellen das kleinste aller Eilande umflüstern. Das Wohnhäuschen an der Kapelle hat zwei kleine Räume und noch ein Obergeschoß. Eine Bank zum Ruhen steht an der Tür. Sogar ein ummauertes Gärtchen, zwei oder drei Schritte im Geviert, befindet sich neben der Kapelle. Ein Grabstein liegt in ihm mit einem schwarzen Kreuz, darüber eine einsiedlerische Weinrebe rankt. Dem Grabe zu Seiten zwei blühende Levkoienpflanzen, ihm zu Füßen ein Rosmarinbusch und ein Rosenstrauch. Auf dem Stein las ich geschrieben: „ΘΕΟΔΩΤΗΣ ΜΟΝΑΧΗΣ ΕΣΩΘΗ ΤΗΝ . . . . . , ΙΟΥΝΙΟΥ 1863." Hier also liegt die Nonne Theodotis bestattet, und bald wird ihre Nachfolgerin Athanasia ihr zur Seite ruhen. Dies ist der kleinste Friedhof, den ich je gesehen habe, und doch hätte er Raum genug für eine Semiramis.

Noch freut sich Athanasia auf ihrem Eiland des Lebensabends. Zwar wenn in Winterstürmen die empörten Wogen zur Kapelle emporschäumen, mag sie sich furchtsam in ihrer Zelle verschließen, aber die stürmischen Tage und Nächte sind hier seltener als die ätherklaren, und dies verlassene Wesen beschirmt, so glaube ich, die homerische Leukothea. Der Nonne fehlt es auch nicht an lebendigem Verkehr mit der Welt draußen, denn während wir bei ihr waren, kamen Mädchen zum Besuch herbei, die von Sankt Nikolaus übersetzten. Sie flüsterten mit ihr geheimnisvoll, ich glaube von Liebesleid und -lust; die schönen Jungfrauen Korfus beichten wohl auf der Inselscholle vor dem einsamen Altar der Madonna in Blachernis und holen sich Trost und Rat von ihrer frommen Priesterin.

Wir riefen das andere Eiland an; der Fährmann dort löste eine Barke, kam und führte uns schnell hinüber, ein grauer Mönch mit verwildertem Bart und unter buschigen Brauen versunkenen Falkenaugen. Die Klippe Pantokrator (zwei Brüder bewohnen sie) hat etwa dreißig Fuß Höhe und sechshundert Fuß Umfang. Sie ist terrassenförmig mit kleinen Gärten voll Kaktus, Rosen, Lorbeeren und Zypressen geziert. Über Stufen steigt man zu einer Plattform, die eine Weinlaube überdacht, und hier steht die gekuppelte Kapelle und vor ihr eine Zisterne. Der jüngere Mönch, ein schöner, stattlicher Mann von stillem Ernst, war eben mit dem Zurüsten von Osterkerzen beschäftigt. Das schwarze lange Gewand, das schwarze Barett auf dem dunklen Haupt zeichnet die griechischen Mönche sehr vorteilhaft vor den lateinischen aus. Ich sah oft unter ihnen Menschen von impo-

nierender Würde und athletischer Mannesschönheit; so fanden wir sie im Höhlenkloster des Parnès bei Phyle, wo sie uns frei und stolz entgegentraten, ein jeder ein Modell zu einem Palikarenkapitän.

Der Mönch hier würdigte uns kaum eines Blickes und ließ uns frei gewähren. Ich sah griechische und italienische Inschriften auf den Außenwänden seines Kirchleins, und glaubend, daß sie historische Daten enthielten, las ich sie und erstaunte dann über ihren profansten, modernsten Inhalt. Sie sind höfische Erinnerungen an Besuche fürstlicher Personen, Georgs I. und der Königin Olga, der Großfürsten Alexis und Konstantin, die hier „ein herrliches Symposion" gehalten hatten, des Erzherzogs Rudolf und seiner kaiserlichen Mutter. „Elisabeth von Österreich ruhte hier; für sie hauchten die Lüfte milder, und gern bewahrt diese Klippe, die ihr Blumen bot, die Erinnerung an sie. 1861." „Elisabetta d'Austria qui si posando per lei spiraro le aure più miti e lo scoglio che per lei dava fiori ama serbarne memoria." In der Tat, eine recht artige Inschrift, die ein Troubadour nicht besser hätte verfassen können, und diese Huldigung hat ein Einsiedler an seine Kirche geheftet. Die Kaiserin, welche in Korfu die Villa Reale bewohnte, verbrachte manche Stunde hier auf der Inselklippe.

Für kontemplative Menschen, „fato profugi", wäre sie ein rechter Aufenthaltsort. Hier hätte Phranzes seine Geschichte der letzten Zeiten des byzantinischen Reiches verfassen sollen; hierher sollte man invalide Staatsmänner verbannen, ihre Memoiren zu schreiben. Der Hauch dieser Meereslüfte würde in ihre Betrachtung der Nichtigkeit der Welt und ihrer eigenen Werke hinüberfließen und sie selbst versöhnlicher stimmen.

Gut, daß die Nonne drüben schon alt ist, sonst würde es hier ein zweites Sestos und Abydos geben, wenn auch ein minder tragisches; denn die beiden Eilande liegen einander noch näher als die Herren- und Fraueninsel im Chiemsee. Pondikonisi, Mäuseinsel, heißt übrigens in Korfu diese Mönchsklippe. Weil sie die Gestalt eines Schiffes hat, weil ihre Plattform von Stein ganz wie das Verdeck eines solchen aussieht, so bezeichnet man sie auch als das von Poseidon versteinerte Phäakenschiff. Wir werden noch eine andere Scholle erblicken, die dafür gilt, aber mit minderem Recht als diese hier, die doch immerhin auf dem Wege nach Ithaka gelegen ist.

Vom Klostereiland kann man zur Nikolaus-Kapelle übersetzen und dann nach Gasturi emporsteigen. Dieser Ort ist durch seine entzückende Lage berühmt. Er senkt sich in eine vom

üppigsten Baumwuchs bedeckte Schlucht hinab. Die malerischen weißen Häuser mit kleinen Höfen und Gartenterrassen haben fast überall eine Veranda aus Olivenstämmen. Die Frauen Gasturis gelten als die schönsten der Insel nächst denen von Levkimo. Ihrer viele sahen wir die Felsengassen auf und ab steigen, weiß geschleiert, schwarz oder blau gekleidet, mit goldgestickten Miedern, die Haarzöpfe mit rotem Band durchflochten und turbanartig um den Kopf gewunden.

Um das Wunder des Orts, die große Platane, zu sehen, gingen wir in die Schlucht hinunter, und hier im Labyrinth paradiesischer Gärten irrend, wo Philomele ihre süßesten Lieder sang, erblickten wir eine klassische Szene. Im Waldesschatten majestätischer Bäume stand um einen großen gewölbten Brunnen von Stein eine Schar schöngeschmückter Frauen, diese Wasser schöpfend, jene plaudernd, die gefüllten Krüge neben sich, einige sie auf den Köpfen davontragend, andere erst herbeikommend. Die edlen Gestalten in ihren farbigen Gewändern machten, umfaßt vom Dämmerschein verschlungener Baumwipfel, durch welche breite Sonnenlichter auf den Boden fielen, ein Gemälde von so zaubervollem Halbdunkel und so einfach großem Stil, daß es Tizian oder Rubens würde begeistert haben. Hier stand auch ganz nahe die Platane, eine Urgestalt, wohl tausendjährig; gen Himmel steigend wie ein Dom, senkte sie aus grünen Laubwolken mythische Stille und Dunkel nieder.

Alle Orte hier in der Nähe, Santi Deka, Garuna, die Kapelle Kyriaki über der Villa Braila bieten ähnliche Reize wie Gasturi dar und entzückende Aussichtspunkte auf Meer und Land. Wir stiegen wieder aufwärts und kamen an der Volksschule Gasturis vorbei, dem „Demotikon Scholeion". Wie anders sieht dies Schulgebäude aus als unsere luftigen, vielfenstrigen Kasernen der Jugend: es ist ein altes schwarzes Haus, seltsamerweise mit einem gotischen Dach versehen, als gehörte deutsche Gotik zum Schulbegriff. Die oberen Fenster haben keine Scheiben, nur hölzerne Läden, die unteren Eisengitter, wie Karzer. Ein schöner Knabe, Aristides, sagte uns, daß hier zweiunddreißig Schüler unterrichtet werden.

Knaben und Frauen führten uns abwärts nach Benizze. Die herrliche Straße schlängelt sich die Küste nieder, durch Olivenhaine. Hohe Myrtenbüsche, Mastix, Pistazien und Arbutus fassen sie ein; die sanften Berghänge bedeckt der Frühling mit purpurnen Orchideen und goldig gefärbten Margeriten. Schafherden weiden hier und da; es sind Lokale für die Hirtenidyllen des Longus und Theokrit. Nun wird der Blick auf den Sund

ganz frei; wir gelangen zum Strand, wo unter Orangengärten in wonniger Einsamkeit die kleine Marine Benizze steht, am Ufer des Sundes, gegenüber der epirotischen Bai Gomenizza, wo einst die Flotte Don Juans d'Austria sich versammelt hatte. Ein paar Kähne am Molo, Menschen auf den Steintreppen der Häuser, stumm auf das Meer blickend. Wir fragen nach einem Gastwirt. Ein Mann kommt herab; in seinem Garten stellt er einen Tisch auf, und wir genießen unter Orangenbäumen beim Summen der Bienen unser Mahl, blutdunklen süßen Wein schlürfend, treffliches Brot essend und Orangen Benizzes, die weit und breit berühmt sind. Nur einen kleinen Zweig bot uns der Wirt, aber an ihm hingen dichtgedrängt sechs dieser köstlichen Goldfrüchte.

Auf dem Strande sind wir weitergegangen, Sankt Nikolaus zu erreichen. Bis ins Meer hinein stehen hier die Olivenbäume, die Welle benetzt ihren Fuß. Nach einer halben Stunde dieser schönen Wanderung versperrte uns eine Klippenmasse den Strand; wir kletterten aufwärts durch die Wildnis von Myrten- und Mastixdickicht und verloren uns dann in Weingärten, bis wir auf den Waldpfad gelangten, der längs der Wasserleitung abwärts führt. So stiegen wir nach Sankt Nikolaus hinunter, um von hier zu jenem Nonneneiland überzufahren, das wir am Karfreitag besucht hatten. Es war heute Ostermontag und ein Fest auf der Herreninsel; denn die Panagia von Virò war dort zu Besuch gekommen. Menschenschwärme bedeckten das Eiland, ringsum viele Barken. Die Madonna wurde eben wieder eingeschifft. Auf der Festbarke stand ein Mann mit einer Fahne, dem Labarum, in der Hand; ein anderer trug das Heiligenbild, und ringsumher saßen Priester. Barken folgten als Geleit. So ruderten sie nach Sankt Nikolaus hinüber unter Böllerschüssen. Hier ordnete sich die Prozession und zog dann längs des Meeres mit wehenden Fahnen und Schleiern feierlich dahin, die Heilige nach Virò zurückzubringen. Wir sahen dies prächtige Schauspiel von der Fraueninsel aus, wo Athanasia, bei jedem Böllerschuß sich bekreuzigend und an die Brust schlagend, es mit Andacht betrachtete.

So reich an Uferformen wie das südöstliche ist das nordwestliche Gestade der Stadt Korfu nicht, aber es ist eigenartig schön. Dort liegt zunächst der große Hafen. Vom Ufer her beherrscht ihn die Fortezza Nuova, eine stumpfe Felskuppe, deren Bastionen jetzt unbrauchbar sind. Im Meer verriegelt ihn eine flache Insel, im Altertum Ptychia, zur Zeit Venedigs Vido genannt von einem Feudalherrn Guido Malipieri. Die Franzosen zerstörten ihre Olivenwälder, um dort Forts anzulegen, und

auch diese haben die Engländer gesprengt. Noch bedecken sie als wüste Trümmermassen die kahle Inselscholle. Der prachtvolle Hafen, einer der schönsten der Levante, harrt des erneuerten Lebens, und dies wird sich einstellen, wenn Griechenland erblüht, wenn es das epirotische Festland in sich aufgenommen und den Isthmus Korinths durchstochen hat. Dann kommt die neue Zeit für Korfu; dann wird es wieder, wie Corcyra, die Königin der ionischen Meere sein.

Auf dieser Seite stehen die Vorstädte San Rocco und Manduchio, zu denen man vom Strande selbst oder aus der Stadt durch die Porta Reale gelangt, die ins innere Land führt. Korfu hatte einst vier Stadttore, welche der angiovinischen Einteilung der Insel in die vier Distrikte entsprachen: Mezo mit der Hauptstadt, Agirù mit Angelokastron, Oros mit Kasopo und Alefkimo mit Gardichi. Die Stadttore sind mit den Mauern und Bastionen gefallen, bis auf jene alte hochgewölbte Porta Reale, an der noch das Wappen Venedigs zu sehen ist.

Nahe bei San Rocco steht ein Kloster mit hohem Glockenturm, Platiterrä genannt, ein kleines, innen reich geschmücktes Gebäude, merkwürdig durch die Gruftkapelle der Kapodistrias. Vor kurzem stand ich zu Nauplia vor der Kirche, wo der unglückliche erste Präsident Griechenlands ermordet worden war, jetzt blickte ich mit Anteil auf sein Grab. Ein grauer Marmorstein bedeckt es, und nichts steht darauf geschrieben als die Worte: Ι. ΚΑΠΟΔΙΣΤΡΙΑΣ ΚΥΒΕΡΝΗΤΗΣ ΤΗΣ ΗΛΛΑΔΟΣ. Der Titel reicht hin zur Unsterblichkeit. Das andere volle Urteil der Geschichte über diesen Mann ist noch nicht spruchreif. Wir haben Lobschriften auf ihn von seinen Anhängern und sein gehässiges Porträt von einem unberufenen Deutschen. Mit Recht verdammt Warsberg die inhumane Biographie des Kapodistrias von Mendelssohn-Bartholdy, dem talentvollen Sohn des berühmten Komponisten, und mit Recht hält er ihr die Urteile des Grafen Prokesch entgegen. Mendelssohn war noch sehr jung, als er diese Schrift verfaßte; sie trägt den Stempel jener kraß absprechenden Juvenilität, welche deutschen Gelehrten oft bis weit über ihre literarischen Anfänge hinaus eigen zu sein pflegt. Wer kann sich einbilden, daß Kapodistrias, ein genialer, im Privatleben tadelloser Mann, mäßig, bedürfnislos, rastlos arbeitend, einsam wie er war, nichts im Sinne hatte als die Knechtung Griechenlands unter Rußland? Er irrte und scheiterte in seiner Aufgabe, ein Chaos zu ordnen. Aber sein Vaterland hat er sicherlich geliebt, wie Pasquale Paoli das seinige. Es ist kein Wohlgefühl, was man an seinem Grabe empfindet, es ist Mißgefühl.

Sein Nachruhm ist von Zweifeln getrübt, sein Werk durch den Fluch der Diplomatie verkümmert worden. Wie viel glücklicher hat sich das kleine Belgien unter einer fremden Dynastie entwickelt; wie beneidenswert war Cavour und ist Italien! Selbst das unauflösbar scheinende Problem, welches in Rom begriffen liegt, wurde diesem neuen Einheitsstaat durch die Zustimmung Europas hinweggeräumt. Was Rom für Italien, das ist für Hellas Byzanz. Der Instinkt der Hetärie sah das Ziel der Wiedergeburt Griechenlands richtig dort. Aber das byzantinische Problem ist die furchtbare slawische und die europäische Weltfrage, woran die Hoffnung von Hellas zugrunde geht. Die naturgemäße Hauptstadt eines lebensfähigen Griechenlands ist Konstantinopel allein, und Athen nur ein heiliges Ilium, ein antiquarischer Begriff und nationaler Notbehelf.

Es sieht fast wie Ironie aus, wenn ich vom Grabe Kapodistrias, unmittelbar zu dem Friedhof der Juden übergehe — aber da liegt er ganz nahe, auf einem großen ummauerten Hügel unter dem Fort Abramo. Im Schoße Abrahams ruhen hier also wirklich die Juden. Fürwahr, nirgends sonst in der Welt sind sie glücklicher als in Korfu. Zypressen stehen auf dem Hügel; hohes, wehendes Gras bedeckt ihn, woraus weiße Leichensteine ragen. „In Gras und Blumen" scheinen die Kinder Israel gern zu liegen; denn auch im Zirkus Maximus Roms ist ihr Friedhof so mit langhalmigem Grase über und über zugedeckt.

Wir sind nahe bei Manduchio, einer langen Vorstadt am Meer, welche von Schiffern bewohnt ist. Hier hatten die vor Ali Pascha flüchtigen Pargioten gastliche Aufnahme gefunden; wir sahen die Häuserreihe, die ihnen eingeräumt worden war. Manduchio steigt zu den Hügeln des Monte Oliveto auf, wo schöne Gärten und Landhäuser stehen; dann geht die Straße abwärts, und vor den Blicken entfaltet sich eine weite, wundervolle Meerlandschaft, eine Tiefebene, die der Fluß Potamó durchströmt. Die hohe Bergwand des Pantokrator oder Salvator gibt ihr den prächtigsten Abschluß. Sie lagert sich quer über die Insel und trennt Oros, ihr nördliches Gebiet, von den andern Distrikten. Man hält den Salvator für den antiken Isthone, worauf die vertriebene Aristokratenpartei Corcyras, deren tragische Schicksale Thukydides erzählt, sich verschanzt hatte. Doch mit gleichem Recht kann auch der Berg Santi Deka dafür gelten.

Auf Korfu überrascht nicht wenig der Anblick eines Flusses, dessen Wassermenge mit den Naturbedingungen der Insel im Mißverhältnis erscheint. Der Potamó ist ihr größter Fluß neben dem von Messongi, hier so breit wie der Anio bei Rom, doch

minder lebhaft. Eine steinerne Brücke von nur einem Bogen führt über ihn, ein Werk der Venezianer, welches im Jahre 1787 der Proveditor Enrico Erizzo erbaut hat, wie das eine Inschrift meldet. Der Fluß kommt durch schöne Wiesen daher, an einem Höhenzuge, worauf der Ort Potamó liegt, dessen hoher Kirchturm diese Landschaft überragt. Wenige Minuten unterhalb der Brücke ergießt er sich auf einem angeschwemmten Ufer ins Meer. Hier hatten die Türken im Jahre 1716 ihr Lager aufgeschlagen.

Und hier ist auch die Stelle, wo wir Odysseus in dem sanft wallenden Strome sich retten sehen, wo er im nahen Oleasterdickicht in Schlaf sinkt, und dann, vom Geschrei der ballspielenden Mädchen erweckt, wie ein schwarzgemähnter Berglöwe sich erhebt und vor Nausikaa tritt. Nichts hat mir in Korfu solche Freude gemacht, als diese Landschaft zu sehen, auf welche die bezauberndste Dichtung aller Zeiten, die Nausikaa-Episode, verlegt wird. Der Genosse der achäischen Heroen, der Freund der Göttin Athene, der Held, welcher Ilium erobert hat, wird plötzlich als Schiffbrüchiger, einem schrecklichen Wilden ähnlich, nackt unter eine Schar holdester Jungfrauen versetzt. Aller Heldenherrlichkeit ist er entkleidet, in das Heroentum der Natur allein, seiner eigenen und der Seele Nausikaas, ist die Lösung des großen Schicksals gelegt. Die hohe Einfalt dieser Szene mit ihren Kontrasten ist der Gipfelpunkt der naiven Poesie der Alten, und doch dämmert schon in Nausikaa die Seelenhaftigkeit moderner Gefühlsweise leise auf. Drei Frauengestalten der antiken Dichtung stehen auf dieser physiognomischen Grenze: Nausikaa, Antigone und Iphigenia.

An der Brücke des Potamó stellte ich mir vor, wie unhaltbar die Theorie Wolfs über den Ursprung der homerischen Gedichte ist, wenigstens was die Odyssee betrifft. Die Einheit ihres Planes und dessen wundervolle Durchführung fordert auch die Einheit des Dichtergenies; aber die höhere Menschlichkeit der Odyssee nötigt zu der Annahme, daß ihr Dichter viel später lebte als der Sänger der achilleischen Ilias.

Die landschaftliche Szenerie am Potamó entspricht in ihrer heroischen Größe vollkommen der homerischen Handlung: ein sanfter Strom durch Wiesengründe wallend zum Meer, dunkelbebuschte Hügel nicht weit vom Fluß, im Hintergrunde das Gebirge in erhabenen Massen über der Flut gelagert. Es ist nichts lyrisch und romantisch hier wie am See Kalichiopulo, alles weit, groß und stilvoll, ein Heldenepos der Natur.

Von der Brücke sind wir landein, sechzehn Millien weit, nach Paläocastrizza gefahren, durch Talgründe und über Höhen auf tadelloser Fahrstraße. Das Straßennetz, welches die ganze Insel durchzieht, ist das schönste Denkmal, das sich die Engländer mit echtem Römersinn in Korfu gesetzt haben. Leider sah ich manche Wegstrecke schon in Verfall. Wir kamen an einer Landwirtschaft der Familie Kapodistrias vorüber und sahen rechts daneben den schönen, von Laub umkränzten Golf Govino, wo die alten Arsenale der Venezianer in Trümmer sinken; denn dort befand sich einst die Station für ihre Kriegsgaleeren.

Auf den Abhängen des Salvator zeigen sich die Ortschaften Ipso, Korakiana, Spartilla und Skriperó. Dann nehmen uns Olivenwälder in ihre Schatten auf. Es sind wirkliche Wälder. Nirgends scheiden Grenzen das Eigentum, außer daß hier und da besonders vornehme Bäume eine Marke in Ziffern tragen. Wie viele Erben mögen wohl der Reihe nach solch einen ehrwürdigen Baum besessen haben. Mancher zählt mehr Jubiläen als Reiche und Dynastien; mancher hat noch die Lanzen der Byzantiner und Normannen an diesen Küsten blitzen gesehen. Erst in Korfu habe ich die Naturpracht des Ölbaums kennengelernt. Er wächst hier völlig frei in die Luft empor, bis zu 60 Fuß Höhe. Der Stamm zerspaltet sich immer, selbst bei jungen Bäumen. Dann nimmt er die bizarrsten Formen an; er wird ein laokoontisches Wurzelgeflecht, das nach oben strebt; wie ein Schlangenknäuel, ein riesiger Polyp, windet sich das Geäst drachenförmig umher, grau, geschuppt, porig wie Schwämme. Der Stamm klafft zu gotischen, zu byzantinischen Pforten und Fenstern auseinander, durch welche das blaue Meer scheint. Bald sind es Laubaltane, hangend auf gewundenen Säulen, wie jene unter dem Baldachin des Sankt Peter in Rom. Ölbaum und Zypresse sind die Herrscher im Reich der Vegetation dieser Insel, wie in Attika Ölbaum und Pinie. Oft sah ich wilde Zypressenfamilien an einsamen Orten aufgeschossen, um die alte königliche Mutter junge Wildlinge. Nichts Lieblicheres als solch ein nymphenhaft zartes Zypressenkind. Es ist begreiflich, daß auf diesen Küsten noch der Glaube an die Dryaden fortlebt.

Die Olivenkultur ist jetzt in Korfu mehr entwickelt, weil die bäuerlichen Eigentumsverhältnisse sich verbessert haben. Man umgräbt die Bäume, wie in Attika. Die Frucht fällt von selbst herab und wird vom Dezember bis zum Juni gesammelt.

Eine Stunde lang sind wir durch öde Heiden gefahren und auch an einem kleinen Landsee vorübergekommen. Alles ist still und starr, je höher man in das Berggebiet gelangt. Selten

sieht man Menschen auf den Feldern, selten Bauern, welche, quer auf dem Esel sitzend, die Straße herabkommen, in der Tracht der Inselgriechen, mit blauen Pluderhosen und dem roten Gürtel, einen Strohhut oder Fes auf dem Kopf. In den Bergschluchten haust der Schakal, aber nur nachts wagt sich das furchtsame Tier aus seinem Versteck.

Hoch über den Hängen eines grauen Berges steht der weiße Ort Lakones und weiterhin Makradis. Die Dörfer Korfus sind, aus Furcht vor den Meerpiraten, meist auf Bergen gebaut. Jetzt wird das Ionische Meer tief unten sichtbar; in wechselnden Szenen strahlt es aus Felsenbuchten von oft wildester Form hervor, mit engen, schneeweißen Strandsäumen, von roten Klippen umstarrt. Reihen von Kaps schieben sich in die Flut, und in ihr stehen zersprengte Riffe. Keine menschliche Gestalt belebt diese großartigen verlassenen Ufer; ihr Schweigen durchbricht nur das harfenstimmige Geschrei der wilden Glari oder Möwen, die rastlos über den blauen Fluten flattern. Es ist eine schiffbrüchige, homerische Einsamkeit hier. Die ganze Küste Korfus am Ionischen Meer ist hafenlos, bis auf den Strand Timone.

Wir gelangen an den Fuß eines Vorgebirges, welches sich in breiten Massen in die Wellen hineinlagert, das antike Kap Phalakron, im Mittelalter Hagios Angelos genannt. Daneben zerklüftete Berge, grau und verwittert, auf dem höchsten Gipfel stehen zerfallene Mauern alter Kastelle, eine minder steile Bergkuppe krönt ein Kloster. Wir sind in Paläocastrizza. Der Wagen bleibt an der Felsenbucht, und wir steigen aufwärts zum Kloster. Zypressen, Oliven, Arbutus und Erikabäume, hohe Euphorbien, Salbeisträucher mit großen gelben Blüten, Lentiscus und Myrten umwildern die in Terrassen bebauten Felsen, und großartige Blicke öffnen sich auf die klippenumstarrten Buchten und das weite Meer tief unten, das von keinem Segel belebt ist. Es ist ein Gemälde, ähnlich jenem am fernen Kap der Circe in Latium.

Vor dem Portal des Klosters, worauf ein Heiligenbild befestigt ist mit der griechischen Inschrift: „Die Herrin von Paläocastrizza", sitzt der Igumenos mit einer Schar schwarzer Mönche, mit orientalischer Gleichgültigkeit uns entgegensehend und auch so empfangend. Wir treten in die Kirche, welche leer und nüchtern aussieht. Säulenartige Osterkerzen sind in ihr aufgestellt. Zellen labyrinthischer Anlage auf Terrassen mit Fruchtbäumen bilden die Wohnungen der Mönche. Nichts Wilderers sah ich noch in Korfu als dies Paläocastrizza: es ist ein Ort für Shelleys Alastor, den Geist der Einsamkeit. Vielleicht wirkt die feierlich

erhabene Natur auf das Gemüt der Mönche ein, die hier hausen. Sie erschienen uns ernst und verschlossen wie Trappisten. Es wunderte mich, daß sie der Nachtigall, deren süßes Lied von unten herauf aus Myrtengebüschen scholl, nicht zuriefen, daß sie schweigen solle.

„Schweig', o schweige, Philomele!
Daß nicht, bei so süßem Harm,
Ahnung in mein Herz sich stehle,
Wie erst fühlt des Menschen Seele,
Fühlt ein Vogel schon so warm."

Diese Verse sind die Seufzer Justinas im wunderwirkenden Magus Calderons. Aber ich will den Weltentsagern dort oben nicht unrecht tun. Ich hörte ihre freundliche Art rühmen, und vielleicht war es mein eigener Irrtum, der sie mir in anderm Licht erscheinen ließ.

Ihr schönes Kloster ist eins der wenigen, welche die Engländer nicht aufgehoben haben. Das größte überhaupt auf den ionischen Inseln ist heute San Gerasimo in Kephalonia.

Nahe hier liegen auf dem Kap Hagios Angelos die Trümmer der einst gewaltigen Feste Angelokastron. Diese Engelsburg, welche Marmora dem Kaiser Michael Komnenos, andere dem Despoten Angelos von Epirus zuschreiben, war lange Zeit das Haupt des Distrikts Agirù. Die Sarazenen zerstörten die Stadt, aber die Burg dauerte fort. Ein ganze Jahr lang belagerten sie die Venezianer, nachdem sie Korfu übernommen hatten. Sie verfiel in unbekannter Zeit.

Der Anblick dieser Trümmer ruft die Epoche des lateinischen Feudalismus ins Gedächtnis zurück. In Griechenland haben ihn die Türken gründlich ausgetilgt. Es gibt dort keinen Adel mehr, nur auf den ionischen Inseln hat das abendländische Feudalwesen fortgedauert. Venedig fand Korfu, schon von den Anjou her, in Baronien geteilt und einen alten Adel vor, dessen angesehenste Häupter die Goth, die Aleman und Kavasilas waren. Dann verdrängten venezianische Geschlechter, die Tron, Duodo, Barbaro, Malipieri, Cornaro, jene Familien. Im siebzehnten Jahrhundert war die Insel in 14 Lehen geteilt. Schwer hat das Regiment der venezianischen Aristokratie auf dem Landvolk gelastet, aber doch niemals so schwer als in Kreta; auch blieb der Insel Korfu, unter dem Schutz der Republik, das schreckliche Los erspart, welches die Türken den hellenischen Ländern bereitet haben. Darum ist sie noch heute ein blühender Fruchtgarten. Die Regierung Venedigs war weise und schonend; und

erst die Erschlaffung der alternden Republik verdarb hier die Justiz und alle andern Verhältnisse. Dann ist auch über Korfu die französische Revolution dahergefahren und hat aus ihrem Triptolemoswagen die Saat neuer Ideen ausgestreut. Das Baronalsystem kam zu Fall; durch Ablösung der Feudallasten wurde die Gründung eines besitzenden Bauernstandes angebahnt.

Heimkehrend besuchten wir das Dorf Potamó. Es ist, wie Europulos in seiner Nähe, hoch und schön gelegen und im Laub der Gärten begraben. Die Häuser haben meist Hallen mit weißen Säulen oder Pilastern nach italienischer Art. Mir fiel die Sauberkeit dieser Ortschaft auf; aber alle Dörfer sind reinlich, welche Gartenbau betreiben und keine andere Viehzucht haben als die der Schafe und Ziegen. Potamó lag unter dem Druck der Langeweile des Ostersonntags; es war festlich öde; wenige Knaben spielten Ball im Schatten der Olivenbäume. In der Kaffeeschenke saßen Menschen stumm und regungslos. Ein alter Mann trat herein, setzte sich schweigend nieder und forderte nichts. Auf meine leise Frage an den Wirt, ob ich dem anscheinend Armen eine Erfrischung darbieten dürfe, bejahte er das, uud ich ließ ihm Kaffee reichen. Der Alte erhob sich freudig überrascht von dieser Aufmerksamkeit, trat auf uns zu und dankte für die kleine Gabe mit dem würdevollsten Anstand. Glücklicher Süden und Orient, wo die Natur auch den ärmsten Menschen wohlgeboren macht. Mancher Hochwohl- und Hochgeborene bei uns ist minder hochgeboren durch sie als Eumäos im Homer. Alles muß der Mensch des Nordens mühsam lernen und erringen; das Höchste, wozu er sich zu bringen hat, die gebildete Natur, ist Produkt der Schule der Reflexion. Es fiel mir bei der Betrachtung der Art dieses wohlgeborenen Armen ein, daß Homer deshalb das Nationalgedicht der Griechen ist, weil er ihre Natur ganz wiedergibt, das göttlich Geschenkte in ihr, den angeborenen Adel, die Anmut, den Anstand, die demokratisch-gesellige Gleichheit der Griechenmenschen. Darum ist man beim Homer immer in der besten Gesellschaft; darum darf er allen Personen die edelsten Prädikate geben: „wohlgeboren, heilig, herrlich, edel, erhaben und göttergleich". Wann werden wir Deutschen aufhören, jenes große homerische Prädikat „Wohlgeboren" noch durch die lächerlichen Rangklassen „Hochwohlgeboren" und „Hochgeboren" zu steigern? Italien ist das Land der übertriebenen Prädikate, aber sie sind nichts als ein antiker rhetorischer Zierat. Bei uns sind sie ein pedantischer, feudaler und bürokratischer Zopf, und noch schlimmer, sie sind servil.

Wie schön wäre es zu wandern auf dem Rande des belaubten Bergtales um Potamó und Europulos! Ich erinnerte mich hier lebhaft an Vescovato in Korsika; dort freilich sind die Landschaften von Kastanienbäumen, hier von Oliven bedeckt. Häckel hat in einer lesenswerten Skizze über Korfu sich verwundert, daß so wenig Maler hierher und nach Korsika reisen. Schade darum. Aber Reisen kostet Geld, und beide Inseln liegen weitab von der Straße des kaufenden Publikums und seinem Modebedürfnis hergebrachter Veduten. Korsika lohnt überall die Mühe des Künstlers; es ist großartiger und mannigfaltiger an Naturschönheiten als Korfu; auch mit dem Juwel aller Naturplastik, mit Capri, kann sich Korfu nicht messen. Ich habe dies schöne Phäakeneiland gerade in bezug auf die Aufgabe des Künstlers betrachtet und komme zum Schluß, daß es doch mehr für die Phantasie des Dichters ist als des Malers. Die Vegetation ist hier zu üppig; Ölwälder umhüllen den plastischen Leib der Insel von Kopf bis zu Fuß. Die malerisch ragende Pinie fehlt. Es fehlt die Ruine des Altertums und des Mittelalters, welche der italienischen Landschaft ein so zaubervoll wirkendes geschichtliches Leben gibt. Aber was könnte nicht ein Künstler von großem Sinn schaffen, malte er hier die Marinen und Golfe, die warmtönigen Buchten am Felsenstrand, die bacchantischen Hügel und idyllischen Täler, und die einzig große, heroische Szenerie des Sundes von Epirus. Nicht die Formenplastik ist es hier, woran er seine Meisterschaft zu bewähren hätte, sondern die allumatmende Luft und Farbenharmonie. Wer nicht den Äther Ioniens im künstlerischen Gefühl hat, darf hier keinen Strich versuchen. Das Licht ist die Götterweihe dieser seligen Natur. Es ist dieselbe zauberische Beleuchtung, in der für uns die Gestalten der antiken Götter- und Menschenwelt dastehen. Sie alle sind umflossen vom Ätherglanz.

Wir sind noch mehrmals quer durch die Insel nach dem ionischen Küstenlande gefahren. Schön ist dort Peleka. Man gelangt dahin durch ein blühendes Hügelvorland, worauf die Orte Varipatades, Viró und Kastellani stehen. Hoch an Felsen, mit zerrissenen Gassen auf nacktem Gestein, liegt Peleka, als Ort reizlos außer seiner Lage. Das Wesen der korfiotischen Dörfer, in denen nirgends ein monumentales Gebäude hervortritt, hat nichts von der phantasiedurchdrungenen Bauart des italienischen Mittelalters. Die Baronalschlösser fehlen, selbst die Kirchen sind unansehnlich und oft nur durch den Glockenstuhl von den Wohnhäusern unterschieden.

Kinder tanzten um uns her, Blumen darbietend, nicht bettelhaft, nur scherzend. Statt Kyrie (Herr) sagten sie Afentis, ein byzantinisches Wort, das, wie man mich belehrte, nichts mit dem türkischen Effendi zu tun hat, sondern aus dem im Mittelalter überall in Griechenland gebrauchten Afthentis (αὐθεντης), das heißt „Herr" abzuleiten ist. Sie führten uns zur Felsenhöhe, wo sich Kalksteinmassen obeliskenartig aufgetürmt haben, während die üppigste Flora ihre Flanken bedeckt. Dort saßen Frauen, Schafe hütend. Der Blick von hier umfaßt den ganzen Inselrücken von Meer zu Meer. Korfu und seine Vorstädte zeigen sich auf gehobenem Küstensaum, und darüber hin glänzt der Kanal aus seinem Rahmen, den Gebirgen der Chimarra und des Pindus. Auch der blitzende Spiegel Dianas, der See Kalichiopulo, liegt in seinen Ufern vor den Blicken da. Nordwärts umfassen Berge ein langes, weites Hochtal, das von Ropa; es grünt von Saaten, weiße Straßen ziehen an seinem Rande zu Ortschaften hin, und hier und da schimmert vom Abendlicht ein Sumpf, wie in der Ebene Marathons. Darüber hinaus entfaltet sich der Salvator in seiner vollen Majestät. An der andern Seite tief unten das Ionische Meer, in welches kühn geschwungene Kaps niedersteigen.

Auf der Heimfahrt begegneten wir vielen Landleuten, die mit Brot belastete Esel vor sich hertrieben. Alle sahen sauber und zivilisiert aus. Ein stattlicher Mann hatte vor sich auf dem Pferde ein verhülltes Weib, das einer Türkin glich. Mädchen am Wege schlugen sittsam die Blicke zu Boden und sahen nimmer auf, wenn Wanderer vorüberkamen. Die Tracht ist hier in der Regel blau von Farbe. Weite gelbe Tücher umrahmen geheimnisvoll den Kopf und werden auf türkisch über den Mund gezogen.

Auf derselben Westseite der Insel ist auch San Teodoro sehenswert, wohin uns der deutsche Konsul und seine Gemahlin zu führen die Güte hatten. Herr Fels ist seit langem in Korfu angesessen und angesehener Chef eines Handelshauses von großer Wirksamkeit. Er ist Lindauer von Geburt; die heiße Sommerzeit bringt er, statt in seinem schönen Hause unweit des Palastes Kapodistrias, in seiner fernen Villa am vergißmeinnichtblauen „Schwäbischen Meere" zu. Der freundliche Zufall fügte es, daß wir uns eine Woche später in Gesellschaft dieser liebenswürdigen Landsleute in Korfu heimwärts einschifften.

Wir kamen erst an einem großen Gebäude vorbei, worin die Engländer eine agrarische Schule angelegt hatten: es ist ein schlimmes Zeichen, daß sie eingegangen ist wie jene Ackerbau-

schule des Grafen Kapodistrias in Tiryns. Wir sahen auch auf unserm Wege die Quelle Chrysida und manches freundliche Dorf auf den Hügeln, wie Chimarra, Kalafationis, Sinradis, Kuramadis und die beiden Garuna an der Bergkuppel der heiligen Zehn. San Teodoro besteht nur aus ein paar Häusern und einer Kirche, auf luftiger, weit überschauender Höhe. Ein ganz engländisch aussehender alter Korfiote empfing uns dort in seiner einfachen Villa und führte uns zu der Stelle, wo beide Meere sichtbar sind und sich das Panorama Pelekas wiederholt.

Der Halbengländer war eben erst in sein Landhaus heraufgezogen. Er nötigte uns gastlich, einzutreten. Seine Gattin, eine Griechin von Leukadia, richtete eben die Zimmer ein. An den Wänden hingen hier Porträts französischer Generale aus dem italienischen Krieg von 1859, dann das Bildnis Cavours und ein grell gemaltes des Lord-Oberkommissars Sir Frederick Adams mit zinnoberrotem Gesicht, vielen Orden und Schleifen auf der tapfern Brust. Der Eigentümer des Landhauses ist als Schneider unter dem englischen Protektorat reich geworden. Er besitzt noch eine zweite Villa unten, worin der österreichische Konsul übersommert, und ein schönes Haus in Castrati, welches auch zinnoberrot angestrichen ist wie das Gesicht des Sir Frederick. Es macht ihm Ehre, daß er sich seines Metiers nicht überhoben hat, vielmehr hat er sich zum Hofschneider des Königs Georgios I. ernennen lassen. „Fünfundzwanzig Jahre mußte ich arbeiten, um auf diese Höhe zu kommen; aber, auch wenn man erworben hat, soll man nicht aufhören zu arbeiten." So sagte dieser Weise, indem er uns höflich einlud, das vortreffliche Bier zu trinken, welches er uns einschenkte. Seine Kleidung und Art waren ganz die eines Engländers, und mit mehr Recht als der Goethesche Wilhelm Meister konnte er einen Lord vorstellen. Ich betrachtete die korfiotische Charakterfigur mit Aufmerksamkeit, als das geschichtliche Produkt des englischen Protektorats, als Personifikation des Wohlstandes, welches Ionien unter ihm genossen hat.

Nicht sentimentale Großmut, sondern die einstimmige, patriotische Forderung jenes Parlaments am 5. Oktober 1863 und die Achtung vor dem Urteil Europas zwang die englische Regierung, die Schlüssel der Levante an Hellas auszuliefern. Würde England das getan haben, wenn es den nahen Losbruch der orientalischen Krisis geahnt hätte? Welche unermeßlich wichtige, gewaltige Station wäre nicht heute Korfu im Besitz einer Weltmacht! Es ehrt die Ionier, daß sie die Fleischtöpfe Britanniens hingegeben haben für die Spartanersuppe Griechenlands. „Non

de solo pane vivit homo.“ Im übrigen ist die Geschichte der Siebeninseln unter dem englischen Protektorat ein ehrenvolles Blatt in den Annalen des großen England, und diese Fremdherrschaft war die wohltätigste, humanste, welche griechische Länder seit Aemilius Paulus erfahren haben. Der Titel eines Lord-Oberkommissars auf Korfu dünkt mich beneidenswerter als der eines Vizekönigs von Indien. Es führten ihn folgende Männer: der harte, eigenwillige Lord Maitland bis 1824; Sir Frederick Adams von 1824 bis 1832, der Erbauer des Kasino und des Aquädukts von Benizze; der liberale Lord Nugent bis 1835; Sir Howard Douglas bis 1841; Mackenzie bis 1843; Lord Seaton bis 1849; Sir Henry Ward bis 1855; Sir John Joung bis 1859; Gladstone interimistisch, und endlich Sir Henry Knigth Storks von 1859—1864. Es ist zu bedauern, daß die bleibenden Wohltaten des Protektorats durch einiges getrübt worden sind, was bittere Empfindungen bei den Ioniern zurückgelassen hat; ich meine die durch Mailand aufgezwungene engherzige Verfassung, dann die Auslieferung Pargas an Ali Pascha, die Niederhaltung des ionischen Patriotismus im griechischen Befreiungskriege, und schließlich beim Abzug der Engländer die Neutralisierung, die Zerstörung der mit ionischem Gelde gebauten Festungen und die Pensionen für die englischen Beamten. „Was it necessary, that the burden of their recompense should be thrown by millionaire England upon bankrupt Greece?“ So fragt Kirkwall, und derselbe englische Schriftsteller behauptet, daß seine Regierung für die Inseln noch viel mehr hätte tun können als sie getan hat. In Athen, so sagt er, welches doch ganz neu ist, sei das Erziehungswesen besser eingerichtet als auf den ionischen Inseln, welche England 50 Jahre lang regiert hat. Doch darüber steht mir kein Urteil zu.

Unsern Abschied von Korfu nahmen wir auf einer Fahrt am 5. Mai, dem Fest Sankt Georgs, nachdem uns Kanonenschüsse zu Ehren des königlichen Namensvetters dieses heiligen Drachentöters geweckt hatten. Einen Blick auf die Landschaft Oros, den Norden der Insel, wollten wir scheidend mit uns nehmen, und Herr Romanós hatte die Liebenswürdigkeit, uns dorthin zu geleiten. Wir nahmen den Weg nach Paläocastrizza bis zum Landhause „ai dottori“, wo die Verschwörung der unglücklichen Brüder Bandiera soll geplant worden sein. Der Morgenhimmel Ioniens war vom reinsten Blau, so diaphan, daß ein antik geübtes Auge die alten Götter darin sehen konnte, wenigstens so deutlich wie hinter dem Gazevorhang in Glucks „Orpheus und Eurydike“. Nur Poseidon fehlte, weil er, wie ich glaube, wegen

des Sankt-Georgs-Festes zu den langlebigen Äthiopiern verreist war. Die Ölbäume, unsere alten ehrwürdigen Freunde, grüßten uns noch festlich zum Abschied von Berg und Tal. Nie vergesse ich euch, heilige Olivenwipfel, und nie die eleusinischen Mysterien eurer Waldnachtweihe!

Vor uns lag das Gebirge Pantaleone oder Panteleimon, ein Zweig des Salvator; und auf seinem Abhange machten wir in Skriperó halt, einem ansehnlichen Bergdorf unter weißlichgrauen Felsenmassen. Das Volk hatte wieder phäakischen Feiertag, den vierten in der Reihe. Männer und Frauen, die hier der Rede Antwort gaben, saßen müßig vor den Türen. Die Frauen alle trugen die Mersa, den Kopfputz der mit Band durchflochtenen Zöpfe, worüber das weiße Schleiertuch herabfällt. Das kurze Mieder, worin die Brüste frei ruhen, vom schneeweißen Tuch bedeckt, der dunkle Rock mit rotem Saum, erinnerten mich an die Kostüme Soras und Pontecorvos. Nur ist hier alles phantastischer. Die Tracht scheint albanesisch zu sein, wie es sicher die Schnabelschuhe mit blauen Quasten sind. Das Bergvolk hier, ein schöner, kräftiger Menschenschlag, lebt meist von Maisbrot, welches hart und schwer ist. Doch fanden wir in Skriperó gutes Weizenbrot aus dem nahen Korakiana, wo die besten Bäcker Korfus zu Hause sind. Korakiana heißt Rabendorf, von Korax. Viele Orte, die wir ringsum sahen, Dukadis, Liapadis, Gardeladis, sind von Familien genannt, welche clanartige Stämme bilden. Dukadis ist der Plural von Duka, und fast alle Menschen dort heißen so. Liapis ist der Albanese von Epirus; der Name deutet also doch wohl auf epirotische Einwanderung.

Prachtvolle Blicke auf dies paradiesische Stück Erde und seine Meere öffnen sich, wenn man die gewundene Fahrstraße zwischen Felsen und Ölwald aufwärts zum Paß Panteleimon steigt. Der Bergrücken riegelt die Insel ab; daß hinter ihm noch ein großes Küstengebiet, ein vom übrigen Korfu abgetrenntes neues, fremdes Zauberland verborgen liegt, ahnt nicht, wer unten ist. Als wir nun den Paß erreichten, jubelten wir vor Überraschung auf. Ich empfand hier genau, was ich einst empfunden hatte, als ich auf jenem Bergpaß in Korsika stand, wo in Meeresfernen zuerst Sardinien sichtbar wird. Wie mächtig muß die Empfindung gewesen sein, welche einst die Seele des Vasco Nuñez de Balboa erfüllte, als er vom Paß in Darien plötzlich die Küsten des Stillen Ozeans erblickte; daran dachte ich hier, weil von der Kindheit her dieser Zug des Nuñez mein Lieblingsstück unter allen Geschichten der Conquistadores geblieben ist.

Auf öden Felsen sitzend, an einer altersgrauen Kapelle, blickten wir hinab auf das farbenglühende Gemälde unter uns, auf eine zum Meer absinkende große Landschaft mit schwellenden Hügeln, welche Dörfer krönen, auf grüne Fluren, reich an Oliven und Weinkultur, auf sanfte Ebenen, welche weiße Straßen durchziehen, auf geheimnisvolle Küsten und stille Ufersäume, und die weite, schrankenlose See. In ihr, dem Inselrande nahe, und doch fern genug, um der Phantasie Raum zu geben, ruhen zauberisch vier kleine Eilande, vom Purpurlicht des Meeres gleich Chrysolithen blitzend, phantastische Erscheinungen wie aus der Märchenwelt. Welche Wesen bewohnen sie? Haben sie die Natur Ariels? Was empfinden, was treiben sie in dieser lichtumflossenen Einsamkeit der Flut? — Rechts hin über dem Meer stehen ernst und riesengroß die akrokeraunischen Berge des Festlandes.

Dies Gemälde ist so schön und so luftig zart, daß man fürchten möchte, es unter dem Anschauen zerrinnen zu sehen, wie die Phantasmagorie Prosperos, die als „leeres Schaugepräng" erblaßt. Ich drückte es tief in meine Erinnerung ein: es war mein Abschied von Griechenland: ich will es mir wieder hervorzaubern, wenn mich der gestaltlose Nebel des Nordens umfängt.

Die geheimnisvollen Eilande drüben — wie schade, daß sie Namen haben, sie sollten immer namenlos bleiben — hießen Tetranisia im Mittelalter, und Othonische Inseln hat sie Prokopius genannt. (Nun ist ihr Zauber durch diese gelehrsame Bemerkung schon zerstört.) Herr Romanós hat mich belehrt, daß drei von ihnen im Altertum die Namen Othronos, Erikusa und Marathe führten, daß sie in den Zeiten der Anjou Othono, Erikusa und Mathraki hießen. Die vierte erhielt den Namen Diaplo, und so werden die seltsamen Eilande noch heute genannt. Sie gehörten einst zur Baronie des Guido Malipieri, des Lehnsherrn der Insel Vido. Von ihnen ist Othono (oder Fano) bewohnt, nicht von den melodischen Geistern Ariels, sondern von armen, hart um ihr Leben kämpfenden Fischern, die dort eine kleine Marine haben. Weil man zur homerischen Scheria auch die Insel der Kalypso in diesen Meeren suchte, so hat man Othonus dazu gemacht; ganz widersinnig, da doch Odysseus siebzehn Tage zur Fahrt von jenem Eiland der Kalypso zu den Phäaken gebraucht hat. Dem Prokop wurde Othonus so bezeichnet. Zwischen dieser Felseninsel und Diaplo steht eine weiße Meerklippe, die aus der Ferne ganz und gar einem Segelschiff gleichsieht. In der Tat hielt sie mein Bruder dafür; und dies ist das fabelhafte Riff, welches auch als das versteinerte Phäakenschiff gilt. Prokopius

erzählt, daß er in Casiope, welches noch zu seiner Zeit dort unten am Strande dauerte, ein marmornes Schiff gesehen habe, das als das versteinerte Phäakenschiff ausgegeben wurde; aber er war klug genug, es für ein Weihschiff des Jupiter Cassius zu halten.

Die Straße herab kam eine Schar weißgeschleierter Mädchen, die eine Herde Schafe nach Castellanus trieben. Da wir schon solche Begleiterinnen bei uns hatten, arme Kinder und Mädchen, die uns gefolgt waren, und da auch jene andern sich bald zu uns gesellten, um ein kleines Geschenk zu empfangen, so machten diese Gruppen in ihrer phantastischen Gewandung ein prachtvolles Bild auf dem wilden Felsenrande des Bergpasses. Die Mädchen trieben die Herde weiter, und sie verschwanden bald auf dem breiten Fahrwege hinter Felsvorsprüngen. Zwei Straßen führen dort unten zu den Ortschaften Castellanus, Valagno, Agro, Chorepiscopus, Spagus (εἰς τοὺς πάγους); die eine geht nach Peruladis, die andere nach dem größten Ort in Oros, nach Karusadis. Man gelangt dann weiter bis zum kleinen Hafen Sídari.

Wir blickten mit Verlangen auf diese Ortschaften, welche deutlich sichtbar auf sonnigen Hügeln unter dunklen Baumgruppen lagen, alle träumerisch still und die Phantasie anlockend, ihre versteckten Idylle aufzusuchen. In Wahrheit, wir rissen uns nur gewaltsam von dem Anblick dieser fremdartigen Gestade los und verzichteten mit Schmerz darauf, an jenen weltverlassenen Ufern zu wandern. Aber das Lloydschiff, welches uns nach Brindisi führen soll, naht schon dem Hafen Korfus. Was ist es auch weiter? Ein Bild zum Bild, ein Traum zum Traum gereiht: das ist unser Wanderleben. Wir sind auf das Schiff Delfino gestiegen und bei Buthrotum vorbei zwischen dem Kap Scala und Casiope ins offene Meer hinausgefahren:

„Provehimur pelago vicina Ceraunia juxta:
Unde iter Italiam, cursusque brevissimus undis."

KORSIKA

*

EINTRITT IN KORSIKA

Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.
Dante

Die Fahrt von Livorno gegen Korsika hin ist unterhaltender als die von dort nach Genua. Denn stets hat man den Anblick der Inseln des toskanischen Kanals vor sich. Hinter uns lag Livorno mit seinem Mastenwald zu Füßen des Monte Nero, vor uns der einsame durchbrochene Turm auf Meloria, jener Klippe im Meer, an welcher die Pisaner unter Ugolino von den Genuesen vernichtet wurden, so daß ihre Seemacht sank und Genua seitdem auch in den Besitz Korsikas kam; weiterhin die Felseninsel Gorgona, ihr nahe im Westen das Eiland Capraja. In ihrem Angesicht erinnert man sich an die Verse Dantes in seinem Ugolino-Gesange:

Weh dir! o Pisa, allem Volk gehässig
Im schönen Land, wo man das Si hört klingen;
Weil dich zu strafen deine Nachbarn lässig,
Mag vor Capraja und Gorgona dringen,
Des Arno Mündung dämmend zu verstopfen,
Dass seine Fluten all dein Volk verschlingen.

Die Insel Capraja verdeckt das Westende Korsikas, aber hinter ihr steigen die blauen Berge des Cap Corso in weit ausgedehnten Linien aus dem Meere auf. Noch weiter westlich zeigt sich Elba, ein mächtig herausgehobenes Felseneiland, nach dem Festland absinkend und der Terra Firma Piombinos zugekehrt, welche in schwachen Linien angedeutet ist.

Das Meer strahlte in dem tiefsten Purpurblau, und die hinter Capraja untersinkende Sonne überzog die Segel vorüberfahrender Schiffe mit einem sanften Rosenrot. Eine Fahrt auf diesem Becken des Mittelmeeres ist in Wahrheit eine Fahrt durch die Geschichte selber. Ich dachte mir dieses schöne Meer bevölkert von Flotten der Phönizier und der Griechen, von den Schiffen jener Phokäer, welche einst hier herumschwärmten — dann Hasdrubal und die Carthager, die Etrusker, die Römer, Mauren und Spanier, die Pisaner und Genuesen. Aber noch eindringlicher mahnt der Anblick Elbas und Korsikas an das größte Welt-

drama der neuen Zeit, welches den Namen Napoleon trägt. Beide Inseln liegen friedlich nebeneinander, so nahe fast wie eines Menschen Wiege und sein Grab. Korsika, welches Napoleon gebar, dehnt sich weit vor den Blicken aus, Elba ist klein. Das also war die Felsenzwangsjacke, die man dem Riesen anlegte. Er zersprengte sie so leicht, wie Simson die Bande der Philister. Dann stürzte er bei Waterloo. Er war von Elba ab nur ein Abenteurer wie Murat, der von Korsika aus, Napoelon nachahmend, mit einem Häuflein Soldaten Neapel erobern ging und tragisch endete.

Der Blick auf Elba wirft in die angeregte Phantasie eine Fata Morgana, das Bild der fernen afrikanischen Sankt Helena. Vier Inseln bestimmten das Geschick Napoleons: Korsika, England, Elba, Sankt Helena. Er selber war eine Insel im Ozean der Weltgeschichte, unico nel mondo, so sagte der korsische Schiffsmann, neben dem ich stand, im Angesicht Korsikas von Napoleon sprechend.

Mittlerweile ward es dunkel. Die Sterne leuchteten, die Meereswellen phosphoreszierten. Hoch über Korsika blinkte die Venus, die stellona, der große Stern, wie ihn die Schiffer nennen, und auf welchen das Schiff hielt. Wir segelten zwischen Elba und Capraja und hart an den Felsen dieses Eilands vorbei. Dort saß einst der Geschichtschreiber Paul Diaconus in der Verbannung. Capraja ist ein nackter Granitfels. Ein genuesischer Turm steht auf einer Klippe und der einzige Ort der Insel, ihres Namens, versteckt sich furchtsam hinter dem gigantischen Felsen, welchen die Festung krönt. Die weißen Mauern und Häuser, das rötliche Gestein, die Öde und Weltverlassenheit machen den Eindruck irgendeiner syrischen Felsenstadt. Capraja, das die Korsen zur Zeit Paolis eroberten, war den Genuesen geblieben, als sie Korsika an Frankreich verhandelten. Mit Genua fiel die Insel an Piemont.

Wir nahten dem Ufer Korsikas, auf welchem ein Feuerschein hin- und herblinkte, bis endlich das Schiff auf den Fanal von Bastia lossteuerte. Wir waren im Hafen. Die Stadt umringt ihn, links das alte genuesische Fort, rechts die Marina, hoch darüber dunkle Berge. Ein Boot kam ans Schiff und nahm die Passagiere auf, welche ans Land steigen wollten.

So betrat ich denn diese Insel wirklich, die mich schon als Kind so mächtig gelockt hatte, wenn ich sie auf der Karte betrachtete. Der Eintritt in ein fremdes Land, zumal in der Nacht, welche es geheimnisvoll verschleiert, ist erwartungsvoll span-

nend, und die ersten Eindrücke pflegen für Tage zu bestimmen. Ich gestehe, meine Stimmung war die unheimlichste, und ich konnte mich ihrer lange nicht erwehren. Wir in Deutschland wissen von Korsika kaum mehr, als daß Napoleon dort geboren wurde, daß Pasquale Paoli dort heldenmütig um die Freiheit kämpfte, und daß die Korsen die Blutrache und die Gastfreundschaft üben und die verwegensten Banditen sind. Ich hatte die dunkelsten Vorstellungen mit mir gebracht, und die ersten Begegnisse waren der Art, daß sie wohl berechtigt zu sein schienen.

Das Boot landete am Kai, auf welchem beim spärlichen Schein von Handlaternen eine Gruppe von Doganieri und Matrosen stand. Der Bootsmann sprang ans Land. Ich sah wenige Menschen von so abschreckender Gestalt. Er trug die phrygische Mütze von roter Wolle auf dem Kopf und ein weißes Tuch über das eine Auge gebunden; die grundlose Wut, mit welcher er fluchend und das empfangene Überfahrtsgeld bei der Laterne besehend, die Reisenden anschrie, gab mir eine erste Probe vom korsischen Jähzorn.

Die auf dem Kai Stehenden waren im eifrigsten Gespräch. Ich hörte sie erzählen, daß vor einer Viertelstunde ein Mann seinen Nachbar mit Dolchstichen ermordet habe (amazzato, amazzato, ein Wort, das ich in Korsika ungezählte Male gehört habe; amazzato con tre colpi di pugnale). Weshalb? — „Nur in der Hitze des Streits; die Sbirren laufen hinter ihm her; er wird schon in der Macchia sein." Die Macchia ist der Buschwald. In Korsika hörte ich das Wort macchia ebensooft als amazzato oder tumbato. Er ist in die Macchia gegangen heißt soviel als: er ist Bandit geworden.

Ich empfand jene Spannung, welche die Erwartung abenteuerlicher Dinge erregt; ich war im Begriff, eine Locanda aufzusuchen. Ein junger Mann trat auf mich zu und sagte mir auf toskanisch, daß er mich in ein Gasthaus führen wolle. Ich folgte dem freundlichen Italiener, einem Bildhauer aus Carrara. Kein Licht als die Sterne am Himmel brannte in den engen Straßen Bastias. Wir klopften an vier Locanden vergebens; keine öffnete. Wir klopften an der fünften; niemand hörte. Hier werden sie nicht auftun, sagte der Carrarese, denn des Wirten Tochter liegt auf der Totenbahre. Wir gingen eine Stunde in der öden Stadt umher, niemand mochte unser Pochen hören. Ist dies also die gerühmte korsische Gastlichkeit? Mich dünkt, ich bin in die Stadt des Todes gekommen, und morgenden Tags will ich über das Tor von Bastia schreiben: Ihr, die ihr eingeht, laßt jede Hoffnung schwinden.

Wir wollten indes noch einen Versuch machen. So weiter wankend stießen wir auf einen Trupp von Reisenden, welche so unglücklich gewesen waren als ich. Es waren zwei Franzosen, ein italienischer Emigrant und ein englischer Konvertit. Ich schloß mich ihnen an, und nochmals machten wir die Rundreise der Gasthäuser. Das brachte mir nun vorweg keinen guten Begriff von der Kultur Korsikas bei, denn Bastia ist die größte Stadt der Insel und zählt etwa 15 000 Einwohner. Fand der Fremde schon hier keine Aufnahme, was sollte er im Innern des Landes finden?

Unterdes begegnete uns eine Rotte Sbirren, korsische Gendarmen, braune Kerle mit schwarzen Bärten, in blauen Leibröcken mit weißen Achselschnüren, die Doppelflinten auf den Schultern. Wir klagten ihnen unsere Not. Es erbot sich einer, uns zu einem Soldaten zu führen, der einen Weinschank halte; dort, so meinte er, würden wir unterkommen. Er führte uns an ein altes Haus gegenüber dem Fort. Wir klopften so lange, bis der Soldatenwirt wach wurde und sich am Fenster zeigte. In demselben Augenblick rannte jemand an uns vorüber, unser Sbirre ihm nach ohne ein Wort zu sagen, und beide waren im Dunkel der Nacht verschwunden. Was wars? was soll diese Jagd bedeuten? Nach einer Weile kehrte der Mann zurück; er hatte geglaubt, der Laufende sei der Mörder gewesen. „Aber", so sagte er, „der ist schon in den Bergen, oder ein Fischer hat ihn nach Elba oder Capraja hinübergefahren. Vor kurzem haben wir den Arrighi im Gebirg erschossen, auch den Massoni und den Serafino. Er hat uns fünf Leute getötet."

Es erschien der alte Soldatenwirt und führte uns in ein großes, sehr unsauberes Zimmer. Wir setzten uns froh um den Tisch und ließen uns das Nachtmahl wohl gefallen, trefflichen korsischen Wein, der an Feuer dem spanischen gleicht, gutes Weizenbrot und frischen Schafkäse. Eine dunstige Öllampe erhellte dies homerische Wandermahl, dem die Laune nicht fehlte. Da wurde mancher gute Trunk auf die Helden Korsikas ausgebracht, und eine Flasche nach der andern holte der Sbirrenwirt aus der Ecke hervor. Wir waren vier Nationen beisammen, Korse, Franzose, Deutscher und Lombarde. Ich nannte einmal den Namen Louis Bonaparte und tat eine Frage — da verstummte plötzlich die Gesellschaft, und die muntern Franzosen machten ein niedergeschlagenes Gesicht.

Allmählich graute der Morgen. Wir verließen die Casa des alten Korsen, wanderten an das Meer und weideten uns an dem Schimmer der Frühe, welcher auf ihm glänzte. Die Sonne stieg

auf und erhellte die drei Inseln, die man von Bastia aus vor sich liegen sieht, Capraja, Elba und das kleine Monte Cristo. Die vierte in dieser Reihe ist Pianosa, das alte Planasia, auf welcher Tiberius den Enkel des Augustus, Agrippa Posthumus, erwürgen ließ; sie ist flach wie ihr Name es sagt und deshalb von hier aus nicht zu erkennen. Der beständige Anblick jener drei blauen Inseln am Saum des Meeres macht die Spaziergänge in Bastia doppelt schön.

Ich setzte mich auf das Gemäuer des Forts und blickte auf das Meer und den kleinen Hafen der Stadt, in welchem kaum sechs Schiffe ankerten. Die braunen Ufer, die grünen Höhen mit ihren Olivenhainen, kleine Kapellen am Strand, einzelne graue Türme aus der Genuesenzeit, das Meer in aller Pracht südlicher Farbe, das Gefühl in ihm verloren auf einer fremden Insel zu stehen, das machte damals einen unauslöschlichen Eindruck auf mein Gemüt.

Als ich das Fort verließ, um nun am hellen Tag in ein Gasthaus überzusiedeln, hatte ich wieder eine Szene vor mir, welche wild und bizarr genug war. Eine Menschenmenge umstand zwei Carabinieri zu Pferd; sie hatten vor sich an einer Leine einen Mann gebunden, welcher die wunderlichsten Sprünge machte und alle Bewegungen eines Pferdes nachahmte. Ich erkannte, daß der Mann ein Verrückter sei und sich mit der Vorstellung schmeichelte, ein edles Roß zu sein. Niemand von den Umstehenden lachte. Alle standen ernst und still; und da ich diese Menschen in solchem Schweigen vor dem Elend sah, wurde mir zum erstenmal auf ihrer Insel wohl, und ich sagte mir, daß die Korsen nicht Barbaren seien. Die Reiter ritten mit dem Verrückten endlich ab, welcher die ganze Straße entlang wie ein Pferd an der Leine trottierte und seelenvergnügt zu sein schien. Diese Art, ihn an seinen Bestimmungsort zu schaffen, indem man sich seiner fixen Idee dabei bediente, erschien mir schlau und zugleich naiv.

DIE STADT BASTIA

Die Lage Bastias ist wenn auch nicht ausgezeichnet, doch immer überraschend. Die Stadt liegt im Amphitheater um den kleinen Hafen; das Meer bildet hier keinen Golf, sondern nur einen Landungsplatz, eine Cala. Die rechte Seite des Hafens sperrt ein gigantischer schwarzer Fels, vom Volk Leone genannt, weil er einem Löwen ähnlich sieht. Über ihm steht das finstere genuesische Fort, der Donjon. Links läuft der Kai in einen Molo

aus, der auf seiner Spitze einen Leuchtturm trägt. Über dem Hafen steigt die Stadt in Terrassen auf, hohe Häuser, eng zusammen, turmartig, mit vielen Balkonen: über der Stadt grüne Berge mit verlassenen Klöstern und Olivenhainen; auch Fruchtgärten von Orangen, Zitronen und Mandeln gibt es da in Fülle.

Bastia hat seinen Namen von der Bastei, welche die Genuesen dort bauten. Die Stadt ist nicht alt, weder Plinius noch Strabo oder Ptolemäus nennen einen Ort an ihrer Stelle. Ehemals stand dort die kleine Marina des Ortes Cardo, welcher in der Nähe liegt. Darauf ließ im Jahr 1383 der genuesische Vizekönig Lionello Lomellino das Kastell erbauen, um welches bald ein Stadtteil, die Terra nuova, entstand; der ursprüngliche, untere hieß nun die Terra Vecchia. Beide bilden noch heute zwei getrennte Kantons. Die Genuesen verlegten den Sitz ihrer korsischen Regierung von Biguglia nach Bastia, und hier wohnten die Fregosi, die Spinola, die Doria — elf Doria regierten Korsika in mehr als 400 Jahren —, die Fieschi, Cibò, Giustiniani, Negri, Vivaldi, Fornari und so viele andere Edle berühmter Familien Genuas. Als Korsika unter französischer Herrschaft im Jahr 1797 in zwei Departements geschieden wurde, welche nach den Flüssen Golo und Liamone genannt wurden, blieb Bastia der Hauptort des ersten. Im Jahr 1811 vereinigte man beide wieder, und nun wurde das kleinere Ajaccio die Landeshauptstadt. Noch heute kann Bastia es nicht verschmerzen, daß es einst das Haupt der Insel war und jetzt zu einer Souspräfektur herabgesunken ist, aber ohne Zweifel ist es durch Industrie, Handel und Bildung noch immer das Haupt Korsikas. Die gegenseitige Eifersucht der Bastianer und der Bürger Ajaccios würde als lächerliche Kleinstädterei erscheinen, wenn man nicht wüßte, daß die Scheidung Korsikas in das Land diesseits und jenseits der Berge uralt historisch ist, und so ist auch der Charakter der Bewohner beider Landeshälften verschieden. Jenseits der Berge, welche Korsika von Nord nach Süd teilen, herrscht bei weitem mehr Wildheit; alles geht dort bewaffnet; diesseits ist mehr Kultur, mehr Ackerbau, mehr milde Sitte.

Die Terra Vecchia ist jetzt eigentlich zur Terra Nuova geworden, denn sie enthält die besten Straßen. Die ansehnlichste ist die erst wenige Jahre alte Via Traversa, eine nach dem Meer hingebogene Straße von sechs- und siebenstöckigen Häusern, welche noch fortgebaut wird. Ihre Lage erinnerte mich an die schönste Straße, die ich noch irgend sah, die Strada Balbi und Nuova in Genua. Aber die Häuser, obwohl palastartig, haben nichts von Kunst noch von edlem Material an sich. Korsika hat

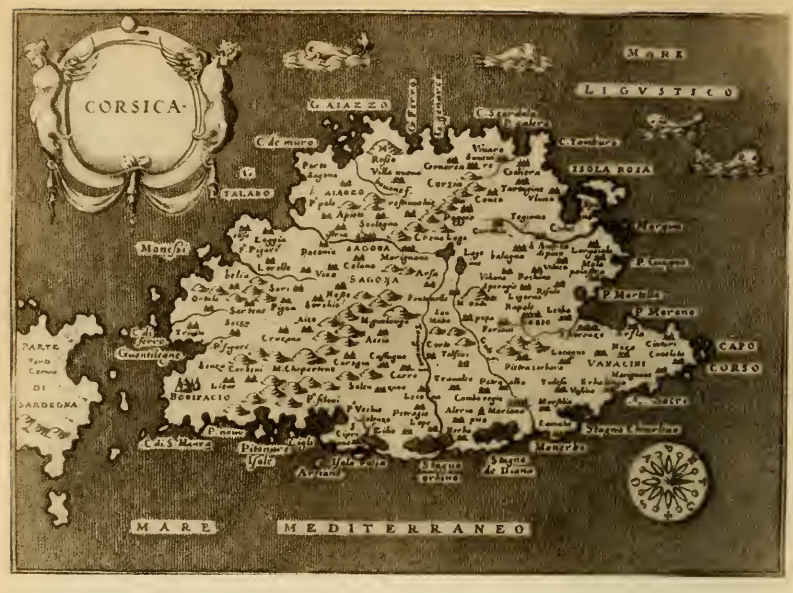
die edelsten Steinarten in kaum glaublicher Fülle, Marmor, Porphyr, Serpentin, Alabaster, Granite köstlicher Art, doch werden sie kaum verwendet. Die Natur liegt hier überall verwahrlost, sie ist eine schöne verzauberte Prinzessin.

Man baut jetzt in der Via Traversa einen Justizpalast, für dessen Arkaden ich in den Marmorbrüchen bei Corte die Säulen heraushauen sah. Sonst sah ich mich vergebens nach Marmorschmuck um; doch, und wer wird es glauben, die ganze Stadt Bastia ist mir Marmor gepflastert, einem rötlichen Stein, welcher in Brando gebrochen wird. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß Bastia das vortrefflichste Pflaster in der ganzen Welt habe. Sagen habe ich es hören.

Trotz ihrer Länge und Breite ist die Via Traversa die ödeste von allen Straßen Bastias. Aller Verkehr sammelt sich auf dem Platz Favalelli, auf dem Kai und in der Terra Nuova um das Fort. Abends lustwandelt die schöne Welt auf dem großen Platz San Nicolao am Meer, wo die Unterpräfektur und der oberste Gerichtshof stehen.

Kein schöner Bau fesselt hier den Fremden, seine Unterhaltung sind allein die Spaziergänge am Meer und in die vom Ölbaum umschatteten Berge. Die Kirchen sind zum Teil groß und reich, aber plump im Äußern und ohne besondere Kunst. Der Dom mit manchem Grab genuesischer Herren liegt in der Terra Nuova, in der Terra Vecchia steht die ansehnliche Kirche Sankt Johannis des Täufers. Ich nenne sie nur um des Grabes Marbeufs willen. Marbeuf hatte Korsika sechzehn Jahre lang regiert; er war der Freund des Carlo Bonaparte, des einst so warmen Anhängers Paolis gewesen, und er hatte die Laufbahn Napoleons eröffnet, indem er ihm eine Stelle in der Militärschule zu Brienne verschaffte. Sein Grab in jener Kirche hat keine Inschrift, weil die ursprüngliche zur Zeit der paolistischen Revolution gegen Frankreich vernichtet ward. Die korsischen Patrioten hatten damals auf den Grabstein Marbeufs geschrieben: „Das Monument, welches die schimpfliche Lüge und die feile Schmeichelei dem Tyrannen des seufzenden Korsika gewidmet, hat nun die wahre Freiheit und die freie Wahrheit des ganzen jubelnden Korsika zerstört.“ Nachdem Bonaparte Kaiser geworden, wollte Madame Letitia der Witwe Marbeufs den ersten Rang einer Hofdame verleihen, aber Napoleon vermied diese Taktlosigkeit, indem er erkannte, daß es unschicklich sei, Madame Marbeuf einen Dienst in derjenigen Familie anzutragen, welche der Gönnerschaft ihres Gemahls so viel zu verdanken hatte. Er bewilligte dem Sohne Marbeufs ein Jahresgehalt von 10 000

Ajaccio. Nach einer Lithographie von G. Engelmann



Korsika im 16. Jahrhundert. Nach einem Stich von Girolamo Porro

Golf von Ajaccio. Nach einer Lithographie von G. Engelmann

Franken, aber der junge General fiel an der Spitze seines Regiments in Rußland. — Das kleine Theater Bastias ist ein Denkmal Marbeufs, er hat es auf seine Kosten erbauen lassen.

Noch eines andern namhaften Franzosen Grab liegt in Sankt Johann, das des Grafen Boissieux, welcher im Jahre 1738 starb. Er war Neffe des berühmten Villars, in der Kriegführung hatte er kein Glück gehabt.

Die größte Anziehung hatte für mich in Bastia das Leben im Hafen und das Treiben auf den Märkten.

Da ist der Fischmarkt. Ich unterließ es nicht, jeden Morgen den Meerestieren meinen Besuch zu machen, und wenn die Fischer etwas Absonderliches gefangen hatten, so zeigten sie's mir freundlich und sagten: dies heißt murena, und dies ist die razza und das der pesce spada und der pesce prete, und die triglia, die so schön rot ist, und der capone und der grongo. Da im Winkel, wie nicht zünftig, sitzen die Teichfischer; die Ostküste Korsikas hat große Teiche, welche durch schmale Nehrungen vom Meer getrennt sind und mit ihm in Verbindung stehen. Die Fischer fangen dort in Binsenreusen große und schmackhafte Fische. Der schönste aller ist die Murene; sie gleicht einer Schlange, aus dem edelsten Porphyr gebildet. Sie verfolgt den Seekrebs (legusta), in den sie sich hineinsaugt; die Legusta frißt wieder die Scorpena und die Scorpena wiederum die Murena. Da haben wir das scharfsinnige Witzspiel von Wolf, Lamm und Kohlkopf, und wie diese über einen Fluß zu bringen seien. Ich bin zu wenig Diplomat, um diesen verkreuzten Krieg der drei Fische zu schlichten; die Fischer fangen oft alle drei in einem und demselben Netz. Man fängt in den Golfen viel Thunfische und Sardinen, besonders bei Ajaccio und Bonifazio. Die Römer mochten keine Sklaven aus Korsika, weil sie zu trotzig waren, aber die Fische der Insel prangten auf den Tischen der Großen und selbst Juvenal weiß sie zu rühmen.

Der Markt am Platz Favalelli gewährt des Morgens einen lebhaften Anblick. Dort sitzen nämlich die Gemüse- und Fruchthändlerinnen mit ihren Körben, aus denen die schönen Früchte des Südens lachen. Man braucht nur auf diesen Markt zu gehen, um zu lernen, was die Natur Korsikas hervorbringt; da sind Birnen und Äpfel, Pfirsiche und Aprikosen, Pflaumen jeder Art, hier grüne Mandeln, Orangen und Limonen, Granatäpfel, daneben Kartoffeln, wieder Blumensträußchen, dort grüne oder blaue Feigen und die unvermeidlichen Pomi d'oro (pommes d'amour); da die köstlichen Melonen, das Stück für einen Soldo: mit dem August finden sich auch die Muskatellertrauben vom

Kap Korso ein. Aus den Dörfern in der Nähe kommen in voller Morgenfrühe Frauen und Mädchen herab, Früchte nach der Stadt zu tragen. Manche schöne Gestalt sieht man unter ihnen. Eines Abends wanderte ich am Meer entlang nach Pietra Nera zu und traf ein junges Mädchen, welches, den leeren Fruchtkorb auf dem Kopf, nach ihrem Dorf zurückging. Buona sera — Evviva siore. Nun gab's eine lebhafte Unterhaltung. Die junge Korsin erzählte mir mit der größten Unbefangenheit die Geschichte ihres Herzens; ihre Mutter zwingt sie, einem jungen Menschen die Hand zu geben, welchen sie nicht mag. Warum mögt ihr ihn nicht? Weil mir sein Wesen nicht gefällt, ah madonna! — Ist er eifersüchtig? — Come un diavolo, ah madonna! Ich wollte schon nach Ajaccio entfliehen. — Indem wir so fortredeten, kam ein Korse uns entgegen, welcher mit dem Kruge in der Hand zur Wasserquelle ging. „Wenn Ihr Wasser trinken wollt", sagte er, „so wartet ein wenig, bis ich herabkomme, und du, Paolina, komme nachher zu mir, ich habe dir wegen deiner Heirat etwas zu sagen."

Sehet, sagte mir das Mädchen, das ist einer aus meiner Sippschaft, sie sind mir alle gut, und wenn ich des Weges gehe, so bieten sie mir einen guten Abend, und keiner will es zugeben, daß ich den Antonio heirate. — Wir waren ihrem Hause nahegekommen. Paolina wandte sich plötzlich sehr ernst zu mir und sagte: Siore, jetzt müßt ihr umkehren; denn komme ich mit euch zusammen in mein Dorf, so werden die Leute eine böse Rede machen (faranno mal grido). Kommt aber morgen, wenn ihr wollt, und seid Gast bei meiner Mutter, und dann wollen wir euch zu unsern Verwandten schicken, denn wir haben Freundschaft genug im ganzen Kap Corso. — Ich kehrte um, und im Anblick des schönen Meeres und der stillen Berge, auf denen Ziegenhirten ihre Feuer anzuzünden begannen, wurde mir recht homerisch zu Sinne, so daß ich der gastlichen Phäaken und der Nausikaa gedenken mußte.

Die Frauen in Korsika tragen das Mandile, ein Tuch von beliebiger Farbe, welches die Stirn bedeckt und glatt aufliegend um den Zopf gewunden wird, so daß die Haare nicht zu sehen sind. In ganz Korsika ist es gebräuchlich; es ist uralt, denn schon Frauengestalten auf etrurischen Vasen sind mit dem Mandile abgebildet. Junge Mädchen kleidet es vorzüglich, ältliche Frauen weniger; es gibt diesen das Aussehen von Judenweibern. Die Kopfbedeckung des Mannes ist das braune oder rote Berretto, die uralte phrygische Mütze, die schon Paris, der Sohn des Priamus, getragen hat. So trägt sie auch der persische Mithras. Bei

den Römern war die phrygische Mütze das Symbol der Barbaren; dies lehren die dazischen Kriegsgefangenen vom Triumphbogen des Trajan, welche jetzt auf dem Bogen des Constantin stehen, und andere Barbarenkönige, Sarmaten und Asiaten, die in Triumphzügen abgebildet sind. Dieselbe phrygische Mütze trugen die Dogen der Venezianer als Zeichen ihrer Würde.

Die Weiber in Korsika tragen alle Lasten auf dem Kopf, und es ist kaum glaublich, wie viel sie zu bezwingen vermögen; so beschwert halten sie oft noch die Spindel in der Hand und spinnen im Gehen. Sehr schön sieht es aus, wenn sie die ehernen zweihenkeligen Wassergefäße auf dem Kopfe tragen. Ich sah sie nur in Bastia; jenseits der Berge schöpft man das Wasser in steinernen Krügen von rohen, aber doch noch an das Etrurische streifenden Formen.

„Sehen Sie jene Frau mit dem Wasserkessel auf dem Kopf?" — Ja; was ist an ihr merkwürdig? — „Sie wäre heute vielleicht Prinzessin von Schweden und Gemahlin eines Königs." — Madre di Dio! — „Sehen Sie dort jenen Ort auf dem Berge? Das ist Cardo. Eines Tages verliebte sich der gemeine Soldat Bernadotte dort in eine Bauerstochter. Die Eltern wiesen den armen Schlucker zurück. Der povero diavolo wurde aber eines Tages König, und hätte er jenes Mädchen geheiratet, so wäre sie eine Königin geworden. Da geht nun ihre Tochter, die das Wasser auf dem Kopfe trägt und sich grämt, daß sie nicht Prinzessin von Schweden ist." Es war auf der Straße von Bastia nach San Fiorenzo, wo Bernadotte als Soldat am Wege arbeitete. Am Ponte d'Ucciani wurde er Korporal und war höchst glücklich über seine Erhöhung; er wachte nun als Straßenvogt über die Arbeiter, dann schrieb er für Imbrico, den Greffier am Gerichtshof, die Registerrollen. Es gibt deren noch eine große Masse von seiner Hand im Archiv zu Paris.

An der Golobrücke, einige Meilen von Bastia, war es, wo Massena zum Korporal ernannt wurde. Ja, Korsika ist eine wunderbare Insel. Es ging mancher hier in den einsamen Bergen ohne zu träumen, daß er einst eine Krone tragen sollte. Den Anfang machte der Papst Formosus im neunten Jahrhundert, welcher aus dem korsischen Dorf Vivario gebürtig war, dann folgte ihm im sechzehnten ein Korse aus Bastia Lazaro, Renegat, und dann Dey von Algier; eine Korsin war zur Zeit Napoleons erste Kaiserin von Marokko, und Napoleon selber war erster Kaiser Europas.

Wie schön sind hier die Spaziergänge in der Morgenfrühe oder im Abendlicht. Mit wenig Schritten ist man am großen Element oder in den Bergen, und dort wie hier der Welt abhanden gekommen und in der wohltuenden Einsamkeit der Natur. Am Meer stehen dichte Olivenhaine. Oft lagerte ich mich dort bei einer Familiengruft mit maurischer Kuppel an einem wonnesam verschwiegenen Platz und blickte über die See hinaus nach den drei Inseln an ihrem Saum. Die Luft ist so sonnig und so balsamisch, und wohin das Auge blickt, stehen in Feiertagsstille braune Felsen am Strand, mit stachligem Kaktus bedeckt, vereinsamte Wachttürme, nicht Mensch noch Vogel auf dem Wasser, rechts und links himmelhohe Berge, warm und sonnig.

Ich stieg über Bastia zu den nächsten Höhen hinauf. Wein- und Olivengärten, Orangenbäume, kleine Landhäuser von den bizarrsten Formen, hier und da eine Fächerpalme, Grabkapellen unter Zypressen, von Epheu ganz erstickte Ruinen, das liegt dort zerstreut. Die Stege sind beschwerlich; man wandert über Steingeröll und an Mauern, zwischen Brombeerhecken und Epheugewinden und wildem Distelgewucher. Der Blick nach der Südküste Bastias überraschte mich. Dort treten die Berge, wie fast alle Korsikas von den schönsten Pyramidenformen, weiter zurück und senken sanft eine lachende Ebene nieder. Da liegt der große Teich Biguglia, von Schilf umkränzt, tot und still, kaum von einem schmalen Fischerkahn durchfurcht. Die Abendsonne ging eben unter als ich diesen Blick genoß. Der Teich erschimmerte rosenrot, die Berge desgleichen, das Meer war voll vom Abendglanz, ein einzelnes Schiff glitt darüber hinweg. Die Stille einer großen Natur weiht die Seele wie in Mysterien ein. Zur linken Hand sah ich das Kloster Sant' Antonio unter Olivenbäumen und Zypressen; zwei Geistliche saßen vor der Halle, und eben traten aus der Kirche schwarzverschleierte Frauen heraus. Ich sah einst ein Bild, welches die sizilianische Vesperstunde darstellte und erinnerte mich augenblicklich dessen, da ich es hier wieder fand.

Nun zur Landstraße hinuntersteigend, kam ich auf den einen Weg, welcher nach Cervione führt; Hirten trieben ihre Ziegenherden heim und Reiter auf roten Pferden jagten an mir vorüber, alle die phrygische Mütze auf dem Kopf, das schwarzbraune Wams von Schafwolle übergeworfen, die Doppelflinte umgehängt, wilde Kerle mit bronzenen Gesichtern. Ich sah ihrer bisweilen zwei auf demselben Pferde sitzen, oft Mann und Weib

hintereinander, und in der Sonnenglut niemals ohne den großen Sonnenschirm über sich aufgespannt zu halten. Der Sonnenschirm ist hier unentbehrlich; ich sah häufig Männer wie Weiber am Ufer im Meere sitzen, die Weiber bekleidet, die Männer nackt, und so saßen sie geruhig im Wasser und hielten über sich den Sonnenschirm, und ihnen war kannibalisch wohl. Die Weiber reiten hier wie die Männer und sind flink auf dem Tier. Der Mann hat immer die Zucca, die runde Kürbisflasche, übergehängt, oft auch einen kleinen Ziegenschlauch, den Zaino, um den Leib aber die Carchera, einen ledernen Gurt, worin die Kartuschen stecken.

Vor mir her schritten viele Männer, welche von der Feldarbeit nach der Stadt zurückkehrten. Ich schloß mich an sie an und erfuhr von ihnen, daß sie Italiener vom Festlande seien. Jährlich kommen nämlich von der Terra Firma, besonders aus Ligurien, aus Lucca und von Piombino, mehr als 5000 Arbeiter auf die Insel, um für die faulen Korsen die Feldarbeit zu verrichten. Noch bis auf den heutigen Tag haben sich die Korsen den wohlbegründeten Ruf der Arbeitsscheu bewahrt, und darin sind sie andern tapferen Bergvölkern, wie den Samniten, durchaus unähnlich. Jene fremden Arbeiter heißen hier allgemein Lucchesi. Ich habe mich selbst davon überzeugen können, in welcher gründlichen Verachtung diese fleißigen Menschen bei den Korsen stehen, weil sie ihre Heimat verlassen haben und im Schweiß ihres Angesichtes, der Fieberluft ausgesetzt, arbeiten, um ein Lohnersparnis mit nach Hause zu bringen. Oftmals hörte ich das Wort Lucchese als Schimpfwort gebrauchen, und besonders ist alle Feldarbeit in den Bergen des Innern verhaßt und als eines freien Mannes unwürdig angesehen. Nach der uralten Sitte der Väter ist dort der Korse ein Hirt, begnügt sich mit seinen Ziegen, mit dem Mehl seiner Kastanien, dem frischen Trunk seiner Quelle und der Jagdbeute.

Ich erfuhr zu gleicher Zeit, daß Korsika gegenwärtig der Aufenthalt vieler italienischer Demokraten sei, welche nach der mißglückten Revolution sich auf diese Insel flüchteten. Es gab ihrer im Sommer ungefähr 150; Männer aus allen Ständen; die meisten lebten in Bastia. Ich hatte Gelegenheit, die Angesehensten dieser Flüchtlinge kennen zu lernen und sie auf ihren Spaziergängen zu begleiten. Es war eine Gesellschaft, bunt wie das politische Italien, Lombarden, Venezianer, Neapolitaner, Römer, Florentiner. Ich machte die Erfahrung, daß in einem kulturlosen Lande Italiener und Deutsche sich sofort gegenseitig anziehen und auf neutralem Boden ein freundliches Gefühl für-

einander haben; auch hat die Allgemeinheit der Völkerschicksale im Jahre 1848 viele Schranken niedergerissen und gewisse Theorien erzeugt, worin der einzelne, mag er einer Nation angehören welcher er wolle, auf gleiche Weise zu Hause ist. Ich fand unter den Verbannten auf Korsika Männer und Jünglinge von allen Schichten, wie sie eine gleiche Gesellschaft auch bei uns zusammenbringt, überspannte Schwärmer, andere wieder erfahrene Männer von lebenskräftigen Grundsätzen und hellem Verstande.

Die Welt ist jetzt voll von Flüchtlingen der Nationen Europas; besonders sind sie über die Inseln zerstreut, welche durch ihre Natur seit alten Zeiten zu Asylen bestimmt sind. Es leben viele Verbannte auf den jonischen Inseln, auf denen Griechenlands, viele auf Sardinien und Korsika, viele auf den normannischen Inseln, die meisten in Britannien. Es ist ein europäisches Los, welches sie tragen, nur der Ort ist verschieden; das politische Schicksal aber der Verbannung ist so alt als die Geschichte der Staaten. Ich erinnerte mich lebhaft daran, wie ehedem Inseln des Mittelmeeres, Samos, Delos, Aegina, Corcyra, Lesbos, Rhodus die Zufluchtsorte der politischen Flüchtlinge Griechenlands gewesen waren, so oft sie Revolutionen aus Athen oder Theben, aus Korinth oder Sparta vertrieben hatten; ich gedachte der vielen Verbannten, welche Rom zur Kaiserzeit auf die Inseln verwies, wie den Agrippa Posthumus nach Planasia bei Korsika, den Philosophen Seneca nach Korsika selbst. Und besonders war dieses Eiland zu allen Zeiten sowohl ein Verbannungsort als ein Zufluchtsort, also im eigentlichen Wortsinn eine Banditeninsel, und das ist sie noch bis auf den heutigen Tag. In den Bergen irren heimatlos die Bluträcher, in den Städten wohnen heimatlos die politischen Flüchtlinge. Auf diesen wie auf jenen lastet die Acht und Kerker, wenn nicht Tod, würde sie treffen, wenn sie das Gesetz erreichte.

Korsika erfüllt an den Verbannten Italiens mehr noch als die Religion der Gastlichkeit auch die der Dankbarkeit. Denn in früheren Jahrhunderten haben verbannte Korsen in allen Ländern Italiens Aufnahme gefunden. Die französische Regierung hat ihre Gäste auf der Insel bisher in liberaler Weise geduldet. Die Abgeschiedenheit zwingt die Verbannten zu einem beschaulichen und würdigen Stilleben. Sie mögen deshalb glücklicher daran sein als ihre Leidensbrüder auf Jersey oder in London.

Wohin doch hier durch die Berghöh'n wanderst du einsam,
Ganz unkundig der Gegend? Odyssee.

Nun stieg ich nach Erba Lunga hinab, einem schon ziemlich lebhaften Strandort, von dessen Hafen jeden Tag Fischerbarken nach Bastia auslaufen. Die entsetzliche Hitze zwang mich, dort einige Stunden zu rasten.

Hier war einst der Sitz der mächtigsten Signoren des Kap Corso, und da steht über Erba Lunga das alte Schloß der Gentili. Mächtig ragen noch seine schwarzen Mauern von einem Felsenberge. Die Gentili herrschten über das Kap Corso neben den da Mare. Den da Mare gehörte auch die ganze naheliegende Insel Capraja, welche von den gewalttätigen Herren sehr bedrückt, im Jahre 1507 ihnen sich durch einen Aufstand entzog und unter die Bank Genuas sich stellte. Immer stand das Kap Corso schon seiner Lage wegen im Ruf genuesischer Gesinnung, und seine Bewohner galten als unkriegerisch. Auch heute noch sehen die Bergkorsen auf das milde und rührige Völkchen der Halbinsel mit Geringschätzung herab. Der Geschichtschreiber Filippini sagt von den Kapkorsen: „Die Einwohner des Kap Corso kleiden sich gut und sind wegen ihres Handels und der Nachbarschaft des Festlandes viel häuslicher als die andern Korsen. Unter ihnen herrscht große Rechtlichkeit und große Treue. Ihre Industrie besteht allein in Wein, welchen sie nach dem Festlande ausführen." Schon zur Zeit Philippinis war der Wein vom Kap Corso berühmt und meistens von weißer Farbe. Den besten Ruf hat der von Luri und von Rogliano; er gehört zu den trefflichsten Sorten, welche Südeuropa hervorbringt und gleicht dem Spanier, dem Cyper und Syrakuser. Doch ist das Kap Corso auch reich an Orangen und an Limonen.

Wandert man in diesen Höhen weiter, den Meeresstrand verlassend, so sieht man wenig von den Reizen des schönen Landes, denn diese liegen versteckt in den Tälern. Das ganze Kap Corso ist ein System von solchen Tälern nach beiden Seiten des Meeres zu. Aber die Berge selbst sind rauh und schattenlos, ihr Gebüsch schützt nicht vor der Sonne. Kalkgestein, Serpentin, Talkschiefer, Porphyre zeigen sich. Spät am Abend gelangte ich nach einer mühsamen Wanderung in das Tal von Sisco. Ein Paesane hatte mir dort Gastfreundschaft zugesagt, und solcher Aussicht froh stieg ich ins Tal hinab. Aber welches war hier die Kommune von Sisco? Ringsum standen am Fuß der Berge und höher hinauf mehrere kleine schwarze Dörfer, welche alle unter

dem Namen Sisco begriffen werden. Dies ist korsische Art, daß man alle Ortschaften eines Tals mit dem einen Namen der Pieve nennt, obwohl jede ihren besonderen führt. Ich ging auf das nächste Dorf zu, wo ein altes Kloster unter Pinien mich anzog. Aber ich täuschte mich, und noch eine Stunde mußte ich steigen, bis ich endlich den Gastfreund in Sisco erreichte. Malerisch lag das kleine Dorf unter wilden und schwarzen Felsen, von einem wütenden Wasser durchschäumt, vom Berge Stello überragt.

Meines Gastfreundes Haus war wohnlich und eine junge Wirtschaft. Korsen kamen gerade mit ihren Flinten von den Bergen und es gab eine kleine Gesellschaft von Landleuten. Die Frauen nahmen daran nicht teil; sie rüsteten nur das Mahl, bedienten, verschwanden. Der Abend wurde verplaudert. Die Menschen in Sisco sind arm, aber gastlich und freundlich. Mit der morgenden Sonne weckte mich mein Wirt; er geleitete mich vor sein Haus und übergab mich dann einem Greise, welcher mich durch die labyrinthischen Bergpfade auf den rechten Weg nach Crosciano führen sollte. Mit mir hatte ich einige Gastbriefe für andere Dörfer des Kap, ein Korse hatte sie mir abends übergeben. Dies ist die preiswürdige Sitte in Korsika: der Gastfreund gibt seinem scheidenden Gast noch einen Brief auf die Reise an Verwandte oder Freunde, welche ihn dann ebenfalls gastlich aufnehmen und wiederum mit einem Briefe an andere entlassen. So kann man tagelang zu Gast gehen und ist überall hoch gehalten. Weil es fast in keinem Ort Gasthäuser gibt, wäre das Reisen ohne dies kaum möglich.

Sisco hat eine der heiligen Katharina geweihte Kirche, welche ein Wallfahrtsort ist. Sie liegt hoch am Ufer. Einst war ein fremdes Schiff an diesen Strand verschlagen worden und hatte für seine Rechnung Reliquien in die Kirche gelobt, welche das Schiffsvolk wirklich weihte. Es sind gar seltene Dinge, und die Leute in Sisco können sich etwas zugute darauf tun, so schöne Sachen zu besitzen, als da sind ein Stück von dem Erdenkloß, woraus Adam modelliert worden ist, ein paar Mandeln aus dem Paradiese, Aarons grünender Stab, Wüstenmanna, ein Stück Fell von Johannes dem Täufer, Splitter von der Wiege Christi, ein Stück Rohr Christi und die berühmte Rute, mit welcher Moses das rote Meer auseinander geschlagen hat.

Der schönen Ansichten gibt es manche in den Bergen Siscos und immer anmutiger wird das Land, je weiter nach Norden. Ich ging durch viele Orte: Crosciano, Pietra, Corbara, Cagnano, an dem Abhange des Monte Alticcioni hin; aber ich fand auch die ärmlichsten Dörfer, in denen selbst der Wein ausgegangen

war. Da ich im Hause meines Gastfreundes ein Frühbrot ausgeschlagen hatte, um nicht die guten Leute mit der Sonne in die Küche zu treiben, und es nun Mittag werden wollte, so begann mich der Hunger zu quälen. Weder Feigen noch Walnüsse am Wege — da beschloß ich denn, im nächsten Ort um jeden Preis meinen Hunger zu stillen. In dreien Häusern hatten sie nichts, nicht Wein, nicht Brot; es war alles ausgegangen. Im vierten hörte ich die Zither schlagen. Zwei Greise in zerlumpten Kitteln saßen hier, der eine auf dem Lager, der andere auf einem Schemel. Der auf dem Lager saß, hielt die Cetera im Arm, sah nachdenklich vor sich hin und spielte. Vielleicht dachte er an seine entschwundene Jugend. Der Alte tat eine hölzerne Lade auf, holte ein halbes Brot heraus, welches sorgsam in ein Tuch gewickelt war, und reichte es mir, daß ich mir davon schneiden sollte. Dann setzte er sich wieder auf das Lager, schlug die Zither und sang ein trauriges Lied. Ich aß dazu das Brot der bittersten Armut, und mir war es, als wäre ich zu dem alten Harfner aus dem Wilhelm Meister gekommen, welcher mir das Lied vorsang:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Weiß Gott, wie Goethe nach Korsika kommt, aber das ist nun schon der zweite Goethesche Mensch, den ich auf diesem wilden Kap angetroffen habe.

Also ward mein Hunger mehr als gestillt, und ich wanderte wieder weiter. Wie ich in das Tal Luri niederstieg, war die Gegend um mich her zu einem Paradiese geworden. Luri ist das reizendste Tal im Kap Corso und auch das größte, obwohl es nur zehn Kilometer Länge und fünf Kilometer Breite hat. Nach der Landseite zu schließen es schöne Berge, auf deren höchstem Gipfel einsam ein schwarzer Turm steht. Dies ist der Turm des Seneca, so genannt, weil nach der Volkssage Seneca auf ihm die acht Jahre seiner Verbannung zubrachte. Nach dem Meere zu verläuft das Tal sanft bis zur Marina von Luri. Ein reiches Bergwasser durchströmt es und ist in Kanälen durch die Gärten geleitet. Hier liegen die Kommunen, welche die Pieve Luri bilden, reich und wohnlich aussehend mit schlanken Kirchen, Klöstern und Türmen, in einer Vegetation von der südlichsten Fülle. Ich sah manches herrliche Tal in Italien, doch erinnere ich mich nicht an eins, welches mir einen so lachenden, so wonnesamen Anblick gewährt hätte als dieses von Luri. Ganz

ist es voll vom Segen der Weinberge, bedeckt mit Orangen und Limonen, mit Fruchtbäumen jeder Art, reich an Melonen und Gartengewächsen, und je höher man hinaufsteigt, desto dichter werden die Haine von Kastanien und Nußbäumen, von Feigen, Mandeln und Olivenbäumen.

PINO

Eine gute Fahrstraße führt von der Marina Luris aufwärts. Man ist immer im Garten, in balsamischer Luft. Häuser in eleganterem Villenstil verraten Reichtum. Wie glücklich muß hier der Mensch sein, den die Elemente und die Leidenschaften schonen. Ein Winzer, der mich des Weges kommen sah, winkte mir in seine Vigne, und ich ließ mich nicht bitten. Hier ist recht der Ort, den Thyrsusstab zu schwingen. Nichts von Traubenkrankheit, Labsal und Herzenslust allerwegen. Der Wein von Luri ist trefflich, und die Zitronen dieses Tales sollen für die besten des Mittelmeeres gelten. Es ist namentlich die Gattung dickschaliger Cedri, welche hier und besonders auf der ganzen westlichen Küste des Kaps, vor allen andern Orten aber in Centuri gezogen wird. Der Baum, äußerst frostig, fordert viele Pflege. Er gedeiht nur in heißer Sonne und in den Tälern, welche vor dem Libeccio geschützt sind. Das Kap Corso ist das wahre Elysium dieses kostbaren Baumes der Hesperiden.

Nun machte ich mich weiter auf, über die Serra nach Pino zu steigen, an die andere Seite des Meeres. Lange Zeit ging ich durch Wälder von Walnußbäumen, deren Früchte schon reif waren, und ich mußte hier bestätigen, was ich gehört hatte, daß die Nußbäume Korsikas ihresgleichen suchen. Es wechseln mit ihnen Feigen, Ölbäume und Kastanien. Es ist schön, einen tiefschattigen deutschen Wald von Buchen, Eichen oder Tannen zu durchwandern, aber auch die Wälder des Südens sind herrlich, denn diese Bäume sind eine gar edle Gesellschaft. Ich stieg auf den Turm Fondali hinauf, welcher neben dem kleinen Ort gleichen Namens im Grün verschattet liegt, wunderbar pittoresk in diesem saftigen Laube wirkend. Man schaut von seinen Zinnen in das schöne Tal hinunter bis zum blauen Meer und sieht über sich grüne Berge, auf denen verlassen schwarze Klöster stehen. Auf dem höchsten Felsblock der Serra erblickt man den Turm des Seneca, welcher wie ein in Gedanken stehengebliebener Stoiker weit ins Land und in die See niedergraut. Die vielen Türme — ich zählte deren mehrere — liefern den Beweis, daß

dieses Tal von Luri schon in alten Zeiten eine reiche Kultur hatte. Sie wurden erbaut, um sie zu schützen. Und so kennt auch schon Ptolemäus in seiner korsischen Geographie das herrliche Tal; es heißt bei ihm Lurinon.

Durch einen schattigen Hain und blühende Gewinde klomm ich zu dem Rücken der Serra empor, hart unter dem Fuße des Bergkegels, auf dem der Turm Senecas steht. Von diesem Punkt aus erblickt man beide Meere zur Rechten wie zur Linken. Nun ging's hinab nach Pino, wo carrarische Bildhauer mich erwarteten. Der Blick auf das westliche Gestade mit seinen roten Riffen und den ausgezackten Felsenbuchten, endlich auf die dichtumlaubte Pieve von Pino war überraschend. Pino hat einige schloßartige Häuser und köstliche Parks, welche ein römischer Duca zu bewohnen nicht verschmähen würde. Es gibt auch in Korsika Millionäre, und namentlich zählt man auf dem Kap etwa hundert reiche Familien, darunter einige von unverhältnismäßigem Vermögen, welches entweder sie selbst oder ihre Verwandten in den Antillen, in Mexiko und Brasilien erworben haben.

Einer dieser Krösusse in Pino hat von seinem Onkel auf S. Thomas 10 Millionen Franken ererbt. Oheime sind doch die vortrefflichsten Menschen. Einen Oheim haben, ist soviel als beständig in der Lotterie spielen. Es sind ganz prächtige Menschen, sie können aus ihren Neffen alles machen, Millionäre, unsterbliche, geschichtliche Personen. Der Neffe in Pino hat dem Oheim für seine Verdienste eine Totenkapelle aus Marmor bauen lassen, eine maurische Familiengruft auf einem Hügel am Meer. Die Carraresen arbeiteten gerade daran und führten mich in die Kapelle. Über der Gruft des Oheims steht geschrieben: Unter der Protektion Gottes. Es wäre wahrlich besser für uns alle, wenn der liebe Gott statt ein Vater der Menschen ihr Onkel geworden wäre. Dann wären wir seine Neffen und hätten Millionen, bezahlten unsere Schulden, äßen nichts als Muränen mit Champagner, faßten uns alle in einem großen Kreise bei den Händen und wären lauter Präsidenten, Vizekönige, Könige und Kaiser.

Abends besuchten wir den Kuraten. Wir fanden ihn vor seinem herrlich gelegenen Presbyterium, nachtwandelnd in einer braunen Korsenjacke und die phrygische Freiheitsmütze auf dem Kopf. Der gastliche Herr führte uns in sein Zimmer. Er setzte sich auf einen hölzernen Stuhl, befahl der Donna Wein zu bringen und langte, wie die Gläser kamen, seine Zither von der Wand. Nun hub er an frisch, fromm, fröhlich und frei nach

Herzenslust die Saiten zu schlagen und den Paoli-Marsch zu singen. Die korsischen Geistlichen waren stets freie Männer und kämpften in mancher Schlacht neben ihren Gemeindekindern. Der Pfarrherr von Pino schob seine Mithrasmütze zurecht und begann eine Serenata an die schöne Marie. Ich drückte ihm herzlich die Hand und dankte ihm für Wein und Lied, und ging fort in ein Paese schlafen, wo man mir ein Lager angewiesen hatte. Morgens in der Frühe wollten wir noch in Pino umherstreifen und dann den Seneca auf dem Turme besuchen.

Auf dieser westlichen Küste liegt unterhalb Pino die letzte und fünfte Pieve des Kaps, Nonza genannt. Bei Nonza steht jener Turm, dessen ich in der Geschichte der Korsen erwähnte, von einem Zug heroischer Vaterlandsliebe berichtend. Noch eine andere heldenkühne Tat hat derselbe Turm aufzuweisen. Im Jahre 1768 lag in ihm mit einem Häuflein Milizen der alte Kapitän Casella. Die Franzosen hatten bereits das Kap unterworfen und die übrigen Kapitäne sich ergeben. Casella wollte nicht das gleiche tun. Der Turm besaß eine Kanone und noch Pulver genug, die Milizen hatten ihre Flinten. Damit könne man sich, so sagte der Alte, gegen eine ganze Armee verteidigen, und im letzten Notfall müsse man sich in die Luft sprengen. Die Milizen kannten den Mann und wußten, daß er tat, was er sagte. Sie machten sich deshalb nachts davon mit Zurücklassung ihrer Gewehre, und der alte Kapitän fand sich allein. Er beschloß, also den Turm ganz allein zu verteidigen. Die Kanone war geladen; er lud sämtliche Gewehre, verteilte sie an den Schießscharten und erwartete die Angreifer. Sie kamen, geführt vom General Grand-Maison. Wie sie in Schußweite waren, schoß Casella erst die Kanone gegen sie ab und machte dann ein höllisch Feuern mit den Flinten. Die Franzosen schickten an den Turm einen Parlamentär, welcher dem Hauptmann zurief, daß sich das Kap unterworfen habe und daß der General ihn auffordere, nutzloses Blutvergießen zu ersparen und mit seiner Mannschaft sich zu ergeben. Hierauf antwortete Casella, daß er Kriegsrat halten wollte und zog sich zurück. Nach einer Weile erschien er wieder und erklärte, die Besatzung des Turmes von Nonza wolle kapitulieren unter der Bedingung, mit kriegerischen Ehren, mit allem Gepäck und der Artillerie abziehen zu dürfen, wozu die Franzosen selber das Fuhrwerk zu liefern hätten. Die Bedingungen wurden zugestanden. Als nun jene sich vor dem Turm aufstellten, die Besatzung zu empfangen, kam heraus der alte Casella mit seiner Flinte, seinen Pistolen und seinem Degen. Die Franzosen warteten auf die Mannschaft, und verwun-

dert, daß sie noch nicht herauskomme, fragte der befehlende Offizier: Nun warum zögern Ihre Leute? — Sie sind ja schon draußen, erwiderte der Korse, denn ich bin die Mannschaft des Turms von Nonza. Hierauf wurde der Offizier wütend und wollte an Casella. Der Alte zog den Degen, sich zu wehren. Indes eilte Grande-Maison selbst herbei, und wie er den Zusammenhang der Dinge erkannte, wurde er von Bewunderung hingerissen. Sofort schickte er seinen Offizier in Haft, dem alten Casella aber vollzog er nicht allein jede Bedingung Punkt für Punkt, sondern er entsandte ihn mit einer Ehrenwache und mit einem bewundernden Schreiben in das Hauptquartier Paolis.

Oberhalb Pino erstreckt sich der Kanton Rogliano mit Ersa und Centuri, ein durch Wein, Öl und Limonen ausgezeichnetes Land, dessen Kultur mit der Luris wetteifert. Die fünf Pievi des ganzen Kaps, Brando, Martino, Luri, Rogliano und Nonza haben 21 Kommunen und gegen 19 000 Einwohner, also fast so viel als die Insel Elba. Geht man von Rogliano über Ersa nach dem Norden, so gelangt man an die äußerste Nordspitze Korsikas, welcher die kleine Insel Girolata gegenüberliegt. Auf ihr steht ein Leuchtturm.

AJACCIO

Ajaccio liegt am nördlichen Ende eines Golfes, welcher zu den herrlichsten der Welt gezählt wird. Seine beiden Uferlinien sind von ungleicher Länge. Die nördliche ist die kürzere; sie läuft in westlicher Richtung fort bis zur Punta della Parata, einer Landspitze, vor welcher die Isole Sanguinarie oder Blutinseln liegen. Die südliche Seite zieht sich mit vielen Einsprüngen weit bis zum Kap Muro, um welches herumfahrend man in die Bai Valinco gelangt.

Man sieht auf dem nördlichen Ufer keine, auf dem südlichen wenige Ortschaften und mehrere Türme und Fanale. Das Nordende des Golfs überragen hohe Berge, unter ihnen der Pozzo di Borgo; es sind die Grenzgebirge des Gravonetals, welches im fruchtreichen Campo di Loro endigt.

Man behauptet, daß Ajaccio eine der ältesten Städte Korsikas sei. Die fabelnden Chronisten leiten sie von Ajax ab, andere von Ajazzo, dem Sohn des trojanischen Fürsten Corso, welcher mit Aeneas in das Westmeer wanderte, Sica, eine Nichte der Dido, entführte und der Insel so den Namen gab. Nach den Angaben des Ptolemäus lag an diesem Golf Urcinium, welches

das Adjacium des frühesten Mittelalters gewesen sein soll, und diese Stadt wird stets mit den ältesten der Inseln, mit Aleria, Mariana, Nebium und Sagona genannt, Städten, die untergegangen sind.

Das alte Ajaccio lag aber nicht auf der Stelle des heutigen, sondern auf einem nördlicher gelegenen Hügel, San Giovanni. Auf seiner Spitze stehen noch die Trümmer eines Kastells, castello vecchio genannt, und ehedem sah man dort die Ruinen der alten Kathedrale, auf denen die Bischöfe Ajaccios lange Zeit fortfuhren, sich einweihen zu lassen. Sie sind verschwunden; nichts verrät mehr, daß hier eine Stadt gestanden hat. Aber man fand in den Weinbergen viele Römermünzen und große Gefäße von terra cotta in ovaler Form, auch Graburnen, welche jedesmal ein Skelett und einen Schlüssel enthielten. Man will dort auch die gewölbten Gräber der Maurenkönige gezeigt haben, welche verschwunden sind.

Die neue Stadt legte mit der Zitadelle die Bank des heiligen Georg im Jahre 1492 an. Sie war der Sitz eines Leutnants, und erst im Jahre 1811 wurde sie zur Hauptstadt der Insel erhoben, auf Betreiben der Madame Letitia und des Kardinals Fesch, welche ihren und des Kaisers Geburtsort auszeichnen wollten.

Von jenem Hügel San Giovanni übersieht man die Stadt und ihre Umgebung am besten. Sie gewährt das freundlichste Bild, und kein anderer Ort Korsikas kommt ihr gleich. Ihr Horizont ist herrlich. Wolkenhohe Berge weit ins Land hinein, der majestätische Golf in azurblauem Licht, der Himmel des Südens und eine italienische Vegetation; man kann sich keinen besseren Verein denken, und da liegt nun ein harmloses Städtchen von 11 500 Einwohnern, im Laub der Ulmenbäume versteckt, und gebietet über eine Gegend, welche bestimmt zu sein scheint, eine Weltstadt zu tragen.

Auf einer Landzunge, deren Spitze das Kastell einnimmt, reiht sich die Stadt auf und zieht sich weiter zu beiden Seiten am Golf entlang. Die Ulmen und Platanen setzen sich in der Hauptstraße, dem Cours Napoleon, fort. Denn diese ist eigentlich die Fortsetzung der Straße von Corte. Man hat sie zum Teil in die Felsen sprengen müssen, von denen zwei noch an ihrem Eingang stehen. In diesem Korso verwandeln sich die Ulmen in Orangenbäume von ziemlicher Höhe, welche der Straße ein reiches Ansehen geben. Die Häuser sind hoch, aber ohne schöne Architektur. Charakteristisch sind die grauen Fensterladen, welche man in Korsika liebt, während sie in Italien von einer muntern grünen Farbe zu sein pflegen. Dieses Grau stumpft

die Gebäude ab und macht sie monoton. Alle ansehnlicheren Häuser des Korso stehen auf der rechten Seite, das kleine Gabrieltheater, die zierliche Präfektur und eine Militärkaserne.

Mich überraschte die ländliche Stille auf allen diesen Straßen; nur ihre Namen rufen den Wanderer an und erzählen die Geschichte Napoleons. Da liest man cours Napoléon, rue Napoléon, rue Fesch, rue Cardinal, place Letitia und rue du roi de Rome. Die Erinnerung an Napoleon ist die Seele der Stadt, und so geht man einher in Gedanken an den wunderbaren Menschen und an seine Kindheit, aus einer Gasse in die andere, und bald sind sie alle durchwandert. Parallel mit dem Cours Napoleon läuft die Straße Fesch. Jene führt auf den Platz des Diamanten am Meer, diese endigt in dem Marktplatz und führt nach dem Hafen. Das sind die beiden Hauptstraßen und Hauptplätze Ajaccios. Kleine Seitengassen verbinden sie und durchschneiden alle die Landzunge. Die Stille ist so recht einladend zum Erinnern, und so still liegt auch der blaue Golf vor den Blicken ausgebreitet. Man sieht ihn fast aus jeder Straße. Nirgends bleibt das Auge in Mauern gefangen, denn die Hauptstraßen sind breit, die Plätze groß, mit grünen Bäumen bepflanzt, und Meer und Ölberge, welche hart über dem Städtchen aufsteigen, blicken überall herein, wo man gehen und stehen mag. Ajaccio ist Landstadt und Seestadt zugleich, man lebt dort mitten in der Natur.

Abends belebt sich der Korso und der Diamantplatz. Die Musikbande spielt; in Gruppen geht, steht das Volk umher. Die Frauen tragen meist schwarze Schleier, die vom Mittelstand die malerische Faldetta. Man kann sich einbilden, irgendwo auf einer spanischen Küste zu stehen.

Ich kenne wenige Plätze, die eine so schöne Ansicht gewährten als dieser Diamantplatz. Unmittelbar an ihm rauschen die Meereswellen, nach der Landseite zu schließen ihn freundliche Häuserreihen, darunter ein stattliches Militärhospital und ein zierliches Seminar der Priester, und hart über ihm steht ein grüner Berg. Eine steinerne Wehr faßt ihn gegen den Golf ein; mit wenigen Schritten ist man am Strand, welchen ein Baumgang umkränzt.

Ich fand nichts Angenehmeres in Ajaccio als am Abend, wenn der Westwind über den Golf wehte, dort zu lustwandeln oder auf der Wehr zu sitzen und das Panorama von Meer und Bergen zu betrachten. Der Himmel strahlt dann im feenhaften Licht; die Luft ist so klar, daß die Milchstraße und der Venusstern lange Schimmer über den Golf werfen und die Wellen von einem sanften Glanz widerscheinen. Wo sie schwanken oder ein vor-

übergleitender Kahn Furchen hinter sich zieht, erzittern sie von phosphoreszierenden Funken. Geradeüber hüllt sich das Ufer in Nacht; Fanale brennen auf den Landspitzen und an den Bergen sieht man mächtige Feuer lodern. Dort brennt man nämlich um die Zeit des August die Buschwälder nieder, um urbares Land zu gewinnen, welches durch die Asche zugleich gedüngt wird. Ich sah diese Feuer tagelang fortlodern. Tags wälzen sich weiße Dampfwolken über die Berge, nachts leuchten sie über dem Golf wie Vulkane, und dann wird die Ähnlichkeit mit Neapel überraschend.

Auch der mit Bäumen bepflanzte Marktplatz ist nicht minder schön. Man übersieht hier den Hafen, der durch einen granitenen Molo, eine Anlage Napoleons, begrenzt wird. Ein Kai von Granit schließt die Meerseite des Platzes. An seinem Eingang steht Ajaccios Hauptbrunnen, ein großer Würfel aus Marmor, aus dessen Seiten das Wasser in halbrunde Becken strömt. Er ist stets umlagert, und niemals konnte ich diese Gruppen von Wasser schöpfenden Frauen und Kindern betrachten, ohne an die Brunnenszenen des alten Testaments zu denken. In einem heißen Lande ist die Wasserquelle wahrhaft die Quelle der Poesie und der Geselligkeit; Feuerherd und Brunnen sind die altgeheiligten Sammelpunkte der menschlichen Gemeinschaft. — Die Weiber schöpfen hier nicht mehr mit Erzgefäßen wie in Bastia, sondern mit kleinen Tonnen oder Krügen von Terra Cotta, über deren Öffnung ein Henkel geschlagen ist. Auch diese Krüge sind althergebracht; sie haben aber auch Steingefäße mit langem, schmalem Halse, welche ganz und gar etruskisch aussehen. Die armen Leute auf der unfruchtbaren Insel Capraja erwerben sich zum Teil ihren Unterhalt mit der Anfertigung solcher Gefäße, welche weit und breit versendet werden.

Auf demselben Marktplatz steht vor dem Stadthause eine Marmorstatue Napoleons, auf einem übertrieben hohen und unschönen Piedestal von Granit. Die Inschrift lautet: dem Kaiser Napoleon seine Vaterstadt am 5. Mai 1850, im zweiten Jahre der Präsidentschaft Louis Napoleons. Lange hatte sich Ajaccio um ein Denkmal Napoleons bemüht und immer vergeblich. Die Ankunft eines Kunstwerks in Korsika war daher ein nicht kleines Ereignis. Nun traf es sich, daß die Familie Bonaparte einst dem Herrn Ramolino die Statue eines Ganymed schickte. Als diese ausgeschifft wurde und das Volk sie erblickte, hielt es den Adler des Zeus für den Kaiseradler, den Ganymed für Napoleon. Es sammelte sich auf dem Marktplatz und verlangte, daß man die Bildsäule sofort auf dem Brunnenwürfel aufstelle,

Hafen von Bastia. Nach einer Lithographie von G. Engelmann

Corte. Nach einer Lithographie von G. Engelmann

Hafen von Macinaja. Nach einer Lithographie von G. Engelmann.

damit man endlich den großen Mann in Marmor vor sich habe. Indem die wackeren Korsen den trojanischen Jüngling zu ihrem Landsmann Napoleon machten, schienen sie die Fabel der Chronisten zu bestätigen, daß die Ajaccciner von einem Prinzen Trojas abstammen.

Eigentlich war die schöne Napoleonbildsäule des Florentiners Bartolini für Ajaccio bestimmt; man wurde indes um den Preis nicht einig, und so schmückt Bartolinis Werk diese Stadt nicht. Die Statue Napoleons in Ajaccio ist eine mittelmäßige Arbeit Laboureurs. Sie ist eine Konsularstatue. Der Konsul blickt auf das Meer, von der winzigen Vaterstadt in das Element hinausgewendet. Er trägt die römische Toga und einen Lorbeerkranz; die rechte Hand hält ein Steuerruder, welches auf der Weltkugel aufsteht. Die Idee ist gut, denn im Angesicht des Golfs ist das Steuerruder ein natürliches Symbol, zumal in der Hand des Insulaners. Der Beschauer verweilt hier bei der Geschichte nicht des vollendeten, sondern des werdenden Herrschers, indem er die kleine Welt Ajaccios um sich her sieht, auf welcher der gewaltigste Mensch Europas als Kind und Jüngling umherging, nicht wissend wer er sei und wozu ihn das Geschick bestimmt hatte. Dann schweift die Erinnerung wieder auf das Meer und in diesem Golf hier sieht man das Schiff ankern, welches den General Bonaparte von Ägypten nach Frankreich trug. Nachts saß er an Bord und durchflog mit hastiger Seele die Zeitungen, die man für ihn auftreiben konnte, und hier war es, wo er den Entschluß faßte, jenes Steuerruder zu ergreifen, mit dem er dann nicht Frankreich allein, sondern ein Kaisertum und die halbe Welt regieren sollte, bis es in seinen Händen zerbrach und der Mann von Korsika an der Insel Sankt Helena scheiterte.

Dem Maestrale nicht ausgesetzt wie die Bai S. Fiorenzo, sondern von allen Stürmen geschützt, könnte dieser Golf die größten Flotten beschirmen. Aber der Hafen ist tot. Einmal in der Woche bringt ein Dampfschiff aus Marseille Nachrichten und Gebrauchsartikel. Ich hörte oft die Korsen klagen, daß die Vaterstadt Napoleons, obwohl durch eine unvergleichliche Lage und Zone so sehr begünstigt, nichts mehr sei als ein Städtchen irgendeiner Provinz von Frankreich. Wie gering der Absatz der Waren und wie dürftig die heimische Industrie ist, zeigt gleich ein Umgang auf dem Marktplatz, wo die meisten Verkaufsläden im Untergeschoß der Häuser sich befinden. Man sieht nur das notdürftigste Handwerk, namentlich Schneider und Schuhmacher; was nach Luxuswaren aussieht, hat ein veraltetes Ansehen.

Ich fand eine einzige Buchhandlung in Ajaccio, aber auch diese ist mit einem Kleinwarenlager verbunden, und Seife, Band, Messer und Flechtwerk verkauft man dort neben Büchern. Doch hat das Stadthaus eine Bibliothek von 27 000 Bänden. Lucian Bonaparte legte zu ihr den Grund, und man sagt, er habe sich durch diese Büchersammlung größere Verdienste um Korsika erworben als durch sein Epos in zwölf Gesängen: La Cyrneide. Auch die Präfektur besitzt eine schätzenswerte Bibliothek, namentlich ist ihr Archiv reich an Dokumenten korsischer Geschichte.

Im Stadthause wird die Bildersammlung aufbewahrt, welche der Kardinal Fesch seiner Vaterstadt vermacht hat. Es sind 1000 Bilder an der Zahl. Die armen Bürger Ajaccios können diese Gemälde nicht aufstellen, weil sie kein Museum dafür haben. Sie liegen also schon seit Jahren in der Rumpelkammer. Fesch bestimmte auch sein Haus zu einer Stiftung, erst für die Jesuiten, dann zu einem Kollegium, welches jetzt seinen Namen trägt. Es besteht aus einem Prinzipale und 12 Lehrern für verschiedene Wissenschaften.

Groß ist die Armut Ajaccios an Anstalten wie an öffentlichen Gebäuden. Sein größter Schatz ist das Haus Bonaparte.

DIE CASA BONAPARTE

Aus der Gasse S. Charles tritt man auf einen kleinen viereckigen Platz. Ein Ulmbaum steht dort vor einem gelbgrau übertünchten Hause von drei Stockwerken, mit plattem Dach, mit sechs Fenstern und mit verbraucht aussehenden Türen. An der Ecke dieses Hauses liest man die Aufschrift: „Place Letitia."

Keine Marmortafel sagt dem Fremden, der aus Italien kam, wo die Häuser großer Menschen ihre Inschriften tragen, daß er vor der Casa Bonaparte steht. Er klopft an der Tür; keine Stimme antwortet; alle Fenster sind mit grauen Läden versperrt, als befinde sich das Haus im Verteidigungszustande der Vendetta. Kein Mensch zeigt sich auf dem Platz. Alles ringsum scheint hinweggestorben oder hinweggescheucht von dem Namen Napoleon.

Endlich erschien ein alter Mann an einem Fenster der Nachbarschaft und beschied mich, nach zwei Stunden wiederzukommen, wo er mir den Schlüssel besorgen wollte.

Bonapartes Haus, seither wenig verändert, wie man mir versicherte, ist immer die Wohnung einer angesehenen Familie ge-

wesen. Dies zeigt sein Aussehen, und geradezu ist es ein Palast zu nennen im Vergleich mit der Hütte, in welcher Paoli geboren wurde. Alle Geräte sind aus den Zimmern verschwunden, nur die Tapeten hat man auf den Wänden gelassen, und auch sie sind veraltet. Der Fußboden, welcher nach korsischem Gebrauch mit sechskantigen roten Fliesen ausgelegt ist, zeigt sich schon hier und da schadhaft.

Einst glänzte dieses Wohnhaus von einem großen Familienleben und von froher Gastlichkeit, heute gleicht es einem Totengewölbe, und vergebens sucht man nach einem Gegenstand umher, an dem die Phantasie einen Anhalt für die Geschichte der rätselhaften Bewohner fände.

Ich weiß nicht, wann das Haus gebaut wurde, doch schwerlich ist es alt. Damals beherrschte Genua die Insel, und vielleicht erfüllte Ludwig XIV. die Welt mit seinem und mit Frankreichs Ruhm. Ich dachte an die Zeit, da der Meister dieses Haus richtete und seinen üblichen Segen sprach, und nach geheiligter Sitte die Sippschaft die Familie hineingeleitete, welche es hatte bauen lassen; ahnungslos, daß einst das launenhafte Schicksal Kaiser- und Königskronen über dieses Dach ausschütten würde und daß es die Wiege eines länderverschlingenden Fürstengeschlechts werden sollte.

Die erregte Phantasie sucht sie in diesen Zimmern und sieht sie um ihre Mutter versammelt, Kinder, gewöhnlich wie andere Menschenkinder, Schulbuben, welche bei ihrem Plutarch oder Julius Cäsar schwitzen, vom ernsten Vater und vom Großonkel Lucian gemeistert, und die drei jungen Schwestern, welche sorglos und ziemlich wild aufwachsen wie ihre Nachbarinnen in der halbbarbarischen Inselstadt. Da ist Joseph, der älteste, da Napoleon der zweitgeborene, Lucian, Louis, Jerome, da Karoline, Elise und Pauline, die Kinder eines Notars von mittelmäßigem Einkommen, der mit den Jesuiten in Ajaccio unausgesetzt und vergebens Prozesse führt, ein ihm bestrittenes Gut zu gewinnen, dessen seine sehr zahlreiche Familie benötigt ist. Denn die Zukunft seiner Kinder macht ihm Sorgen. Was werden sie einmal in der Welt werden und auf welche Weise ein wohlhabendes Dasein sich sichern? —

Und siehe da! dieselben Kinder langen sich eines Tages eins nach dem andern die mächtigsten Kronen der Erde, reißen sie von den Häuptern der unnahbarsten Könige Europas, tragen sie vor aller Welt, lassen sich von Kaisern und Königen als Brüder und Schwäger umarmen, und große Völker fallen zu ihren Füßen und geben den Söhnen des Notars in Ajaccio Blut und Vermögen

preis. Napoleon ist europäischer Kaiser, Joseph König von Spanien, Ludwig König von Holland, Jerome König von Westfalen, Pauline eine Fürstin Italiens, Elise eine Fürstin Italiens, Karoline eine Königin von Neapel. So viele gekrönte Herrscher gebar und erzog in diesem kleinen Hause eine der Welt unbekannte Bürgerstochter einer kleinen kaum genannten Inselstadt, Letitia Ramolino, welche vierzehn Jahre alt einen ebenso unbekannten Mann heiratete. Ihre Wehen waren Wehen der Weltgeschichte.

Es gibt kein Märchen aus Tausend und einer Nacht, das märchenhafter wäre als die Geschichte der Familie Bonaparte. Daß aber dieses Märchen in den ganz nüchternen Tagen der neueren Zeit Wahrheit geworden ist, muß man als ein großes Ereignis und ein großes Glück betrachten. Hat es doch die Geschichte der Menschheit, welche durch die politische Regel in Verknöcherung versank und in einem legitimen Kastenwesen erstarrte, gewaltsam durchbrochen, neu bewegt, mit neuem Geist erfüllt und den Mann über das politische Schicksal gestellt. Es hat die Menschenkraft und Menschenleidenschaft vom Bann der Ständebeschränkungen losgerissen und gezeigt, daß der Einzelne, auch wenn er im Staube geboren ist, alles werden darf, weil die Menschen sich gleich sind. Daß nun die Geschichte der Bonaparte märchenhaft erscheint, ist allein die Schuld der mittelalterlichen Zustände, in denen sich das Leben noch bewegt und jener überkommenen Ansichten von den unerschütterlichen Unterschieden der Gesellschaft. Napoleon ist der politische Faust. Nicht in seinen Schlachten, sondern in seinem revolutionären Wesen liegt seine weltgeschichtliche Größe. Er hat die legitimen Götter der Politik gestürzt. Die Geschichte dieses Menschen ist darum sehr einfach, sehr menschlich und natürlich, aber heute kann sie noch nicht geschrieben werden.

Auch die Geschichte ist Natur. Es gibt eine Kette von Ursachen und Wirkungen, und was wir Genie oder einen großen Menschen nennen, ist immer das notwendige Erzeugnis bestimmter Bedingungen.

Ein mehr als tausendjähriger Kampf Korsikas mit seinen Bezwingern war vorangegangen, ehe der große Sieger Napoleon geboren wurde, in dessen Natur sich dies felsenfeste Eiland und dies im Schlachtenkampf gestählte, auf engstem Raum zusammengedrängte Inselvolk ein Organ geschaffen hat, dessen Gesetz war: die Schrankenlosigkeit. Dies ist die Reihe aufwärts, der korsische Bandit, der korsische Soldat, Renuccio della Rocca, Sampiero, Gaffori, Pasquale Paoli, Napoleon.

Ich trat in ein kleines Zimmer mit blauen Tapeten und zwei Fenstern, von denen das eine nach einem Hofbalkon, das andere nach der Straße geht. Man sieht darin einen Wandschrank hinter einer Tapetentüre und einen Kamin, der mit gelbem Marmor eingefaßt und mit mythologischen Reliefs geziert ist. In diesem Zimmer kam am 15. August 1769 Napoleon zur Welt. Es ist doch ein seltsames Gefühl, welches die Seele auf einer Stätte ergreift, wo ein ungewöhnlicher Mensch geboren ward. Es ist, als werfe man einen Blick hinter den Vorhang der Natur, wo sie die Organe ihrer Bewegung schafft. Aber nichts erkennen wir als das Erscheinende, und nach dem Wie fragen wir stets vergebens.

Noch andere Räume zeigt man, den Tanzsaal der Familie, das Zimmer der Madame Letitia, das kleine Zimmer Napoleons, wo er schlief, und das, worin er arbeitete. Es sind dort noch zwei kleine Wandschränke zu sehen, in denen seine Schulbücher standen. Auch jetzt stehen Bücher darin. Neugierig griff ich danach, als ob es die Napoleons gewesen wären; es waren vergilbte Rechtsbücher, theologische Dinge, ein Livius, ein Guicciardini und andere, wohl Eigentum der Familie Pietra Santa, die mit dem Bonaparte verwandt ist und gegenwärtig ihr Haus besitzt. In diesem Hause ist es gut, die Jugendgeschichte Napoleons sich zu vergegenwärtigen.

*

GUMPPENBERGS BERICHT VOM „SACCO DI ROMA“

I.

Die Münchner Staatsbibliothek besitzt ein Manuskript, welches folgenden Titel führt:

„Beschreibung aller Händel, die sich anno 1527 zu Rom verlaufen wie die Stadt von des Röm. Kaysers Caroli V. Kriegsvolk eingenommen und geplündert worden, durch den Hochwürdigen und Edeln Herrn Ambrosi von Gumppenberg, Prothonotarium Apostolicum, Domprobst zu Basel, Domherrn zu Würzburg, Augsburg, Regensburg usw. so der Zeit zu Rom selb mit und beigewesen mit eigner Handt beschrieben.“

Der Verfasser dieser Schrift war ein bayrischer Edelmann, ohne besondere Bedeutung im öffentlichen Leben seiner großen Zeit, aber von sehr viel praktischer Erfahrung und Weltkenntnis. Sein Name ist hauptsächlich nur in Verbindung mit dem seines verdienten, sehr merkwürdigen Zeitgenossen bekannt geworden, des deutschen Orientalisten Johann Albert Widmanstadt oder Lucretius. Ich beschränke mich daher auf einige meinem Zweck zukommende Angaben über sein Leben, die ich meist seinen eigenen Aufzeichnungen entnommen habe.

Er selbst hat in einem noch vorhandenen Bruchstück seiner Autobiographie sein Geburtsjahr nicht angegeben. Ausgerüstet mit so viel Studien, als er in Tübingen und Ingolstadt gemacht hatte, begab er sich als ein junger mittelloser Glücksritter nach Rom. Das Jahr seiner Ankunft bemerkt er nicht. Er sagt einmal folgendes: „ich pin nach Italien gekomen, da ich etwan 24 Jar alt gewest, und hab mich nit geschämet, alß edel ich gewest pin, daß ich mich dem wenigsten sowohl dienstbar gemacht habe, als dem allergrößesten Herrn.“ Nun berichtet er in seiner Schrift über den Krieg im Jahre 1527, daß er zur Zeit, da der Konnetabel von Bourbon im Anzuge gegen Florenz be-

griffen war, also im Monat April jenes Jahres, „ein junger beherzter geselle von ain 25 Jaren" gewesen sei. Demnach muß Gumppenberg etwa im Jahre 1525 nach Rom gekommen sein. Weil er aber zugleich behauptet, daß er, ehe die Stadt durch die Kaiserlichen erobert wurde, in mancherlei Geschäften des Papstes zum siebenten Male in Deutschland gewesen sei, so kann diese Angabe mit der eben gemachten Berechnung nicht gut vereinigt werden. Denn bei der Schwierigkeit des Reisens in jener Zeit ist es nicht glaublich, daß jemand innerhalb zweier Jahre in geschäftlichen Angelegenheiten siebenmal zwischen Rom und Bayern hin und her gegangen sei. Vielleicht hat der Abschreiber des Manuskripts (dieses ist nur in Kopie vorhanden) aus der arabischen Ziffer 2 eine 7 gemacht. Doch das mag auf sich beruhen. Die Geschäftsreise Gumppenbergs von Rom an den Hof der bayrischen Herzoge im Jahre 1526 beweist, daß, wie geringfügig auch sein damaliger Auftrag gewesen sein mag, der junge Deutsche in kurzer Zeit die Gunst großer Herren erworben hatte.

Rom war damals nicht mehr das glanzvolle Theater künstlerischer und wissenschaftlicher Tätigkeit wie zur Zeit Julius II. und Leos X. Ein Bruch in dieser Hinsicht war eingetreten unter der musenfeindlichen Regierung des unglücklichen Hadrian VI. Jedoch waren Akademiker und Künstler seit der Erhebung Clemens des VII. auf den Heiligen Stuhl zu neuem Leben zurückgekehrt: Männer wie Giberti und Sadoleto bekleideten das Amt des Sekretärs im Dienste des zweiten Medici. Ausländer konnten in Rom nach wie vor die Schulen ausgezeichneter Professoren besuchen, die Schätze der Bibliotheken ausbeuten und den Umgang vieler genialer Männer genießen.

Es waren aber schwerlich wissenschaftliche Triebe, die unsern jungen Landsmann nach Rom geführt hatten. Er hat sich nirgends im Zusammenhange mit Humanisten und Gelehrten dieser Stadt oder Italiens gezeigt, noch dort oder später in Deutschland in irgendeiner Weise an der Wissenschaft oder auch nur an den kirchlichen Tagesfragen sich beteiligt. Er war ein Mann der Praxis; als solcher suchte er sein Glück zu machen, und das war in Rom nicht schwer, wo zwar die literarische Laufbahn Hindernisse und wenig Lohn finden konnte, aber die einträgliche des Kurtisan jedem begabten Menschen jeder Nation immer offen stand.

Ambrosius hat sich über seine römischen Lehrjahre nur ganz im allgemeinen ausgesprochen, und das ist zu bedauern, denn

es wäre eine dankbare Aufgabe gewesen, am eigenen Beispiel das Emporkommen eines armen Fremdlings gerade in Rom darzustellen. Es gab dort immer Deutsche, die als Höflinge es zu etwas gebracht haben und denen bisweilen die Nachwelt auf Grund ihrer amtlichen Eigenschaft bei der Kurie schätzenswerte Denkmäler ihrer Zeit zu verdanken hatte, wie dem Straßburger Burkard und den beiden Westfalen Niem und Gobelin Persona.

„Ich pin", so sagt Ambrosius, „bei allen meinen Gedanken dahin gestanden, wie ich doch thun mechte, daß es meinem Herren gefiele, daß ich in meins Herrn Gnade komen und darin bleiben mechte, dan zu Rom komen treue fleißige Diener bei ihren Herren hinfurt, es sein die Welschen wie pes bueben sie wollen, so gefält ihnen ein feiner, frumer treuer erlich Diener wol; sie suchen Wege und Mittel ihm aufzuhelfen; darumb ist daß die Ursache, das da jederman gen Rom lauffet, und sunder waß wie geschickte ingenia sein, das ein armer geselle so bald zu einem großen Prällat, Bistum, Cardinalat und gar zum Papat komen mege, als kein großer Herr nit." Er habe sich deshalb, so sagt er weiter, in Rom, wo nur das Talent und nicht die Geburt gelte, nicht gar viel auf seinen alten Adel verlassen, sondern sich in Dienst der großen Herren begeben mit solchem Fleiß und Eifer, daß er bald emporgekommen sei. Man habe ihm mit der Zeit aus allen Landen Sachen zugeschickt (d. h. Geschäfte anvertraut), sogar aus der Insel Zea bei Konstantinopel.

Der Beruf, in welchem sich der junge Glücksjäger zu Rom ausbildete, war also der eines Geschäftsführers in kleinen und großen Angelegenheiten der Kurie oder hoher römischer Prälaten wie deutscher Bischöfe und Fürsten, welche hundert Dinge auf dem geistlichen Weltmarkt zu erhandeln und zu betreiben hatten. Mit der Zeit erlangte Ambrosius eine so große Gewandtheit in seiner Kunst, daß er vom Kaiser Karl V. zum Prokurator der deutschen Nation bestellt ward. Auch die zahlreiche Klasse solcher Agenten wurde mit dem allgemeineren Begriff des Kurialen und Kurtisan bezeichnet, und dieser war in unserem von der römischen Kurie so schamlos ausgebeuteten Vaterlande verrufen und tief verhaßt. Gumppenberg wußte und erfuhr das mehr als genug, darum suchte er in jenen wenigen Nachrichten von seinem Leben diesen Flecken zu tilgen oder zu beschönigen.

Er erklärt, daß er sich des Namens eines Kurtisan gar nicht schäme. „Ich wollt", so schreibt er, „mein hand darum geben, daß ganz Deutschland ein Cortisan wer und cortes handelt, so stünd unser arm Deutschland besser dan also da, und wer sich

Roms schämet, hat gar wenig gesehen und erfahren. Ja man will sagen zu Rom sei alles Buberei, und da sehe und lerne man alle böse Stücke, und so einer gen Rom ziehet, so fände er gleich den Schalk und corrumpire sein gut Gewissen zusamt seinen moribus." „Wo aber", so fragt er, „kommen denn die großen Schelmen und Bösewichter in Deutschland her, die doch Rom und Welschland nie gesehen haben; wo haben sie alle ihre Unehrbarkeit, ihre Trunksucht und Völlerei gelernt?" Sodann behauptet er, daß man nirgends in der Welt frommere, ehrbarere, diensthaftere und geschicktere Leute finde als in Rom: dort lerne man vom Sehen und Hören mehr als in Deutschland aus Büchern und auf einer hohen Stube bei einem unnützen studio. Hier haben wir also Aussprüche eines Deutschen über das römische Kurtisanenwesen, welche die Satiren Huttens und die Pasquille der Reformatoren Lügen strafen sollen.

Ein Zeitgenosse der Reformation, ein Landsmann Aventins, der Kurial des Kardinals Caetanus, hatte kein Bewußtsein davon, daß es gerade das verachtete Studium in den hohen Stuben war, was sein Vaterland Deutschland wieder groß und bedeutend machte und die gesamte Kirche erschütterte, nachdem das Bücherstudium der italienischen Humanisten schon seit dem Costnitzer Konzil die moralische Revolution der Welt begonnen hatte. Etwas freilich von gewissen Eigenschaften des Kurtisans durfte Gumppenberg immerhin seinen Landsleuten wünschen, ich meine jene Cortesia selbst im besten Sinne Castigliones, die in einem gebildeten und geistreichen Volk entstandene Renaissance der antiken Urbanitas. Sie hatte den in höfischen Sitten erfahrenen Erasmus unter anderen Vorzügen schöner Menschlichkeit in Rom bezaubert. Ut urbis liceat oblivisci quaerendus mihi est fluvius aliquis Lethaeus: so schrieb er an den Kardinal von Nantes.

Wenn Gumppenberg einmal ausruft: hätte ich tausend Söhne, so müßte mir ein jeder nach Rom, ehe er das vierundzwanzigste Jahr erreicht hat, so hat er hier, wie ich glauben will, nicht bloß die Kunst kurialer Geschäfte und der Sporteln im Auge gehabt. Seine Landsleute, so viele sich voll Haß und Abscheu vom römischen Wesen hinweg gewendet hatten, konnte er freilich nicht von der Überzeugung bekehren, daß die Liebenswürdigkeit des Kurtisans meist nur die blendende Tünche der Laster des ränkevollen, gewissenlosen und habgierigen Höflings sei. In Deutschland galt auch Ambrosius als der vollkommen ausgelernte Kurtisan (perfectus curtisanus) im übelsten Sinne des Wortes. So heißt er in einer Anekdote De Eccio et Gumpenbergio in comi-

tiis Augustanis, welche in Schelhorns Ergötzlichkeiten aus der Kirchenhistorie (II, 741) unter der Rubrik Narrationes jucundae zu finden ist, und diese Anekdoten sollen den Vorlesungen Melanchthons entnommen sein. Zu untersuchen, ob ihm bei solchem Urteil seiner Landsleute Recht oder Unrecht geschah, ist nicht meine Aufgabe.

Er trat in die Dienste des in Deutschland von Augsburg her wohl bekannten Kardinals Thomas de Vio oder Caetanus, wie auch Widmanstadt später Familiar eines Kardinals wurde, nämlich Schombergs. In diesem Höflingsverhältnis hat Ambrosius sein Glück begründet; und jener Kardinal ist wohl vorzugsweise der Herr, um dessen Gunst und Gnade er sich bemüht hat. Im Adelspiegel des Cyriacus Spangenberg wird von ihm nichts anderes bemerkt als dies: Ambrosius von Gumpenberg in Italia lang studiert, und bey dem Cardinal Caetano wol daran gewesen.

In den Stürmen des Jahres 1527 machte sich Ambrosius durch größere dem Papst und den Kardinälen geleistete Dienste zuerst einen Namen. Er war Unterhändler und Dolmetsch während der Gefangenschaft Clemens VII. in der Engelsburg; er befand sich in gleicher oder schon höherer amtlicher Eigenschaft im Heer des Kaisers Karl bei den Belagerungen der Städte Neapel und Florenz. Demnach hat er die schrecklichen Schicksale, welche die drei herrlichen Städte Italiens nacheinander erlitten, mit Augen gesehen.

Er begleitete den Kardinal Caetanus im Jahre 1530 zum Reichstage nach Augsburg; im Juli 1532 den Kardinallegaten Hippolyt Medici auf dem begonnenen, aber an den Grenzen Ungarns stillstehenden Kreuzzug der Bundesarmee gegen den Sultan Soliman, wohl als Kriegskommissar. Er selbst behauptet, daß er während der langen Jahre, die er unter den Päpsten Clemens VII. und Paul III. in Rom gelebt hatte, fünfmal oberster Kommissarius, und zwar allemal bei einer Armee von 20 000 bis 30 000 Mann gewesen sei. Er sagt sogar, daß er schon im Jahre 1527 oberster Kommissar über die Landsknechte war und sie dreimal musterte.

Nach dem Tode Clemens VII. wußte er sich auch die Gunst Pauls III. zu gewinnen, der ihn zum apostolischen Protonotar machte. Er erlangte großen Einfluß an der Kurie. Benvenuto Cellini hat ihn einmal in seiner Selbstbiographie erwähnt und „meinen Herrn Ambrogio“ genannt.

Die Pfründen und Belohnungen, die er von den Päpsten und großen Herren, auch wohl vom Kaiser erhalten hatte, und seine

fortgesetzten Geschäfte, deren jährliches Einkommen er selbst auf die für jene Zeit recht ansehnliche Summe von 3000 Gulden berechnet hat, verhalfen dem Kurtisan dazu, sich in Rom bequem einzurichten. Er kaufte ein Haus, welches der Abtei Farfa gehörte, und baute dasselbe prächtig aus. In dem giftigen und gemeinen Pamphlet seines römischen Verteidigers Angelus Scaltetus wider Widmanstadt heißt es von ihm: „Er bewohnt in der Stadt ein sehr geräumiges Haus, welches angefüllt ist mit antiken Marmorfiguren, mit Bildwerken, Gemälden, Kristallen und schönem Gerät. Seine große treffliche Bibliothek ist jedermann geöffnet, wie auch sein ganzes Haus allen offen steht, zumal angesehenen Männern oder solchen, welche in irgendeiner Wissenschaft und Kunst hervorragen. Fast den ganzen Tag bringt er im Dienste der Mächtigen und Großen zu, wie man's so in Rom zu treiben pflegt, oder er widmet sich der Unterstützung der Freunde und Klienten. Kehrt er von Geschäften heim, so erholt er sich bei dem edlen Genusse, den ihm sein Haus gewährt, wo er oft ausgezeichnete Männer, Redner und Dichter zum Gespräch versammelt. Er schenkt allen seine Gastfreundschaft, zumal den Deutschen, welchen er seine hilfreiche Hand darzubieten nicht ermüdet."

Wenn die Schmeicheleien eines bezahlten Advokaten auf Wahrheit begründet sind, so hat der Protonotarius und Prokurator der deutschen Nation als ein einflußreicher Mann in den traurigen Zeiten, die auf das Jahr 1527 folgten, eine hervorragende gesellschaftliche Stellung, namentlich unter den Deutschen in Rom gehabt. Doch nahm er schwerlich jenen beneidenswerteren Platz ein, welchen sein Landsmann, der alte gefeierte Luxemburger Goritz, der Liebling der römischen Akademiker, durch so lange Jahre behauptet hatte, ehe ihn und seine geistvollen Freunde die furchtbare Katastrophe des Jahres 1527 ins Elend stürzte.

Indes eines Tages, am 26. Oktober 1540, wurde Gumppenberg aus seinem schönen Hause von Häschern des Gerichts in die Torre di Nona abgeführt: dies hatte sein Landsmann Widmanstadt, welcher ehedem sein eigener Gast gewesen war, bei der römischen Polizei durchgesetzt, weil jener, wie er behauptete, Meuchelmörder gegen ihn gedungen hatte. In einem langen Schreiben oder einer Apologie, welche Ambrosius noch in späteren Jahren an den römischen König Ferdinand richtete, hat er die in jenem grauenvollen Staatsgefängnis zwei Monate lang ausgestandene Hölle mit lebhaften Farben geschildert. Er war damals, wie er sagt, bereits seit 16 Jahren der röm. Kays. Maj.

Prokurator durch ganz Deutschland gewesen, eine Berechnung, die indes nicht genau sein dürfte.

Die Ursache des berüchtigten Skandal-Prozesses zwischen Gumppenberg und Widmanstadt war das Verlangen des neuen Bischofs von Eichstädt Moritz von Hutten, die von ihm bis zum Jahre 1539 innegehabte Dompropstei in Würzburg auch als Bischof fortzugenießen. Bei dieser Bemühung sind jene beiden Deutschen als Prokuratoren eines und desselben Prälaten und eines und desselben bei der römischen Kurie zu vermittelnden Geschäfts in einen langen und erbitterten Streit geraten. Der Prozeß war wenig ehrenvoll für deutsche Männer, um so weniger, als er nicht, wie so viele erbitterte Feindschaften unter italienischen Humanisten mit wissenschaftlichen Motiven verbunden war. Doch darf hier Widmanstadt vorweg unsere Sympathie in Anspruch nehmen, als ein Mann von wirklichen literarischen Verdiensten.

Ambrosius, durch den endlosen Prozeß gepeinigt, verließ Rom etwa im Jahre 1545 und kehrte nach Deutschland zurück, und zwar im Dienst des Kardinals Alexander Farnese. Hier war er Generalkommissar der päpstlichen Hilfstruppen unter Octavio Farnese im Schmalkaldischen Donaukriege. Er lebte abwechselnd in Augsburg und in Eichstädt, in welchen beiden Städten er Kanonikus war. Auch besaß er die Würde des Erbmarschalls von Oberbayern. Der unruhige, streitsüchtige, vielgeschäftige Mann ist zu Eichstädt am 4. September 1574 gestorben.

Ein Kuriale, welcher 20 Jahre in Rom und noch lange Zeit in dem tief aufgeregten Deutschland lebte, mitten in dem gewaltigen Umgestaltungsprozeß der europäischen Welt durch das Kaisertum Karls V. und die Reformation, der als Augenzeuge, hier und da als amtlich Teilnehmender, so große Ereignisse sich vollziehen sah und die bedeutenden Männer der Zeit persönlich kannte, ein solcher Mann war, das darstellende Talent vorausgesetzt, wohl dazu berufen, in einer Autobiographie ein Zeitgemälde der Nachwelt zu überliefern. In der Tat fühlte Ambrosius, in sein Vaterland zurückgekehrt, bei größerer Muße den Trieb, seine denkwürdigen Erinnerungen niederzuschreiben. Er begann seine Biographie im Kanzleistil einer Urkunde oder eines Testaments mit Aufzählung aller seiner Pfründen und Ehrentitel: Ich Ambrosy von Gumppenberg, Erbmarschall in Oberbayern usw. Diese Adressse ad posteros richtete er ausdrücklich an die eigene Familie, als deren merkwürdigstes Mitglied er sich selbst zu betrachten Ursache hatte. Nicht anders

ist der alte Götz von Berlichingen verfahren; er hat seine ritterlichen Taten aufgezeichnet seinen „Erben, Kindern und Nachkommen zu Ehren und Gutem".

Die Lebensbeschreibung Gumppenbergs, erhalten in dem flüchtig und hieroglyphisch geschriebenen Original und in einer nur halb verständlichen Abschrift, umfaßt indes nicht mehr als 13 Blätter. Der Autor beginnt mit dem trockenen Verzeichnis seiner nächsten Familienglieder; dann springt er, ohne sich bei seiner Erziehung und seinen Studienjahren aufzuhalten, schnell nach Rom über und verbreitet sich in allgemeiner Weise über den dort von ihm erwählten Beruf. Hierauf kommt er ohne weitere Vermittlung zu den Ereignissen des Jahres 1527. Er gibt hastige Nachricht von seiner Verwicklung in dieselben bis zum Augenblick, wo der Konnetabel vor den Mauern der Stadt erscheint. Hier bricht das Manuskript ab. Entweder ging die Folge verloren oder (und das halte ich nach der dürftigen Anlage dieser Aufzeichnung für wahrscheinlich), der Biograph gab seinen Plan auf, weil er ihm doch nicht gewachsen war.

Hätte er nicht mit soviel Emphase seine Absicht angekündigt, sein Leben und Tun „von der Kindheit bis zum Grabe" darzustellen und seinen Nachkommen und Vettern zu ihres Stammes Ehre als ein „Exempel und Memory" zu hinterlassen, so würden wir kein Recht haben, dies Fragment auf solche Verheißung hin erwartungsvoll anzusehen. Nun aber bedauern wir, daß wir um versprochene deutsche Memoiren gekommen sind, welche auf die Geschichte und Zeiten Karls V., Clemens VII. und Pauls III. in biographischer Weise sich würden bezogen haben.

Der lobenswerte Versuch eines vielerfahrenen Deutschen jener Zeit, in seiner Muttersprache sein Leben niederzuschreiben, ist aber schon als solcher der Aufmerksamkeit wert. Die deutsche Literatur ist nicht reich an Biographien und Memoiren, dieser wichtigen Gattung der historischen Kunst, welche man den psychologischen Spiegel nennen darf, worin Nationen das geistige Bild ihres Staates und ihrer Gesellschaft als persönliches Porträt des Zeitalters erkennen. Wir haben den biographischen Sammlungen der Franzosen und Engländer wenig Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. Wir besitzen aus unserer älteren Vergangenheit nichts, was sich einem Joinville, Froissart oder Comines oder jenen Denkwürdigkeiten vergleichen ließe, mit denen ein Papst, Pius II. Piccolomini, die Nachwelt beschenkt hat.

Die sich selbst beobachtende, die historische Erfahrung der eigenen Welt zum Bewußtsein der Zeit gestaltende Persönlich-

keit wurde bei uns erst durch die Stürme der Reformation losgelöst, aber die Anfänge, die wir damals in der biographischen Literatur, meist durch die italienische Charakteristik angeregt, gemacht haben, gingen in der Verwilderung der Gesellschaft und der deutschen Sprache während des 17. Jahrhunderts folgelos verloren. Durch das Gestrüpp dieser in offiziellen wie privaten Gebieten sich hindurch zu arbeiten, ist wohl die schwierigste, fast herkulische Arbeit, welche heute auch dem geduldigsten deutschen Geschichtsforscher auferlegt werden kann. In solchem vernachlässigten, weit zurückgebliebenen Sprachstoff zu versuchen, die erlebte Welt in allem Reichtum menschlicher Verhältnisse abzuschildern, konnte unsere Staatsmänner und Beobachter noch bis zu den Zeiten Friedrichs des Großen nicht reizen; und selbst als dieser Verfall und Tumult der Sprache noch nicht eingetreten war, in der Epoche sprachschöpferischer Kraft Luthers, Aventins und Tschudis, würde einem deutschen Benvenuto Cellini die Sprache unseres edlen Albrecht Dürer mehr als ein Hindernis des Ausdruckes gewesen sein. Man wird das Leben des Götz von Berlichingen heute kaum noch ein Zeitgemälde nennen, es sei denn von den rohesten Zügen ohne psychologischen Blick für den Menschen, ohne Spur individualisierender Kunst, und endlich ermüdend durch die verworrene, langatmige, schwerfällig pedantische Redeweise, welche den Sinn in Dunkelheit hüllt.

Der deutsche Kurtisan in Rom aus der großen Zeit Luthers und Karls V. machte also den rühmenswerten Versuch einer Selbstbiographie, aber er verunglückte dabei; die Schuld lag an seiner mangelhaften Bildung und persönlichen Unbedeutung überhaupt, nicht an seiner besonderen Unfähigkeit, sich deutsch gut auszudrücken. Er hatte in der Fremde seine Muttersprache nicht verlernt. Sie ist bei ihm vom bayrischen Dialekt gefärbt, mit Fremdwörtern nicht zu sehr angefüllt, sehr unbeholfen und ungebildet, oft roh im Ausdruck, aber immerhin so lesbar wie jene seines Zeitgenossen Adam Reißner.

Nun aber hat er doch seine Lebensgeschichte fortgesetzt, weil sie ihm wichtig erschien, und sie war es sicher durch die Fülle erlebter großer Dinge; ja, wie dankbar würden wir ihm noch heute sein, wenn er verstanden hätte, sie uns wichtig zu machen. Er schrieb den Bericht über die Ereignisse des Jahres 1527, welcher als ein herausgenommenes und mehr ausgeführtes Stück eines größeren Ganzen zu betrachten ist. Es reicht vom Monat April, wo Clemens VII. von Florenz aus mit dem Konnetabel unterhandelte, bis zum 29. November, wo die sechs päpstlichen

Geiseln aus der Haft der Landsknechte glücklich entronnen sind. Da bricht auch dies Manuskript plötzlich ab.

Die Erzählung Gumppenbergs ist erst aus der Erinnerung geschrieben zwischen den Jahren 1549 und 1555, als Julius III. del Monte Papst war. Die Abschrift des Manuskripts besorgte sein damaliger Sekretär Johann Baptist Fickler. Dieser Mann, ein Württemberger von Geburt, ist nachher in Salzburg und München zu einigem Ruf gekommen, als Theologe, Kanonist, Übersetzer, Numismatiker, als eifriger Katholik. Er erlangte auch dadurch eine besondere Bedeutung, daß er Lehrer Maximilians I. von Bayern in der Rechtswissenschaft wurde. Er starb an der Schwelle des Dreißigjährigen Krieges im Jahre 1612.

Auch Fickler hat sich, und das erregt als ein Trieb jener Zeit wiederum Aufmerksamkeit, an einer Autobiographie versucht, in deutscher Sprache, die nicht besser und gebildeter ist als die seines ehemaligen Prinzipals Gumppenberg. Auch ist sein Versuch ebenso dürftig und geistlos ausgefallen. Er erzählt, daß er im Jahre 1555 mit Johann Agricola den Grad des magister artium zu Ingolstadt erhalten habe und sagt weiter: „Nicht lang nach dieser Zeit bin ich zu Herrn Ambrosius von Gumpenberg in Dinst khomen, und sein Secretari worden, bey dem als einem selzamen unruwigen Kopf, hab ich bey vier Jahr vil Unruhe und Arbeitt, mit schreyben und Reysen, gefahr, zu hause und Landt erlitten und überstanden, wie denjenigen bewußt, so Ine Herrn und mich zur selbigen zayt gekannt, solchen unruwigen und schwären Dienst als ich Ime auf ettliche Jahr verschrieben gewesen, hab ich mit geduldt überstandten, bis Gott der Allmechtige gnadt und gelegenhait geschickt, das ich nach gehabtem Reychstag zu Augspurg anno 1559 zu dem hochwürdigsten Fürsten und Herren, Herrn Michel Erzbischoffen zu Salzburg und legaten des Stuhls zu Rohm, des geschlechts von Kienburg in Dienst khomen bin."

In der von Fickler revidierten Abschrift ist also der Gumppenbergische Bericht erhalten. Man erwarte in ihm weder die Aufschlüsse eines in die Politik der Zeit eingeweihten Staatsmannes, noch die Genauigkeit eines Geschichtschreibers. Es gibt darin Irrtümer genug, selbst Verwechslung und Entstellung italienischer Namen, welche doch dem Verfasser besonders geläufig hätten sein sollen. Es sind Fehler des Gedächtnisses, der Flüchtigkeit, bisweilen wirklicher Unwissenheit. Seine Schrift ist keine ernstliche Arbeit; Studium hat er daran nicht gewendet. Ihr Zweck war auch viel weniger ein historischer als ein biographischer, und dieser Gesichtspunkt war gerade dasjenige, was

mich bei diesen Aufzeichnungen Gumppenbergs gefesselt hat. Er verleiht ihnen Züge des Persönlichen von besonderem Wert.

Unter allen Relationen über den Sacco di Roma ist keine in solcher Weise geschrieben worden, daß die Person des Augenzeugen und Erzählers in der Mitte der Dinge sichtbar bleibt und dadurch diesen selbst ein persönliches Leben gibt. Das ist nicht einmal von den italienischen Darstellern geschehen, welche in dieser Literatur die Mehrzahl bilden. Der Römer Marcello Alberini, von dem die umfassendste, noch unedierte Beschreibung der Katastrophe herrührt, war ihr Augenzeuge, aber zu jener Zeit erst sechzehn Jahre alt. So kostbar die wenigen Blätter sind, welche Benvenuto Cellini jenem Ereignis gewidmet hat, so macht er uns doch bedauern, daß er dasselbe nur als flüchtige Episode in seinem wunderbaren Leben behandelt hat. Das Lokal seiner Beobachtung war nur die Engelsburg.

Überhaupt ist es auffallend, daß wir von den in jenem Drama als Handelnde oder Zuschauer beteiligten und gar von den hervorragenden Personen so wenige Aufzeichnungen des Erlebten besitzen. Es ist ein erstaunlicher Zufall, daß wir den Bericht eines damaligen Kardinals haben, des Scaramuccia Trivulzio von Como, in einem Brief an seinen Sekretär. Das furchtbare Ereignis hatte selbst die Beobachtungsgabe der Italiener gelähmt; das Individuelle und Charakteristische müssen wir meist aus den Depeschen der Gesandten schöpfen. Heute würde ein so großer Vorgang von hundert neugierig zudringenden, geistreich beobachtenden, auch kühn ihr Leben an die Feder wagenden Zeitungskorrespondenten in allen Sprachen Europas beschrieben worden sein. Denn wir besitzen jetzt eine in loco et actu improvisierte Geschichtschreibung: das schon auf dem Geschehen ertappte Ereignis wird gleichsam literarisch photographiert. Die Macht der Kultur hat dem Menschengeist eine erstaunliche Schnellwissenheit gegeben. Ein weiter Abstand trennt unser heutiges historisches Erfahren von jenem Zustande des Mittelalters, wo die mühsam, sparsam und spät überlieferten und entstellten Kunden der Zeit der Klostermönch in seine Chronik eintrug, und auch von jenem nachmittelalterlichen langsamer Depeschen der Gesandten und der ersten Anfänge der Zeitungen als blattweise zirkulierende Avvisi und Neuigkeiten.

Wie dürftig ist der Bericht des Franzosen César Grolier vom Sacco di Roma, und doch war er Augenzeuge. Auch die italienischen, zum Teil mit dem Bewußtsein geschichtlicher Kunst ausgearbeiteten Darstellungen von Luigi Guicciardini, Francesco Vettori, ferner die Kompilationen, welche den Namen Jacopo

Buonaparte und de Rossi tragen, und anderes, haben nichts Persönliches.

Deutschland war an der Umwälzung Roms zu jener Zeit am tiefsten beteiligt. Es stand in einem zweifachen Kriege wider den Papst, dem politischen unter der Führung des Kaisers, dem moralischen und deshalb wahrhaft nationalen unter der Führung Luthers. Es mußte daher mehr als jede andere Nation seine Aufmerksamkeit auf das zusammenstürzende Rom richten. Gewiß gelangten damals manche, doch sicherlich nur lakonische Berichte von Augenzeugen dorthin. Sie gingen verloren oder sind hier und da erhalten in der Form von „Sendschreiben", „Historien, welcher gestalt die Stadt Rom erobert worden" und bearbeitet als „wahrhaftige und kurze Betrachtung" usw., immer in höchst mangelhafter Weise. Ich rede hier von Schriftstücken in deutscher Sprache, nicht von solchen, welche von Gelehrten lateinisch verfaßt worden sind, wie die geringfügige Halosis Romae.

Es fand sich aber doch bei uns ein tüchtiger Zeitgenosse, der es unternahm, die Kriege des Kaisers in den Jahren 1526 und 1527 in unserer Sprache zu beschreiben, nämlich Adam Reißner. Es ist nicht wenig merkwürdig, daß er dies im Rahmen einer Biographie getan hat. Er gab uns die Memoiren der beiden Frundsberg, ein unbeholfener Versuch in dieser Gattung, dem das persönliche Leben, die psychologische Beobachtung und die naive Grazie fehlt, mit welcher der Loyal Serviteur die Geschichte des berühmten Gegners Frundsbergs auf dem Schlachtfelde, des „bon chevalier sans peur et sans reproche" ausgestattet hat. Aber doch ist es ein sehr achtungswerter Versuch, von dem man bedauern muß, daß er keine Folge in unserer Literatur gehabt hat, zumal für den Dreißigjährigen Krieg. Reißner schrieb unter dem Einfluß des Paul Jovius, dem er meist sklavisch folgt, und Jovius war auch ein Meister im biographischen Porträt, welches die Italiener zu so hoher Vollendung gebracht hatten.

Da ist ferner ein anderer Mann aus der Kriegsschule Frundsbergs, der, nach Deutschland zurückgekehrt, in der Muße des Alters die Feder ergriff, um seine Denkwürdigkeiten in der Muttersprache aufzuzeichnen. Es ist der weitberühmte Ritter Sebastian Schertlin von Burtenbach. Er war schon einer der angesehensten Hauptleute im Heere der Landsknechte gewesen; er hatte Rom mit erstürmt, den Papst in der Engelsburg mit bewacht. Und doch fertigt er alle seine damaligen Erlebnisse, ja das ganze gewaltige Jahr 1527 auf ein paar Blättern ab. Man glaubt sein großes Schlachtschwert rasseln zu hören, wenn er wie

ein Spartaner schreibt: „Den 6 Tag May haben wir Rom mit dem Sturm genommen, ob 6000 Mann darin zu todt geschlagen, die ganze Stadt geplündert, in allen Kirchen und ob der Erd genommen was wir gefunden, ein guten Teil der Stadt abgebrannt."

Kein anderer seiner Waffengenossen hat eigene Erlebnisse aufgezeichnet. Es hat keinen Xenophon unter jenen frommen Landsknechten gegeben. Wir sind also auf Reißner und Schertlin beschränkt, und zu ihnen gesellt sich jetzt als dritter Ambrosius von Gumppenberg. Seine Erzählung ist durchaus selbständig; er hat nichts von andern; es ist ihm nur darum zu tun, die eigene Person als höchst wichtig erscheinen zu lassen. Und gerade deshalb hat er manches, was neu und merkwürdig ist.

Er erzählt, daß er von seiner Sendung zu den Herzogen Bayerns nach Rom zurückreisend, unterwegs in Trient Georg von Frundsberg traf. Es war also in der ersten Hälfte des November 1526, wo der berühmte Feldhauptmann im Begriffe stand, mit seinem Kriegsvolk den schwierigen Alpenübergang in die Lombardei zu wagen, welchen Reißner geschildert hat. Gumppenberg war mit Frundsberg verwandt: er nennt ihn seinen Schwager. Der General forderte ihn auf, bei ihm zu bleiben, den Zug nach Italien als sein Dolmetsch mitzumachen; er versprach ihm Reichtümer, sogar, was seltsam genug zu hören ist, einen möglichen Kardinalshut. So trat der Versucher an den jungen Kurtisan heran: die glücklich begonnene Laufbahn des römischen Herrendieners sollte er aufgeben, um als Feind des Papstes unter grimmigen Lutheranern nach Italien, vielleicht gar nach Rom zurückzukehren. Er lehnte den Antrag ab und reiste weiter, sehr langsam. Denn erst nach Monaten, im folgenden Jahre 1527, kommt er, über Venedig gehend, nach Florenz, wo gerade die Signorie dieser Republik und der Kardinal Silvio Passerini mit der kaiserlichen Armee unterhandelten, die am Fuß des Apennin angelangt das reiche Florenz bedrohte. Es war am Ende des März oder in den ersten Tagen des April.

Der Papst hatte, was Gumppenberg dort hören mußte, am 15. März den Vertrag mit dem Vizekönig Lannoy abgeschlossen. Er hatte Unterhändler in das Lager Bourbons geschickt, ihn vom Weitermarsch abzuhalten, erst Fieramosca, dann in steigender Angst den Vizekönig selbst. Gumppenberg sagt nichts von dieser Sendung Lannoys und dessen Zusammenkunft mit Bourbon, welche am 20. April bei Pieve di Santo Stefano stattgefunden hatte. Denn davon zu reden, paßte wahrscheinlich nicht in seine selbstgefällige Absicht. Aber er erzählt eine für uns neue Tatsache, nämlich, daß der Papst auch einen deutschen Boten nach

Florenz geschickt hatte, den Erzbischof von Riga, Johann Blankenfeld. Dieser furchtsame alte Herr hatte wohl vernommen, daß die Florentiner Abgesandten, selbst der Vizekönig und der ihn begleitende Bischof von Vaison, nur mit Not den empörten Bauernhaufen im Apennin entronnen waren; er weigerte sich deshalb, als Unterhändler zu Bourbon zu gehen. Er forderte aber Gumppenberg auf, die Sendung an seiner Statt zu übernehmen, und dieser hatte bereits den Befehl vom Papst erhalten, in Florenz zu bleiben und der Signorie zu Diensten zu sein. Ein solcher Auftrag war für einen jungen Mann nicht wenig schmeichelhaft und ehrenvoll. Er erklärt sich daraus, daß Gumppenberg, was man in Rom wissen mochte, ein Verwandter des gefürchteten Frundsberg war und außerdem manche deutsche Edelleute im Lager Bourbons persönlich kannte.

Hier ist merkwürdig, was Ambrosius erzählt: daß unter den Versprechungen, mit welchen der geängstigte Papst den Rückzug der Kaiserlichen zu erkaufen gedachte, auch diese war, dem Sohne des deutschen Generals, Kaspar von Frundsberg, der als Hauptmann bei Leyva in Mailand zurückgeblieben war, seine eigene Verwandte zu vermählen. Die noch sehr junge Dame war Catarina Medici (der vergeßliche Gumppenberg nennt sie Margareta, weil er ihren Namen mit dem der natürlichen Tochter Karls V. verwechselte), und sie befand sich damals in Florenz. In dem Schachspiel der päpstlichen Politik ist sie oft genug als Puppe ausgespielt worden, und mancher große Herr, unter andern auch Philibert von Oranien, hat sich auf diese Partie Rechnung gemacht.

Der Antrag des Papstes an Frundsberg erscheint so verzweifelt, daß man fast Mühe hat, an ihn zu glauben; aber warum hätte ihn Gumppenberg erfinden wollen? Ich halte ihn für wahr: Clemens VII. konnte immerhin sich einbilden, daß Frundsberg, dessen Erkrankung und Entfernung nach Ferrara ihm noch nicht bekannt war, das trügerische Versprechen als bare Münze annehmen würde. Die Reise Gumppenbergs in das Lager Bourbons unterblieb. Er ging nach Rom mit jenem Bischof Blankenfeld. In seinen biographischen Nachrichten hat er erzählt, daß dieser Unheil ahnende Prälat, nachdem er im Vatikan Bericht abgestattet hatte, sich eilig aus dem Staube machte, um nach Deutschland zurückzukehren. Nun rückte Bourbon in rasender Schnelligkeit heran.

Es ist richtig, was Gumppenberg hier als seine Ansicht ausspricht, daß der Konnetabel nicht die Absicht hatte, sich auf Rom zu werfen. Die Erstürmung der großen fest ummauerten Stadt

mit einer vom Mangel geschwächten Armee ohne Belagerungsgeschütz, während der Herzog von Urbino ihr auf den Fersen war, hätte von vornherein als ein wahnsinniges Unternehmen erscheinen müssen. Sie war auch nur ein von der Verzweiflung abgenötigter Handstreich. Was Bourbon ursprünglich beabsichtigt hat, ist sicher dies gewesen: einen Paß über den Tiber bei Rom zu gewinnen und mit Hilfe der kaiserlich gesinnten Colonna, welche er dort zuversichtlich erwartete, in das befreundete vom Feinde ganz freie Land Neapel zu gelangen. So hat das Gumppenberg richtig dargestellt. Er schildert sodann, was hinlänglich bekannt ist, die Verwirrung in Rom, die Mangelhaftigkeit der Verteidigungsanstalten nach Abdankung der schwarzen Banden auf Grund der Habsucht des an der Kurie allmächtigen Jacopo Salviati, „eines arglistig bös Juden, Finanzers und Kaufmanns", wie er denselben nennt. Die Verlegenheit des Papstes muß schrecklich gewesen sein, wenn er selbst Gumppenberg um seinen Rat befragte. Dieser Rat aber war: mit den Kaiserlichen zu unterhandeln.

Es ist aus anderen Berichten bekannt, daß am Tage des Sturms die Konservatoren Roms den jungen Markgrafen Gumprecht von Brandenburg, welcher sich seit einiger Zeit in der Stadt aufhielt, bewogen, als ihr Unterhändler sich zum Bourbon zu begeben. Diese Tatsache erfahren wir jetzt von Gumppenberg als etwas persönlich Erlebtes. Denn auch er wurde damals auf das Kapitol gerufen. Er hat den Brandenburger bei dem Ritt nach Ponte Sisto begleitet.

Der Auftrag des Markgrafen mißlang, denn das wütende Kriegsvolk wälzte sich ihm über jene Brücke stürmend entgegen. Der Prinz und Gumppenberg wendeten die Pferde zur Flucht, um dem Gemetzel zu entrinnen. Unser Autor erzählt, daß er seinen Begleiter zwar in sein Haus zurückgebracht, aber die Tür nicht schnell genug habe schließen können, da der wilde Kriegshaufe nachdrang. Auch im Bericht bei Buder heißt es: die Feinde seien vorgedrungen „dermaßen das dem Edeln Fürsten von Brandenburg wenig weil wardt yn eyn Haus zu komen, sein leben zu erretten". Von der Gefangennahme des Markgrafen redet Gumppenberg nicht; in der Halosis Romae wird erzählt, daß Gumprecht (dort irrig Albertus genannt) erst ausgeplündert, dann gefangen und nur durch die List eines deutschen Hauptmanns aus den Händen der Spanier errettet ward.

Gumppenberg sagt nicht, ob er selbst in der ersten Flucht sich in die Engelsburg geworfen hat und dort geblieben ist. War das der Fall, so würde er wohl davon geredet und sich seiner

Mitgefangenschaft neben dem Papst und so vielen Kardinälen, Diplomaten und großen Herren gerühmt haben. Wahrscheinlich hat ihm die Bekanntschaft mit deutschen Hauptleuten zur Rettung verholfen, und alsbald bedurfte man auf beiden Seiten seiner Dienste.

Die Vorgänge während der Plünderung Roms hat er nur im allgemeinen geschildert. Seine Hauptsache bleibt die Stellung, welche er jetzt selber einnahm. Es war die des Dolmetsch und Vermittlers zwischen dem Papst und den deutschen Landsknechten; aus Eitelkeit hat er seine Wichtigkeit zu steigern gesucht, und doch wird in keinem Bericht der Zeitgenossen oder Aktenstück sein Name genannt. Da wo man ihn etwa hätte erwarten dürfen, findet er sich nicht. Ich meine die genauen spanischen Depeschen des kaiserlichen Sekretärs Perez. Wir lesen sie jetzt in den im Jahre 1875 zu Madrid von Antonio Rodriguez Villa veröffentlichten Memorias para la Historia del Asalto y Saqueo de Roma en 1527 por el ejercito imperial, einer wichtigen diplomatischen Bereicherung der Geschichte jener Ereignisse.

Am ausführlichsten hat Gumppenberg in seiner Denkschrift von seinen Beziehungen zu den empörten, nach Sold schreienden Landsknechten geredet, und zwischen ihrem lärmenden Hauptquartier auf Campo di Fiore und der grauenvollen Engelsburg ist er oft hin und her gegangen. Um so mehr muß man bedauern, daß er die Zustände in dem Kastell nicht geschildert hat. Bei Gelegenheit seiner Mitteilung vom Einschmelzen goldener und silberner Gefäße und Reliquien in der Engelsburg, um daraus Geld für das deutsche Kriegsvolk zu prägen, hat er zu demjenigen, was Benvenuto Cellini erzählt, etwas Neues hinzugefügt, nämlich die Enthüllung der Schelmereien, welche sich ein deutscher Münzmeister Angelo Schaur, damals im Dienste des Papstes, zuschulden kommen ließ. Man mag sich vorstellen, wie es bei diesem Geschäft in der Engelsburg hergegangen ist; hat doch Benvenuto selbst später dem Papst gestanden, daß er nach dem Schmelzen etwa einundeinhalb Pfund Gold in der Asche gefunden und sich aus Not angeeignet hatte.

Gumppenberg versichert mehrmals, der Papst habe sich zu ihm beklagt, daß die Deutschen ihn den Spaniern so ganz und gar überließen, denn er habe lieber von jenen als von diesen bewacht sein wollen. Das mag wahr sein für die Zeit, als Clemens fürchtete, zu Schiff nach Neapel und gar weiter fortgeführt zu werden.

Am 1. Juli schrieb Perez an den Kaiser: „Die Deutschen haben versucht, den Papst an sich zu nehmen; sie begannen einen

Aufruhr und verlangten ihren Sold; als die Spanier das sahen, erhoben auch sie sich im Tumult; sie sagten, die Deutschen täten Recht, ihren Sold zu verlangen, auch sie wollten bezahlt sein, aber nicht erlauben, daß die Deutschen den Papst aufheben, denn das sei nicht Gottes Dienst, noch gezieme es dem Dienst und der Autorität Ew. Majestät. Der Prinz von Oranien, Don Hugo und Alarcon, der Abate von Nagera und Juan de Urbina haben zwischen beiden Nationen dahin vermittelt, daß jede sechs Bevollmächtigte erwählt — ich weiß nicht was sie beschließen werden, denn die Deutschen beharren darauf, daß sie den Papst und die Cardinäle haben wollen."

Aus andern Depeschen desselben Perez geht hervor, daß Spanier und Deutsche fortdauernd um den Besitz des Papstes und der Kardinäle haderten und die wütenden Landsknechte seine Fortführung nach Neapel nicht zulassen wollten, vielmehr damit umgingen, ihn mit sich hinwegzuführen. Als sie aus ihren Sommerquartieren in Umbrien wieder zurückkehrten und Rom zu zerstören, den Papst und die Kardinäle umzubringen drohten, wenn sie nicht bezahlt würden, erfolgte das neue Abkommen mit ihnen und die Auslieferung der sechs Bürgen, unter denen sich sogar der Datar Giberti und der reiche Jacopo Salviati befanden.

Die Übergabe dieser Opfer an die Offiziere der Landsknechte im Saale der Engelsburg ist von Gumppenberg lebhaft beschrieben worden; was er erzählt, stimmt mit der Schilderung in der Depesche des Perez überein. Beide sagen, daß der Papst voll Verzweiflung erklärte, er selbst wolle das Los der Gefangenen teilen und sich mit ihnen zu den Kriegsknechten begeben. Perez sagt nicht, daß er Augenzeuge bei diesem merkwürdigen, höchst tragischen Auftritt war, aber Gumppenberg hat ihn mit angesehen. Er erzählt, daß ihn die Landsknechte in das Kastell verordneten, um in ihrem Namen vom Papst die Geiseln in Empfang zu nehmen und dann zu ihnen auf den Campo di Fiore zu bringen. Mit ihm gingen zwei Hauptleute, Diepolt Häl und Sebastian Schertlin nebst 200 Doppelsöldnern, welche die Eskorte bilden sollten.

Die Schilderung der Szene ist die beste Partie in der Schrift Gumppenbergs. Er stellt sich hier freilich ganz und gar in den Vordergrund, wie er überhaupt bei den Unterhandlungen mit den Landsknechten kaum eine der Hauptpersonen dieses Dramas mit Namen nennt, zum Beispiel nichts von Morone, Don Ugo Moncada, Nágera, Gattinara und Oranien zu sagen weiß. So verschweigt er auch, daß es Alarcon selbst war, welcher die Geiseln im Saale der Engelsburg übernahm und von dort hinausführte.

„Alarcon", so berichtete Perez am 12. Oktober an den Kaiser, „sah die Notwendigkeit ein, die gedachten Geiseln den Deutschen auszuliefern, weil sie sich dargeboten hatten, und weil durch sie der Ruin Roms verhütet wurde. Er bestand also so lange darauf, bis er sie aus dem Castell nahm; er ging mit ihnen bis auf den Campo di Fiore, alle zu Fuß. Aber da man sie im Saale, wo sie standen, aus dem Bereiche des Papstes und der Cardinäle zu nehmen sich anschickte, erhob sich ein solches Weinen und Geschrei, daß es schien, die Welt stürze ein, und Se. Heiligkeit sagte, ehe sie in ihre Auslieferung willige, wolle sie sich selbst in die Gewalt der Deutschen begeben, und dasselbe sagten die Cardinäle: aber endlich nahm sie Alarcon hinweg, und gab sie in die Hände der Deutschen."

Gumppenberg schreibt: „Da saget der Papst mit wainenden Augen, da stehen sie, nembt sie mit Euch hin, und last Euch befolhen sein, und will Euch nit allein die Bürgen geben, sonder unser aigen Person darzue, und erbutte sich mit uns zu gehen, und gieng woll 3 oder 4 tritt mit uns für sich, da bath Ich und die Haubtleut sein Heiligkeit, das er solt stiller stehn, und alda beleiben —."

Mit ermüdender Breite hat sodann Gumppenberg die Mißhandlung dieser sechs Geiseln geschildert — es war unter ihnen auch ein künftiger Papst, Julius III. del Monte, damals Erzbischof von Siponto. — Nachdem er ihre Befreiung und Flucht aus dem Palast der Cancellaria erzählt hat, bricht er ab; sein Sekretär Fickler hat unter das Manuskript geschrieben: „biß hieher und weiter ist es vom Herrn Scribenten nit continuiret worden."

Am 17. Februar 1528 zogen die Spanier und Landsknechte endlich aus dem 9 Monate lang barbarisch mißhandelten Rom ab, um sich in Neapel den Franzosen unter Lautrec entgegenzuwerfen. Ich denke mir, daß Gumppenberg das abziehende Kriegsvolk in amtlicher Stellung begleitet hat, denn in solcher befand er sich bei demselben während der Belagerung Neapels.

Was ich von seinem Bericht über das Jahr 1527 mitgeteilt habe, wird, so glaube ich, meine Ansicht rechtfertigen, daß derselbe der Aufbewahrung und Veröffentlichung wert ist. Als literarischer Versuch seiner Zeit tut er freilich nur dar, wie wenig ausreichend das Talent des Mannes, wie groß seine Flüchtigkeit und sein Ungeschick gewesen ist, den beneidenswertesten Schatz von Erinnerungen und Erfahrungen anderen mitzuteilen. Als selbständiger deutscher Bericht aber eines Augenzeugen wird er die nicht zahlreichen Nachrichten vermehren, welche wir von

deutschen Zeitgenossen über ein so folgenschweres Ereignis erhalten haben.

Keine der Katastrophen, die das zur politischen Weltmacht gewordene Papsttum in der langen Geschichte seines Kampfes mit den Staatsgewalten erfahren hat, kommt, bis auf die allerletzte im Jahre 1870 erlittene, jener von 1527 gleich, auch nicht einmal seine gewaltsame Bezwingung in den Zeiten des Investiturkampfes durch den kühnen Staatsstreich des Kaisers Heinrich V. Im Jahre 1527 handelte es sich ganz einfach um den Fortbestand des Papsttums überhaupt in seiner bisherigen geschichtlichen Gestalt. Das Werk Luthers zunächst gewann durch den leichtsinnigen Krieg Clemens VII. mit Carl V. und seine tiefe Niederlage eine mächtige Förderung. Zwar hat der Kaiser sich nicht an die Spitze der deutschen Bewegung gestellt, zwar hat er das Dominium Temporale wieder aufgerichtet, die Krone aus den Händen seines so schmählich mißhandelten Feindes genommen, und mit dem Papsttum jenes Bündnis geschlossen, welches dann zum Verderben Deutschlands und Österreichs die Habsburgische Dynastie hartnäckig festgehalten hat, sowohl auf Grund ihres Besitzes in Italien als um ihre imperiale Stellung gegen die Ideen und Absichten der Protestanten erblich zu behaupten. Doch hat das Papsttum im Jahre 1527 die Leitung Italiens verloren.

Der Kirchenstaat Julius II., soviel unverhoffte Vergrößerung er auch noch am Ende des 16. Jahrhunderts erfuhr, blieb nur eine Gleichgewichtsfrage der europäischen Mächte Spanien, Österreich und Frankreich, so lange, bis der Einheitsgedanke Italiens durch die Mitwirkung des reformatorischen Prinzips Deutschlands die Macht gewann, das Dominium Temporale als eine nur italienische Angelegenheit zu behandeln, das heißt aufzuzehren. Der merkwürdige Papst, welcher schon 31 Jahre lang und noch heute auf dem Stuhle Petri sitzt, ein moralisch Gefangener im Vatikan, aber doch durch historische Notwendigkeit dort so konfiniert und festgehalten, erinnert an die Schicksale Clemens VII.

Unter Pius IX. hat das Papsttum den letzten Augenblick gehabt, wo ihm die moralische und politische Führung der italienischen Nation dargeboten wurde. Er ist ungenützt vorübergegangen, und das war ein Glück in bezug auf die von der Papstkirche zwar bestrittene, auch gehemmte, aber doch nicht mehr zu bewältigende Neugestaltung Europas. Das Dominium Temporale ist gefallen; Rom ist am 20. September 1870 wiederum erobert worden; aber bei dieser neuesten und entscheidenden Halosis

Romae ist es — was Geschichtschreiber und Menschenfreunde erfreuen kann — nur wie beim Vollzuge des spruchreif gewordenen Rechtserkenntnisses eines historischen Prozesses und daher sauberer hergegangen als bei jener Einnahme, von der unser Manuskript berichtet.

Ich gebe dessen Text wieder, ohne sprachliche Veränderung, doch habe ich bisweilen Unwichtiges oder durch Wiederholung Ermüdendes fortgelassen.

II.

Pabst Clement der Siebent seines Namens, der hat zuvor geheißen Cardinalis Julius de Medicis, vicecancellarius, ist gestorben Anno 1534 am 25. Sept. umb den mittentag, ist sechs ganzer Monat krank gelegen, und von fuessen auf gestorben, wie des geschlechts Medicis gebrauch sein solle, hat regiert 10 Jar etc.

Undter im, Im 1527 Jar am 6ten tag May zwischen sechs und fünf Uhren zu morgen, da hat der Herzog von Borbon, mit den Deutschen, Spaniern und Italienern Rom bey dem Belvidere bey dem Thor zu S. Pancracio und die Porten bey der Schweitzer Guardi mit steiglaittern zum Sturm angeloffen, bestigen und die Burg zue Sant Peter mit gewalt gewunnen, und geplündert, und ist der Herzog von Borbon in dem Nebel, den es denselben morgen (gab) von ainem Spanier und den Unsern an dem Sturm an ainer steiglaiter erschossen worden, dessen seel und aller gläubigen seelen Gott pflege.

Auf solche Eroberung der Burgen, da hat der ganz Exercitus Caesaris in der Burg S^{ti} Petri grhuet, und ain andern Obristen erwelet, als nemblich den Principe de Orangie, der Marchess de Guasto war auch da, aber er kundt vor dem Principe de Orangie nit hinzue komen, auf dißmall.

Zwischen zwayen und dreyen desselben tags nach Mittentag da war der ganz Exercitus Caesaris wider in Armis, und fiengen an, gegen der Statt Rom zu stürmen hindter Sant Spiritus bey der starcken Pastion die Pabst Paulus tertius seither darumb gepauet hat, und zwischen 6 u 7 Uhr gegen Nacht, da hetten sie mit dem Sturm gewunnen alt Rom, Pietro montorio mit sambt allen dreyen prucken über die Tyber, als ponte Sisto, ponte Maria, und ponte quatro Capi, der Ich alles mit augen gesehen habe, und wie sie die ponte Sixti anlieffen, inen mit aller marter darob endtridt, das Ich nit erschlagen wurdt, wie andere, und

kamen also daselbst herein in Rom auf den campo flor und Agon, da machten sie Ir schlacht Ordnung zum thail, behielten aber gleich wol die Burg Sant Peters und alt Rom darneben damit Inen vom Duca di Urbino die Statt und Burg nit widerumb abgetrungen wurde, welcher Inen ob den 80 000 stark, mit der welschen Liga Kriegsvolk als Ir Obrister, des Kaysers exercitu auf dem Hals war, welcher Exercitus Caesaris nit über 30 000 stark war, noch dannoch wolt ers nit angreiffen oder die Imperialischen in Irem thuen verhindern, das man sagen thet, er hets dem Pabst Clementi das Pangket vergundt, dan er Im nit holdt war auch er über 6 Tage da nit ligen blibe, sondern von stund an ohn alle not mit seim excercitu abzug, und ließe des Kaisers excercito Irs gefallens mit Rom unverhindert handlen, das dan 13 ganze tag an ain ander geplündert wardt, und der vogl im Lufft nit frey war, auch meniglichen ohn allen rispetto er wer Kayserisch, Päbstisch oder französisch mit aller crudelta gefangen, geschetzt, geplündert, gemartert, und erwirget war, und Ir's gefallens jung und alt, frau auch man beschendigt wurde ohn einredt der Obristen.

Der Pabst war in das Castel S^ti^ Angeli geflohen mit 13 Cardinalibus und großen Anzall der Prelaten und großen Herren, also das daß Castel mit unnuzen Volk übersetzt war, es war auch das Volk nit geschickt zu der Wehr, so waren sie auch schedlich darin, der Proviant halber die sie unnuz hinweckh fraßen dermaßen, das sie benöttiget wurden diss Volks vill in der feindt Handt herauß zu stoßen. Also richt sich der exercitus Imperatoris das Schloß zu umbgeben und macheten in der Statt Rom vor der Engelpruckh vom turre de Nona herab biss in Altoviti hauß ein großen tiefen aufgeworfnen graben das die aus dem Castel nit herauß in sie fallen khundten unversehener Ding, und im selbigen graben waren stäts des Kaysers Hackenschützen, die schussen die im Castel S. Angeli ohn underlaß von den Zinnen und Irer wehr herab, das sie sich im Castel nit wohl regen kundten.

An der andern Seitten des Castels, ihnerhalb der Tyber, da hetten die Kayserischen bey der Porten, da der Schweizer Guardj ist ain langen graben angefangen zue machen, hart an der Stattmauer, welcher Graben stets under sich gieng under die Erden in die tieffen, und arbeittet Haubtmann Conradin mit 3500 Deutschen Erzknappen daran, und waren gar hinab kommen zum Castel, und wolten das undtergraben und das Castel mit Pulver das undter übersich werffen, und den Pabst, alle Cardinäl und Prälaten darin mit einander verderben, und waren

schon zue den fundamenten kumben ohn allen widerstandt; dan du sollest ex judicio der großen Haubtleut wissen das daß Castell St. Angeli nit stark ist, dan es ist zue eng das man sich darin nit woll weren kan; wenig Leut erschießen nichts, vill kunden sich darin nit gerüren, darumb kan man auch nit vil Proviant darin halten, und ist allein contra furorem populi, wan in Rom das Volk aufrürig wurdt, so kan sich ain Pabst alda vor aim gwallt enthalten, biss er zu verhör und zu einem theding komen mag, oder andere notwehr suecht.

Also da sie alle ding zuem zersprengen zugericht hetten, da zug der Duca de Vrbino ab, da sahen die Kayserischen das sie kain widerstandt hetten, und der Pabst ohn ainhe hilf oder entsezung verlassen war, da bedachten sie sich aines bessern raths dieweil sie wisten das der Pabst kein hilf mehr het zu verhoffen, noch villweniger nottwendige proviant, das er mit sovil unnuzen volk über ain Monat oder 6 Wochen zu essen het, so fanden sie im rath, sie sollen das schloß belegert halten, das nit ain Vogel auß oder ain mecht kumen, also und sie theten. — —

Sie entschlussen sich den Pabst zu belegern, und das Castel gar nit mehr zu zersprengen, auß disen Ursachen, zersprengten sie das Castel, so verderbten sie so ain trefflich Veste das dem Kayser künfftige Zeit mehr zu nachtail komen mecht, gegen seinen feindten, dan zu guettem, wo und er Rom anderst behalten wolt, wie sie verhofften, zum andern so forchten sie Inen, dieweill sie on des Kaisers Wissen und willen Rom gewunnen, geplündert und zerstöret hetten, sollen sie erst den Pabst und Cardinäl mit so vill Prelaten im Castel umbringen, und die Bevestigung zerreißen, das Inen zu ewigen Ungnaden, schmach und verderbung reichen mecht, dergleichen so war Inen der Kayser Neun monat soldt schuldig, die wurden sie auch verlieren, darumben wer besser sie belegerten das Castel ob der Pabst sich mit Inen in ain Vertrag und Concordj einlassen wolt, das Inen das Castel in Ir handt wurde, und das sich der Pabst dem Kayser begebe, und Iren soldaten Ir ausstendig 9. Monat soldt zu bezahlen zusaget, und wie sie daß Castel begraben und belegert hetten, da namen sie ettliche notschlangen und falkonetten und richteten die auß dem Belvidere ans Pabsts gemach, und schussen zu obrist hinauf in das Castel, an die Zinnen, da schluegen die stein dermaßen umb sie, das Jemandts im Castel sicher war, und hetten schier ohn alles gewer den Pabst erschossen alßo das da weder Pabst oder yemandts auß seinem gemach dorffte, und dieweill er sich dan ohne Hilf oder trost fandt, und sach den großen Jammer in Rom, und das täglichen nur übler hergieng.

da fandt sein Heyligkeit im rath, er solt sprache begeren, und sich in ain Vertrag mit Inen einlassen, als dan sein Heil. thet, und begehrt sprache, die wardt Im zuegelassen, und da waren auß des Kaysers exercitu von allen Nationibus commissari zu Ir Heiligkeit in das Schloß deputiert, denen sich Ir Hl. mit den Pacten ergaben,

Erstlich wollt Ir Hl. Person frey sein, und sich in yemandts handt nit gefangen geben, so war auch yemandts vons Kaysers wegen da, der so frech sein wollt, ain Pabst gefangen zu nemben oder handt an seiner Person anzulegen, wiewoll er gefangen genueg war, man setzt im gleich ein hietlen auf wie man wolle auß nachvolgenden Ursachen,

Er saget zu und versprache, dem Exercitu Ire 9 Monat soldt zu bezahlen, und in Ir Bewarsamb zu bleiben, biß und sie bezalt weren, zum andern, wollt er den Kayserischen das Castel einantwortten, darin sie In zu Ir sicherhait inhaben und bewaren solten biß und sie bezahlt wurden, aber so sie bezalt weren, so soll sein Hl. und das Castel wieder ledig sein, und sollen ohn schaden aus Rom ziehn, und niemandts mehr fahen, schezen, belaidigen, oder sein nemben noch verdörben.

Du hast aber verstanden, wie der Princeps de Orangie nach Absterben des Duca de Borbon zum Oberisten Veldthaubtmann erwehlt war, über die spanier war Johan de Urbino Obrister, ain vast geschickter und sehr trefflicher freudig Capitan ungefehrlichen bei 12 000.

Über die welschen Soldaten war der signor Ferramuscha, ist ein Neapolitaner gewest fast ain erfarner, geschickter und sehr reicher man, der war obrister über 10 000 ungefehrlichen.

Über die Landsknechte der auch ungeferlichen bey 13 000 man waren und nit gar, der Ichs baß wissen solt dan ain andrer, dan Ich als ain Obrister Commissari über sie, sy dreymal gemustert habe, das war Obrister über sie Herr Geörge von Fronsperg zu Mündelhaim Ritter, und Herr Conradt von Bembelberg den man das klain hesslen lange Zeit gehaißen hat der war sein Obrister leittnambt, aber Herr Geörg von Fronsperg der war Krankheit halber nit im einfall zu Rom dan Ine auß Zorn bei Ferrara der schlag troffen hat, das er sich ob der Landtsknecht ungeschickten Weiss erzirnet, und das man In gehn Ferrara fueren muest, under die Medici, da huelt In Duca Alphonso ain gantz Jar auß, biss er ain wenig wider zue Im selbst kamb, da schicket er haim gehn Mindelheim zue seiner Hausfrauen die war ain Gräfin von Lodron gebürtig auß der Grafschafft Tyroll, da war er so frölich nit gewest, den ganzen tag, und wolten sagen er

het die Nacht sein Narrenweiß auß großer Lieb und Begier mit Ir getriben das In der schlag abermals traffe, davor uns Gott gehuet, also das er am morgen im Pedt todt bliben.

Nun der von Bembelberg als Obrister Leitenambt der muest mit dem Duca de Borbon fortrucken auf Rom zue mit dem hellen Hauffen, da gab Herr Geörg von Frunsperg dem von Bembelberg zue rath und beystandt zue, das sie all mit einand an sein stat diesen teutschen Hauffen regieren sollen, mitsambt dem Bembelberger, nemblichen dise fünff Haubtleut mit namen, 1. Haubtmann Corradino der war auß der Ötsch ains Pfaffen Sun ain vast alter und berüembter Haubtman hat 5 fendl Knecht under sich, 2. Haubtman Sigmundt Wechinger war auch aus der Ötsch hatt zwey fendl Knecht under sich, 3. Haubtman Mathias Stumpf, war vom Adel vast geschickt und großer erfarnuß auch seiner Hanndt geschwindt, aber überauß wunderlichen das yemandts bey Im bleiben kundt der hat 3 fendl Knecht under sich, 4. Haubtman Sebastian Scherttlin, der hat ain fendlen Knecht under Im,
5. Hauptman Diepoldt Helle, hat nur ain fendle Knecht undersich, er war auch nit vast ain erfarner Haubtman, sonder er war ains guetten Verstandts und wize, und ain gut schwezmaul, damit er sich mehr herfür bracht, dan mit seinen Kriegsthaten.

Nun mein guetter H. Conradt von Bembelberg als Obrister Leitenambt wollt absolute allein regieren, und kein gesellen oder Ueberpain haben und thet was In lustet und gefiell, sach yemandts nit an, und war stets mit den ersten ains, und welche sich neben Im brechen wolten, die huelt er dermaßen, das sie tag und nacht hinweck stelten, wie dan der Haubtman Stumpf und Wechinger zue Rom mit einander auf Venedig fueren, und underwegen gefangen und geplündert wurden, und Inen sehr übel gieng, darob sie an der letzt auch gestorben sein. Schertl, Corradin und Hel, die blieben beim hauffen, warteten Irer Haubtmanschaft auß, und ließen dem Bembelberger das Regiment allein, das ließ er sie auch zuefrieden und war guetter ding mit Inen.

Über den raisigen Zeuge, in Irer Maj. Exercitu da war obrister Don fernando de Gunsago der jetzt Röm. Kays. Maj. Stadthalter ist zu Maylandt und vor Jaren Vicere in Sicilien gewest ist.

Wie sich die päbstlich Heil. auf obengezeigt mittel ergabe, da antwortteten sein Heil. das Castel S. Angeli ein, und das sie sein Heil. verwareten biß und sie bezalt wurden, da verordnet

der Oberist der Spanier ain fendlen spagnoli in das Castel, der Italiener Obrist auch ains, der von Bembelberg verordnet den Haubtman Corradin mit aim Vendle Landtsknecht, welche bestia sorg truegen, sie kundten nit frey und unflettig sein, das Irs gefallens stetigs zum wein gehn kundten, und wolten nit darin bleiben, da verordnete man den haubtman Georg Prantten mit sein fendlen Knecht, der war auch etwan ain vier oder fünf tag darin, da hat er des Castels auch genueg, und wolt auch nit mehr darinnen sein, sonderm bei dem lieben vino greco an der stat, und verlueßen die Teutschen das Castel dermaßen unbillicher weiß dem Pabst zuwider, dan er sie lieber gehabt het, und sich mehr zue Inen vertraut als zu kainer Nation nit, als mir es der Pabst selbst zum offter klaget schier mit weinenden augen, das wir Teutschen uns nicht nit annemben wolten, und damit dus nit für ain Lügen helst, oder sagen mechst, wie das dies der Pabst vor andern klagt hat, was haimbliche gemeinschafft hast du mit Im gehabt, das will Ich dir sagen.

Ehe und Rom gewunnen wardt, da bin Ich dem Pabst in manicherlay geschefften zum 7ten mal in Teutschland gewest, Ich war auch dasselbig mal wie der Exercitus Caesaris in welschlandt anziehen solt, da war Ich von seiner Heil. wegen bei dem alten Churfürsten Pfalzgraf Ludwigen und herzog Wilhelmen von Bayern seligl., und am wiederreitten gehn Rom, da fandt Ich mein schwager Herr Geörgen von fronsperg mit saim schnellen Hauffen zue Triendt, das er am anziehen war, da wollt er mich nur schlecht bey Im behalten, und verhüeße mich Cardinal und Reich zu machen, aber Ich wollt es nit thuen, sonder mein Befelch verrichten, wie woll der Zug nit fürgenumben war auf Rom, sondern wider die Pündtnuß, die der Pabst, Franzosen und Venediger mit den andern Potentaten in Italia wider den Kayser gemacht hetten, auß Italia zu schlahen, über welche Pündtnuß signor Johan de Medicis des Pabst Clementi Vetter Obrister war gar ain treflicher Kriegsman und großer Tyran, und seiner besen welschen possen vol, derselb lag mit der Liga Volk zwischen Mantua et Ferrara am Poo des Kaysers Kriegsvolk ingressum zu verhüeten wie er thet und hefftig weret, darob im der linck Schenckel oben im Dieck abgeschossen wurdt, das man (ihn) gehn Mantua füeret, den Fuß abschneidt, darob er sturbe, da drucket des Kaysers Exercitus auf den von Ferrara der auch in der Pündtnuß war, und wardt benöttigt, das er muest freundt werden, gellt, proviant und geschitz geben, das man Im das Land nitt einnembe und verheret. Da kam ain Mörderei unter den ganzen Exercito, das sie schlecht nit weitter ziehen

noch dienen wolten, sie weren den zuvor vom Duca de Borbon und den Obristen bezalt, darob auß Zorn Herr Georg von fronsperg krank war, wie du oben vernommen hast. Nun da war kain gellt, trost oder hofnung, und wist der Borbon nit wie er all sein sachen thuen sollt, dan sein sach auf zwayen dingen stundt, entlauffen oder sich von Inen zu todtschlagen oder fahen lassen, und machet sich in ainer Verzweiflung mit dem Exercito auf, und namb den weg auf Bononi, ob er dasselbig unversehener Ding einnemben und gellt machen mecht, damit er das Kriegsvolk stillet, aber der Pabst war Im zu geschwindt, bracht Im zu vill Volks in die Statt, das ers nit gewinnen kundt, und muest neben fürziehen mit schweren verzweifelten gemuet, und namb den weg auf Tuscana zue, das er nit wist was er thuen sollt, oder wohin er ziehen solt das er gelt machen mechte zu rettung seines Namens, thrauen und glauben, da trug der Pabst fürsorg, die weil Florensa (die noch ain Freystat war) für sich selbst mit Ir Heil. und andern Potentaten in Italia im Pündtnuß war, Er Borbon würdt Florenza überziehen, oder dasselbig Ir Landt schleipfen, verdörben, prennen und schetzen, dieweil sie kain Kriegsvolk im Landt noch in der Statt hetten, und schicket sein Heil. eülendts Doctor Hannsen Blanckenfeld der war Erzbischof zu Riga und Bischof zu Rainfal, gen Florenz mit etlichen Capiteln so bald und er vernambe, das sie den weg auf florenz und in Ir Landt nemben wolten, so soll er Inen entgegen ziehen, und in des Pabsts namen und der Statt Florenza den teutschen solch Capitel vorhalten, ob man sie damit abwendig machet, das sie nit fürzugen, sondern ab, und den weg anderstwohin nemben.

Nun derselbige Bischof war zu forchtsamb, wolt diesen Bevelch des Pabst nit verrichten, da hette aber Ich von Venedig auß dem Papst auf der Post geschrieben, was und Ich seiner Heil. in Teutschlanden bey obgemelten Fürsten ausgericht hette, und wie (ich wegen) unsicherheit der wege umbreiten muest, damit ich dem Kriegsvolk nit in die Hendt keme, und zeiget seiner Heil. mein straßen und Weg an, darummb solle mich Ir Heil. meines langen Außsein endtschuldiget haben, also das der Pabst wisse wo und Ich bay aim Peilichen anzuetreffen war, und schicket mir ain eillende Post unter augen, das ich eulendts gen Florenz postiert zue dem Cardinal Cortona, der da Legatus a latere war, und das Ich alles das thet, was mich derselbig Legat und der Senatus zue Florenz hieße. Nun wie Ich gehn Florenssa kamb, der da mit großen Freyden und Ehren empfangen war, der war Ich, und dem sonderbar groß Ding verheißen worden, wo ich den Befelch annemben wollt, zu ver-

richten. Ich war ein junger beherzter gesölle, von ain 25 Jaren alt, arm, hett nit viel übriges, und wer gern reich worden, oder etwas gewunnen, das Ichs hineinsezet, mir nit liederlich forcht, oder an einem Ding leichtfertig entsezet, und sagets zue, wo es mir Erlichen und anmutlich were, so wolt Ichs gern thuen, da zaigten sie mir des obgemelten Bischofs gehabten Befelch an, und sein verzagts gemuet, und das sie mit Im verkürzt wurden, so es von nötten sein würdt, und gaben mir die Articl und Capitulation des Bischofs was er im Befelch hette, dem deutschen Exercito zu proponieren, das sie der Statt Florenz noch Landt nit schaden thetten, undter welchem Articl der ainer war, das ich des Pabsts Beßlen Margarita de Medicis signor Juliano de Medicis Tochter[1]), der ain Herzogin von Alba auß Frankreich zu aim Weib gehabt hat, darbey er die Tochter Margarita gehabt hat, welche ain Herrschaft von 6000 Cronen järlichs einkommen hatte, dieselbige Margarita war zwischen 14 und 13 Jaren alt, schön und tugendhafft, zu sambt großen Reichtumb, die solle ich Herr Görgen von Fronspergs Sun, Herrn Caspar von Fronsperg, der Oberister zu Mailand war, versprechen und vermehln, wo und sie ohn schaden, ab und auß dem Lande der Florentiner zügen, welche Margarita de Medicis auf heuttigen tag ain gewaltige reiche Künigin ist, in Frankreich, und jetzt den König Hainrich zu aim Man hat, und bey Im so vil schöne Kinder, das sag Ich darumb, daß die Leut offt so hoch unversehener Ding hinauf komben, darnach sie oder der Pabst nhie sollich glick verhofft noch dahin gedacht haben, da aber Kayser Carolus quintus Imperator Invictissimus sein Pastarda Margarita des Pabsts Nepoten Duca Alexandro de Medicis Herzog in Florenssa, zu ain weib gabe, da wolt der neidisch Imo nerrisch Kunig Franciscus Rex Franciae nit weniger in der Freundtschaft mit dem Pabst sein, dan der Kayser Carl und wo Im Pabst der Kayser Carl ain Pastarda geben, da gab der narret Künig Franciscus sein leiblichen Sun ains Bürger und Kaufmanns Tochter zu Florenz, wiewoll der selbig Sun undter den dreyen Küniges Francisci Söhnen der jüngst war, und jemandts gedacht, das er in ewigkait König soll werden, also da sein die zwei eltesten Söhne gestorben, also das der jüngst und unvermaindt König ist worden, und auf die stundt regieret, mit dem die Landtherrn

[1]) Irrig statt Catharina. Derselbe Fehler wird im Fragment der Autobiographie gemacht. Auch war ihr Vater nicht Julian, sondern der Herzog von Urbino, Lorenzo Medici; ihre Mutter Madelaine la Tour d'Auvergne. Catharina ward geboren am 13. April 1519, vermählt a. 1533 mit Herzog Heinrich von Orleans.

übel zufrieden sein, daß er eines Kaufmans und bürgers Dochter auß Florenz zu sein Weib haben solt, und sie für Ir Königin und haben ain weil vermaindt Ine deßhalber nit anzunemen noch für Iren König zu erkennen und haben gewolt er solle sie in ain Closter thuen, und ain andere nemben, und sonderbar dieweil sie wol 7 oder 8 Jar gehabt hat, das sie faiste halber nhie kein Kind gemacht hat, das sie sorg truegen er würdt on Erben sterben, jedoch hats an der letzt angefangen Künder zu machen, und hat Im nunmehr 3 oder 4 Süne tragen das Im yetzt von Herzen lieb ist. Also hastu diese History des glickes, und das Ich wider auf die angefangene kumb, Ich lag 13 tag zu Florenz zu sehen, wo doch der Borbon auß wolt, der gar verzweifelt war, het nit Proviant noch gelt, villweniger kain obedientia nit, das er sich als ein erfarner Kriegsmann umb so gewaltig Stett und in so ain mechtig Lanndt nit begeben darff als Florenssa, da war er benettigt, der Feindt Landt zu fliehen, und die Freundt zu suechen, damit er sein Exercitum nit in pericul setzt, und namb den weg auf hohen Siena und in Ir Lanndt, da die das sahen, da suechten sie weg und persuasiones, das sie den Borbon mit sein Exercito auß Irem Landt fürbaß schieben mechten, auf Iren Nachtbarn, und gaben Im gellt und Proviant, und persuadierten den Borbon, er soll sich aufmachen, und in das Königreich Neapolis das frei von Feinden, das ist des Pabst Liga mit den Potentaten in Italia, darüber Obrister wardt (nach absterben Joanni de Medicis des yezigen Herzogs von Florenz vatter) der obgemelt Herzog von Urbino, und dise Ir armuet und hunger war ursach daß sie fort euleten, damit sie nit etwan belegert wurden, und eyleten dem Königreich Neapolis zue, da sie gellt, Proviant und entsetzung auch alle notturft gehabt hetten. Nun wollten sie in das Königreich, so mußten sie zuvor über die Tyber, und an den orten da sie übersolten, da war sie Inen zu groß, und sie waren zu weit für sich komen, daß sie nit mer hindersich kundten, dan die Feinde waren Inen zu nahendt auf dem Halß, und die von Siena hatten Inen vill Proviant zue gesagt, da sies auß Irem Lanndt brachten, da hetten sie Inen ungern ain stuck Brott nachgeschickt, Also das der Kayserlich Exercitus ganz machtlos war, und noch Graß fraßen vor Hunger, dan sie lenger dan in 8 tagen kain stück Brott nhie gesehen hetten, darumb eylten sie für sich dem Königreich Neapolis zue, und wiewoll sie weder schifbrücken oder der dings kains mit hetten, so sezten sie doch Ir thuen zu Gott und auf des Kaysers Partei und anhang, die Colloneser würden sie nit verlassen, und nit weit von Rom, das sie über die Tyber muesten entgegen-

komen, und Inen ein Brucken über die Tyber machen, daß sie den Feindten darüber entwischen mechten, das war Ir vorhaben und hofnung.

Nun gleich zu derselben Zeit, da kriegt der Pabst Clemens mit denselben Collonesern zu Frisolona gegen dem Königreich Neapolis zue, und thet Inen sehr großen schaden, verhöret und verprennet Inen das Landt wuest, da legte sich der Vicere von Neapolis in die sachen auß Bevelch des Kaysers und vertrueg die Colloneser und den Pabst mit einand, und machet nit allain Fridt, sondern das yeder thail sein Kriegsvolk abfordern und gar urlauben solten, das thet der Pabst, forderte seine 4000 Schweizer ab, und schicket sie wider haim. Er hat 5000 Italianer, die hieß man die Bandicei Negri, die hat Johanin de Medicis woll ain Jar 8 oder 10 beyeinander gehabt. Es waren die Bösesten und erfarnisten Pueben in Kriegslauffen die da in langer Zeit nit beyeinander gewest waren, welche sich allerding understehen dorfften, das aber war ist, so wolt der Pabst mit dem Kayser und Collonesern Fridt haben und die Artickel in allen Dingen halten, wies der Vicere Mincrafal, (waß ain Niederlender und Teutscher Feindt) gemacht hat, und versach sich vom Kayser und den seinen nichts böß, sondern alles guetts, und vermeint Inen solle auch dasselbige gehalten werden, wie billich gewest were, und fordert dieselben 5000 Italiener oder schwarze Fendl auch ab, und das sie gehn Rom kamen, wie und sie dan kamen, und Ich sie mit augen hab ainziehen sehen, und das Ire schwarze Fendl im Kott hernach zugen auf der Erden, von wegen Ires Obristen Johanin de Medicis der in Lombardia starb.

Da sie nun gehn Rom kamen, da gab man Ihnen unverhofft urlaub, und zalet sie übel mit abrechnung und aufschlagung der Besoldung, wie man dan an allen Höfen böse Vinanzer findt, die Irs aignen nuz halber dahin genaigt sein, yederman das seinig abzubrechen, das eben Jacob Salviati thet, der Pabsts Clements schwester zue einem Weib hett[1]), und derselb arglistig böß Jud oder Kaufmann, wie man sie nennen mueß höflich darvon zu reden, der guberniert die ganz Kirchen und alle Ding absolute in sein nuz, derselbig prach Inen ab, und schlueg Inen auf, unangesehen das sie so vil Jahr treulich gedienet hetten, welches Inen auch wehe that und übel verdrüßen, und waren sogar erzirnet und verpittert, das sie mit dem beherzten gemuet, und langer erfarnuß die sie hetten, sich understehen dorfften die Kaufleutprucken in Rohm zu plündern und wolten in Rom das

[1]) Vielmehr Lucrezia Medici, die Schwester Leos X.

undter über sich keren, das man sie mit gewalt auß der Statt treiben muest, das sie mit unwillen hinweck zugen, und Rom schwuren alles Leidts zue thuen, und lüeffen gleich alle mit einander dem Borbon zue. Da der Borbon das vernamb das der Pabst kain Kriegsvolck het, sonder die alle mit einander mit unwillen abgeferttiget hette, auch kains nit umb gelt noch sonnst mehr bekomen mecht, da ersahe er sein vortail und namb ein Herz, und zuge unversehner Ding auf Rom zue, der Hofnung wo er Rom nit erobern kundt, so wolt er doch außerhalb Rom über die Tyber komen über die Prucken ponte molla vor unserer Frauen de popolo Thor, mehr dan ain teutsche halbe meil wegslang von Rom.

Nun wie das der Pabst höret, das der Borbon auf Rom zuge, und er sich ohne Kriegsvolck fandt, auch davon nit mehr bekommen kundt, da schicket er sein Pottschaft zuem Borbon, was das wer, das er In ungewarnnter Ding, als ain Freundt des Kaysers überziehen wolt, und er het mit dem Vicere an statt des Kaysers Fridt gemacht, den wolt er auch halten, darumb het er sein Kriegsvolck auch geurlaubt, und er het mit Im Borbon nichts zue thuen, Er stuendt in guettem Fridt und ainigkait mit dem Kayser des wolt er sich halten, und des Viceres zuesag.

Darauf antwort der Herzog von Borbon dem Pabst, und sagt es gieng Ine nicht an, was er mit dem Vicere tractirt oder beschlossen hett, Vicere de Neapoli wer so woll ain Diener als eben er, und er hette Im nicht zu gebietten, Er geb auch nicht umb In, er wist woll, was er thuen und lassen solt, und trucket stets auf den Pabst zue damit er in Rom komen mecht, ehe In die Feindt ereylten, die Im auf dem Fueß nachzugen. Da sich der Pabst dermaßen beengstiget sahe, da wist er nit wo auß, dan er kundt kain Kriegsvolck nit so erbringen machen, so waren die schwarzen Vendler zu den Kayserischen verloffen, da fienge er an auß verzweiflung zu risten, und sich mit seinen aignen todtsfeinden zu wöhren, und botte aller welt in Rom auf, das da spieß und stangen tragen mecht, das soll die wehr nemben zur Rettung der Statt. Nun wer waren die, mehr des Pabsts Feindte dan Freundt, dan es waren Teutsche, Spagnoli, Niederlender, Neapolitani, Lumbardi, auch Romani selbst, und die grösten und mechtigsten, die dem Kayser anhiengen, dieselbigen sahen das Ding alles gern, und war Inen ain haimbliche Freyd, das dem Pabst ain Kappen kaufft soll werden, vermainten dadurch groß, reich und mechtig zu werden, so der Pfaf undtergetrückt und castigiert wurde, vermainten nit die narreten unsinnigen Leut, so das Kriegsvolk mit gewalt in Rom kam, das man Inen etwas

thuen sollt, darumb das sie Kayserisch weren, sonder gedachten es solt alles ob dem Pabst und seinen Pfaffen ausgehen, und fandt vil narrete Romaner die kauffeten und kochten das Beste der Welt, auf des Kaysers Kriegsvolk, so das in Rom kemb, das sie Inen Ehr erbietten mechten, vermainten sie mit ainem mall abzurichten, da war jemandts in Rom von oberzelten Nationibus, der als Kayserisch die wehr wider Ine Kayser oder sein Exercito nemben wolt, und so sie schon mit Iren wöhren auß Forcht auf des Pabsts gebott erschinen, so war es Inen doch nit umb das Herz, sie hettens auch villweniger im sinn, das sie alda bestendig bleiben wolten, sonder Iren haimblichen abzug nemben, so dorfften sich der Franzosen Partt und anhang in Rom auch nit rieren, und die Ursiner allain, mit Iren anhang genuegsam gewest weren, des Kaisers Hoer auß Rom zu behalten, wans schon dreymal so stark gewest were. Aber die Ursiner und der Franzosen Partt, den gefiel das Ding haimblichen nit allain woll sonder sie wolten sich von des Pabsts wegen in kain pericul begeben, noch villweniger wider Iren Herrn den Herzogen von Borbon einlassen, und trugen auch für sorge, als weise Leut, sezeten sie sich wider den Kayser, oder sein Exercito, so wurde des Kaysers Volk und anhang in der Statt Rom, zu dem Exercito Caesaris hinaus fallen, und Inen in die Statt helffen, so wurden also die Kayserisch, sie die französischen und Ursiner, überfallen und zu tode schlagen. Auß diesen Ursachen saßen sie stiller, und behuelt ain schwerdt das ander in der scheiden, auß diesen Ursachen gewan das klain, gering Kriegsvolck diese Statt Rom, ohn ainichen Widerstandt, außgenommen 4 oder 6. Fendle besoldeter Italiener und anderer Nation, die dannocht der Pabst in ainer eyll von schneiderstuelen und andern Handwerkern aufbracht hette, solle man sich aber gewört haben, nach ernst und von Herzen, das Volk, das sich zue Rom wider Iren willen von allen Nationibus und Romanern mustern haben lassen pro forma davon warlichen weit über 50000 waren, und mit so köstlichem schön Harnisch, wehren und andern Dingen, sie hetten des Kaysers Volck aus Rom behalten, wan sie zehenmal so stark gewest weren, aber das verfieret die narreten Romaner, das sie vermainten das spill würdt nur ob dem Pabst und seinen Pfaffen außgehen, und wereten sie nicht nit, dan was sie forcht und ehrenhalber thuen muesten.

Und ließen also des Kaysers Exercito Rom gewinnen, am 6. tag May, im 1527. Jar, und da der Exercitus in Rom kam, wiettet, dobt, und hette in der gerechten Handt sein wehr, in in der andern ein stuck Brott, das sie vor den Beckerleden oder in Iren häußern im einfall genomben hetten, das aßen sie im

Lauffen, wie das wiettig, hungerig gestorben Vich, da luffen die Romaner eines Theyls auß Iren Heusern heraus undter sie auf die gassen und zeigten sich fur guett Kayserisch an, und dancketen Gott dem hern, das ainmal die stundt kommen were, das sie von dem Pfaffen dem Pabst erlediget wurden, und sie batten sy, sie sollen in Ire heuser hinein gehen, da wer Inen essen und trinken, Pett, gewandt und Fußwasser zuegericht, aus rechter inbrünstiger Lieb und charitet, denen sies von Herzen gunneten, und vermainten die Romani der geyzige, hochtragendt Spagnol und Kriegsman der solle sich mit der suppen benuegen lassen.

Aber da der Spagnol Inen genueg geessen und getrunken hatte, da tractieret er den narreten Romaner nach seiner verdienstnus, und namb her des Romaner weib, kinder und töchter, und wolt ain weil seines gefallens auf den weißen untergelegten Leilachen mit Inen scherzen und kurzwillen. Er saget, Haußherr, gib uns als des Kaisers gethreuen Dienern gellt her, als ein guetter Kayserischer man, damit wir mit den schönen Mädeln triumphieren kunden, dan der Kayser ist uns sovil schuldig, leihe uns diewill dar, Ir. Majt. würdt dirs schon wider geben. Da der Romaner das hörte, sahe und erfuer, da gedacht er erst an der lezt und zue spatt an sein begangene Thorheit, und da das spill an den armen verthanen Pfaffen nit ausgehen wollte, sondern über sie reiche Wucherer, und hetten es gern wider remediert, aber es war Inen unmöglich und zue spatt, und wolten erst anfahen dem Spagnoli und Kriegsvolck vill predigen, ob sie solches als guette Kayserische gewertig sein solten, das wer ye unbillich, da saget das Kriegsvolk, du falscher Laur, gib gellt her, oder wir wollen dich bey den Hoden aufhengen, es ist erlogen das du guett Kayserisch bist, dan werst du's so wehrtest du dich nit uns seiner Maj. gethreuen Dienern so vill Monat soldt darzuleihen, wir wollen einmall gelt haben, nit allein von dir sondern vom Kayser selbst, so er da wer, und namben die Romaner mit Iren weibern, kindern und töchtern, und gingen Ires gefallens mit Inen umb, schezten, prannten und marterten sie so lange und so vill, biß sie Inen all Ir vermögen gaben, und plünderten sie, fuerten Inen weib und kündt hinweck, erwürgten und erstachen sie, da war all ding frey und preiß, biß an den 13. tag, und das war böß und erbärmlich, so sich jetzt ainer von ainem gelöset hette, so lauft er von Im, so kombt ein ander Kriegsman an In, und schezt In von neuem, also das offt ainer nur 10 mal gefangen und geschezt ist worden, und wan er an der letzt nichts mehr gehabt hat, so haben sie Ine erstochen, oder da sy es ainem nit glauben haben wollen, so haben sie ainen

so lang gemarttert, bis er Inen in den Hendten gestorben ist, dan kein threuen und glauben bey diesem Kriegsman nit war. Aber het mir Pabst Clement allein gevolgt, so wer es zue dem Jamer und nott gar nit komen, dan wie man am 6. May, da war am Montag Rom überzug mit dem Sturm, das war Ich am 5. tag das war am Sontag nach essen bei Ir. Heyl. als ein geforderter, da sahen wir in des Pabst Camer, hindter dem Belvidere bey des Medici Palast oder Lustgarten den Vorzug oder anteguardia auf die Wisen herab ziehen, das Lager schlagen an die Tyber, da fragt mich der Pabst, was mich guett gedunket, da antwortet Ich Ime mit kurzen wortten, das er sich mit Inen vertruege, und zufrieden stellet, dan sie kemen an ein heimblichen Verstandt daher nit, und wären sie so keck, das sie Ir Heyligkeit so truzlich undter augen und für die Statt sich belegerten, so wurden sie solch Ir manlichaitt unversehener Ding erzaigen wollen, und wurden so truzlich sein, auf die heimbliche Verstandt und vertröstung, das sie die Statt unversehener Ding mit dem sturm anlauffen wurden, so het sein Heyligk. kein Kriegsvolk oder yemandts in der Statt, darauf sie Ir Heyligk. vertrösten dörffen, Es wer eytell genöt Volk zu der gegen wehr, und weren nit allein der partt verwant, sondern auch unerfaren Handtwerksleut, die da der Kugel umb die Ohren nit gewohnt hetten, und so baldt sie die hören wurden, so wurden sie all Ire wehren fallen lassen, und darvon fliehen, so wurde Ir Heyligk. verkürzt werden, darumb wer besser, sie ließe sich in ein Vertrag mit Inen ein. Da antwort mir der Pabst, wer zu Inen reitten wollt, ob ich der sein wollt, da sagt Ich ja, Ich were zufryden, so Ir Heyligk. mir drey Ding thuen wolten, da fragt Ir Heyligk. was das wer, da antworttet Ich Ir Heil., das erst wer das sie mir warhafft anzeiget den anfang biß an das endt, was sich zwischen Ime Pabst und dem Borbon und ganz exercito bis auf die stundt verloffen hette, oder was zwischen Inen gehandelt war worden.

Das ander, was Ir Heyligk. entschlossen were, für conditiones mit Inen ein zu gehen, und was gestallt sie ein concordj mit Inen annemben wolt.

Zum dritten, wie und was gestalt sie mich versichern wolt, was und Ich dem Exercito in namen Ir Heyl. für schluge, das es von Ir. Heyl. also verzogen solt werden, an ainiherley mangel oder felen.

Darauf sagt mir der Papst mein fürschlag gefuell Im, und er wolt sich darauf bedenken, und Ich solt heimgehen und daheim belaiben, und kain tridt auß dem Haus gehen, damit so

sein Heyligk. nach mir schicket das man mich daheim fendt, und gab mir drey seiner Edelleut (oder palphornieri genannt, die ain Pabst tragen und auf sein Leib wartten) zue, das sie mein Herberg lernten, damit so man mich eulents haben wolt, das sie mich wisten zu fünden. Ich gang haim, und blib mit schwerem herzen daheim, dan Ich allen apparat und Kriegsrüstung und gegenwehr gern gesehen hette, Aber Ich muest Ir Heyligk. gebott gehorsamb sein, und verlur den ganzen Suntag den tag dahaim mit wartten, doch stige Ich auf das Dach und in einen Turn umbs hauß, darin Ich über Rom sehen möcht in die Weit, des Kaisers Kriegsvolk an zu ziehen, aber mein wartten war umbsunst, und der Pabst wolt sich im Palast Sti. Petri nit mehr vertrauen, sonder gieng, umb Vesperzeit auf der Mauer in das Castell, da blib er also. Zue morgens am Montag 6. May vor tags, da ristet sich des Kaisers Volk zum scherz, mit Iren Laittern und wehren Rom zu besteigen und zu gewinnen als dan geschahe, und fuel ain Nebel an, der weret vast biß umb 7 Uhr, das Ir glick war, und Inen den Victorj in die Handt gab, das die Burgo St. Petri erobert wardt, darauf sie ruheten von 7 Uhr an, bis gehn Vesper Zeit, da fiengen sie den sturmb widerumb an bai San Spirito. Noch dannocht warttet Ich stets im hauß, wan Ir Heyligk. nach mir schicket, aber der Pabst vermeinet nit das sie Rom so liederlichen und bald gewünnen solten, dan er hat wider in der Statt ain 5. 6. oder 7. Vendlen welsch Soldaten gelegt, so hat er signor Lorenzo de Nucera und sein Sun signor Paulo, dergleichen signor Horacio de Balnionibus, als Obriste Haubtleut in der Statt Rom etwan mit ain 4. pferdten (sic!) aufs maist, die ritten stets hin und wider, das gebotten Volk an Maurn und allethalber zu der wehr an zu stellen, welche Obristen das aller nöttig ist nit versehen hatten, das sie an jeder Prucken über die Tyber ain schwipbogen abprochen hetten oder eingeworffen, so hetten sie so bald nit über die Tyber, und in die Statt kommen künden, hetten auf das wenigist ain tag zwey oder 3. sich umb die Prucken muessen schlahen, darwill weren sie nit allain zue hunger gestorben auß der großen obengezaigten noth, sondern auch es wer Inen vill gedachte Liga, der Duca de Urbino mit dem mechtigen exercito auf den Hals gewest, das sie weder für sich noch hinder sich kund hetten, wie dan derselbig Duca am dritten tag, das ist auf den 9. May mit allem sein exercito zu Ysola das ist bey 2 teutsche meil vor Rom ankamb, und alda etlich wenig tag lage, und von stund an ohn alle Ursach wider abzug, und lüeß den Pabst im Bad sitzen, und daß war ain Ursach, das der Pabst sich so liederlich nit geben wolt, das er sich

auf den Duca de Urbino vertröst, und verluesse sich Ir Heiligk. umbsunst.

Nun umb Vesperzeit, da schicketen die Romaner und Senato zue mir, und zuvorderist zue dem Durchleuchtigen, Hochgebornen fürsten und Herrn Marggraf Gumprecht von Brandenburg, der ain junger fürst was von 18. oder 19. Jaren ungeferlich, und luessen uns beyde bitten, das wir zue Inen in das Capitoli komen wolten, da wolten sie sich mit uns beratschlagen, wie der sachen zu thuen were, sie wolten sich vill lieber vertragen und etwas geben, damit der Exercitus ohn schaden hinweck zuge. Ich wolt nit kommen, sondern des Pabstes erwarten, da schicketen die Romaner zwaimal nach mir, und der jung Margraf, die ließen mich so hoch bitten, das und Ich in dieser Irer nott zu willen wurdt, Also saß Ich auf mein gaul und ritte zue Inen in das Capitoli den Margrafen zu fünden, da beratschluegen sie sich mit einander biß schier 6 Uhr was gehn Nacht, und beschlussen, das die obristen Conservatores der Statt, mit sambt hochgedachtem Margraffen und mir, hinauß solten reitten in Exercito mit unsern Trumettern, zu den teutschen und Obristen, dan Borbon war zuvor umbkommen, und solten von Inen versten, ob man mit Inen zue ainem verstandt komen mecht, und wie wir im Capitoli ausritten, da hets schon 6 geschlagen, und nahet gegen 7 Uhr gehn Nacht, und ritten ob hundert Pferdten mit uns, dan vill leut sich anhencketen, als die fürwizigen Welschen, die in kain Ding kain maß halten, die wolten hinauß in Exercito zue sehen, wie es da außen zuegieng, und hetten bei 4 Trumettern die ritten voran, und die Conservatorj auf sie, der Herr Margraf und Ich ritten hindten nach, zu reden und disputieren, wie sie für zue bringen und anzugreiffen were, damit wiers woll außrichteten. Da wir auf den Ponte Sisto kamen, da handleten meine ehe gemelten Italianer ohne alle Ordnung voran, und wie sie auf halbe Prucken kamen, da prach der ganz kayserisch Exercitus gegen uns daher, und erstachen und erschlugen wen sie ansichtig waren, da namben sie auf der gassen yemandts nit gefangen, alle welt muest sterben, das sahe ich nur, und warf mein gaul umb, und saget gegen den frumen jungen fürsten, mir nach, haimwarz zue hauß an unser sicherhait, da ist nit zeit mehr zu reden, wir werden kain Exercito nit auf halten, es ist umbsunst und verloren, sonder werden erschlagen wie die andern, und bracht den Margraffen haimb in sein hauß, und kundten nit abstehen, noch die haußthir so schnel zuethuen, der ganz hauffen trucket hernach, da war das hauen, stechen und erwirgen, von Allen, Waib und Kindern das zu erbarmen war, und vill er-

schrecklicher zu sehen, dan da muest alles sterben was auf der gassen gefunden wardt, es war gleich jung oder alt, waib, man, pfaf oder Münch, da galts alles gleich, auch was mit uns ridt, und vor unß auf die Prucken kam, das wardt alles erschlagen. Und waiß das auf dieselb Nacht auf der gassen und in den häusern hin und wider erschlagen wurden, mehr dan 15. biß in die 20 000 Man.

Nun am 7. tag Maij, da fing man an am Morgen vor tags, auch in die Nacht, die gewaltigen Cardinalsheusser und andre gewaltige Pallacio zue stürmen, zu plündern, auch das Castel zue belegern und zue untergraben, also das sich der Pabst aller seiner hofnung bloß fandt, daß er am 21. tag seiner Belegerung[1]) auß gemelten ursachen aufgeben thet mit anhangenden Pacten und condicionibus und von den dreyen Nationibus die Obristen Irer haubtleut in das Castell verordneten mit drayen Vendlen. Aber unsere Teutschen wolten beim Wein und nit im Castell sizen, das sie den Spaniern die Ehr allein verluessen, unser Nation zue Spott und schaden, und da das Castell offen war, und man anfieng zue handeln, da bedarffte der Pabst und Teutschen aines Interprete der alle Ding dolmetschet, da fuel der Pabst und Landsknecht auf mich, mir unwisset, und wardt auch zue solchen schweren Officio als ain ungeübter solcher hendel dahin getrungen, das Ich solch schwer und geferlich sachen über main willen annemben muest. Ich habs auch dermaßen verricht Gott sey Lob und Dank, das ich nit weniger Dank und Remuneracion von den Kayserischen gehabt habe, als von den Päbstischen oder Pabste, dan Ich meine sachen allemal frey rundt außrichtet, und gabs nachmalen Inen zu bedenken, die es antraffe, was man mir zuvor Antwort gabe, das brachte Ich auch an sein gehöriges ortt. Also hast du ain Underricht, warumb mir der Pabst offt ein mehreres klagt het, dan ainem andern, oder warumb Ich mit seiner Heiligk. so vil gemainschafft gehabt habe, und ohne rhomswais zu reden, Ich hab offt des tags ain 10. oder 13. mall und mehr dan mir lieb gewesen ist, bei seiner Hlg. der fürfallenden geschefft halben sein müssen, dan Ich ob den 6. ganzer Monaten all Kriegshendel zwischen dem Pabst, dem Kaiser und andern Nationibus et potentatibus verrichten hab muessen.

Die arglistigen Spanier die richten stets unser teutsch Pfliegsamseln an, die da nichts andres singen kunden, dan gellt gelt,

[1]) Die Rechnung ist irrig, da die Capitulation des Papstes am 5. Juni abgeschlossen wurde.

und was man Inen sang und saget, so wars alles nichts nit, sonder da wolten sie schlecht gelt gelt, es namben es die kayserischen Räth gleich wo sie wolten, und fiengen an alles das Übel zue thun, und viel ärgeres als der Türk selbst gethan hette, und kam ein großer unerhörter grausamer sterben in Rom, und under sie, das des tags an der schelmischen Pestilenz ob den 3. u 500. Person sturben. Also handelt der Pabst so vil mit des Kaysers Räthen und Regenten, das der Exercitus auß Rom ziehen solt, damit man widerumb practicieren mecht das man gelt kundt machen, so wolt sein Heiligk. etlich Stett und Flecken dem Exercito einantwortten, darin sollen sie dieweil ligen, Ires nuz und gefallens, so lang biß der Papst sie gar bezalet, und soll auch sein Hlg. und das Castell zu Rom dieweil biß zue volkombner Bezalung verwaret werden von den kayserischen zu Ir sicherheit, Und wardt Inen den Landsknechten und Spaniern Narnia eingeben, mit sambt Irem Landt, Stetten und Flecken.

Nun wie der kayserisch Exercitus mit sambt des Pabst Commissarien hinauß zugen, und die Stett und Landt ainnemben wolten, damit Rom von peste und andrer immundicia rain und practicabilis werden mecht, da lueß man Haubtman Wendel von Meyer da, mit ainem fendel knecht, das sie auf den Papst und das Castel warten sollen, mit sambt den andern Nationibus verordnetner Haubtleut und Kriegsvolk, und zug der ganz hell hauffen auf Narnia zue, ist etwan ungeferlich bey 10. teutsch mail, ligt die Statt an ainem felsigen Berg hinan, und an der andern seitten da rindt der bess wittend fluß oder wasser Narnia, also das die Statt von natur stark ist, und gar seer bese Pueben alda sein, und so groß franzosen und Kaiser feindt, als in ganz Italia nit sein, vast alles Kriegsvolk. Da sie das erfueren die von Narnia, da macheten sie Ir Statt mit Pollwerk und andrer Kriegsrüstung stark, und besezten die Statt mit 13. oder 14. fendl welscher guetter soldaten, und da der Exercitus Caesaris kamb, da wolten sies schlecht nit einlassen, und stelten sich zur wehr, also daß des Kaysers Exercitus die Statt mit gewalt gewinnen mueßt, und mueßten sie stirmen durch vorgenandten besen schnellen fluß Narnia, und verluren 3 sturm daran, am viertten da eroberten sies mit gewalt, und erstachen frau und man, künder und alt, was sie fanden plünderten, zehörtens und verprenntens jämerlichen, wie man es dan auf den heutigen tag siht, und blib der Exercitus daselbst und im Landt ligen, zu losiren ad discretionem, id est sine discretione etwas bei 6 Wochen da wolt kain gellt nit komben, und erschien stez ain Zill über das andere, an Bezalung, da war der Exercitus auf

im September, und zug aller mit einander in Rom umb Ir bezalung, und namben alle heuser und pallaci ein, und wollten da essen, trinken und das beste von den Romanern und meniglichen umbsonst haben, und wolten darzue nit bei der magt, sonder bei der Patrona und Dochter schlaffen, und thaten alles das sie thuen und erdenken kundten, mit Prandt, schezen, rauben, stellen und vergewaltigen, mit sambt allen besen stucken, da war kain Regament, straf oder ordnung nit, da thet alle welt was ainer wolt, da dorffte Im kain Obrister oder Haubman nicht darein reden. Nun Ich und andere Verordnete, handleten so vil mit dem Papst, das er mit Rom und dem armen Volck ein erbärmnuß haben wolt, und weg und mittel erdenckten, das sie bezalt wurden, und Rom von der tirannide erleset wurde, das der guett Pabst dahin bewegt wurde, all sein Silbergeschirr und aller Prelaten im Castello mit sambt Sant Peters Reliquia zerprechen und zerschlagen wardt, und wardt Angelo schaur aim teutschen verdorben henselin und teutschen feindt geben, der verstandt sich auf's minzen, und war auch Minzmeister in Rom gewesen, der wardt auf dißmal der maßen wider reich, dan der Papst gab Ime alles vergüldts silber, für schlechts Pruchsilber, da schlug er grob rauche Plagauner auß, da ainer ain Kronen 2. oder 3 gelten seins gefallens, da redt Ime yemandts nicht daran ein, Er schaidet das golt davon, und thet darnach dem guetten silber mit anderer Betruegerei sein Zusaz, also das er zwiefachen gewin hette, auch dasselbigmal sovil gewan, das er in ainem Jar, darnach er mit sambt denen im Hof, dem Vicere zue Neapolis ob den 40. oder 50 000 Cronen liehe, auf den Verkauff des Soffran zue Neapolis, auch die am Hof Ime ein Päßlen zue aim waib gaben, wie er sich aber mit Ir gehalten hett, das waiß niemandts bess dan sie, und Ire freundtschaft, dan sie wolt sein nit mehr, und muest zue Nirnberg hinweck, kamb wider gehn Neapolis in armuet, da ist er in der gefenkniß gestorben, das war sein rechter Lohn und ende.

Nun man machet sovil gelts mit aller marter, das man zwey monat soldt zusamen bracht, damit man doch die unfletter ain wenig stillen mechte, die gab man Inen, und der Pabst sagt Inen zue, in Monatsfristen oder 6. wochen den ganzen rest zu bezalen, darumb wolt er Inen bürgen sezen und geben, wo ers nit zalt, das Diselbigen zalen solten, die dan umb 3. oder viermall sovil genuegsam waren. Sollich Concordj namen die Landtsknecht an, und waren fro, dan in Rom dorfften sie nicht zeren, sonder da muesten Inen die Romaner und Ir Haußherr für sie alle notturfft geben, es kostet was es wollt, so muest es da sein,

oder der Haußherr dorft sich nit sehen lassen, und alles unglicks gewerttig sein, und hat offt ain Romaner ain tag in den andern, 10. 20 biß in die 30 Cronen außgeben, zu unterhaltung der bestia mit seiner fresserei und Ladtschafft, das er stettigs vermeindt, das wesen würde nit lang weren, so wolt er Inen von aines klain wegen nit waib und kindt behendigen lassen, eher henget ainer immer daran, mit der hofnung das bald ain endt nemben wurdt, biß er gar verdarbe, und sein guett zehenmal wol leichter khaufft hette, dan das er diesen unchristlichen und unglaublichen unkosten thuen solt, zu erhalten der truncken Bestia fresserei und gasterei, die da vast bei 10 ganzen Monat weret, und galt das schaff Korn 32 Kronen. Nun sie namben mit dem Pabst die Concordj der Bezalung halber an, und schlembten und dembten darauf, da stellet Inen der Pabst diese 6. Bürgen zue, Johan Matheo Erzb. zue Bern oder Verona, Johan Maria Erzb. Sipontinus, das ist der jetzig Pabst Julius der III., Anthonius Puzius den man nennet den Bisch. von Pistoja, und den Erzb. von Pisa, des Cardinals Rudolfo Brudern, Jacob Salviati ders Pabsts Clemente Schwester zue aim waib hette, ain überauß reicher Florentiner Kaufman, auß des Mundts Ich zum offtermalen gehört habe, das er saget, er hette zum dickermalen mit dem Könige von Frankreich ain wechsel getroffen, und ain Million gelts. Nun wie die Landsknecht zue friden waren, diese obgemelten Bürgen anzuenemben umb den Rest, der da etwan bei zweimall hundert tausend Cronen war und nit mehr, da huelten sie zue Rom auf dem Platz campo flor genandt gemain, und verordneten mich hinein zum Pabst in das Castell zu gehen, das Ich dise Bürgen in namen Ir, von Im Pabst annembe, und zu Inen herauß auf den Plaz fieret, und gaben mir zue Haubtman Diepoldt Heflen und Sebastien Schertell mit sambt bei 200. woll gerister Doppelsölder, die sollen Inen gesellschaft thun, und herauß belaiten in den kraiß. Und wie Ich in das Castell kam hinauf in den großen Sall, und da gieng der Pabst auß seiner Camer gegen mir herauß mit seinen Cardinelen und Prelatten, und fragte mich was ich wolt, da antwortte Ich Ir Hlg. die Landtsknecht weren auf den Plaz Campo di flor versambelt und hielten alda gemain, hetten mich zue Ir Hlgk. geschickt mit sambt gegenwertigen Haubtleuten und Doppelsoldenern Ir Hlgk. anzuzeigen, daß sie mit den Bürgen zue friden weren und wollten die annemben, und Ir Hlgk. soll mirs überantwortten, so wolt Ichs mitsambt denen Haubtleuten und doppelsoldnern hinauß zum hauffen belaitten, und den gemain in Ir verwarnung überantwortten. Da saget der Pabst mit wainen-

den augen, da stehen sie, nemt sie mit Euch hin, und laßt Euchs befohlen sein, und will Euch nit allein die Bürgen geben, sonder unser aigen Person darzue, und erbutte sich mit unß zue gehen, und gieng woll 3. und 4. tritt mit unß fur sich, da batte Ich und die Haubtleut sein Hlgk. das er solle stiller stehen, und alda belaiben, wir dorfften In nit mit unß nemben, wir hetten des kein befelch, wurden es auch nit thuen. Da gieng er über den großen Sall mit unß biß zue der thir, das er stettigs wainet wie ain jung kindt, und bitten thet, das wir In mit unß nemben wolten, das wir ohn underlaß stettigs abschluegen, und mit den Bürgen für druckten, das wir von seiner Hlgk. kommen mechten, dan dieweil die Landtsknecht auß dem schloß waren, und Spagnoli das allein inhielten, da vertrauet er sich gegen Spagnoli gar nichts nit, und truege sorg, das sie bei der nacht etwan haimblich ain schiff für das Castell kommen macheten, und das sie Ine durch die haimbliche thir die auf die Tyber gieng in ain schiff setzen wurden, und mit Im gehn Neapolis oder Hispania zue fahren möchten, das er nit mehr ans tags Licht kämbe, darumb wer er gern auß der Spanier handt gewest, und sonderbar des signors Largons, der ain alter erfahrner listiger Kriegsman was, und auf den Pabst gericht und geschmizt, welches er sich bei den Landtsknechten nit besorgen hett dörffen, darumb hast du oben anfencklich von mir vernomben, das sein Hlgk. sehr übel zuefriden war, das die teutschen das schloß dermaßen verlueßen, und sich umb (ihn) nicht nit annemben wolten.

Also namben wir die obgenanten Pürgen und fierten sie hinauf in den ring und in die gemain, da überantwortteten wir Inen die, da waren Ire verordnete, die sprachen wir zue, und huelten wir etlich Articl für, und ob sie für den Pabst pirg und selbst schuldner sein wolten, das soll ich Ihnen sagen, und Ir antwort von Inen den Landtsknechten wider interpretiern, das that Ich wie mir befolchen war, da antwortteten dieselben herren Pirgen, Ja sie wollten Pirgen und schuldner sein, darauf wolt die gemain mir die überantwortten und zue verwaren befelchen, die Ich nit annemben wolt, dan es mir als aim Comissarj und von Adel nit zuestuendt, da beschlussen sie, man soll die geißlen fieren in die Canzlei, das ist der groß Pallast in Rom, das der Card. Sangiorgi gebaut hatt, das man iezt nendt in der Canzley oder zue S. Lorenzo in damaso, derselbig Pallast, der was Julii Cardinalis de Collonia, der was zue selben Zeit Vice Cancellarius sed. ap., ain sehr trefflicher dapferer und geschickter man, großer kunsterfarnus, und hohen verstandts, ein sehr kaiserischer reicher Cardinal, und der des Kaysers halben sich im

Collegio gegen den Pabst sezet, und schlecht nit in die gemelt Bündnuß bewilligen wolt, und protestirt wider den Pabst und das Collegi, und zug zuem thor auß haimb in sein Landt der Colloneser da fordert In der Pabst, da wolt er nit komen, da priviert In der Pabst des Cardinals huet, und kamen aneinander der Pabst und die Colloneser super iniuriis, das der Pabst 4000 Schweizer wider sie komen ließe, zu sambt obgemelten schwarzen Pannern oder Vendlen, und ain Exercitum wider sie von 15. biß in die 20 000 stark, und fuel den Collonesern in das Landt, zu verderben umb Frisolona, biß der Niderlender Mincaval Vicere zue Neapolis zwischen Ime Pabst, Kaiser und Colloneser ain fridt machet, und als yeder thail sein Kriegsvolck urlauben solt, wie dan geschahe, daß dem Pabst nachmals zue merklichem spott und schaden kamb, das er über des Viceres gebnen glauben und thrauen vom Duca de Borbon dermaßen unbillicher waiß überzogen, geschezt und gefangen wardt, dem Kayser unwissent, daß aber war ist, so baldts sein Maj. in Hispania erfuer, da wardt sie übel zufrieden, und unmuetig, und wolt in vil tagen yemandts nit zue Ir lassen, luesse alle topezeria an den wenden in Iren gemechen abreißen, und schwarze klagtücher aufschlagen, und schicket von stundan Iren Beichtvatter gehn Rom, den Pabst zu klagen und Ine zu entschuldigen mit ernstlichem Befelch an seine Obristen Haubtleut und Regenten des Exercito, das und sie den Pabst ledig luesen und zügen aus Rom, darauf wardt derselbig franciscaner Münch oder Confessor Caesaris vom Pabst zu einem Cardinal gemacht, und genandt Card. Stae Crucis, und ist der, der da der Pfaffen gebett geendert und verkert oder gebessert hat, das man nendt Breviarium Card. S. Crucis iuxta consuetudinem Rom. Curiae.

Da legt man dieselben Pirgen in desselben Cardinals Colonna Palast, in zwo Camern, die hetten kain fenster nit, und ain Porten allain, und zwey starke vergitterte fenster mit einfallenden Liechtern, darin solten sie alle 6 geißler essen und schlafen, und lagen Inen allemal tag und nacht ain fendl knecht vor der Thier wachend, und gaben Inen ein dolmetscher zue, der hieß Haußman, der was von schlegstett, und was in des Papsts Guardi gewest im einfall zue Rom, aber davon kommen, das er nit erschlagen wardt, aber Ihr Haubtman Mock der wardt erschlagen mit vast allen schweizern, über den sein haußfrau fuel zu retten und die Landtsknecht zue bitten umb Ires mans Leben, das er zue aim gefangnen aufgenomben mecht werden, aber da waß von den Landtsknechten kain gehör nit, stachen und haueten in In, biß er zue stücken fuel, und haueten seiner ehr-

lichen haußfrauen bayd hend ab, die sie furwarff, Irem Man die straich aufzuhalten.

Nun die guetten frumben geißler die waren da verwart, und der ehegedacht Card. Colonna, der kam hinein gehn Rom in sein pallast, unangesehen, das der Pabst Ine priviert het seines huets, und sein todfaindt waß, und thet den geißlern alle ehr in seinem hauß, thet In allen Unkoßten der speiß ab, und tractirte sie nach allem seinem Vergnügen, nach gestalt der zeit. Nun Zill und Zeit kamb, das man zalen solt, da war kain gellt nit, die geißler namben außred, begerten erströckung acht tag, die waren beim gemainen unsinnigen tollen vollen man erlangt mit aller marter. Dieselben 8 tag erschienen auch ohne Zalung, da begerten sie aber 8 tag, die wurden Inen schwerlich geben mit großem Unlust und gefahr der haubtleut und doppelsoldner, darüber der unsinnig Landtsknecht schrie von wegen solcher verlengerung der Bezalung, aber dieselben 8 tag erschienen ohne frucht, wie die ersten 3 Termine, darob sich der gemain man ganz erzirnet, und unsinnig ward, lueffen zusammen mit Iren wehren auf den Platz, und holeten die hauptleut mit gewalt zue der gemain, und schicketen nach dem Haubtman, der denselben tag die geißler zue Inen in die gemain und in offnen ring brecht, als dan geschahe. Da man sie bracht da schrien sie warlich heftig über sie, der ain wolts an spießen aufheben, der ander wolts hencken, der dritt der wolt ain kugl durch sie schießen, und erschröcketen die guetten Herrn sehr übel, das sie sahen wie der biter todt, und vor forcht nur umbfallen wolten, Aber die Haubtleut und vom Adel auch doppelsoldner redten stettiges das best darzue, ob man den gemain erlindern mecht. Aber da half es alles nit, entsezten sich ye lenger, ye mehr, wider die geißler, und huelten die Haubtleut (in) verdacht, und schickten den Profosen nach den Ketten, die Geißler daran zu schlagen biß und sie zaleten, also da der Profoß die Ketten bracht, da schueffe (sic!) der gemein man, er solle sie alle 6 darein schlagen, da schlueg der Profoß den Johan de Maria Archiepiscopo Sipontino, der yetzt haißt Pabst Julius tertius, und Johan Mathea Gibertus Erzb. zue Bern[1]), an ain Ketten zuesamen yeden mit ainer handt, den Anthonio Puzio den man nennet Bisch. zue Pistoria nachmals Card. Sti. Quattron genannt wardt, und den Erz. ven Pisa an ain ander Ketten zusammen, des Cardinals Rudolpho Brueder und Jacob Salviati auch an ain Ketten zusamen. Da dies grausam spectacel gesehen wardt, an so großen alten, ehrlichen und mech-

[1]) So wurde also noch damals Verona von den Deutschen genannt.

tigen Prelaten, da sagten die gemain man gegen Irem dolmetscher, Er soll Inen sagen, das sie gedechten und innerhalb 14 tagen zalten, oder aber sie muesten alle an diesen galgen gehenkt werden, der da gegenwärtig auf dem Plaz stuend, und schickten die geißler mit dem dolemetschen und haubtman oder fendlknecht wider zu hauß, mit betruebten Herzen, da mueßten sie tag und nacht an den Ketten angeschmiedet sein und bei einander schlaffen. Dise Tyrannei die weret bei 6 ganzen Wochen, und muesten alle Ire kleider an der saitten auf geschnitten haben bis an das Hemmet, damit so sie sich niderlegen wolten, da sies vom hals herabpringen mechten. Nun da der Termin der Bezalung kam da was gleich woll kain gellt nit da, als das erst mall, dan das war die ursach, die weil der Pabst im Castell enthalten war, dergleichen das Castell von Spaniern ingehabt wardt, da sagten der Kirchen Unterthanen, der Pabst wer nit frey, darumb wolt sich das Land nit schezen lassen noch kain heller nit herausgeben, so war kain obedientia nit da, das sie an der lest woll büessen muesten, da der Pabst wieder frey wurde, umb Ir ungehorsamkeit. So wolt kain Kaufman nicht darleihen. Also muest der Pabst nott und angst leiden bey aller seiner macht. Da nun ain tag oder zwei über die zeit war der Bezalung, da hetten die knecht aber ain gemain, schicketen mich und andere zue den Geißlern ob gelt da wer oder nit, da war leider kains — (Folgt die Wiederholung der Erzählung von der Bedrohung der Bürgen) — Doch die Haubtleut theten all ding zue milt und glimpfen, damit nit handt an sie gelegt wurde, der von Bembelberg darfst nit zue den unsinnigen Leuten, das sie Ine in verdacht hetten, er hielts mit den Geißlern, darumb darffen sie Ime offt des tags durch das hauß lauffen und alles das was nur darinnen zerprechen, also das sich an der lest der theure Ritter nit mehr in seinem eignen Losament finden darfft lassen, sonder muest verstollen in der Spanier Losament hin und wider liegen. Nun es war so viel gehandelt, das Ihnen nach andre 8. tag frist geben wardt, dieselben 8 tag erschienen auch, das gleich so wenig kain gelt nit da war, als das erst mall, und war das die ursach, die herren waren gnugsam gewest umb zwo Millionen gelts, und hettens auch allemal aufbracht in ainem Monat und eher, wan sie ledig gewest weren.

Aber also wolt sich weder Kaufleut noch yemandts mit Inen einlassen, das sie sorg truegen, sie kämen zue schaden, und verluren das Irig darob, so sie sich mit den gefangnen einlueßen, so wolten Ire freundt das auch nit gestatten, truegen sorg sie würden mit sambt Inen darob verderben, und der Pabst und

das Collegium ließe sie sterben. Als Ich dan auß des reichen Jacob Salviati mundt höret, das er mit wainenden augen sagt, Nun mueß Gott erbarmen, das Ich mein glauben der maßen verloren habe, das Ich ain so schlecht gelt, zwei oder drei mal hundert tausend Cronen nit aufbringen kan, und so offt dem König von Frankreich ain Million und anderhalb golts aufpracht, und in 6. Monaten par bezalt habe, wohin ist mein thrauen und glauben jetzt komben.

Nun dieselben 8 tag kamben auch, das die Lanzknecht bezalt sein wolten, und luffen zuesamen auf den Platz campodiflor und berueffen Ire hauptleut zu Inen, die wolten nit komen, da lueffen sie in die heuser und fuerten die hauptleut und Venderich mit gewalt und mit blutigen köpfen auf den plaz, und in den Ring, da wolten sie gelt oder bluett, und schicketen abermal zum haubtman, das er Inen die Geißler in den Ring brecht, da sprachen sie aber Irem dolmetschen zue, er soll sie fragen, ob gelt da wer oder nit, da waren sie bewilligt, sie wolten ain Geißler oder zwen henken lassen, zu erschröcken die andern, und wolten sonderbar die zwen Layen nemben, als Cardinals Rudolpho Bruedern, und Jacob Salviati. Da thaten dannocht die haubtleut als ehrlich verstendig Leut, und wolten es nit zuegeben, das den armen betruebten herren auf dißmal ain Layd geschehe, und sezten Ir Leib und guett für sich, sie zueretten, was Jamer oder nott das war, das hastu zubedenken, und mit was erschrockenen herzen der pabst Julius 3. mit seinen gesellen da stuenden. Da lueßen sie fürtragen, da war kain gelt, sie wüsten auch kains also gefangner weiß nit zue bekomen, und all ding wer umbsunst, man solle Inen gleich thuen wie man wolt, das muesten sie unschuldig leiden, aber die Lanzknecht solten die zwen Layen, als Cardinals Rudolpho Brueder, und den Jacob Salviati als Kaufleut ledig lassen, das sie handeln und wandeln kundten Ires gefallens, so wolten sie die vier Bischöf mit Leib und guet für sie stehen und pirge sein, dan so baldt die zwen ledig weren, so brachten sie das gelt von stundan auf, und noch zwaimal sovil darzue. Da fuelen die haubtleut den Geißlern zue, und sagten es wer ain genuegsam ehrlich erbuetten, und wolten das der gemain solte annemben, dan wisten die 4 Bischof oder Geißler das nit für gewiß wahr sei, so wurden sie Ir Leib und Leben so liederlich für die zwen andern nit verpfendten, und wolten die hauptleut selbst auch pirg werden.

Aber da wollt der gemain nicht vil davon hören, und kamen hefftig an die haubtleut, und weret das toben und wietten lenger dan 5. ganzer stund nach mittag, das man all augenblick ver-

meindt, die haubtleut wurden all auf dem plaz todt bleiben mitsambt Fendrich und Doppelsoldnern, und da sie nichts anders haben wolten dan gelt oder bluett und kain ander mittl nit annemben wolten, da wardt doch an der letzt von den haubtleuten die sachen dahin geschlossen, das man die Geißler wider haimb schicken soll, und das sie in 8 Tagen gellt aufbrechten. Und da was die selben 8 tag der gemain man nur wildt auf die Haubtleut, die sie weder sehen noch hören wolten, sonder nur erstechen oder erwürgen, mit unschuldigem verdacht, sie nemben miett und geschenk und hälffen den Geißlern hinüber, das aber nit was, sondern die ehrlichen Leut bedachten Ir Ehr des Kaisers wolfart und was args oder guetts darauß entstehen mecht auß solcher erschröcklichen Tyranney des gemainen mans, das sie 4. Erzbischof und 2. so mechtig welsch Kaufleut von des schneden gellts wegen so schendlichen umbpringen solten.

Nun da die acht tag herzuestreichen wolten, da schickten mich die Haubtleut und Obristen zuvor zue denselben herrn Geißlern zue verstehen, ob doch gelt da sein wurde oder nit, dan sie sahen die ungeschicklichkeit des groben gemainen Mans, auch die große geferlichkeit Leibes und Lebens, darin sie die herrn Geißlern nit allein stüenden, sondern auch die haubtleut, und sie truegen warlich für sorge, das die nechst gemain, die gehalten würdt, Bluett oder gellt sein wurde, dabei sie ye nit gern sein wolten, und sie betten sie zum höchsten, daß sie allerlei bedenken wolten, damit doch etwas da were von gellt, wo nit so traueten sie Inen nit ohne gefahr in die Gemain zue kommen. Darauf sie nun mir und meinem mitgesandten, die Herrn Geißler zu antwort gaben, sie hetten kain gellt, und wisten auch kains aufzuebringen, sie hetten sich Gott dem Allmechtigen befohlen, es gieng Inen darob was gestalt es wolle. Dise antwort brachten wir den haubtleuten und Obristen, das was der Herr von Bembelberg, die es warlich mit erschrecken annamen, die den jamerlichen ausgang der sachen als weise leut bedachten, und das nit allein den Herrn Geißlern Leib und Leben auf diesen tag aufgehen wurde, sondern auch Inen den hauptleuten Leib und Leben, Ehr und guett, mit sambt der Röm. Kay. Maj. unsers allergnädigsten Herrn ewige ungnad. Und kämen sie auf diesen ersten Gemaintag so wurden sie sehen wider Iren willen an den Herrn Geißlern tödtliche Handt anlegen, bewilligten sies, so wisten sie woll, was gefahr Ihnen beim Kaiser darauf stuende, bewilligtens sie dan nit, so wurden sies mit der Faust und That erhalten müssen, und all todt auf dem plaz bei einander bleiben und dannocht nichts fruchtbares für sie erhalten wurde, sonder das der

Rom. Kais. Maj. heller hauffen zue grundt gieng und darob ganz Italia Landt und Leut verlur, dieweil der Franzos mit so ainem gewaltigen Hauffen in Italien ankomen war, und waren die guetten haubtleut nur laidig und thraurig, und berathschluegen die sachen lenger dan 3 tag, an der letzt entschlussen sie sich, sie wolten bey solchem Jamer nit sein, der Kays. Maj. zue guetten, so verhofften sie dannoch, wan kain Haubtman mit bei Inen were, das sich der doll unsinnig gemain man so freventlichen unterstehen wurde solcher Tyrannei, sonder daß sie sich vil aines bessern besinnen wurden. Und ungefährlichen 2 tag zuvor, da saß der Obrister Herr vom Bembelberg mit samt allen haubtleuten auf die Roß, und ritten zum thor auß, und sagten gegen dem gemainen man, dieweil sie Inen nit volgen wolten, so wolten sie auch nit bei Inen bleiben übels helffen zu stiften, und zugen also zum thor auf Braziano zue, ain vast trefliche Befestigung der Ursiner als in Italia ist, 40 welsch mail von Rom gelegen, in der Herrn Ursiner Landt, da waren sie zue Ir Sicherheit, das sie der gemain unsinnig man nit überfallen solt, all ding zu beratschlagen, wie dem Kaiser dieser ungezembter Exercitus mit sambt Land und Leut und ganz Italia erhalten mecht werden, auch zu sehen, was sie doch auf den bestimbten tage der Bezalung mit den Herrn Geißlern in der gemain anfahen wurden, und waren alle haubt- und Befelchsleute mit Inen hinweck, und da belib yemandts auf erden, dan ich und Caspar Schwegler, welcher Zallmeister war, und Ich Commissari, solten mit Inen handlen, dan Caspar Schwegler mehr an Inen vermocht, dan alle haubtleut einander mit, und wie der tag der Bezalung komen solt als morgen, da luffen sie als heut nach essen zuesammen, und hetten nur ain wiest wesen, da gang Caspar Schwegler ohn mich in hauffen sie zue geschwaigen, es wer doch der tag noch nit, sonder erst morgen, warumb sie dan zuesamen lueffen, sie hetten dessen kain Recht nit, sie sollen auch woll bedenken, wie ungeschickt sie gehandelt hetten, das sie mit recht weder gegen Gott noch dem Kaiser verantworten wurden, darumb weren Ire Haubtleut von Inen zogen, und batte sie, sy sollen doch mittel und weg mit den Herrn Geißlern und Pabst annemben mit hilf und rath Ihres Obristen und Haubtleut nach denen sie schicken sollen.

Aber nach langer Predigt des Caspar Schwegler, da erschluegen sie Ime den Kopf voll große Löcher mit den Schießhaken, und weren nit etlig seine guete Freundt gewesen, so hetten sie Ime gar erwürgt. Ich wolt nach mittag zue den trunckenen bestiis in kein ring nit komen, darum behüelt Ich

auch mein kopf ganz, und war doch auf diesen Abend die sach gestillet, und biß auf den morgen angestellet, da aller jamer zu erwartten war.

Nun am morgen, so baldt der tag herfür brache, da schlueg man umb und gebott aim jeden Landsknecht mit gewertter Hanndt auf den Campoflor zu komben, zwischen 6 u 7 Uhr am morgen, da kamen sie auf den plaz und fiengen ir ungeschickte weiß an, da sies gestern gelassen hetten, und da wolten sie schlecht gellt oder bluett und ain par auß den Herrn Geißlern henken lassen, und schicketen zue dem haubtman Hans Weiskopf, der sie dasselbig mal verwachet, und ain schreier und Pfaffen feindt was, das er die Herrn Geißler auf den plaz antwortten soll in die Gemain.

Nun wie er an die Camerthir anklopfet, 2. 3. oder 4. mall, da wolt Ime niemandts nit antwortt geben, also das er an der letzt die Thir aufbrache, da fand er nit ain mensch in der Camer, sondern in yedem Pett der zwayen Ketten, und ain Laitter im Kumich, und das die Herrn Gaißler davon waren, das was ain wüste Rumor, der Haubtman Weißkopf der muest mitsambt dem ganzen fendel knecht den Zorn des wiettenden hörs entfliehen, da luffen sie all hinein in die Camer und Palast, zu sehen wie es war zuegangen, oder wohin sie komen weren, und weren nur wildt, wolten nur wider anfangen Rom zu plündern, und das Kindt in Mutter laib erwürgen.

Und stuenden lenger dan 5 ganzer stundt bei einand versamblet, wie zue beratschlagen, und des mehren thails rath war erwürgen, plündern und alles übel zue thun, das möglich und menschlich were. Aber die Doppelsoldner und die vom Adel die ruethen, sie sollen Ire Haubtleut und Obristen wider zue Inen berueffen, sie wolten Inen volgen und alle gehorsamb laisten, darauf die sach an die letzt geschlossen ward. Was Gott für Mirakel thet, das seine Göttliche gnadt solch herrn Geißler zue höhern Dingen brauchen wolt, dan das die unsinnigen leut Iren hochmuth und Tyrranney mit Inen threiben solten, wie und man dan yetzt scheinbarlichen sicht vor augen, was hohen Befelch Gott der Herr disem Julio tertio geben hat, sein Statt in diser Welt zu erhalten und zu vertreten, darumb behüett Gott die seinigen an der letzt, so er sie zue Zeitten schon etwas laiden lest. Nun die Ketten oder Armring die waren weit und groß, und nit für solch zarte Herrn, welche Inen am anfang klain genueg waren, als sie faist und volkomen waren, von Complexion, aber nachmals da und sie in solche tribulation kamen, da namen sie am

Leib ab, also das Inen die eisen alle zu groß waren. So sie das befanden, auch das groß Perikl sahen, und das sie am morgen wider fürgefürt sollen werden, das sie alles nit mit kleinen schmerzen beherzigten, und entschlüssen an der Letzt dahin, es werin ye unter zwaien Besen das besser zu erwehlen der gewiß todt, oder die gefahr der flucht, und woltens wagen und sehen, ob sie die selbige Nacht entflüehen mechten, und wie woll Ire zwo Camer einen ausgang hetten, darvor in der Nacht Ir Dolmetsch lage, und herraußen nochmals das fendl knecht, das sie verwacht, das nit möglich was das ain meussele auß oder ein mecht komen. In Ir Camer was ain Camin, darin sie feur macheten, dasselbig Camin das gieng in der Mauer hinauf über das Dach auß, und gang durch etliche andere staußen (?) oben auf ein Hauß, da niemandts in wohnet, da lueßen sie in derselben staußen oben das Camin haimblich aufbrechen, und richteten stricklaitern darin, und stige ainer nach dem andern hinauf in dieselbe öde staußen, und aus denselben öden gemechen, da waren von stundan pruckchen gemacht in ain ander ödt hauß, da kamen sie hinauß gehn S^ta^ Maria de Populo, in der Spagnoli Quartier, da saßen sie auf guette türckische Pferdt, und ritten eulents davon, zue unser lieben Frauen de Loretta, dahin sie sich versprochen hetten, und halfe Inen Gott und unser liebe Frau also ohn alles übel davon, das weder der Pfaffenfeindt der Hauptman Weißkopf, noch der Dolmetsch oder yemandts auf erden das wenigst gewahr were worden, dan die vollen seue hetten den ersten schlaf woll und stark gethan, dan die Herrn Geißler hetten Ine Haubtman dieselbige Nacht zue gast geladen, und hetten den Landsknechten 2. oder 3 Eimer wein auf die wacht zue ainem schlaftrunk geschenkt, darin war Pilsensamen gesotten, damit sie schlefferig wurden, das sie nicht hören sollten, als dan geschah. Aber ob dem Dolmetschen etwas geträumt hette oder nit, Er war am morgen aufgestanden und haimblich durch das schlisselloch hinein sehendt, was die herrn Geißler thetten, da hat er kainen an kainem Pett nit gesehen, noch viel weniger in der Camer, da hette er Ine gleich gedacht, da müest es nit recht zugehen, die Herrn Geißler weren darvon.

Biß hierher und weiter ist es vom Herrn Scribenten nit continuiert worden.

*

DAS ANTIKE UND DAS MODERNE ROM

I.

DER UMBAU ROMS

Ein angesehener Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung“ hat sich bei seiner Besprechung des neuen vom Buchhändler Joseph Spithöver in Rom herausgegebenen Stadtplans auf die von mir ausgesprochene Hoffnung bezogen, daß man beim Umbau Roms die Wünsche der ganzen gebildeten Welt berücksichtigen und nicht ohne äußerste Not das Alte zerstören möge.

Er hat dann hinzugefügt: „Aber er (nämlich der jene Hoffnung aussprach) hat zugleich zugestanden: von dem alten uns teuer gewordenen historischen Angesicht Roms haben wir seit dem Jahre 1871 für immer Abschied nehmen müssen. Wenn dies die Empfindung derer ist, die dem Ergebnis des 20. September, dem Sturze der weltlichen Macht des Papsttums, entgegengejubelt haben und ihm nachzujubeln nicht müde werden, so kann man ihnen freilich nur sagen, daß sie es so gewollt haben.“

Diese Bemerkung ist es, was diese Zeilen veranlaßt hat.

Im Anfange seiner Anzeige des neuen Stadtplans sagt der Schreiber derselben selbst, daß die Veränderung des Antlitzes der Stadt Rom „schon vor der gegenwärtigen großen Umwandlung begonnen habe“. Er führt die Region an, wo vor dem Jahre 1871, infolge der Anlegung der Eisenbahn und ihres Zentralhofs neben den Thermen Diocletians, uralte, dem Römer wie dem Fremden liebgewordene Lokale „modernen Bedürfnissen hatten Platz machen müssen“.

Er weiß demnach sehr wohl, daß der Umbau Roms nicht urplötzlich aus der Gewalttat der Italiener seinen Ursprung genommen hat, welche das weltliche Papsttum entthronten, noch daß der Wille derjenigen damit in Verbindung steht, die diesem Sturz entgegengejubelt haben, oder (lassen wir den Jubel beiseite) die als Menschen der Gegenwart mit freudiger Genugtuung anerkennen, daß der Untergang der mit der Verfassung und den Aufgaben der heutigen Welt nicht mehr vereinbaren Priesterregierung in Rom eine geschichtliche Notwendigkeit und segensreiche Tatsache gewesen ist.

Wenn ich nun das Ende des Jahres 1870 oder den Beginn des folgenden als den Zeitpunkt bezeichnet habe, von welchem eine neue große Metamorphose auch der äußern Stadt Rom zu rechnen

ist, so tat ich das in bezug auf den völligen Abschluß einer geschichtlichen Epoche, mit welchem zugleich der Umbau der Stadt unter einer neuen Regierung mit neuer Energie betrieben werden mußte.

Das Bedürfnis dieser Verbesserungen, welches sich bereits vor 1871 fühlbar machte, würde noch stärker zur Geltung gekommen sein, wenn die städtische Bürgerschaft bemittelter gewesen wäre, und endlich die päpstliche Regierung selbst über reichere Finanzquellen hätte gebieten können, oder von der Furcht vor Neuerungen minder wäre geängstigt worden.

Die Macht des Bedürfnisses ist jedoch in unserer Zeit so groß, daß sie selbst dem Regiment von Priestern, welches naturgemäß die konservativste aller Regierungen sein mußte, viele Zugeständnisse abzwang. Gregor XVI. hatte die größte Erfindung des menschlichen Geistes in neuer Zeit, die Eisenbahn, als ein Werk des Teufels verwünscht, aber sein Nachfolger Pius IX. war genötigt worden, sie und die Telegraphen im Kirchenstaat einzuführen — und das kann ihm nur zum Ruhm gereichen.

Der mönchische Gregor ahnte freilich die unabsehbare revolutionäre Gewalt, die in der Eisenbahn wirksam ist. Denn diese ist es wesentlich, die das Antlitz der politischen und sozialen, selbst der geographischen Welt verändert hat und fortdauernd verändern wird. Sie macht, mit dem Telegraphen vereinigt, die Räume zusammenschrumpfen. Königreiche, welche noch zur Zeit des Eroberers Napoleon I. groß erschienen und es waren, zog sie zu kleinen Provinzen zusammen, die in wenigen Stunden durcheilbar sind. Sie erst fügte die durch die dynastische Politik unnatürlich getrennten Glieder von Völkern wieder zusammen. Sie half Deutschland und Italien einigen, und sie wird die Hauptarbeit an dem großen Werke geleistet haben, wenn früher oder später Europa ein System von Vereinigten Staaten geworden ist.

Die Eisenbahn aber war die unwiderstehliche Macht, welche schon unter Pius IX. Rom zu verändern begonnen hat.

Da nun der Verfasser jener Anzeige die Geschichte der Stadt während des ungewöhnlich langen Pontifikats dieses Papstes sehr genau kennt, so darf ich ihn nicht daran erinnern, wie viele Veränderungen überhaupt Rom schon vom Jahre 1846 bis 1871 erlebt hatte. Ich darf ihm nicht bemerken, daß während dieser Zeit der größte Teil der altertümlichen Basiliken einen Umbau erfahren und oft durch ungeschickte Behandlung im Innern, namentlich durch grelle Ausmalung, eine häßliche Verwandlung erlitten hat.

Ich darf ihm nicht mitteilen, daß man eine berühmte Kirche, Sant Angelo in Pescheria, ganz abgebrochen und dann von Grund aus neu aufgebaut hat; daß sogar die Spolia Christi genannte Kirche am Platze Carleone, aus Bedürfnis der Straßenerweiterung, für immer abgetragen worden ist. Da diese Zerstörung durch päpstliches Edikt geschah, so wird man heute das Munizipium Roms nicht gerade der Tempelschändung zeihen dürfen, weil es aus demselben Bedürfnis die Kirche der Bretonen, Sant Ivo an der Scrofa, niederreißen ließ.

Jedermann weiß, wie der vatikanische Borgo, wie Teile Trasteveres, selbst des Marsfeldes, selbst die Piazza Navona, der Pincio, einige Gegenden der Monti, der Tiberufer usw. schon unter der Regierung Pius IX. ihr Aussehen so sehr verändert haben, daß ein Besucher Roms noch aus der Zeit Gregors XVI. Mühe gehabt hätte, manche Lokale wiederzuerkennen.

Was ferner das prätorianische Lager und den Bezirk zwischen Viminal, Esquilin und Quirinal betrifft, welcher heute die gewaltsamste Verwandlung erleidet, so weiß ein jeder, daß die italienische Regierung in Rom den kühnen Plan, dort ein neues Viertel aufzubauen, aus den Händen des bekannten Monsignor de Merode, eines hohen Würdenträgers der päpstlichen Kurie, geerbt oder übernommen hat. Von diesem ehemaligen Kriegsminister Pius IX. rührt der Keim her, aus welchem sich die jetzige Via Nazionale entwickelt.

Kurz und gut, der Umbau des veralteten und vernachlässigten Rom war eine Forderung, die das Leben der Stadt selber machte, so gut wie es die Einführung der Eisenbahn und jene der Gasbeleuchtung gewesen ist. Diese aber hat die sehr träumerische und mystische, jedoch etwas schauerliche und nicht ausreichende Beleuchtung ersetzt, welche Rom ehemals nur von den Lampen empfing, die vor den christlichen Laren, den Bildern der Madonna an den Straßenecken brannten.

Die Dinge alle unter dem Monde müssen sich wandeln, das ist das unvermeidliche Gesetz des Lebens und die Geschichte der Welt. Keine irgend namhafte Stadt, sei es Paris, London, Berlin oder Mailand und Florenz, sieht heute noch aus wie sie vor fünfzig oder nur vor dreißig Jahren ausgesehen hat. Denn der Puls des Völkerlebens überhaupt ist beschleunigt und die umwandelnde Arbeit des Bürgertums in den Städten vertausendfacht.

Wie wir nun heute von dem uns gewohnt und teuer gewordenen historischen Angesicht Roms Abschied nehmen müssen, so taten dasselbe sicherlich mit ähnlichem Gefühle die vor uns

lebten, und zwar so oft diese ehrwürdigste aller Menschenstädte in eine neue Epoche ihrer Verwandlung trat. Wie viele Umgestaltungen hat nicht die ewige Stadt unter den Kaisern seit Cäsar und Augustus und wie viele unter den Päpsten erlebt.

Von den ältern Transformationen in den karolinischen und nachfolgenden Zeiten zu schweigen, so erinnere man sich nur an die weitgreifende Umwandlung der Stadt während des 15. und 16. Jahrhunderts, unter so baulustigen Päpsten, wie Nicolaus V., Sixtus IV., Julius II. und gar Sixtus V.! In den wenigen Jahren ihrer flüchtigen Regierung haben diese Priesterkönige, unterstützt durch die Mittel der vom Vatikan her gebrandschatzten Christenheit, Rom mit einer so imperatorischen Kühnheit angegriffen, so rücksichtslos umgestaltet, daß alles, was das neue nur auf die Finanzen der Stadt und Italiens angewiesene Regiment seit 1871 hier ausgeführt hat, dagegen gering erscheint.

Ich darf auch den Verfasser jener Besprechung nicht an den schonungslosen Vandalismus erinnern, mit welchem gerade die Päpste der Renaissance die Stadt, welche sie zu ihrem bleibenden Ruhme verschönerten und teilweise umbauten, behandelt haben; denn er selbst hat genug Gelegenheit gehabt, die von ihnen an den Altertümern begangenen Frevel zu verzeichnen und zu beklagen.

Wenn er heute wieder nach Rom käme, würde es mir ein Vergnügen sein mit ihm, dem gelehrten und verdienten Manne, die erlauchte Stadt zu durchwandern, deren Geschichte wir beide so viele Jahre der Studien gewidmet haben; ich würde dann meine oft wiederholten Klagen mit den seinigen vereinigen, wenn wir nämlich dort, wo jetzt am meisten gebaut wird, statt jener klassischen Idyllen im größten historischen Stil, statt jener erhabenen Wildnisse voll weihevoller Stille und feierlicher Majestät, nichts anders mehr vor uns finden als auseinandergezerrte Weinberge, abgegrabene Flächen, ganz isolierte, wie in einer fremden Welt dastehende Ruinen oder gar neue Häuserreihen im langweiligen Kasernenstil oder dichte Staubwolken, die das Ameisengewühl des Neubaues aufwirbelt, so daß jenes Rom dort wie ein von Motten zerfressener Prachtteppich erscheint, welcher ausgestaubt wird und darüber in Fetzen zerfällt.

Aber auf solchem schwermütigen Gange (und die Empfindung, die er erweckt, ist die umgekehrte jener Petrarcas auf den Ruinen Roms) würde ich meinen Gefährten zu dem Geständnisse bringen, daß das römische Munizipium und die nationale Regierung beim Umbau bisher mit möglichster Schonung und Achtung vor der Geschichte der Stadt verfahren sind.

Sie haben in Wahrheit niemals den Gedanken gehabt, antike Ruinen, noch dauernde Monumente der großen Römerzeit mutwillig abzubrechen, wie das einst Sixtus IV., Sixtus V., der Zerstörer des Septizonium, Paul V., der Zerstörer des zu seiner Zeit noch in herrlichen Resten erhaltenen Tempels der Minerva, Urban VIII. und andere Päpste getan haben. Die italienische Regierung hat es geduldet, daß die Kapellen der Stationen und das große Kreuz in der Arena des Kolosseums entfernt wurden, aber würde sie wohl jemals auf den Einfall kommen, das berühmte Amphitheater so barbarisch zu mißhandeln, ja mit Vernichtung zu bedrohen, wie es Sixtus V. getan hat?

Genug! Die menschliche Klage um das unvermeidliche Schwinden vieler Charakterzüge in dem ehrwürdigen Angesichte der Stadt, die sich erneuern muß, steht uns frei — aber sie sei ehrlich und gerecht.

In den lebhaften Wunsch, daß nicht ohne die äußerste Not das Alte dort zerstört werde, stimmt ja jeder ein, der irgendeinmal die ewige Roma zu seinem Pilgerziel gemacht und dort vom Wasser Trevi getrunken hat. Und diesem Wunsche werden die Römer zu entsprechen wissen.

(„Allgemeine Zeitung“ vom 8. September 1876.)

II.

NEUE SCHICKSALE ALTER RUINEN

Es hat einer langen Zeit bedurft, bis der gebildete Mensch erkannte, daß eine Ruine noch mehr Wert haben kann als den materiellen ihrer Bausteine, und einer noch längeren, bis er empfand, daß sie als solche auch etwas Schönes sei. Jene Entdeckung machte die wissenschaftliche Renaissance, diese die gefühlvolle Romantik.

Im Altertum wußte man nichts von elegischer Ruinenbetrachtung. Der große Reisende Strabo hat niemals beim Anblick einer mondbeglänzten Tempelruine die weltschmerzliche Wehmut eines Byron oder Shelley empfunden, und nie hat sich Pausanias auf eine umgestürzte Säule niedergelassen, wie Volney, um vor Trümmern in Träumerei zu versinken und über die Schicksale der Völker nachzudenken. Die Alten reisten nach Ägypten, den zersprungenen Koloß des Memnon klingen zu hören, doch die mächtige Schicksalssprache, welche aus großen

Ruinen redet, haben sie nicht wie wir zu vernehmen vermocht. Denn wir haben vor uns nicht nur die Ruinen Ägyptens, Ninives und Babylons, sondern auch die von Hellas und Rom.

Der französische Forscher, welcher das Aufgangstor zur Akropolis Athens entdeckte, schrieb im Jahre 1853 diese Worte nieder: „Il y a dans les grandes ruines, comme dans les grandes infortunes une poésie et majesté, qui ne veut pas être touchée."

Solche Empfindungen sind selbst im christlichen Mittelalter vor Petrarca und Poggio kaum bekannt gewesen. Denn erst die Renaissance entdeckte die Schönheit, die Majestät und Herrlichkeit des Altertums wieder, und sie flößte den Menschen Ehrfurcht vor den in den barbarischen Jahrhunderten mißhandelten Ruinen ein. Sie stellte diese in den Schutz der Wissenschaft, dann stellte sie die Romantik auch in den Schutz der Poesie.

Als die Landschaftsmalerei im 17. Jahrhundert selbständig wurde, nahm sie die Ruine in die Kunst auf. Rokokomaler gebrauchten sie erst als Schönheitspflaster im Antlitz der Natur, und die Mode der Sentimentalität verliebte sich so sehr in sie, daß man in Parks künstliche Ruinen aufbaute. Wir lachen heute, wenn wir sogar in römischen Villen, wie der Fürsten Borghese, Torlonia, Doria, Albani solche Zierruinen sehen, aber im 18. und noch im Anfange des 19. Jahrhunderts fand man diese Spielerei sehr schön und es durchaus nicht lächerlich, daß man Eulen nach Athen, Vasen nach Rhodus und Ruinen nach Rom trug.

Die wissenschaftliche Renaissance nahm vor allem die große Trümmerwelt, die mit Stein geschriebene Geschichte in Schutz, aber sie hatte es nicht leicht, die Ansicht zur Geltung zu bringen, daß die Überreste von Bauwerken des Altertums ebenso kostbare Zeugnisse des klassischen Geistes seien, als die Handschriften griechischer und lateinischer Autoren. Denn die Römer hatten sich daran gewöhnt, die Ruinen ihrer Stadt als Steinbrüche auszubeuten. Sie selbst waren es, die im 14. Jahrhundert das damals nur erst wenig beschädigte kolossale Grabmal des Kaisers Hadrian bis auf seinen Sockel zerstörten. Ganz rücksichtslos verfuhren die Päpste mit den alten Überlieferungen. Selbst noch Urban VIII. mißhandelte das Pantheon. Pasquino bestrafte ihn durch ein unsterbliches Epigramm, und ein ähnlicher Vandalismus hat sich nicht mehr wiederholt. Die Päpste des 18. Jahrhunderts stützten sorgsam die wankenden Ringmauern des Kolosseums, statt wie ihre Vorgänger seine Quadersteine auszubrechen zum Bau von Nepotenpalästen.

Man begann seit der Renaissance das Mittelalter zu verachten und die Verwandlung, welche die von ihm benutzten Ruinen erfahren hatten, als barbarischen Mißbrauch anzusehen. Das Mittelalter aber verfuhr mit den antiken Bauwerken oft schonender als die Renaissance, denn es benutzte dieselben für die Zwecke der fortlebenden Welt. Einige Tempel waren glücklicherweise zu Kirchen umgeschaffen worden. In zahllosen Monumenten hatten Menschen ihre seltsamen Wohnungen eingerichtet. Die Abte und die Barone hatten in Theatern und Thermen ihre Klöster oder Burgpaläste aufgebaut. Triumphbogen der Kaiser dienten zu Eingangspforten jener oder waren zu Türmen erhöht worden. Noch heute dauert als das merkwürdigste Denkmal solcher Art der große Palast Orsini im Marcellus-Theater fort.

Als sodann die Macht des Adels und auch des Volkes verfiel, konnte man jene Türme der Feudalzeit wieder abbrechen und die berühmtesten Ruinen von den Zutaten des Mittelalters befreien. Auf dem verschütteten Forum entfernte man Türme und Häuserreihen schon zur Zeit Carls V. Man befreite allmählich das Kolosseum und das Pantheon, von dessen Dach sogar erst im Jahre 1884 die beiden übrigens nicht unschönen Glockentürme abgebrochen worden sind.

Der Prozeß der Reinigung aller großen Ruinen Roms vom Mittelalter ist heute fast zu Ende geführt und dadurch auch der geschichtliche Charakter der Stadt nicht wenig verändert worden, denn gerade die lebensvolle Verbindung der Antike mit dem Mittelalter hatte Rom sein einziges, unvergleichliches Gepräge verliehen. Die großen Ruinen sind jetzt vom Zusammenhange mit der Geschichte der christlichen Jahrhunderte losgelöst, dem Altertum ganz zurückgegeben und zu bloßen Gegenständen der antiquarischen Wissenschaft gemacht. Sie sind zugleich des Schmuckes beraubt worden, in welchen sie die verschönernde Natur des Südens gekleidet hatte.

Alle diese majestätischen Trümmer der Vergangenheit waren seit mehr als einem Jahrtausend gleich hängenden Gärten der Semiramis. Nur aus Blumen, die auf dem Triumphbogen Constantins wuchsen, hatte einst der geniale Tribun Cola di Rienzo die Kränze flechten lassen, mit denen er sich feierlich krönen ließ. Das Kolosseum war wie ein natürlicher Berg mit Sträuchern und Pflanzen bedeckt. Noch im Jahre 1855 konnte der Engländer Richard Deakin ein Buch schreiben „The Flora of the Colosseum", und darin mehr als 400 Pflanzenspezies aufzählen. Es war ein entzückender Anblick, diese gewaltigen Mauern bis zu ihren Zinnen empor und diese riesigen Terrassen zerfallener

Sitzreihen mit goldigem Ginster, mit purpurnem Löwenmaul, mit Digitalen, Kapern, Jasmin und Goldlack überhängt zu sehen.

Die Wissenschaft hatte Jahrhunderte hindurch die ganze Ruinenwelt ohne Eifersucht der Göttin Flora überlassen und sich nicht vor dem Gedanken erschreckt, daß gerade diese Flora die Feindin derselben Ruinen sei, welche sie so prachtvoll verzierte. Zwar gab es schon früher Gesetze der päpstlichen Regierung, welche die Reinigung der Monumente vom Pflanzenwuchs geboten, aber die dafür ausgesetzten Gelder wurden zu andern Zwecken verausgabt.

Erst im Jahre 1871 nahm man es ernst; man erließ ein strenges Edikt de Flora in ruinis funditus delenda. Wie zur Zeit des Kaisers Theodosius fanatische Christen zur Zerstörung der Tempel auszogen, so sah man jetzt Scharen von Menschen, mit Sicheln, Äxten, Messern und Brecheisen bewaffnet, auf die Ruinen klettern, glücklicherweise nicht sie, sondern nur ihren Pflanzenschmuck zu zerstören.

Es ist wahr, daß Lentiscus und Arbutus tiefe Wurzeln treiben, und daß sich der gierige Efeu in das Steingefüge einbohrt und dieses bisweilen zersprengt. Indes oft mag er dasselbe vielleicht zusammenhalten, wie in der Heidelberger Schloßruine. Wenn nun dieser übermütige Liebling des Bacchus, und wenn besonders der stark wurzelnde Feigenbaum den Ruinen wirklich gefährlich ist, so hätte man doch die leichtfüßige Federnelke, den Fingerhut, die zarte Malve und den Goldlack immerhin verschonen können; aber all dies heitere Volk der Flora hat dem Prinzip der Erhaltung der Altertümer zum Opfer fallen müssen. Der Efeu hat es in seinen Sturz mit hineingezogen.

Nachdem das Kolosseum abrasiert war, wie die Römer spotteten, stand es als ein nacktes, frostiges, profanes Mauergerippe da, ganz fremdartig und gespensterhaft anzusehen. Heute wagt sich dort wieder ein schüchterner Nachwuchs hervor, das Enkelgeschlecht der dort im Jahre 1871 Gefallenen oder fremde Eindringlinge. Denn die Vögel und die Winde spotten der Intendantur der Altertümer, sie tragen nach alter löblicher Gewohnheit Blumensamen auf die melancholischen Mauern, um diese geheimnisvoll zu verschleiern. Die Polizei der Ruinen drückt vielleicht diesmal ein Auge zu, und die verbannte Göttin Flora kann wieder manche bunte Fahne auf das Amphitheater und die Kaiserpaläste aufpflanzen. Doch es gibt einen furchtbareren Feind, welcher die Ruinenpoesie gründlicher zerstört, und dieser Feind ist der Maulwurf der Archäologie.

Der topographische Ausgräber wühlt den Boden tief und ringsumher auf, und er entstellt durch angehäufte Schuttmassen das geschichtliche Ruinenbild. Die gelben, häßlichen Schutthaufen Mykenäs erblickt man schon in Meilenferne, wenn man über die öden Fluren von Argos reitet, und jene von Hissarlik-Troja zeigen sich dem Schiffer weit auf dem Hellespont.

Seit Napoleon III. die Farnesischen Gärten erstand und dort graben ließ, und dann seit Rom die Hauptstadt Italiens wurde, hat man hier die Ausgrabungen in großem Umfange und mit rühmlichem Eifer fortgesetzt. Sie haben viele Altertümer an den Tag gefördert und die Topographie Roms aufgeklärt und erweitert, aber das Ruinengemälde der Stadt vielfach verändert und teilweise zerstört.

Die Kaiserpaläste sind heute kahle Trümmermassen, die hier und da mit Aufschriftstafeln bezeichnet, wie auf einem riesigen Präsentierteller nackt dastehen. Die Farnesische Gartenmauer mit dem schönen Portal Vignolas ist eingerissen und die Grenze zwischen Palatin und Forum ganz aufgehoben. Überall starren öde, geistlose, namenlose, unförmliche Ruinen empor.

Das Forum ist zu einem Schacht geworden, in welchen man hinabsteigt, um dann in einem Labyrinth von vielem kleinlichen Gemäuer, den Gerippen des Altertums, umherzuwandern. Für die Zwecke der Wissenschaft reicht aber die bisherige Ausgrabung nicht aus. Man müßte noch ganze Häuserreihen von den Langseiten abtragen, um weiter zu graben, und die Kirchen San Adriano und Santa Martina hindern für immer die Bloßlegung der alten Kurie und des Komitiums.

Die Wissenschaft hat ihr gebietendes Recht. Jeder Gebildete wird ihr willig Opfer bringen, aber jedermann wird sagen, daß dies zur Hälfte ausgegrabene Skelett des Forums sehr häßlich aussieht. Es ist übrigens schon früher zweimal ausgegraben und dann wieder zugeschüttet worden. Wenn nun die antiquarische Forschung ihre Gewinste aus den dortigen Ausgrabungen gezogen hat, so dürfte doch wohl eine spätere Zeit die Grube wieder zuschütten, und das gleiche wird hoffentlich mit der seit einigen Jahren ganz nutzlos bloßgelegten Arena des Kolosseums geschehen.

Die letzte umwandelnde Wirkung auf die bisherige Ruinenwelt Roms geht vom gegenwärtigen Umbau der Stadt aus. Denn dieser zerstört für immer den geschichtlichen Rahmen vieler alten Monumente. Sie erhalten eine ganz neue Umgebung, zu deren modernem Charakter sie selbst in den grellsten Wider-

spruch kommen. In ehemaligen stillen Weingärten und Einöden entstehen jetzt lärmende Straßenviertel. Hügel werden geebnet und Täler ausgefüllt. In einem grünen Tale lagen bisher die Trümmer der Villa des Sallust; heute ist diese Tiefe zugeschüttet und zum Bauplatz geworden. Aus Vignen ragte die schöne Ruine der Minerva Medica einsam hervor; heute steht sie in einem beginnenden Straßenquadrat. Das malerische Wasserkastell der Aqua Julia (die Trofei di Mario genannt) liegt jetzt an der Ecke des neuen Platzes Vittorio Emanuele. Mitten in der Via Nazionale ist ein Rest vom altersgrauen Wall des Servius Tullius zu stehen gekommen, zierlich als wäre er eine Nippsache, mit Gewächsen und einem Gitter eingefaßt.

Die großartige Wildnis am Kolosseum weicht einem Straßenviertel. Das einst zauberisch stille Feld am Monte Testaccio und der Pyramide des Cajus Cestius bedeckt sich mit Häuserreihen. Die Gärten und Weinberge zwischen der Engelsburg und dem Tiber sind alle verschwunden und zu staubigen Bauplätzen umgewandelt. Der Ponte Rotto wird abgetragen, jede andere alte Brücke soll erneuert werden. Selbst das ehrwürdige Kapitol wird durch die Aufstellung des Monuments für Victor Emanuel eine ganz moderne Umwandlung erleiden.

So sprengt überall das wachsende Leben die zu eng gewordenen Schranken der Stadt, und das alte schöne Rom geht unter. Das Wort des Dichters aber gilt nicht mehr, denn neues Leben wird niemals mehr aus diesen römischen Ruinen erblühen. Sie sind fortan der ewigen Erstarrung geweiht, nur um sie her wird alles lebendig und neu. Ein zweiter Poggio könnte jetzt ein neues Buch de varietate Fortunae urbis schreiben. Denn Fortuna dreht heute mächtig ihr Rad um, und die Göttin der Metamorphose lächelt zu dieser jähen Verwandlung: volge la sua spera e beata si gode, wie Dante gesagt hat.

(„Münchner Bunte Mappe", 1885.)

III.

AN DEN REDAKTEUR DES JOURNALS „CRONACA ROMANA" IN ROM

Sie hatten die Güte, für Ihr neues Journal ein paar Zeilen von mir zu verlangen, und ich entspreche gern Ihrer liebenswürdigen Aufforderung, indem ich Ihnen zu dem wichtigen Unternehmen das beste Glück wünsche.

Der Name Ihrer Zeitschrift ist mir sehr familiär und sympathisch, denn er erweckt in mir Erinnerungen an die langen Studien, die ich dem römischen Mittelalter gewidmet habe.

Ich kam zum erstenmal nach Rom am 2. Oktober 1852, ohne einen andern Zweck als den des Besuchers, und dann widerfuhr mir, was vor mir Agincourt und so vielen andern widerfahren war, welche die ewige Stadt mit magnetischer Gewalt an sich zog.

Sie trug damals noch zu einem großen Teile jenes einzige, bezaubernde Gepräge, welches aus der Jahrhunderte langen Verbindung zweier Kulturen, der antiken und der christlichen, erwachsen war. Ich erinnere mich, um von anderm zu schweigen, des Erstaunens, welches ich empfand, als ich zum erstenmal das Gemälde der Stadt betrachtete, wie es sich meinen Blicken von der cestischen Inselbrücke aus darstellte.

Wenn ich nun etwa dreißig Jahre später nach Rom gekommen wäre, so hätte ich schwerlich dort die monumentalen Inspirationen empfangen können, welche für mich nötig waren, um die Idee der Geschichte der Stadt im Mittelalter zu fassen.

Wenn ich mich heute wieder auf jene Brücke stelle und das Stadtgemälde, wie vor Zeiten, betrachte, so sehe ich seine einstmals so wunderbaren und mir so teuren Linien entweder ganz verändert oder schon völlig verwischt. Ich habe so viele Denkmäler des Mittelalters abbrechen sehen, daß ich kein Ende finden würde, sie der Reihe nach aufzuzählen. Ich bewahre seit etwa vier Jahren als einzigen Überrest eines alten bekannten Palastes, welcher am Tiberufer stand, einen Marmorstein mit der Inschrift: Domus Libera D. Catharinae De Spoturnis. Die römischen Behörden schenkten ihn mir zur Erinnerung, und jetzt befindet er sich in meinem Hause zu München und ich hüte ihn wie einen Schatz. Der Stein redet zu mir. Wenn er mir das unvergleichliche Bild Roms aus früheren Tagen vor die Seele zurückruft, so stellt er mir zugleich den beklagenswerten Zustand dar, in welchen heute die ewige Stadt durch ihren gewaltsamen Umbau versetzt ist.

In der ganzen Welt wird über den unersetzlichen Verlust geschichtlicher Denkmäler Roms Klage geführt. Unter meinen Freunden gibt es sogar manche, welche behaupten, daß die Römer einen entschiedenen Widerwillen gegen alles dasjenige haben, was dem Mittelalter angehört, und daß ihr Haß gegen dasselbe bei ihnen seit der Renaissance zu einer zweiten Natur geworden ist. Diese Ansicht ist sicherlich übertrieben, allein sie enthält immer ein Körnchen Wahrheit.

Denn es ist nur gerecht, zu behaupten, daß die Römer noch heute unter dem ausschließlichen Banne des Genius des Altertums stehen, und daß sie deshalb den andern Genius des Mittelalters, welcher vielleicht nicht minder groß gewesen ist, wenn nicht geradezu verachtet, so doch gar sehr vernachlässigt haben.

Die Archäologie ist ihre Lieblingswissenschaft, eine eminent römische Wissenschaft. Weil diese nun wie früher, so noch am heutigen Tage ihre besten Geister in Beschlag nimmt und sie in ihrem Dienst verbraucht, so hat sie die Entwicklung anderer Zweige des Wissens in Rom gehemmt. Ganz im besondern ist durch sie die städtische Geschichtschreibung völlig verdunkelt worden. Von der Renaissance ab bis zur Gegenwart hat Rom viele und große Archäologen hervorgebracht, aber wenige Geschichtschreiber, und so verdienstvoll diese auch sein mögen, so hat man doch unter ihnen niemals einen Villani oder Corio, einen Machiavelli, Tiraboschi oder Muratori erscheinen sehen.

Es erschien freilich Flavius Blondus, ein zum Römer gewordener Forlivese, ein Mann von seltenem Genie. Obwohl er mitten unter den klassischen Studien eines Valla und Pomponius Letus groß geworden, und selber der Reformator der römischen Altertumswissenschaft war, konnte er sich dennoch so viel Freiheit des Geistes bewahren, daß er zuerst die Idee des Mittelalters erfaßte, und er schrieb dann dessen Geschichte als Vorläufer Gibbons.

Ich habe hier nur die bürgerliche Geschichte im Auge, und deshalb nehme ich denjenigen nichts von ihrem Ruhme, welche die Annalen des Papsttums verfaßt haben.

Heute nun wehen durch Rom neue und so belebende Lüfte, daß man auch dort, zu allgemeiner Genugtuung, die geschichtlichen Studien des Mittelalters aufgenommen hat. Allein in derselben Stunde, wo die Römer selbst, wie es scheint, die Rechte ihres eigenen Mittelalters an die Wissenschaft zurückfordern, geschieht es, daß die schon sparsamen Monumente desselben täglich mehr zusammenschwinden, da sie den Forderungen des städtischen Bauplanes zum Opfer fallen.

Ich will hier nicht ein Klagelied um das verschwindende geschichtliche Rom anstimmen; vielmehr ich weiß, daß die ewige Stadt heute, nach Gesetzen der Notwendigkeit, von demselben Lose getroffen wird, welches andere Hauptstädte Europas schon erlitten haben und noch erleiden, indem sie sich umwandeln und ihr altes Gewand ablegen. Indes wenn der Untergang historischer Erinnerungen in andern alten und berühmten Städten für

die Wissenschaft schwere Verluste nach sich zieht, so werden diese in Rom noch viel schwerer sein. Ist dem aber so, warum nimmt man nicht bei der Umformung der ewigen Stadt mehr Rücksicht auf die ehrwürdigen Monumente der Vergangenheit?

Hier nun bietet sich Ihnen, Herr Direktor der „Römischen Chronik", eine schöne Aufgabe und eine heilige Bürgerpflicht dar, und diese ist, aus Ihrem Journal einen Verteidiger und Beschirmer der Denkmäler der Stadt zu machen.

Erinnern Sie sich an die anmutige Legende der Mirabilien Roms, welche folgendes erzählt: Es standen zur Zeit der Konsuln auf dem Kapitol so viele Statuen als es römische Provinzen gab, und eine jede hatte ein Glöckchen am Halse. Wenn nun eine Provinz im Begriffe war, sich zu empören, so kehrte sich die Statue, welche diese vorstellte, der feindlichen Gegend zu, und sie läutete sofort mit dem Glöckchen, damit die Konsuln Fürsorge träfen.

Wie schade, daß mit allen jenen guten Statuen auch die untergegangen ist, welche, wie ich glaube, dazu bestimmt war, die Vandalen im Auge zu halten. Darum ersetzen Sie ein wenig den Verlust durch Ihre „Römische Chronik", indem Sie dieser die Rolle der mahnenden Wächterin übertragen, und sobald Rebellen gegen die Zierden Roms etwas Böses im Schilde führen, tun Sie das Ihrige dazu, daß die „Römische Chronik" ihre Glocke, und zwar recht laut, erschallen lasse.

München, 20. Oktober 1885.

IV.

OFFENER BRIEF AN DEN PRÄSIDENTEN DER AKADEMIE DER SCHÖNEN KÜNSTE VON S. LUCA IN ROM

Hochgeehrter Herr!

Wenn Sie auf die Stimmen der ausländischen Presse achten, werden Sie wahrnehmen, daß man diesseit der Alpen das Fortschreiten des jetzigen Umbaues der Stadt Rom mit steigender Aufmerksamkeit verfolgt. Dies ist kein Wunder. Denn Rom wird, wie in alten Zeiten so auch noch heute, als das erhabenste Denkmal der Geschichte von allen Gebildeten verehrt.

Keiner zivilisierten Nation kann es gleichgültig sein, in welcher Gestalt dies Heiligtum der Menschheit heute der Mit-

welt und Nachwelt überliefert wird. Am wenigsten wird man sich wundern dürfen, daß die Deutschen daran innerlich so sehr beteiligt sind, denn sie lieben Rom mit einer alten und legitimen Leidenschaft, welche hundertjährige Beziehungen der Geschichte und der wissenschaftlichen Kultur zur Genüge erklären.

Ich glaube aber auch, daß den Römern und Italienern das Urteil nicht gleichgültig sein kann, das sich bei befreundeten Völkern über die heutige Umwandlung Roms bildet, zumal diese unter den Metamorphosen, welche die ewige Stadt seit Augustus erfahren hat, leicht eine der größten sein wird und das Gepräge derselben für lange Zeit bestimmen muß.

Dreizehn Jahrhunderte hindurch ist Rom dem Schutze des Papsttums anvertraut gewesen, welches seine Aufgabe mit großem Römersinn vollführt hat. Als nun die weltliche Herrschaft desselben erlosch, hat das übereinstimmende Europa die ewige Stadt naturgemäß in den Schutz des geeinigten Italien gestellt, und es ist schon anderswo gesagt worden, daß niemals ein Volk der Erde eine erlauchtere Hauptstadt, und mit dieser eine gleich schwere Verantwortlichkeit von der ganzen zivilisierten Welt übernommen hat[1]).

Fünfzehn Jahre sind nunmehr verflossen, seit die Italiener im Jahre 1871 die notwendig gewordene Erneuerung ihrer Hauptstadt begonnen haben. In diesem Zeitraum ist vieles in Rom umgewandelt, viel Neues geschaffen, viel Zweckmäßiges eingerichtet worden. Allein die Neubauten finden im allgemeinen wenig Beifall. Wenn ich nun Tadlern sage, daß der Zeitraum von 15 Jahren nicht groß genug ist, um zu schaffen, was Roms würdig sei, daß man warten müsse, bis treffliche Künstler zu wahrhaft großen Werken, wie sie Bramante, Michel Angelo und Bernini ausgeführt haben, berufen werden, so entgegnet man mir, daß die Athener nur fünf Jahre brauchten, um die Propyläen, und wenig mehr, um den Parthenon aufzurichten; daß Sixtus IV. und Sixtus V. in wenigen Jahren Rom mit edlen Monumentalbauten geziert, und daß sich vor unsern Augen die Städte Wien und Berlin in kurzer Zeit prachtvoll erneuert haben. — Doch dies mag auf sich beruhen. Denn es gibt andere, schwerer wiegende Vorwürfe, die man diesseit der Alpen gegen die heutige Umwandlung der Stadt erhebt.

Es hat sich die Überzeugung gebildet, daß man in Rom zu viel zerstört, um zu fieberhaft neu zu bauen, und es sträubt sich

[1]) Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, VIII³, 655.

die Vorstellung aller, die Rom lieben, dagegen, den geschichtlichen Charakter der Stadt, die zaubervolle Schönheit und die einsame Majestät so vieler Lokale für immer verschwinden zu sehen, an deren Stelle dann, um das Kolosseum her, auf dem Coelius und Aventin, auf den Wiesen Neros, um den Vatikan, ein Gedränge gleichförmiger Straßen mit ihren geistlosen Zinshäusern entstehen soll.

Ich bin aufrichtig genug, Ihnen zu erklären, daß ich das Gewicht dieses Vorwurfes nicht entkräften kann. Denn diejenigen, welche behaupten, daß die Ausfüllung des innern Stadtgebietes bis an die Mauern Aurelians mit neuen Straßenvierteln durch die wachsende Bevölkerung der Hauptstadt Italiens geboten sei, werden durch das Dasein jener weiten Räume widerlegt, welche die weise ädilizische Verwaltung der Alten in der Stadt immer offen gelassen hat. Das cäsarische Rom umfaßte eine so große Volkszahl, daß die moderne Hauptstadt Italiens sie kaum in Jahrhunderten erreichen kann, und dennoch gab es in jenem ausgedehnte Strecken, wo schön vereinzelte Prachtmonumente, Tempel, Säulenhallen, Thermen und Theater dem landschaftlichen Reiz, den Villen und Gärten freien Raum ließen, wie das Marsfeld, der Pincius, die Carinen, der Esquilin und Viminal, der Vatikan und Trastevere beweisen.

Niemand begreift diesseits der Berge, welche zwingende Notwendigkeit es geboten hat, die herrlichsten festlichen Villen Roms in Bauplätze für das gemeine Bedürfnis des Werkeltages umzuwandeln. Die Villa Ludovisi wird jetzt schonungslos zerstört, sie aber war ein Park für Könige und Weise, so zauberhaft und weihevoll, daß im Schatten ihrer Lorbeerhaine und Zypressengänge auch Horaz und Virgil, Marc Aurel und Dante mit Andacht würden gewandelt haben, und so klassisch schön, daß sie würdig war, dem erhabenen Götterbilde der Juno zwei Jahrhunderte lang zur Zufluchtsstätte zu dienen. Ich glaube, daß dort jeder von der Axt des Bauunternehmers getroffene Baum einen Schmerzensschrei ausgestoßen hat, peinvoller als jener des verwundeten Baumes Pieros delle Vigne, welchen Dante klagen hörte:

Warum zerreiß'st Du mich?
Lebt denn in deiner Seele kein Erbarmen?

Nichts hat, dessen seien Sie versichert, die öffentliche Empfindung in Deutschland so schwer verletzt als die Vernichtung dieser weltberühmten Villa. Diejenigen, welche dieses Todes-

urteil über sie verhängt und dann vollzogen haben, hätten, ehe sie das taten, die hochherzigen Worte hören sollen, mit denen einst Belisar, der große Verteidiger Roms, den Gotenkönig Totila ermahnte, die ewige Stadt zu schonen. Er schrieb an ihn aus Portus:

„Die Tat der verständigen und des bürgerlichen Lebens wohl kundigen Männer ist es, Städte mit schönen Werken zu zieren, wenn sie solche nicht besitzen, das Tun der Unverständigen aber, ihnen die Zierden zu rauben, und dieses Brandmal ihrer Natur der Nachwelt ohne Scheu zu hinterlassen. Von allen Städten, so viele die Sonne bescheint, ist Rom die größte und merkwürdigste. Denn weder hat sie die Macht eines einzelnen Menschen erbaut, noch ist sie in kurzer Zeit zu solcher Majestät und Schönheit gediehen, sondern eine lange Reihe von Kaisern, viele Genossenschaften der trefflichen Männer, unzählige Jahre und Reichtümer haben sowohl alles andere als auch die Künstler von der ganzen Erde dort zu versammeln vermocht. Indem sie nun diese Stadt, wie Du sie vor Dir siehst, nach und nach erbauten, haben sie dieselbe als ein Monument der Tugenden der Welt den Nachkommen zurückgelassen, so daß ein Vergehen gegen so Großes mit Recht ein ungeheurer Frevel an den Menschen aller Zeiten sein würde. Denn die Vorfahren würde es des Denkmals ihrer Tugenden, des Anblicks ihrer Werke aber die Enkel berauben."

Belisar fürchtete ohne Grund für Rom, denn der Held Totila war kein Barbar. Erst Leonardo Aretino und andere Geschichtschreiber in der Renaissance erfanden die Fabel, daß Goten und Vandalen Rom zerstört haben. Ihre Erdichtung hat die vorurteilslose Kritik auch der Italiener beseitigt, und die Römer selbst wissen heute sehr wohl, von welchen Zerstörern jahrhundertelang die Monumente Roms als offene Steinbrüche und Kalkgruben ausgebeutet worden sind.

Ich will Sie nicht damit aufhalten, Ihnen von den immer lauteren Klagen Zeugnis zu geben, welche das neue Schicksal der alten Ruinen Roms und der Verlust mancher Denkmäler des Mittelalters bei uns erweckt, denn darüber habe ich mich in einem anderen Briefe, und haben sich bereits andere Ausländer und auch Römer ausgesprochen. Und auch Sie und alle Ihre Genossen der Akademie der schönen Künste, meine Freunde und Mitbrüder, können von dem bezaubernden Gemälde des alten Rom, welches das Entzücken so vieler Menschengeschlech-

ter gewesen war, und jetzt für immer vergeht, nicht ohne tiefen Schmerz Abschied nehmen.

Jeder Gebildete sieht mit Pein, daß die Ruinen Roms ihrem geschichtlichen Rahmen und ihrer reizvollen Verbindung mit der Natur für immer entrissen sind, und jeder trauert über den heutigen Anblick des Forum und des an dieses grenzenden Palatin. Jeder beklagt, was an Monumenten des Mittelalters hingeschwunden ist oder noch schwinden soll, wie der letzte der Türme der Orsini-Anguillara in Trastevere[1]); was an Opfern die Tiberregulierung schon gefordert hat; wie kläglich die Tiberinsel heute aussieht, wo das schöne Kloster S. Bartolomeo sogar durch den häßlichen Anbau einer Morgue entstellt wird. Jeder fürchtet jetzt für das Schicksal des erhabensten aller Denkmäler der Welt neben der Akropolis Athens, des Kapitols. Denn trotz des Gutachtens der Munizipalräte, deren Protokolle mir bekannt sind, trotz des Urteils auch der Akademie der schönen Künste, hat jenes Projekt den Sieg davongetragen, durch dessen Ausführung die hundertjährige Gestalt des Kapitols die modernste Umformung erhalten soll. Man beginnt das Kloster Aracoeli und den Turm Pauls III. einzureißen. So wird dieser mächtige, das Kapitol und die Stadt burgartig überragende Bau verschwinden, an welchem noch die Traditionen der Mirabilien Roms vom Palatium Octaviani haften, und auch das Los der dann isolierten Basilika Aracoeli, der Kirche des römischen Senats im Mittelalter, wird früher oder später entschieden sein. Ist auch diese gewaltsame Zerstörung von einer unabwendbaren Notwendigkeit geboten? Das fragt man diesseits der Alpen mit Verwunderung.

Der Zweck meiner Zeilen an Sie, geehrter Herr, ist erfüllt. Er war wesentlich dieser, Ihnen, als dem würdigen Vorstande der berühmten Körperschaft, welche die Überlieferungen der großen Meister und das Palladium der Kunstschönheit in Rom hütet, Kunde davon zu geben, wie sehr in meinem Vaterlande die öffentliche Meinung zu Zweifeln und Befürchtungen aufgeregt ist, daß die heutige Reformation der ewigen Stadt etwas anderes werden könne, als ihre erwünschte und von allen Kulturvölkern freudig begrüßte Renaissance.

Sie werden, was ich Ihnen mitgeteilt habe, berichtigen, wo es irrig ist, meine Kundgebung selbst aber gern entschuldigen, weil sie von solcher Ehrfurcht und Liebe zu Rom diktiert ist,

---

[1]) Dieser Turm ist glücklicherweise erhalten worden.

als derjenige empfinden muß, welcher, wenn auch der geringste, doch ein Adoptivsohn der Alma Mater Roma geworden ist.

München, 17. März 1886.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebener Kollege in der Akademie S. Luca.

V.

AN DEN KOMTUR ANDREA BUSIRI, PRÄSIDENT DER AKADEMIE S. LUCA IN ROM

Hochgeehrter Herr!

Ich war in Neapel im Begriffe, mich nach Sizilien einzuschiffen, als ich Ihr geschätztes Schreiben in der Nummer 96 der „Opinione" erhielt.

Deshalb bin ich erst heute imstande, Ihnen für die große Ehre zu danken, welche Sie mir durch Ihre Antwort erwiesen haben, und diese ist so umfassend wie in bezug auf mich liebenswürdig.

Wer nur immer an der ädilizischen Frage Roms Anteil nimmt, muß Ihnen dankbar sein, weil Sie darüber ein ernstes und wohl erwogenes Urteil abgegeben haben, welchem Ihre hohe Autorität eine zweifellose Wichtigkeit sichert. Ihr offener Brief wird zwar nicht alle Bedenken, zu denen die Erneuerung Roms Anlaß gibt, beschwichtigen können, aber er wird doch nicht Wenigen denselben Dienst leisten, welchen bereits der Herzog Torlonia, der hochgeehrte Syndikus Roms, Ausländern durch seinen Brief in der „Morning Post" erwiesen hat.

Ich hätte zu mehr als einer Ihrer Entgegnungen noch ein Wort zu sagen, allein ich werde zu meinen Argumenten nicht mehr zurückkehren. Es genügt mir, zu erkennen, daß Sie im ganzen die Motive gebilligt haben, welche mich veranlaßten, zu einem Römer Ihresgleichen mich auszusprechen. Auch freue ich mich, zu gewahren, daß Sie, hochgeehrter Herr, das bescheidene Recht, einen Wunsch oder auch eine Ansicht in bezug auf die heutige Umwandlung Roms kundzugeben, einem Manne nicht ganz versagen, welcher die besten Jahre seines Lebens in der ewigen Stadt zugebracht hat, zu dem Zwecke, ihre Geschichte in Jahrhunderten aufzuhellen, welche Dunkel bedeckt hielt.

In meinem offenen Briefe an Sie habe ich weder gegen die italienische Regierung noch gegen das römische Munizipium

eine Anklage erhoben. Alle Welt erkennt es ja an, daß das letztere bemüht ist, die römischen Denkmäler zu erhalten. Aber ich habe jene unwiderstehliche Strömung der Gegenwart angeklagt, welche manchmal mächtiger ist als der gute Wille und die Einsicht des Gemeinderats, und deshalb nicht nur den Verlust mancher städtischer Erinnerungen verschuldet, sondern Rom seines alten geschichtlichen Charakters zu entkleiden droht.

Das beklage ich und werde ich zu beklagen nicht aufhören. Meine Empfindungen teilen mit mir nicht wenige Römer, wie z. B. unser trefflicher Podesti, und jener gelehrte Mann, welcher unter dem Pseudonym C. Basilio in der „Rassegna Italiana" im vorigen Jahre den stärksten und wichtigsten Protest veröffentlicht hat, den ich bisher überhaupt gelesen habe.

Die lauten Klagen der Deutschen und anderer Ausländer über die schnelle Transformation Roms müssen, dies begreife ich sehr wohl, den Italienern lästig sein; aber diese Unbequemlichkeit ist einmal mit der Weltgröße der ewigen Stadt unzertrennlich verbunden. So lange der kosmopolitische Begriff derselben dauert, werden auch die Ausländer nicht aufhören, Rom als das geschichtliche Denkmal der Menschheit zu betrachten, und sie werden deshalb fortfahren, ihren lebhaften Anteil an allen Umwandlungen zu nehmen, welche diese Stadt erleidet.

Hier habe ich vielleicht den wahren Kern der heutigen ädilizischen Frage Roms bezeichnet, die unsere Gemüter so sehr aufregt, weil sie in sich selbst den heftigen Kampf zweier legitimer Prinzipien birgt, von denen das eine neu und national, das andere alt und universal ist.

Ich wünsche sehnlich, daß das geeinigte Italien, dieses unsterbliche, „den Göttern heilige" Land, eines Tages imstande sei, jene Gegensätze miteinander zu versöhnen und auf dem Boden seiner Hauptstadt das schwere Problem zu lösen, indem es sich dort zu neuer Nationalkraft und zugleich zu den erhabensten Ideen der Humanität erhebt.

Somit schließe ich den Briefwechsel, welchen ich die Ehre hatte, mit Ihnen, hochgeehrter Herr, zu unterhalten. Ihnen freundschaftlich die Hand drückend, zeichne ich mich mit aufrichtiger Hochachtung

Palermo, 13. April 1886.

Ihr ergebener Kollege und Mitbürger.

*

DIE VILLA MALTA IN ROM UND IHRE DEUTSCHEN ERINNERUNGEN

Die Villa Malta hätte wohl verdient, deutsches Eigentum zu bleiben, denn manche vaterländische Erinnerungen haften an ihr. Vierzig Jahre lang ist sie das römische Sanssouci des kunstliebendsten aller deutschen Fürsten gewesen. Ludwig von Bayern hat dort oftmals Hof gehalten, nicht mit besternten Diplomaten, sondern mit lebensfrohen und talentvollen Künstlern. Nun aber sind auch die letzten Veteranen seiner Tafelrunde dahingegangen, die Villa selbst ist das Besitztum eines russischen Edelmannes geworden, und bald wird ihre deutsche Vergangenheit eine Legende sein. Darum will ich ihr ein paar Blätter des Andenkens widmen und sie ganz ernsthaft wie ein historisches Monument behandeln.

Der Ursprung der Villa Malta ist sehr vornehm; ihr Stammbaum wuchs in den Gärten des Lucull.

Ehe Aurelian Rom mit neuen Mauern umgab, lagen die nördlichen Hügel der Stadt im Freien, wie heute die Villa Borghese und die Monti Parioli. Sie waren immer ein beliebter Gartenbezirk. Die gesunde Luft, die Nähe der Weltstadt, die herrliche Aussicht auf diese wie auf die großartige Landschaft lockten die Römer, dort Weinberge und Landhäuser und dann auch prachtvolle Villen anzulegen. Solche erstreckten sich vom Esquilin und Viminal bis zur Porta Flaminia. Man nannte Kunstgärten mit den dazugehörenden Gebäuden Villae oder auch Horti, und davon erhielt jenes Hügelland (der heutige Pincio) den Namen Collis Hortorum. Nach dem Quirinal hin begrenzte dasselbe die Villa des Geschichtschreibers Sallust (Horti Sallustiani); gegen die Via Flaminia dehnte sich eine Reihe schöner Parkanlagen aus mit Prachtgebäuden und Kunstsammlungen, die Gärten des Lucull, des Pompejus und der Domitier.

Lucullus war der erste Römer, welcher auf dem Pincio eine Villa von unvergleichlicher Schönheit baute. Sie lag auf der Strecke, die heute durch Santa Trinità dei Monti, Via Sistina und Capo le Case bezeichnet wird. Zur Zeit des Claudius gehörte sie dem Consular Valerius Asiaticus, welchen Messalina in den Tod trieb, um sein Landhaus zu besitzen. Tacitus erzählt, daß vor den Augen des Verurteilten der Scheiterhaufen aufgetürmt wurde, aber daß der Sterbende den Befehl gab, ihn an einer andern Stelle zu errichten, wo der Feuerqualm die Baumgruppen seiner geliebten Villa verschonen konnte.

Diese wurde jetzt das Lusttheater für die Ausschweifungen der Messalina, und hier ereilte sie auch die strafende Nemesis. Als Claudius die Kaiserin umzubringen befahl, fanden sie seine Centurionen auf der Erde liegend, den Dolch in der zarten Hand, doch mutlos sich selbst den Todesstoß zu geben. Ein Tribun erstach sie.

Die Villa kam hierauf an den kaiserlichen Fiskus, und dort schwelgten die schreckliche Agrippina und ihr Sohn Nero. Sie blieb Eigentum der Kaiser, die sich fast aller großen Villen der Stadt bemächtigten. Noch im 4. Jahrhundert behauptete sie ihren Ruf gleich den Horti Sallustiani. Weil die Westgoten Alarichs diese durch Feuer zerstörten, mag auch jene in demselben Jahre 410 das gleiche Los getroffen haben.

In der letzten Kaiserzeit war sie in tiefem Verfall. Sie gehörte dem Senatorengeschlecht der Pincii, deren Name auf den ganzen Gartenhügel überging. Die Domus Pinciana, der letzte Rest der Villa Luculls, war zur Zeit Theodorichs so ruiniert, daß dieser von dorther Marmor nach Ravenna schaffen ließ zum Bau seiner Residenz. Weil damals noch Kunstschätze der alten Villa übriggeblieben sein mußten, so wird der Gotenkönig auch davon manche nach Ravenna entführt haben. Noch tausend Jahre später fand man im Schutte der Lucullischen Gärten den messerschleifenden Scythen, welcher zu einer Marsyasgruppe gehört zu haben scheint. Jeder kennt ihn aus der Tribuna der Uffizien in Florenz.

Im Hause der Pincier hatte noch Belisar sein Hauptquartier, als er Rom gegen die Goten verteidigte; und so endigte mit seiner Heldengestalt die antike Geschichte Roms eigentlich in jenen Gärten des Lucull. Denn nach den Gotenkriegen senkte sich die tiefe Nacht der Barbarei auf die verödete Stadt.

Den Mons Pinzi des Mittelalters bedeckte jahrhundertelang geschichtloses Dunkel. Da er außerhalb des täglichen Verkehrs und Lebens der Stadt lag und dieses sich von den Höhen immer mehr in das Marsfeld nach dem Tiberflusse hinunterzog, so blieb der Hügel der Gärten seiner Verwilderung überlassen. Weinberge, Gemüsefelder, Gebüsche, Nachkömmlinge der antiken Horti, reichten bis zur heutigen Piazza di Spagna hinab. Die Trümmer der alten Villen luden, wegen ihrer entfernten Lage, keine Barone ein, dort ihre Türme aufzubauen. Allein sie dauerten in jener Wildnis lange fort, denn noch auf dem Stadtplan Buffalinis (um 1551) sind im Bezirk der Kirche Santa Trinità und der Via Sistina große Ruinen verzeichnet, die der

Domus Pinciana müssen angehört haben. Von unten herauf, wo die Straße Capo le Case liegt, führte seit alter Zeit ein Weg, die Via Pinciana, zu dem gleichnamigen Tore, welches erst im vorigen Jahrhundert verschlossen wurde.

Am Ende des 15. Jahrhunderts ließ Karl VIII. von Frankreich die Kirche Santa Trinità dei Monti errichten, und seit dieser Zeit belebte sich der Hügel der Gärten wieder. Er wurde sogar seiner alten Bestimmung zurückgegeben, denn einige prachtvolle Villen des neuen Rom entstanden in der Spätrenaissance auf ihm. Der Kardinal von Montepulciano erbaute die Villa Medici, welche der Papst Leo XI. noch als Kardinal erwarb, dann der Großherzog von Toskana erhielt, endlich die französische Regierung während der Revolution sich aneignete. Im 17. Jahrhundert errichtete der Kardinal Ludovico Ludovisi die großartige Villa seines Namens, deren Park sich bis zum eigentlichen Pincio längs der innern Seite der Stadtmauern fortzog. Auf dem westlichen Rande des Circus der Sallustischen Gärten bauten auch die Massimi ein reizvolles Landhaus. Den Abschluß aller dieser modernen Anlagen machte der öffentliche Garten des Pincio, der zur Zeit Napoleons entstand und erst unter Pius IX. seine heutige Gestalt erhielt.

Die Villa Malta also ist ein Ableger aus den Gärten des Lucull. Sie steht auf der höchsten Erhöhung des Pincio unweit der Porta Pinciana, zwischen den Villen Medici und Ludovisi, und ist so tief versteckt, daß von der Via Sistina her nicht einmal ihr Turm sichtbar wird. Sie war niemals eine Sehenswürdigkeit Roms; in keiner Stadtbeschreibung wird ihrer gedacht, in keinem Album römischer Bauwerke ist sie abgebildet. Erst im 18. Jahrhundert erscheint sie als ein Garten, Giardino del Pino, von einem Pinienbaum so genannt.

Sie hieß auch Giardino di Malta. Dieser Name, größer und stolzer als die Namen Medici und Ludovisi, scheint anzudeuten, daß sie einst ein Besitz des Ordens der Malteser gewesen ist. Man hat sie auch bis heute für eine alte Sommerwohnung dieser Ritterschaft gehalten. Allein das kann nicht erwiesen werden. Auf meine Bitte ließ einer der edeln Kavaliere, der Marchese Giacomo di Pietramellara, im Mai 1886 das Archiv des römischen Ordenshauses nach Urkunden, die Villa Malta betreffend, durchsuchen, und es hat sich deren keine vorgefunden. Auch in der Villa selbst ist niemals das Wappen der Malteser gesehen worden. Die Entstehung des Namens ist daher noch heute rätselhaft.

Im 18. Jahrhundert war das Landhaus Eigentum des französischen Klosters Santa Trinità in seiner Nähe. Die Mönche dort besaßen in ihrem Bezirk Weinberge und Gärten, und zu diesen muß auch jenes Grundstück gehört haben. Sie selbst erbauten wohl das einfache zweistöckige Kasino mit einem kleinen viereckigen Turm, von welchem man die schöne Aussicht genießen konnte. Fast alle römischen Landhäuser dieser Art sind mit einem solchen Belvedere versehen. Der Baustil der Villetta di Malta deutete höchstens auf das 17. Jahrhundert zurück.

Am 5. Juli 1764 verlieh das Kloster dies Grundstück in Emphyteuse bis zur dritten Generation der römischen Familie Parmegiani gegen einen Jahreskanon von 150 Scudi (750 Frs.). Das ist das älteste beglaubigte Datum in der Geschichte der Villa. Sie wechselte schnell ihre Pächter: noch im 18. Jahrhundert kam sie an den Grafen Domenico della Torre, und von ihm an den Ritter Giuseppe Antonio Celani. Schon diese Besitzer vermieteten, wie vor ihnen die Mönche selbst, die Räume der Villa als Wohnungen, auch an Künstler zu Ateliers.

Der durch seine Luft gesunde, stille und ländliche Pincio war schon seit langer Zeit ein Maler- und Bildhauerviertel besonders für deutsche Künstler. Diese haben mit Vorliebe in den dortigen Straßen gewohnt, in der Via Felice und Sistina, in der Via Gregoriana, S. Isidoro, Purificazione, Capo le Case und auf der Piazza Barberini.

Die Geschichte der deutschen Ansiedlungen in Rom ist noch zu schreiben, und sie wird hoffentlich einmal geschrieben werden. Sie beginnt wesentlich mit den Kolonien der Langobarden, Franken und Sachsen, die sich seit dem 8. Jahrhundert im vatikanischen Borgo gebildet hatten. Die Kirche und das Kaisertum haben während des Mittelalters Scharen von Deutschen nach Rom gezogen. Manche deutsche Männer dienten den Päpsten als Sekretäre und Skriptoren.

Theodorich von Niem aus Westfalen, einer der Stifter der deutschen Nationalkirche dell' Anima in Rom, hat sich als Geschichtschreiber des großen Schisma im 14. Jahrhundert unsterblich gemacht, und jeder Mann kennt die Bedeutung des Elsässers Burckhard, des Zeremonienmeisters Alexanders VI., auf dessen und der Borgia Privatleben sein berühmtes Diarium ein so grelles Licht geworfen hat.

Der Glanz Roms unter den Päpsten der Renaissance, welche die Ewige Stadt mit monumentalen Kunstwerken ausstatteten und durch die Sammlung der vatikanischen Bibliothek die

Wissenschaften förderten, lockte viele deutsche Gelehrte dorthin. Erasmus und Reuchlin, Copernikus, Agrikola, Dalberg, Celtes, Hutten und andere besuchten dies Zentrum der humanistischen Bildung, und um den berühmten Lausitzer Goritz sammelte sich ein Kreis von deutschen Dichtern, welche sich in Rom einbürgerten.

Es ist auffallend, daß in der zahlreichen römischen Kolonie von Deutschen während der Renaissance nur Dichter und Gelehrte, aber keine bedeutenden Künstler sichtbar wurden, und das nicht einmal in der Zeit, ehe die lutherische Reformation ihren erbitterten Kampf gegen das päpstliche Rom begann. Albrecht Dürer, der größte und vielseitigste Künstler der deutschen Renaissance, lebte, von seinem Nürnberger Gönner Wilibald Pirkheimer unterstützt, ein Jahr lang (1505) in Venedig, von wo aus er Bologna besuchte, aber er hat Rom nicht gesehen. In seinem letzten Briefe aus der herrlichen Dogenstadt seufzte er: „Wie wird mich nach dieser Sonne frieren; hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer." Ein Verlangen, Rom zu besuchen, hat er nicht ausgesprochen; sein deutsches Wesen ist nicht durch Italien beeinflußt worden.

Selbst Hans Holbein, der unter allen deutschen Malern den am meisten an die italienische Kunst erinnernden Sinn für Form und Schönheit besaß, hat sich nur in der Lombardei, namentlich in Mailand, aufgehalten, zu einer Zeit, wo Leonardo da Vinci nicht mehr dort lebte. In Rom ist Holbein nicht gewesen, wenigstens haben wir keine Kunde davon. Er hat dann bekanntlich lange in England gelebt. Es werden aber doch manche niederländische, fränkische und schwäbische Maler auch in den Werkstätten Rafaels und Michelangelos in Rom studiert haben.

Die Reformation unterbrach die friedlichen Wallfahrten der Deutschen nach der Ewigen Stadt. Nach dem Dreißigjährigen Kriege stellten sich jene Beziehungen langsam wieder her. Doch erst seit Rafael Mengs, welcher im Jahre 1741 nach Rom kam, hat sich die Niederlassung deutscher Künstler hier ununterbrochen fortgesetzt.

Die Villa Malta muß solchen schon damals, und lange bevor sie namhaft geworden war, zu ihren Werkstätten gedient haben. Die älteste deutsche Erinnerung an den „Garten von Malta" ist aber doch erst an Goethe geknüpft. Er nennt zwar diesen Namen nicht, aber er hat die Villa ohne Zweifel gekannt. Die Tradition erzählt, daß die größte der drei Palmen des Gartens von Goethe gepflanzt worden sei. Er selbst sagt in seiner „Italienischen

Reise", daß er kurz vor seinem Scheiden von Rom (im April 1788) Dattelpflanzen, die er aus Kernen gezogen, einem römischen Freunde übergeben habe, von dem sie in einen Garten der Sixtinischen Straße versetzt worden seien, „wo sie noch am Leben sind, und zwar bis zur Manneshöhe herangewachsen, wie ein erhabener Reisender mir zu versichern die Gnade hatte. Mögen sie den Besitzern nicht unbequem werden und fernerhin zu meinem Andenken grünen, wachsen und gedeihen".

Der Garten an der Sixtinischen Straße kann nur jener von Malta gewesen sein; Goethe, der keinen schönen Aussichtspunkt unbeachtet ließ, muß ihn aufgesucht haben. Sein römischer Freund war vielleicht ein deutscher Künstler, der dort sein Atelier hatte, und der Besitzer des Kasinos im Jahre 1788 konnte der Graf della Torre sein.

Bald nach Goethe traf Herder zum Besuche in Rom ein. Es gibt keinen größern Kontrast, als Herder und Goethe in Rom. Dieser lebte dort in menschlich schöner Freiheit; Herz und Seele, die Flügel des Genius, wuchsen ihm empor, und die Sonne Roms gab seinen Idealen die klassische Reife. Jener kam dorthin am 10. September 1788, als „Appendix" launenhafter Freunde, Dalbergs und der Frau von Seckendorf. Im Anfange des Oktober kam auch die Herzogin Amalie. Herder fand, daß er „zwischen den Weibern garstig in der Mitte sei". Er sah sich in Rom um allen Genuß betrogen. Dem Kardinal-Staatssekretär Buoncompagni und dem Senator Rezzonico wurde er als vescovo di Weimar vorgestellt. Welche seltsame Figur mußte ein vescovo di Weimar in Rom machen! Er verkehrte mit dem alten Reiffenstein, mit Zoega und Moritz und mit Angelika Kauffmann. Der verdrießliche, krankhafte „Bischof" konnte der Ewigen Stadt nichts abgewinnen. Er begriff dort nur die Schattenseiten, die Pfaffenwirtschaft, die Nichtigkeit der Gesellschaft, das tote Meer der Wissenschaften, die falsche Weisheit und taumelnde Unwahrheit. Erst in Neapel, wohin er zu Neujahr 1789 mit der Herzogin Amalie ging, lebte er auf. Beide kehrten am 20. Februar nach Rom zurück. Und damals hat Herder mit der Fürstin in der Villa Malta gewohnt. Er verließ die Ewige Stadt am 15. Mai 1789. Seinen Aufenthalt dort hat Haym geschildert: „Herder nach seinem Leben und seinen Werken" (Bd. 2, 1885).

Im Herbst 1802 lebte in der Villa die geistreiche Friederike Brun mit ihrer Tochter, der Gräfin Ida von Bombelles. In ihrem „Römischen Leben" hat sie folgendes aufgezeichnet: „Das Gebäude, welches wir bewohnen, war eine ehemalige, klosterähnlich eingerichtete Sommerwohnung der Malteserritter. Ein hoher

Turm erhob sich gerade über dem Teile des Gebäudes, welchen wir bewohnen. Allein es gibt noch viele Logis in dem mit vielen Treppen versehenen wunderlich aus- und eingebauten und doch zusammen um kleine liebliche Gärten gruppierten Häuserhaufen, Villa Malta genannt. Schon wohnt ein kranker Engländer, Sir Knight, hier mit ein paar Schwestern; mancher Künstler hat hier und da hinter freien Balkons sein malerisches Nestchen und phantasiebeflügelte Ausblicke. Aus meinen Zimmern führt eine Treppe in einen größeren luftigen Saal, welcher einen Flügel des Gebäudes allein bildend wie ein Erker in die Fülle des Grünen blickt und von drei Seiten mit großen Fenstern umgeben ist. Meine Wohnzimmer sehen auf die Gärten des Quirinalischen Palastes; es hat einen Kamin mit einer Marmorplatte. Ein Hofraum trennt mich von einem Gärtchen, darin sind Springbrunnen, Orangen, Reben, Akazien, Lorbeeren und Kaktus."

Friederike versammelte dort manche ausgezeichnete Fremde, die damals in Rom lebten: Zoega, Fernow, Bonstetten, Thorwaldsen, Keller, Lund. Sie hat das Weihnachtsfest geschildert, welches sie in jenem großen Saal der Villa veranstaltete, wo später der König Ludwig von Bayern heitere Zusammenkünfte mit ihm befreundeten Künstlern hielt. Den geselligen Kreis der deutschen Dichterin versetzte die Ankunft Wilhelms von Humboldt in freudige Aufregung. Der Bruder Alexanders kam als preußischer Gesandter nach Rom und nahm seine Wohnung in derselben Villa Malta. Aus ihrem Fenster sah Friederike den Minister mit seiner Gemahlin und vier Kindern von der Via Pinciana den schmalen Weg zur Villa herauffahren. Sie erstaunte, die älteste zehnjährige Tochter Karoline als Knabe gekleidet zu sehen, denn der Reise wegen war diese Vermummung für sie gewählt worden. Es war der 25. November 1802, als Humboldt in die Villa Malta einzog.

Das kleine Landhaus wurde alsbald der Mittelpunkt für die geistreiche Gesellschaft Roms. Alle jene Männer aus dem Kreise der Friederike Brun traten auch in diesen neuen Humboldts über. Außerdem verkehrten hier Lucian Bonaparte, Agincourt, Canova, Angelika Kauffmann, Camuccini, Reinhardt, Koch, Schadow, während der später berühmte Altertumsforscher Welcker Hauslehrer in der Humboldtschen Familie war.

Anfang 1805 kam auch der Kurprinz Ludwig von Bayern zum ersten Male nach Rom, nicht ahnend, welche Veränderungen sein Vaterland gerade in diesem verhängnisvollen Jahre erfahren sollte, Veränderungen, welche das Deutsche Reich durch den Rheinbund auflösten, den mit dem Feinde Deutschlands ver-

bündeten Vater Ludwigs zum souveränen König des vergrößerten Bayern, und ihn selbst zum widerwilligen Vasallen Napoleons machten. Der Kurprinz nahm in Rom Wohnung bei dem bayrischen Gesandten Bischof Häfelin, im Palast Rondanini auf dem Corso, dem Hause gegenüber, worin Goethe gewohnt hatte. Der Name dieses Palastes lebt noch in München mit der berühmten Medusa fort, welche er im Jahre 1811 aus ihm erwarb.

Den jungen Prinzen begeisterten die Monumente und Antiken Roms; sie weckten in ihm die fürstliche Leidenschaft, nicht nur Kunstwerke zu sammeln, sondern sein Vaterland auch durch Neuschöpfungen des Schönen zu adeln. Schon ein Jahr nach seinem Aufenthalt in Rom faßte er den großartigen patriotischen Gedanken zur Walhalla und gleichzeitig den Plan zur Glyptothek.

Sein Verkehr mit Künstlern in Rom war gleichwohl im Jahre 1805 noch nicht sehr lebhaft. Nicht einmal Thorwaldsen, dessen Hebe er schon in Venedig bewundert hatte, scheint er damals persönlich kennen gelernt zu haben. Seine ersten Beziehungen zu diesem genialen Meister gehören ins Jahr 1808, wo er den Adonis bei ihm bestellte. Da er mit Wilhelm von Humboldt verkehrte, betrat er im Jahre 1805 auch die Villa Malta zum erstenmal.

Humboldt beherbergte dort in demselben Jahre seinen Bruder Alexander, welcher nach der Rückkehr von seiner epochemachenden Reise in Südamerika erst nach Paris gegangen war und dann im März 1805 mit Gay-Lussac Rom besuchte. Wilhelm blieb in der Villa bis zum Frühling 1807, dann zog er in das Haus Tomati, in der nahen Via Gregoriana; aber er verließ Rom für immer schon im Herbst 1808.

Die Umwälzungen, welche die Ewige Stadt durch den Sturz des Papsttums erlitt, hemmten hier für eine Reihe von Jahren die Tätigkeit der Künstler, aber sie begünstigten gerade die Absichten des Kronprinzen Ludwig, der mit Rom in beständiger Verbindung blieb. Sie erschütterten den Wohlstand der römischen Aristokratie so tief, daß selbst die Barberini, Braschi und Ruspoli sich mancher Kunstschätze, die ihre Familienpaläste erfüllten, entäußerten. Weil die schönsten Antiken und Gemälde aus den Galerien des Staates durch den modernen Vandalen Napoleon nach Paris fortgeschleppt waren, durfte sich niemand wundern, wenn Privatpersonen Werke ihres eigenen Besitzes verkauften. Zum letzten Male bot sich fremden Fürsten die Gelegenheit dar, aus Schätzen Roms und Italiens heimische Museen

zu gründen, und diesen Zeitpunkt benutzt zu haben ist das große Verdienst Ludwigs gewesen. So sind durch ihn die alten Münchner Kunstsammlungen vermehrt und neue angelegt worden.

Die meisten Ankäufe besorgte für ihn Martin Wagner, sein unermüdlicher Agent in Rom. Daß der Barberinische Faun, die Minerva Ergane, Hunderte von Statuen und die große Vasensammlung nach München gekommen sind, ist wesentlich seiner Umsicht zu verdanken. Unter vielen Mühen und Gefahren schloß er auch den Kauf der Ägineten in Griechenland ab und führte dann diese weltberühmte Giebelgruppe glücklich von Malta nach Rom, wo er die Bruchstücke in seinem Atelier zusammensetzte, während Thorwaldsen sie restaurierte. Dort sah sie der Kronprinz, als er im April 1818 zum zweiten Male Rom besuchte.

Die durch die französische Revolution und Napoleon aus den Angeln gehobene Welt hatte sich im Jahre 1815 wieder eingefügt, das Papsttum sich in Rom neu eingerichtet, und die Ewige Stadt war in ihr altes göttliches Nirwana, in jene von der Geschichte gesättigte, zeitlose Stille zurückgesunken, deren narkotischer Odemzug auf alle idealen Naturen immer wie ein Zaubertrank gewirkt hat. Altertumsforscher und Künstler studierten und arbeiteten wieder, und manche Fremde von Ruf erschienen.

Die wenigsten Ausländer empfanden das tatsächliche Elend, in welches das römische Volk aus dem bessern Zustande unter der französischen Regierung wieder herabsank, als ihm das Joch der Monsignoren mit ihrem Polizeisystem von neuem aufgelegt wurde. Niebuhr aber hat das tief empfunden und in seinen Briefen nach der Heimat ausgesprochen. Dieser große Gelehrte war seit 1816 preußischer Gesandter in Rom, und sein Legationsrat wurde Bunsen.

In demselben Frühjahr 1818, in welchem Ludwig nach Rom kam, kehrte dorthin auch die Gemahlin Wilhelm von Humboldts zum Besuche zurück. Sie nahm ihre Wohnung im Hause der Signora Buti, welches nahe bei der Villa Malta in der Via Sistina lag und die Künstlerherberge jener Zeit war. Thorwaldsen und Schadow, Wach, der Kupferstecher Senff und Wagner wohnten dort. Thorwaldsen arbeitete damals an seinem Mercur und ließ den Triumphzug Alexanders für die Villa Sommariva in Marmor ausführen. Die Malerin Luise Seidler, welcher Karl August von Weimar den Aufenthalt in Rom möglich machte, hat von dem patriarchalischen Leben, dessen Mittelpunkt Frau von Humboldt war, in ihren „Erinnerungen“ erzählt. Auch Henriette Herz, die

mit ihrer Freundin Dorothea Schlegel zu derselben Zeit in Rom lebte, hat die Abende im Hause Buti geschildert. Dort war der Kronprinz Ludwig gerne zu Gast; sein geistreiches Wesen, seine bürgerliche Einfachheit und Liebenswürdigkeit machten auf jene schöne und hochgebildete Frau einen tiefen Eindruck.

Als sie eines Tages in seiner Begleitung die Spanische Treppe hinaufstieg, fragte sie ihn: „Werden Sie denn auch als König so bleiben, wie Sie jetzt sind?" Der Kronprinz antwortete, die Schlußzeile des „Columbus" von Schiller verändernd:

Was der Jüngling verspricht, leistet der Mann euch gewiß.

Das Viertel um die Villa Malta herum war zu jener Zeit der Sitz einer zahlreichen deutschen Kolonie. In dem Landhause selbst wohnten immer Maler; auch Overbeck hatte dort seine erste Wohnung genommen, als er im Jahre 1810 nach Rom gekommen war. Bald darauf zog er mit seinen frommen Kunstgenossen in das nahe Kloster Sant' Isidoro. Jedem Staatswesen, jeder bürgerlichen Pflicht entfremdet, weder von der erbärmlichen Reaktion in ihrem Vaterlande noch von der Knechtschaft Italiens berührt, lebten diese Künstler in Rom wie auf der Insel der Seligen, in olympischer Freiheit, als Weltbürger einer idealen Republik, versenkt in das Studium der alten Meister und zu eigenen Schöpfungen angeregt. Der Geist Carstens, der Klassizismus Canovas und Thorwaldsens wirkte auf diese neue Malerschule, die nach den verlorenen Formen des großen historischen Stils suchte. Die Fresken von Cornelius, Overbeck, Veit und Schadow in der Casa Bartholdy auf dem Pincio erregten damals Aufsehen als kunstgeschichtliche Tat der Umkehr zur Natur. Selbst Niebuhr sprach in einem Briefe an Savigny (vom Februar 1817) die Hoffnung aus, „daß wir jetzt in der Kunst für Deutschland in eine Epoche treten, wie die unserer aufblühenden Literatur im 18. Jahrhundert war".

Den Kronprinzen Ludwig überraschte der kühne Aufschwung der kleinen deutschen Künstlerwelt auf dem Pincio. Er bemerkte den Widerspruch ihrer Ideale, ohne sich für eins oder das andere zu entscheiden. Die Deutschen teilten sich in zwei Schulen: die weltlich-klassische der Kapitoliner, deren Häupter Koch und Reinhardt waren, und die christliche der Nazarener und Konvertiten, die im Zusammenhange mit den deutschen Romantikern zur vorrafaelischen Mystik zurückkehrten. Die Führer dieser waren Overbeck, Veit, und in seiner ersten Epoche auch Cornelius. Dagegen blieb die persönliche Richtung Ludwigs

unbegrenzt. Er war kein einseitiger Antiquar und Liebhaber; er liebte die ganze Kunst als solche, weil sie das Schöne schuf. Die Hebe und der Adonis Thorwaldsens entzückten ihn ebensosehr wie die blassen Heiligenbilder Overbecks und Veits.

In seinem phantasievollen Geiste vereinigten sich die Reflexe aller Kunstepochen und Stile, die griechische Antike, das byzantinische und romanische Christentum, die mittelalterliche Gotik, die italienische Renaissance. Ihre verschiedenen Formen hat er dann in der bunten Reihe seiner Bauten mit gleichem Enthusiasmus nachgeahmt. Die Glyptothek, die Pinakotheken, die Propyläen, der Residenzbau, die Arkaden, das Siegestor, Obelisk, Bavaria, Bibliothek, Walhalla, Basilika, Ludwigskirche, Feldherrenhalle, Ruhmeshalle: alle diese rühmlichen Schöpfungen zeigen ihn als den Sohn seiner weltbürgerlichen Zeit ohne Originalität, als einen romantischen Eklektiker auf dem weiten Gebiete des Schönen, wie es, freilich mit den Mitteln und in den Dimensionen des Römerreiches, einst der Kaiser Hadrian gewesen war, der letzte große Kunstmäzen des sterbenden klassischen Altertums. Vielleicht war sich Ludwig seiner innern Verwandtschaft mit Hadrian bewußt, als er dessen Bildsäule neben der des Perikles in einer Nische der Außenwand der Glyptothek aufstellen ließ.

Es ist für sein Wesen bezeichnend, daß er im Plane hatte, der im jonischen Tempelstil errichteten Glyptothek gegenüber eine Apostelkirche aufzuführen, und so Klassizismus und Romantik äußerlich miteinander zu verbinden. Solche Universalität des künstlerischen Gesichtskreises konnte nur die Tat eines sammelnden und nachahmenden Zeitalters sein, welches selbst keine eigene Kunstform besaß, sondern seine Größe im philosophischen Bewußtsein der Einheit des Menschengeschlechts und ihrer edelsten Kulturideale fand.

Es war noch die Zeit, wo Faust und Helena ihre Wonnemonde feierten. Der Geist Ludwigs selbst, wie mancher andere in Deutschland, entstammte dieser romantischen Verbindung des Germanentums mit dem Hellenentum, und nichts konnte später natürlicher sein, als daß ein Sohn Ludwigs den Thron des befreiten Griechenlands als erster König der Hellenen in Athen bestieg.

Weil Ludwig die Künste nach München verpflanzte, wurde er der Neuschöpfer dieser Stadt. Alles erschien hier noch ungünstiger für die Aufnahme des Schönen, als es früher der Boden Berlins gewesen war. Ein an ideale Anschauungen und Bedürfnisse nicht gewöhnter Volksgeist; eine gleichgültige unfruchtbare

Naturumgebung in der nächsten Nähe; keine andere als die dynastische Geschichte des Herrscherhauses; keine Monumente eines alten und blühenden Gemeinwesens, welche Regensburg, Augsburg und Nürnberg so stolz und vornehm machen. Weder Berlin noch München besitzt auch nur eine wirklich schöne, alte Kirche, wie so mancher kleine Ort Deutschlands sie aufzuweisen hat. Jetzt strebt München, wie viele andere Städte unseres Vaterlandes, durch die alles belebende Kraft, welche das große nationale Reich ausströmt, mächtiger auf. Wenn aber diese freundliche Stadt mit ihren reichen Bildungsanstalten die Königin des herrlichen deutschen Alpengebietes wird, so hat sie das noch jenen Impulsen zu verdanken, welche ihr Ludwig gegeben hat. Was dieser geistvolle Fürst hier geschaffen hat, ist im Verhältnis zu den geringen Mitteln, über die er verfügen konnte, so bewundernswert, daß er, wenn er Ähnliches zu Griechenzeiten und für Griechen getan hätte, als Stadtheros in einem Tempel würde verehrt worden sein. Es kommt hier nicht einmal auf den künstlerischen Wert seiner Monumentalschöpfungen an, sondern nur darauf, daß er der Kunst wieder große Aufgaben gestellt und sie als die vollste Blüte der Kultur begriffen hat.

Ich bin von der Villa Malta abgeschweift, allein sie steht doch immer im Hintergrunde des merkwürdigen Treibens deutscher Künstler in Rom während der ersten Dezennien dieses Jahrhunderts. Der Kronprinz Ludwig war der Abgott dieser Künstler, nicht nur als geistvoller Mäzen, sondern als glühender deutscher Patriot. Noch im Jahre 1818 trug er in Rom die bereits von den Regierungen des Vaterlandes verpönte deutsche Tracht Jahns und der Burschenschaft. Künstlern, welche nicht Mittel hatten, sich deutsch zu kleiden, gab er sie, und so wanderten Maler und Bildhauer unter den Göttern Griechenlands und den Ruinen Roms als Urteutonen des Teutoburger Waldes stolz umher. Der Weltmann Canova wird sie mit stillem Lächeln betrachtet haben. Henriette Herz hat erzählt, daß in jenem Jahre 1818 einmal eine römische Prinzessin, mit ihrer Amme in Genzano am Nemisee spazierend, vor der plötzlich auftauchenden Erscheinung eines breitschulterigen Teutonen mit wild herabwallenden Haaren entsetzt davongelaufen sei. Dieser Schreckliche, welchen die Amme für den leibhaftigen Simon Magus hielt, war kein geringerer als Rückert. Niemand konnte diesem Urgermanen ansehen, daß in seiner zarten Seele der „Liebesfrühling" keimte.

Es gibt ein Buch von Otto Baitsch: „Johann Christian Reinhardt und seine Kreise", worin jene Deutschtümelei unserer

Künstler in Rom gezeichnet ist. Sie hinderte dieselben übrigens nicht, sich zuzeiten bei ihren Festen am Ponte Molle oder im Tal der Egeria in die Formen des antiken Römertums zu kleiden.

Der deutsch-englische Triumphator Kestner, der Sohn der Lotte Buff, war erst seit 1817 hannoverischer und englischer Diplomat in Rom, und der berühmte Landschaftsmaler Koch hatte sich von 1812 bis 1815 in Wien aufgehalten und dort durch seine Gemälde Aufsehen erregt. Otto von Stackelberg, der mit Bröndstedt Griechenland bereist hatte und sich hauptsächlich als archäologischer Forscher und Tourist einen Namen machte, wählte seit 1816 Rom zu seinem Aufenthalt. Demnach wird jener Triumph etwa diesem Jahre angehören.

An solchen frohen Festen auf den klassischen Gefilden der Ewigen Stadt nahmen alle deutschen Künstler ohne Unterschied ihrer Richtung teil. Der Kronprinz Ludwig versäumte sie nicht, sooft er in Rom war, und die Künstler selbst veranstalteten solche für ihren vergötterten Schutzherrn. Im Frühjahre 1818 gaben sie ihm zum Abschiede ein besonders glänzendes, welches Cornelius, schon im Begriffe, seinem Rufe nach München zu folgen, in einem Garten vor der Porta del Popolo mit künstlerischem Geschmack einrichtete. Es machte Aufsehen selbst im Auslande, wo die Zeitungen davon wie von einem Ereignis berichteten. Es ist in der Lebensbeschreibung Bunsens von dessen Witwe und auch vom dänischen Dichter Atterbom, welcher gleich Rückert dabei war, beschrieben worden.

Das Jahr 1818 bezeichnet ein neues Datum in der Geschichte der Villa Malta, denn am 18. März desselben überließ sie ihr letzter römischer Besitzer Celani dem schwedischen Bildhauer Johann Niclas Byström. Dieser Zeitgenosse Thorwaldsens, mit dem er vergebens, doch nicht ruhmlos, um die Palme des Künstlers rang, war in Stockholm der Schüler Sergells gewesen und, mit einem Preise der Akademie gekrönt, 1810 nach Rom gekommen. Hier entwarf er sein erstes ausgezeichnetes Werk, eine trunkene Bacchantin, welchem im Laufe der Zeit viele andere folgten, teils in Rom, teils in Stockholm ausgeführt, wo er auch eine Reihe von Monumentalfiguren schwedischer Könige schuf. Wie der große Däne, hatte sich auch der Schwede Byström an die Deutschen in Rom angeschlossen, und auch er war bei jenem prachtvollen Feste zu Ehren Ludwigs zugegen gewesen.

Byström richtete sein Atelier in der Villa ein, vermietete aber noch ihre Räume an Fremde, oder ließ solche dort wohnen, bis ihr Termin abgelaufen war. Im Herbste 1818 wohnte da-

selbst der hannoverische Gesandte Baron von Reden, während sein Legationssekretär Kestner das ehemalige Humboldtsche Quartier in der Via Gregoriana innehatte. Reden gestattete der Malerin Luise Seidler, in dem schattigen Garten zu malen.

Bystrom verbesserte die Villa und ihre Gartenanlagen. Deshalb bewilligte ihm das Kloster Santa Trinità am 13. Februar 1823 einen neuen Kontrakt, wodurch die Pacht auf ewige Zeit ausgedehnt, der Jahreszins auf 160 Scudi festgestellt wurde. Erst Byström setzte die Villa Malta mit der Via Sistina in Verbindung. Um dies zu tun, kaufte er dort im Jahre 1825 zwei Häuser von De Amicis und Lizzani und legte einen Eingang von der Straße an, indem er eine gewundene Treppe (a cordonata) bauen ließ.

Im November 1820, dann im Mai 1821 kam der Kronprinz Ludwig wiederum nach Rom. Er stand hier mit Byström in persönlichem Verkehr und besuchte seine an Kunstschöpfungen reiche Werkstätte in der Villa Malta. Schon damals war in ihm der Wunsch entstanden, diese zu erwerben; und wohl war es Wagner, der ihm solchen Vorschlag machte, um den geliebten Prinzen an Rom zu fesseln. Byström wurde oft nach Stockholm gerufen, wo er sich im Tiergarten ein schönes Landhaus anlegte, und auch in Rom selbst baute er sich auf dem Pincio, seitwärts von der Spanischen Treppe, das noch heute wohlbekannte Haus, welches von seiner freien Lage A quattro venti genannt wird. Er entschloß sich zum Verkauf der Villa erst im Jahre 1827, als Ludwig schon König war.

Wagner, welcher seit 1818 an Stelle des Bildhauers Eberhard die Privatangelegenheiten des Fürsten in Rom besorgte, war sein Bevollmächtigter bei diesem glücklichen Erwerbe. Die Summe betrug für die Villa an sich 9000, für ihr Mobiliar 3000, für die beiden Häuser in der Sistina 10 000, im ganzen 22 000 Scudi oder 110 000 Frs. Die Zahlung sollte in 15 Raten, vom Oktober 1827 bis zum Dezember 1828 geleistet werden; der an das Kloster schuldige Kanon blieb vorerst auf dem Besitze haften, um später abgelöst zu werden. Am 7. Februar 1827 wurde der Vertrag in München vom Könige bestätigt und am 14. April in Rom vollzogen. Das Notarinstrument, welches vom Doktor Leopoldo Angelucci ausgefertigt ist, hat mir durch die Güte des heutigen Eigentümers der Villa in einer Abschrift vorgelegen, und ihr entnahm ich auch die wesentlichen geschichtlichen Nachrichten über jene.

Sein römisches Besitztum bezog der König zum ersten Male im Anfange des Jahres 1829. Dies war ein glänzender Festtag

für ihn und seine künstlerischen Paladine. In demselben Winter befand sich in Rom der geistvolle Kronprinz von Preußen, dessen Empfänglichkeit für künstlerische Ideale den Neigungen Ludwigs verwandt war. Der römische Aufenthalt Friedrich Wilhelms veranlaßte die Gründung des Archäologischen Instituts durch Bunsen und Gerhard. Während die rühmlichen Bestrebungen unserer Künstler es nicht vermochten, dort in einer deutschen Akademie einen dauernden Mittelpunkt zu finden, gelang dies unsern Archäologen. Die weltberühmte Anstalt auf dem Kapitol, eine Nachwirkung des Geistes Winckelmanns, wurde mehr als zufällig in den Schutz Preußens gestellt. Sie dauert noch heute als wissenschaftliche Schule des Deutschen Reiches fort, aber sie hat seit kurzem jenen großen internationalen Charakter verloren, welchen die Gründer diesem Institut gegeben hatten.

Da Preußen damals noch nicht den Palast Caffarelli erworben hatte, war Ludwig der einzige deutsche Fürst, der in Rom ein Grundstück besaß und deshalb römischer Bürger war. Sein Besitztum war sehr bescheiden, im Vergleich zu den glänzenden Villen, in deren Mitte es versteckt lag, der Villa Medici, wo die französische Akademie ihren Sitz hatte, und der Villa Ludovisi, wo in dem schönsten Parke Roms eine der berühmtesten Antikensammlungen aufgestellt war. Aber ihre idyllische Verborgenheit gab der Villa Malta einen hohen Reiz. Sie erfüllte vor allem den Zweck, dem Könige als stilles Absteigequartier zu dienen, sooft er nach Rom kam, um dem rauhen Norden zu entfliehen, um „seine Ketten abzulegen", auszuruhen und mit Künstlern selbst Künstler und Mensch zu sein. In einem Distichon hat er das so ausgedrückt:

> Wie wert bist du mir, liebes Asyl, wo endlich den Menschen
> Findet der König aufs neu, welchen daheim er verlor.

Entweder lebte noch Leo XII., oder Pius VIII. war eben seit dem 31. März 1829 auf den Heiligen Stuhl gestiegen, als Ludwig seine Villa zu bewohnen kam. Sie erhielt zum ersten Male die Ehre eines päpstlichen Besuches als Erwiderung dessen des Königs im Vatikan. Das wiederholte sich, sooft derselbe in Rom war. Für solche päpstliche Auffahrten wurde, mit etwas verschämter Erinnerung an die Fahrten römischer und byzantinischer Cäsaren, vom Spanischen Platze bis zum Eingange des Landhauses eine Wegespur von Goldsand gestreut, über welcher dann der Papst in seiner Karosse mit den Nobelgarden und anderm Gefolge einherzog. Er konnte dort, auf der alten Stätte Lucullischer Schwelgereien, die spartanische Bedürfnislosigkeit des

Königs mit mehr Takt bewundern, als ein reicher römischer Emporkömmling gezeigt haben soll, von welchem man erzählt, daß er dem Könige einmal ins Gesicht gesagt habe: „Sire, dies ist keine Villa, sondern nur ein Krautgarten."

In Wahrheit, jeder Freigelassene der Messalina würde sich geweigert haben, ein so dürftiges Haus zu bewohnen. Die Villa fuhr fort zu sein, was sie schon vorher gewesen war, ein genial vernachlässigtes Künstlerheim. Die wiederholten Beschwerden Wagners, daß die Möbel abgenutzt seien, daß die Decken einzustürzen, die Fußböden sich zu lösen drohten, wurden nicht beachtet, oder der König erlaubte nur die notdürftigsten Herstellungen. Dies war Sparsamkeit und vielleicht auch Künstlerlaune.

Die berühmten Künstler jener Zeit lebten in einer Einfachheit, welche heute unerhört sein würde. Die enge Wohnung des großen Thorwaldsen war so ärmlich ausgestattet, daß er seinen Besuchern kaum einen Stuhl anzubieten hatte. Als ihm aber eines schönen Tages Frau Buti ein Kanapee anschaffte, dünkte er sich fürstlich eingerichtet. Die patriarchalische Einfachheit seines Asyls wollte sich der König Ludwig durch keine Standesrücksichten stören lassen. Es geschah einmal in späteren Jahren, daß sein Sohn Maximilian die Villa heimlich mit besseren Möbeln versehen ließ; kaum erblickte sie der König, so befahl er, diesen überflüssigen Luxus zu entfernen. Er hatte sich ein Arbeitszimmer eingerichtet, wo er den Morgen zubrachte. Der Nachmittag wurde zu Wanderungen in Rom, der Abend zu geselligen Zusammenkünften mit Künstlern in der Lorbeerlaube oder im oberen Saale verwendet.

Im „Leben Thorwaldsens" von Thiele wird erzählt, daß der König im Jahre 1829, kaum in sein Landhaus eingezogen, die alte ungezwungene Lebensweise wieder aufnahm. Bisweilen kam er die Villa herab in die Via Sistina und rief zum Hause des Künstlers hinauf, ihn zum Mittagessen einzuladen. In der spanischen Weinschenke des Don Raffaele de Anglada auf Ripa Grande am Tiber suchte er seinen gewohnten Platz auf, der am Tisch durch einen festgenagelten falschen Bajocco bezeichnet war. Die erheiterte Gesellschaft stieg einmal auf diesen Tisch und brachte Dom Miguel ein Pereat aus.

Man sieht in der Neuen Pinakothek Münchens eine Szene in jener Weinschenke dargestellt: Ludwig sitzt in einem langen, grünen Rock auf dem äußersten Ende der Bank und winkt dem stämmigen Wirte zu, welcher, einen hohen Zylinder auf dem

Kopf, eine Weinflasche in jeder Hand, gravitätisch herbeikommt. Um den Tisch sitzen Thorwaldsen, Philipp Veit, Julius von Schnorr, Klenze, Wagner und Catel, sodann der Graf Seinsheim, Ludwigs Jugendfreund und beständiger Begleiter, der Hofmarschall von Gumppenberg und der Doktor Ringseis. Franz Catel, ein trefflicher Landschaftsmaler, ein wohlhabender und wohlgebildeter Mann, dessen sich alle meine Zeitgenossen in Rom gern erinnern werden, ist der Verfertiger dieses Bildes; er hat sich selbst auf ihm, die Gruppe in ein Skizzenbuch zeichnend, dargestellt. Da auf der Rückseite des Bildes das Datum des 29. Februar 1824 eingeschrieben ist, so gehört die heitere Szene noch der Zeit an, wo Ludwig Kronprinz war. Aber solche fröhliche, immer maßvolle Symposien wurden auch später von ihm fortgesetzt. Er besuchte auch die Osterie am Theater des Marcellus, welche Goethe berühmt gemacht hatte, und dort ehrte er das Andenken des Dichters durch eine Marmortafel. Den Römern war die geniale Laune eines regierenden Fürsten neu, der mit Künstlern umherschwärmte und mit dem Volke wie mit seinesgleichen verkehrte. Seine auffallende Erscheinung, die hagere, bewegliche, gestikulierende Gestalt, seine ganze außerordentliche Art verwunderte sie, bis sie sich daran gewöhnten. Kein fremder Fürst ist in Rom populärer gewesen als er.

Die wenigsten Künstler, die in der Villa Malta aus- und eingingen, besaßen eine Bildung, welche dem Könige genügen konnte. Künstler werden, fast so leicht wie Stubengelehrte eines Spezialfaches, einseitig, und deshalb auch eingebildet. Bildung ist etwas Höheres als Wissen. Oft sind stockgelehrte Leute des Katheders ganz ungebildete bleierne Menschen. Künstler aber verfallen um so eher in Dünkel, weil sie zu schaffen suchen, was das Seltenste und der Glanz des Lebens ist: das Schöne. Auch ein Stümper, welcher Farben auf die Leinwand kleckst, wird leicht vom schönen Schein zu dem lächerlichen Wahn verführt, daß er einer auserlesenen Rangordnung schaffender Geister angehört. Nur der wahrhaft schöpferische Künstler vermag den Abstand zu messen, in welchem auch das gelungenste Werk von der Natur steht. Je größer er selber ist, desto bescheidener wird er sein.

Niebuhr klagte einmal, daß der Kronprinz Ludwig solchem Dünkel zu viel Nahrung gebe. Wenn er selbst als Gesandter Preußens während seines Aufenthalts in Rom bis 1823 mit den deutschen Künstlern, namentlich mit Cornelius, Overbeck, Platner und den beiden Schadow, innig verkehrte, so tat er dies weniger aus ästhetischen als aus geselligen Bedürfnissen. Von

den Zuständen des geistlichen Rom angewidert, war dieser ausgezeichnete Mann mit dem Kassandragemüt in seiner vorurteilsvollen verdrießlichen Abgeschlossenheit unfähig, das zu begreifen, was in der edlen Natur der Römer und Italiener immer unzerstörbar und lebenskräftig blieb. Deshalb sagte er einmal: „In der lebendigen Gegenwart haben nur unsere deutschen Künstler Wert, und mit ihnen, soweit die Sphäre reicht, versetzt man sich wohl auf Stunden in ein besseres Volk.“ Gleichwohl beschwerte er sich über ihren Mangel an Bildung.

Thorwaldsen war ohne alle Kenntnisse; er wußte von Geschichte und Mythologie nichts. Als ihm Ludwig die Statue Konradins auftrug, erkundigte sich der große Meister erst, wer diese Person gewesen sei. Kestner, der ihm in seinen „Römischen Studien“ ein liebevolles Denkmal gesetzt hat, behauptete, daß Thorwaldsen nie ein Buch gelesen, wie Walter Scott nie eine Bildsäule angesehen habe. Er verlernte das Dänische und lernte italienisch nur notdürftig. Bei manchen Künstlern, wie bei dem ohne Schule aufgewachsenen Cornelius, wurde die mangelnde Erziehung durch das eigene Genie ersetzt, und jeder las wenigstens und lernte etwas Ungewöhnliches in dem immer aufgeschlagenen illustrierten Weltbuche Rom. Andere waren von ihrer Jugend her wohlgeschulte Männer, wie Overbeck, Martin Wagner und der von Originalität sprühende Naturmensch Koch, ein Tiroler Bauer, aber wie Schiller in der Karlsschule erzogen. Mit ihm wetteiferte der Landschaftsmaler Reinhardt, welchem der König Ludwig im Jahre 1829 auftrug, die vier Aussichten der Villa Malta zu malen, wofür ein eigenes Zimmer in München bestimmt werden sollte.

Unter den Besuchern der Villa zeichnete sich der Leipziger Ernst Platner aus als ein Mann von Studium und Bildung. Er erkannte in Rom, wohin er schon im Jahre 1800 als Maler gekommen war, daß er seinen Beruf verfehlt habe, und wandte sich literarischer Tätigkeit zu. Auf Niebuhrs Aufforderung widmete er diese der römischen Stadtbeschreibung, und in ihr sind viele das Mittelalter betreffende Partien von ihm verfaßt. Er war im Jahre 1823 diplomatischer Agent Sachsens in Rom geworden: als er dort 1855 starb, erhielt seine Stelle der Maler Thürmer, ein schöner, aber mit einem kleinen Verdruß von Natur behafteter, und vielleicht diesem zum Trotz sehr selbstgefälliger Mann. Daß Maler damals in Rom diplomatische Posten erhielten, war immerhin ein Zeugnis sowohl für die idyllischen Zustände jener Zeit in der Ewigen Stadt, als für die Achtung, welche dort die Künstler genossen. Freilich waren diese Stellun-

gen sehr bescheidener Natur, allein diese sächsischen Konsuln durften doch behaupten, daß sie seit Rubens die ersten Maler seien, die es zu einer diplomatischen Karriere gebracht hatten.

Viele andere Künstler, die Brüder Riepenhausen, Overbeck und Veit, Führich, Riedel, Rhoden, Flor, die Engländer Gibson und Macdonald, die Römer Camuccini und Tenerani, sah der König in seiner Villa, eifrig an ihren Arbeiten teilnehmend. In den Nischen der Außenwände seiner Glyptothek ließ er die Statuen Canovas, Thorwaldsens, Teneranis und Gibsons aufstellen, sowohl um ihre Verdienste zu ehren, als zum Denkmal seines persönlichen Verkehrs mit diesen Meistern in Rom.

Die Villa Malta verwaltete für den König sein langjähriger Vertrauter Martin Wagner, mit dem er seit 1810 einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Sie blieb nach wie vor ein Anziehungspunkt für die deutsche Künstlerwelt, aber nur soweit das ihr strenger Kustos erlaubte.

Der königliche Privatmann besuchte seither Italien und seine römische Villa Jahr für Jahr, von seinem alten Freunde Seinsheim und dem geistreichen Grafen Pocci begleitet; doch von Herzen froh ist er dort nicht mehr gewesen. Die Revolution des Jahres 1848 hatte auch in das Leben Roms einen tiefen Einschnitt gemacht. In die neue Zeit konnte sich keiner der alten Gefährten mehr zurechtfinden. Wagner starb im Alter von 81 Jahren am 8. August 1858 in der Villa Malta. Seine Sammlungen und sein Vermögen, durch rastlose und ehrenvolle Arbeit erworben und in einem diogenisch bedürfnislosen Leben gemehrt, vermachte er seiner Vaterstadt Würzburg.

Der König Ludwig hat seine Villa zum letztenmal im Jahre 1867 besucht und dort einige Zeit einsam gelebt. Er trug damals Schöpf auf, Thorwaldsens Merkur in Marmor auszuführen. Sein nahes Ende ahnend, nahm er Abschied von dem geliebten Rom, von den vatikanischen Museen, von seiner römischen Vergangenheit. Am Abend vor seiner Abreise trank er aus dem Brunnen Trevi, von tiefer Wehmut ergriffen, so daß er weinen mußte. Der alte schöne Aberglaube, daß man nach Rom wiederkommt, wenn man beim Scheiden von der Ewigen Stadt aus jenem Wasser getrunken hat, bewahrheitete sich diesmal nicht. Der König starb zu Nizza, am 29. Februar 1868. Von allen deutschen Fürsten, so viele deren die Geschichte kennt, hat keiner ein ähnliches, ausschließlich auf den Idealen des Kunstschönen gegründetes Verhältnis zu Italien und Rom gehabt. Vielleicht darf man behaupten, daß kulturgeschichtliche Wirkungen dieser

Art, welche von dort her auf deutsche Geister seit Winckelmann ausgegangen sind, mit jenem Könige ihren Abschluß gefunden haben.

Noch einige Jahre blieb die Villa Malta in ihren hergebrachten äußeren Verhältnissen, obwohl das Lebenslicht in ihr mit Ludwig erloschen war. Wie in der Vergangenheit, wurden jetzt wieder ihre Räume vermietet. Eine Zeitlang wohnte daselbst der bayrische Gesandte Graf Taufkirchen. Die Umwälzung aller Dinge in Rom nach dem Falle der päpstlichen Regierung im September 1870 und die Verwandlung der Ewigen Stadt in die Hauptstadt Italiens machten es endlich den Erben Ludwigs I. wünschenswert, ein Besitztum zu verkaufen, welches unpraktisch geworden war.

In den deutschen Künstlerkreisen hegte man einen Augenblick lang die Hoffnung, daß der preußische Staat oder das Deutsche Reich die Villa erwerben werde, um in ihr eine Akademie oder doch Ateliers für deutsche Künstler einzurichten. Für den letzten Zweck würde sie ausgereicht haben, für den ersten aber doch zu klein gewesen sein.

Am 19. Juni 1873 ging die Villa in den Besitz des Grafen Leon Bobrinski über, welcher seit vielen Jahren Rom zu seinem Aufenthalt gewählt hatte, gleich seinem Freunde, dem Grafen Stroganow, und dieser hat sich in der Via Gregoriana unweit des ehemals von Humboldt und Kestner bewohnten Hauses einen schönen Palast aufgebaut. Die Villa Malta, erst skandinavisches, dann deutsches Besitztum, ist jetzt russisch, und der Pincio ein Quartier für russische Aristokraten geworden, so daß die deutschen Traditionen dort verblassen. Selbst das berühmte Denkmal deutscher Kunst aus der Epoche ihres jugendlichen Aufschwunges in Rom, die Freskogemälde in der Casa Bartholdy, werden dort verschwinden, da man sie als nationale Urkunde deutscher Kunstgeschichte nach Berlin bringen wird.

Nach dem Verkaufe der Villa mußte Schöpf die Stätte verlassen, wo er so viele Jahre seines Lebens zugebracht hatte. Er zerschlug in Verzweiflung die Gipsmodelle seines Ateliers: bald darauf ist der treffliche Künstler in Gram gestorben.

Der Graf Bobrinski hat die Villa mit großem Kostenaufwande umgebaut. Ihr Aussehen ist so sehr verändert, daß man Mühe hat, ihre ehemalige Gestalt wiederzuerkennen, wie sie Bilder aus Ludwigs Zeit von Quaglio und Alston in der Neuen Pinakothek zeigen. Sie hat zwar nicht den Charakter der Vil-

letta verloren, welchen sie ihres geringen Umfanges wegen behalten mußte, aber doch ihre alte Einfachheit eingebüßt. Mehrere Räume sind neu gebaut. Das obere Geschoß des Turmes ist durch romanische Säulenfenster verschönert, der große Saal mit einem reichen Plafond geschmückt und mit vornehmer Wohnlichkeit ausgestattet. Unten ist eine auf Marmorsäulen ruhende Halle erbaut, deren Fußboden mit köstlichem Steinmosaik bedeckt ist. Der schönste Schmuck dieser Halle ist ein kunstvoller Marmorkamin, welchen der Graf aus dem Palast Altemps erworben hat. Einen solchen Luxus hat das bescheidene Landhaus nie zuvor gesehen. Selbst die Pferde edelster Rasse stehen in einem Stall, der einem Saale gleicht.

Eine breitere Rampe führt jetzt zwischen blühenden Ranken und Gebüschen aufwärts in den sorgsam gepflegten Garten und zum Säulenportal der Villa. In diesem Garten erinnern noch die Fontaine, einige ehrwürdige Bäume, hohe alte Lorbeeren, die Pinie, drei Palmen, von denen zwei vom Könige Ludwig gepflanzt worden sind, an die alte Zeit. Überall umschlingen Rosen die Baumstämme. Der liebenswürdige Besitzer ist ein Rosenzüchter von Passion; mehrere hundert Arten hat er dort kultiviert, und seine Prachtexemplare erregen auf den Blumenausstellungen die Bewunderung der Kenner.

So ist die Villa Malta zur Villa Bobrinski geworden, doch bei all ihrer neuen, geschmackvollen Ausstattung trägt sie noch immer einen unverwüstlichen Zug idyllischer Heimlichkeit.

Neben ihr nach der Porta Pinciana hin steht noch unverändert die hohe Mauer der Villa Medici mit einem großen Portal, und am Ende der Via Pinciana liegt noch heute, wie zur Zeit Goethes, vor der innern Stadtmauer ein verwildeter Raum, wo Steinmetzen ihre Werkstätte aufgeschlagen haben. Auch das alte Stadttor, Belisarischen Angedenkens, ist noch immer in Efeu und Grün begraben. Aber der Villa Malta gegenüber hat sich alles verändert; die hohen Mauern und die einst weltberühmten Gärten der Ludovisi sind gefallen und für immer zerstört.

Das Gemälde dieser Zerstörung hätte wohl verdient, durch die Kunst auf die Nachwelt zu kommen. Wenn sich ein Salvatore Rosa gefunden hätte, so würde er ein klassisches Bild davon entworfen und dasselbe „Verwüstung eines Paradieses“ genannt haben. Der Umbau Roms konnte Künstlern viele Szenen solcher Art darbieten. Zwei von diesen haben einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht: der Anblick der zerstörten Cestischen Brücke mit ihren Trümmermassen, vom Mond beleuchtet, und jener der Villa Ludovisi, wo Schwärme von Arbei-

tern wie Zigeuner im Walde an Feuern lagerten, wo sie dann ihr Zerstörungswerk trieben, Bäume und Büsche fällten, Hermen, Statuen und Vasen niederlegten, Hügel abtrugen, Wege ausgruben, Karren und Wagen mit Schutt beluden oder sie unter Staubwolken hinwegführten.

Bald wird ein neues Stadtviertel auf dieser Seite der Villa Malta alle Reize ländlicher Stille vernichtet haben. Ich will deshalb nicht behaupten, daß die Axt des Spekulanten auch über dem ehemaligen Besitztum Ludwigs von Bayern schwebt. Heute aber sieht es aus, als habe sich die Villa Malta in den Schutz der Villa Medici geflüchtet, an welche sie grenzt, und solange dieses herrliche Eigentum Frankreichs dauert, wird vielleicht auch jene fortbestehen.

Wenn der vorliegende Band Sie befriedigt hat, dann lassen Sie sich von Ihrem Buchhändler folgende Bände des Paul Aretz-Verlages vorlegen:

FERDINAND GREGOROVIUS:

Glanz und Untergang Roms

Mit 8 Bildtafeln, 352 Seiten Umfang. Eleganter Geschenkeinband nach Entwürfen von Georg Salter . . . RM 2.85

Die Regierung des Kaisers Hadrian fällt in die Zeit der Dekadenz der Antike. Man hat sie als das *glücklichste Zeitalter des römischen Reiches*, wenn nicht der Menschheit gepriesen. Sie glänzt noch heller durch die Verschmelzung der hellenisch-römischen Kultur, deren Vertreter Hadrian war. Seine Künstlerseele schwärmt in den Schönheitsidealen der antiken Welt. Das Reich steht unter ihm im Zenit seiner Macht, und er schwelgt als ein universaler Geist in dessen Kulturfülle. Eroberungen sucht er nicht. Den höchsten Genuß des Herrschers sieht er in Bauten und Kunstschöpfungen. Er ist Gelehrter, Künstler, Dichter, Arzt, Astrologe, dabei ein hervorragender Staatsmann und der gerechteste römische Kaiser. Unter diesem geistreichen Sophisten auf dem Thron der Cäsaren, der Athen erneuerte, *strahlt die Antike ihren letzten Glanz aus.* Die Apotheose des Altertums hat Hadrian vollzogen.

In Neuauflage mit neuem Einband erschien das berühmte Buch:

FERDINAND GREGOROVIUS:

Lukrezia Borgia

Vornehm ausgestatteter Ganzleineneinband, 400 Seiten stark, mit 8 Tafeln. Einbandentwurf von Georg Salter RM 2.85

Lukrezia Borgia, *die unseligste und faszinierendste Frauengestalt der modernen Geschichte*, fand in Gregorovius ihren klassischen Biographen. Sein Buch ist ein *Meisterwerk der Geschichtsforschung*, künstlerisch in der Form, romanhaft spannend, leicht und flüssig zu lesen. Glanzvolle Schilderungen des Lebensstils der Renaissancepäpste und -Menschen, unter denen Lukrezia als Mänade mit den schönen Zügen einer Grazie lebt, geben dieser Biographie den Rahmen.
Wenige Frauen haben einen so großen Reiz auf die Mit- und Nachwelt ausgeübt wie dieses junge Weib, dem nur die gewaltige Umwelt fehlte, um zu einer Kleopatra zu werden. Gregorovius schuf mit dieser Lukreziabiographie ein Werk, das zu den meistgelesensten Büchern deutscher Geschichtsliteratur gehört, weil es unvergängliche Werte in sich birgt. Die vorliegende illustrierte Ausgabe in bester Ausstattung wird daher allen Geschichtsfreunden willkommen sein.

PAUL ARETZ VERLAG / G. M. B. H. / BERLIN

Wichtige Neuerscheinung:

OTTO KIEFER

Kulturgeschichte Roms

430 Seiten Umfang, 100 Abbildungen auf Tafeln.
Ein Prachtband in Lexikonformat. Ganzleinen RM 6.—

Das römische Imperium ist zweifellos die größte Gestaltung des Machtgedankens in der Welt gewesen, gleichzeitig der lebendige Ausdruck des römischen Machtmenschen. Der römische Staat war von jeher im Brennpunkt des Interesses aller Gebildeten, der Römer selbst blieb so gut wie unbekannt. In der Seele dieses Machtmenschen schlummerten jedoch noch ganz andere Triebe und Empfindungen; er war auch Mensch im eigentlichsten Sinn des Wortes. Diesem *heroischen Menschen* näherzukommen, ihn zu sehen in allen seinen Regungen, auch den uns fremdartigsten, das ist die Aufgabe dieses Buches. Wir sehen da den Römer als Liebenden, als Gatten, als Vater, als Herrn seiner Sklaven, aber auch bei seinen Festen und bei der Ausübung religiöser Gebräuche. Wir erleben die *unheimliche Pracht seiner Spiele*, wie sie mehr und mehr der Roheit verfallen. Daneben hören wir aber auch die *bestrickenden Töne der Dichtung;* wir sehen den Römer als zarten Liebesdichter, als Frauenverehrer, als Genießer. Schließlich gehen wir mit dem gebildeten Römer in die *Hörsäle der Philosophen*, verfolgen mit Interesse, wie er sich im Stoizismus die ihm wesentliche, auf den Leib zugeschnittene Lebenslehre schuf.

Und wir begleiten das Römertum endlich von seinen glänzenden Höhen in die sogenannten Zeiten des Verfalls, in die Zeiten der großen inneren und äußeren Umwandlungen, genannt *„Untergang der Antike"*. Der Verfasser sucht gerade diese oft nur äußerlich erfaßte Erscheinung von ihren verschiedenen Seiten aus zu beleuchten und kommt so zu ganz neuen Ergebnissen.

Otto Kiefers auf moderner Forschung beruhende Kulturgeschichte, wird in den Kreisen der Gebildeten das größte Interesse hervorrufen. Sorgfältig ausgewähltes Illustrationsmaterial erhöht den Wert des Buches, dessen außergewöhnlich billiger Preis die Anschaffung wesentlich erleichtern wird.

Die erste moderne römische Kulturgeschichte.

PAUL ARETZ VERLAG / G.M.B.H. / BERLIN

University of
Connecticut
Libraries